Princeton University Library
32101 065088591

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
MAY
1915

Corporate Directory of the Community Movement

Presented by
The Council of 1915

Digitized by Google

Digitized by Google

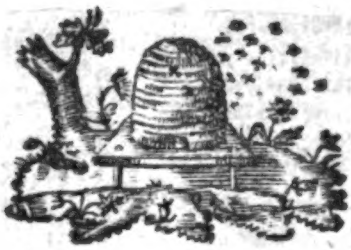
Neues Hannöverisches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

welche

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahret sind.



9ter Jahrgang.

vom Jahre 1799.

Hannover,
gedruckt bei G. C. Schlüter, Landschaftl. Buchdrucker.
1800.
Printed in Germany

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſtes Regiſter.

Rubriken, vom Jahr 1799.

Stück.

1. Ueber Einſammeln und Aufbewahren der vorzüglichſten wilden (deutſchen) Holzſaamen. Als Antwort auf die im 98ſten Stück des hannöverſchen Magaz. vom vor. Jahre befindliche Anfrage. Von Hrn. J. B. Wächter zu Clausthal.
2. I. Fragmente über Trennung und Wiederſehen. Von Hrn. J. C. A. Müller zu Schneckenberg.
II. Warnung für Oekonomen.
3. I. Nachricht von einigen liturgiſchen Verbeſſerungen in einer Landgemeinde. Von Hrn. Georg Wilhelm Block zu Holtorf bei Sartow.
II. Ein Wort über die Weihnachtstannen. Vom Hrn. Forſtinſpector G. W. Lemcke in Hannover.
4. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Hiſtoriſch-diplomat. Berichtigungen. Von Hrn. Wedekind in Lüneburg.
III. Aepfel und Birn lange Zeit aufzubewahren.
5. Unterſuchungen über die Urſachen der Ungleichheit der Aufnahme und des Verfalls des Geſchmacks bei verſchiedenen Völkern. Aus dem Schwed. überſ. von Hrn. J. G. Blumhof.
6. Fortſetzung.
7. I. Authentiſche Erzähl. eines Officiers von der Flotte unter Commando des Vicеadmirals Nelſon, von Zeit des Abſegelns von Gibraltar, bis zum Schluß der glorreichen Bataille an der Mündung d. s Nils. Von Hrn. H. G. zu London.
II. Meine Beobachtungen über den Rebenſtecher oder Rüſſelkäfer, Curculio Bacchus *Linn.*, und deſſen Vertilgung. Von Hrn. W. zu E.

Stück.

8. Fortſetzung der im 6ten Stück abgebrochenen Abhandlung.
9. Fortſetzung.
10. I. Schluß.
II. Schluß des im 7ten Stück abgebrochenen erſten Aufſatzes.
11. Gemeinnützige architektoniſche Miscellaneen. Nicht blos für Werkgelehrte, ſondern auch für Layen verſtändlich. Vom Hrn. Oberſtlieutenant Müller in Göttingen.
12. Fortſetzung.
13. I. Schluß.
II. Merkwürdige Erfindung eines Mittels den Blattern vorzubeugen. (Aus einer engl. Zeitung, the Observer. Nro. 359)
14. Etwas von Waſſerhoſen und Wetterwirbeln. Vom Hrn. J. G. L. Blumhof in Göttingen.
15. I. Schluß.
II. Anmerkungen über das Hauen des Zimmerholzes Von Herrn H. P. Winge. (Aus dem Schwed. überſetzt von J. G. L. Blumhof in Göttingen.)
16. I. Ueber die Mamlucken. Vom verſtorbenen Hrn. Amtsvogt Palm zu Scheeſel.
II. Etwas über den Runkelrübenbau. Vom Herrn Ziegelverwalter Franz Friedr. Wundram in Herrenhauſen.
17. I. Schluß des erſten Aufſatzes im vorhergehenden Stück.
II. Anfrage.
18. I. Etwas über das Schauſpiel überhaupt, in beſonderer Rückſicht auf das hieſige.
II. Meine Methode, die Reſeda zu hohe Pyramiden zu ziehen. Von Hrn. W. zu E.

Hdz. 43

491123

Digitized by Google

Abt, Abtei, Abtissin, Abtrünnige, Abwesenheit, Accidentien, Accise, Accisor, Accord, Accordant, Accordiren, Accordsmann, Accordsmeister, Accordsmeisterei, Accordsmeisterin, Accordsmeisterschaft, Accordsmeisterstelle, Accordsmeisterwahl, Accordsmeisterwürde, Accordsmeisterzeit, Accordsmeisterzimmer, Accordsmeisterzimmerchen, Accordsmeisterzimmerlein, Accordsmeisterzimmerleinchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchenchen, Accordsmeisterzimmerleinchen

Stück.

stehen. Von Hrn. J. H. M. Poppe in Göttingen.

III. Beantwortung der Anfrage über den Winterblumenbau im 20ten Stück des neuen hannöv. Magazins von diesem Jahrg. Von Hrn. M zu P.

32. Etwas über den unweisen Fleiß studirender Jünglinge, vorzüglich kurz vor den akademischen Jahren. Aus dem Lateinischen des verstorbenen Superintendenten und vormal. Directors Ballhorn übersetzt, vom Hrn. Doktor Ballhorn in Hannover.

33. I. Schluß.

II. Etwas für Thierärzte und Oekonomen, vorzüglich für Federviehliebhaber.

34. I. Würde und Glückseligkeit. Vom Hrn. Hofrath Feder in Hannover.

II. Beantwortung der im 22ten St. des neuen hannöverschen Magazins enthaltenen Anfrage.

35. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Ueber die Bedüngung der Kleefelder, als Beantwortung der im 17ten Stück des neuen hannöverschen Magazins befindlichen Anfrage: Kann man den Klee mit Kalk düngen, wie wird damit verfahren u. s. w. Von Hrn. Wdm. zu E.

III. Anfrage.

36. I. Von einigen Bienenpflanzen. Vom Hrn. Kaufhandelscommissair Schulz in Lüneburg.

II. Auf Erfahrung gegründeter Vortheil, viel und guten Nelkensaamen zu bauen.

37. I. Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1799. Von Hrn. W. zu C.

II. Ueber den Kaffee und dessen Surrogate. Von Hrn. Fr. B.

38. I. Ueber die vortheilhafte Benutzung der Strangenschlag- und Ufer-hölzer. Vom Hrn. Professor M. F. G. Leonhardi in Leipzig.

Stück.

II. Geographische Bestimmung von Hannover. Vom Hrn. Professl. Seyffer in Göttingen.

III. Von der baldigen Gewinnung guter Obstbäume, ohne Pfropfen und Okuliren, durch Absenken in der Höhe.

39 I. Rübenzucker.

II. Vorschlag zur Benutzung eines, dem Anschein nach im hiesigen Lande noch ziemlich unbekannten Brennmaterials. Von Hrn. E. Görtz zu Sternberg.

40. I. Einige Blumen auf Lichtenbergs Grab. Von Hrn. J. G. L. Blumhof.

II. Ueber den Kalkdünger auf Kleeäckern.

III. Geheimniß für die, welche Hühner haben.

41. I. Bemerkungen über die Kakerlaken.

II. Nachricht von der Erwerbsanstalt bei dem Königl. Preussischen Regimente Prinz Ferdinand in Neu-Ruppin.

42. I. Beobachtungen über den Milanesischen Nachtwandler. Von Herrn W. H —

II Bitte um einen guten Rath.

43. I. Von der successiven Abnahme der Höhe und Stärke unserer Waldbäume. Von Hrn. J. F. Wächter zu Clausthal.

II. Wider die Unfruchtbarkeit der Obstbäume.

44. I. Ueber den Anbau der Eicher und der Kaffeerinde. Von Hrn. K. zu W.

II. Noch etwas über den Runkelrübenbau.

45. I. Vorlesung des Hrn. Hofr. Heyne in der Societätsversamml. am 20ten April 1799. Als Gedächtnißrede auf den am 4ten April verstorbenen Hrn. Hofrath Satterer. Aus dem Lat. ins Deutsche übersetzt von Hrn. August Ernst Zinserling.

II. Die einfachste Methode frühen Kopfsallat zu gewinnen. Von Hrn. Kellner zu Stade.

46. I. Einige Worte über des Herrn Doktor Leibbrands Dank für Schwangere, nebst Darstellung der wahren Be

Digitized by Google

Stück.

Beſtandtheile deſſelben. Vom Herrn Beracomm ſſair Weſtrumb in Hameln.

II. Von tollen Hunde.

III. Mittel wider d. Durchf. junger Kälber.

47. I. Herrn Profeſſor Sadds Verſuche über die ungleiche Wirkung der Herbſtfröſte auf den Ackerbau und die Pflanzungen. Aus dem Schwediſchen überſetzt von Hrn. J. G. L. Blumhof.

II. Verbeſſerte Anweiſung, ſich für große und kleine Haushaltungen Syrup ohne viele Koſten ſelbſt zu verfertigen.

48. Ueber den Zungenkrebs unter dem Rindviehe. Vom Herrn Hofrath, Brunnenarzt und Phyſicus Doktor R. A. Zwierlein zu Brückenau.

49. I. Fortſetzung.

II. Erfahrung vom weißen Kohlſaamen.

50. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück

II. Ueber den Anbau der teltower Rüben auſſer ihrem Vaterlande. Vom Hrn. Paſtor C. L. Wundram zu Ebbesdauſen.

51. I. Gedanken über die Frage: Sind die Theilungen gemeinſchaftl. Bauernforſten für die Intereſſenten und das Publikum ſchädlich oder vortheilhaft? Von Hrn. R.

II. Beantwortung der im 42ten Stück des neuen hannöverſchen Magazins von dieſem Jahre befindl. Anfrage: Wie man Bücher überhaupt gegen Würmer ſchützen, insbeſondere wie man das den Lederbänden ſo ſchädliche Inſekt wieder vertreiben oder von künftigen Angriffen auf dieſelben abhalten könne?

52. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Ueber den auf dem Lande ſo allgemeinen Unfleiß im Schulgehen, nebſt einem neuen für ſehr wirkſam erfundenen Mittel dagegen. Von den Hrn. Gebrüdern Freye zu Wienbergen und Ubbendorf.

Stück.

53. I. Ueber den Rehburger Brunnen. Vom Hrn. Hof- u. Brunnenmedicus Biedermann.

II. Etwas über Eſſig und die Prüfung deſſelben. Vom Hrn. Profeſſor und Apotheker Doct. J. B. Trommsdorff in Erfurt.

54. I. Zucker und Salpeter aus Runkelrüben. Ein Beitrag zu den neueſten Verhandlungen die Runkelrübe betreffend. Vom Hrn. H. zu W.

II. Sächſiſcher Zucker und Syrup aus Runkelrüben.

55. I. Schluß der erſten Abhandl. im vorhergehenden Stück.

II. Die allerbeſte Stiefelwichſe. Von Hrn. R.

56. I. Anklage gegen den Gebrauch der üblichen Schlußformeln in deutſchen Briefen.

II. Anfrage.

57. I. Schluß des erſten Aufſatzes im vorhergehenden Stück

II. Nachtrag zu dem in dem neuen hannöverſchen Magazin vom J. 1797. und zwar in dem 78ten Stücke eingerückten Aufſatze: Ueber den verſuchten Seidenbau in den nördlichen Prov. Deutſchlands. Von Hrn. R.

III. Etwas über die Beſtellung der Erbſen und Bohnen im Brachfelde. Von Hrn. J. H. K. zu Wrisbergholzen im Stift Hildesheim.

58. Ueber die öftern Unglücksfälle und Verletzungen der Menſchen in den Städten. Vom Hrn. Polizeicommiſſair G. B. Woempner in Hannov.

59. I. Empfehlung einer ausgedehntern Waldcultur durch Bepflanzungen. Von Hrn. J. K. Wächter zu Clausthal.

II. Von einer beſonders geſchwinden Art den Flachs ſo fein als Seide zu bereiten.

60. Etwas über Ziegeleien. Von Hrn. H. N. Danke zu Eſtrup.

Digitized by Google

Ex.
Exodus, das ander Buch Mosi.
Ezech. Ezechiel.
Esra. Esra.
Esth. Esther.
Ezech. Ezechiel.
Gal. Galater.
Gen. Genesis, das erste Buch Mosi.
Hab. Habacuc.
Hag. Haggai.
Hebr. Hebräer.
Hes. Hesekiel.
Hiob. Hiob.
Hos. Hosea.
Jac. Jacobus.
Jer. Jeremias.
Jes. Jesaias.
Joel. Joel.
Jon. Jonas.
Jos. Josua.
Jud. Judas.
Judic. Richter.
Klag. Klagelieder Jeremiä.
Lev. Leviticus, das dritte Buch Mosi.
Mal. Maleachi.
Marc. Marcus.
Matth. Matthäus.
Mich. Micha.
Nah. Nahum.
Neh. Nehemias.
Num. Numeri, das vierte Buch Mosi.
Obad. Obadias.
Offenb. Offenbarung Johannis.
Phil. Philipper.
Philem. Philemon.
Prov. Sprüche Salomonis.
Pred. Prediger Salomonis.
Ps. Psalmen.
Rom. Römer.
Ruth. Ruth.
Sam. Samuel.
Sir. Sirach.
Tim. Timotheus.
Tit. Titus.
Thess. Thessalonicher.
Tob. Tobias.
Weish. Weisheit Salomonis.
Zach. Zacharias.
Zeph. Zephanias.

Abgötterey, Ex. 32. Lev. 19. 26. Num. 25. Deut. 4. 5. 7. 12. 13. 16. 17. 27. 29. 31. Jos. 23. 24. Judic. 2. 6. 10. 17. 18. 1 Sam. 7. 15. 2 Sam. 5. 6. 1 Reg. 11. 12. 14. 15. 16. 18. 21. 22. 2 Reg. 1. 3. 5. 10. 11. 16. 17. 18. 21. 23. 1 Chron. 5. 10. 13. 16. 2 Chron. 11. 12. 13. 14. 15. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. Esra. 9. Neh. 9. Esth. 3. Hiob. 31. Ps. 16. 31. 44. 78. 81. 96. 97. 106. 115. 135. Prov. 30. Pred. 5. Jes. 1. 2. 10. 17. 19. 21. 27. 30. 31. 40. 41. 42. 44. 45. 46. 48. 57. 65. 66. Jer. 1. 2. 3. 5. 7. 8. 10. 11. 13. 16. 17. 18. 19. 22. 23. 25. 32. 35. 44. 48. 50. 51. Klag. 2. 4. Ezech. 5. 6. 7. 8. 14. 16. 18. 20. 22. 23. 30. 33. 36. 37. 39. 43. 44. Dan. 3. 5. 9. 11. Hos. 2. 4. 8. 9. 10. 11. 13. 14. Joel. 2. 3. Amos. 2. 3. 4. 5. 7. 8. 9. Jon. 1. 2. Mich. 1. 5. Nah. 1. Hab. 2. Zeph. 1. 2. 3. Hag. 2. Zach. 5. 10. 11. 13. 14. Mal. 2. 3. Weish. 12. 13. 14. 15. Sir. 30. 34. 36. 38. 40. 41. 44. 45. 46. 47. 48. 49. Bar. 6. 1 Macc. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 2 Macc. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. Matth. 3. 4. 6. 7. 10. 12. 15. 16. 18. 19. 22. 23. 24. 25. 26. 27. Marc. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. Luc. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. Joh. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. Apg. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. Rom. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 1 Cor. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 2 Cor. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. Gal. 1. 2. 3. 4. 5. 6. Eph. 1. 2. 3. 4. 5. 6. Phil. 1. 2. 3. 4. Col. 1. 2. 3. 4. 1 Thess. 1. 2. 3. 4. 5. 2 Thess. 1. 2. 3. 1 Tim. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 2 Tim. 1. 2. 3. 4. Tit. 1. 2. 3. Philem. 1. Hebr. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. Jac. 1. 2. 3. 4. 5. 1 Petr. 1. 2. 3. 4. 5. 2 Petr. 1. 2. 3. 1 Joh. 1. 2. 3. 4. 5. Jud. 1. Offenb. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22.

Abraham, Gen. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 20. 21. 22. 23. 24. 25. Ex. 2. 3. 4. 6. 32. 33. Lev. 26. Num. 32. Deut. 1. 6. 9. 10. 26. 29. 30. 34. Jos. 24. 1 Sam. 12. 15. 2 Sam. 7. 21. 1 Reg. 18. 2 Reg. 13. 1 Chron. 16. 21. 29. 2 Chron. 6. 20. 30. Esra. 9. Neh. 9. Hiob. 42. Ps. 47. 89. 105. 106. 135. Jes. 29. 41. 51. 63. Jer. 33. Ezech. 33. Dan. 3. Mich. 7. Weish. 10. 18. Sir. 44. Bar. 2. 1 Macc. 2. 2 Macc. 1. 7. Matth. 1. 3. 8. 22. Luc. 1. 3. 13. 16. 19. 20. Joh. 8. Apg. 3. 7. Rom. 4. 9. 11. Gal. 3. 4. Hebr. 2. 6. 7. 11. Jac. 2.

Abrahams Kinder, Gen. 21. 25. 26. 28. 35. 36. 37. 46. 47. 48. 49. Ex. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. Lev. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. Num. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. Deut. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. Jos. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. Judic. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 1 Sam. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 2 Sam. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 1 Reg. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 2 Reg. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 1 Chron. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 2 Chron. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. Esra. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. Neh. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. Esth. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. Hiob. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. Ps. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. Prov. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. Pred. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. Jes. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. Jer. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. Klag. 1. 2. 3. 4. 5. Ezech. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. Dan. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. Hos. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. Joel. 1. 2. 3. Amos. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. Jon. 1. 2. 3. 4. Mich. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. Nah. 1. 2. 3. Hab. 1. 2. 3. Zeph. 1. 2. 3. Hag. 1. 2. Zach. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. Mal. 1. 2. 3. 4. Weish. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. Sir. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. Bar. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 1 Macc. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 2 Macc. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. Matth. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. Marc. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. Luc. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. Joh. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. Apg. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. Rom. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 1 Cor. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 2 Cor. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. Gal. 1. 2. 3. 4. 5. 6. Eph. 1. 2. 3. 4. 5. 6. Phil. 1. 2. 3. 4. Col. 1. 2. 3. 4. 1 Thess. 1. 2. 3. 4. 5. 2 Thess. 1. 2. 3. 1 Tim. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 2 Tim. 1. 2. 3. 4. Tit. 1. 2. 3. Philem. 1. Hebr. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. Jac. 1. 2. 3. 4. 5. 1 Petr. 1. 2. 3. 4. 5. 2 Petr. 1. 2. 3. 1 Joh. 1. 2. 3. 4. 5. Jud. 1. Offenb. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22.

Bonnet, Charles, 1720–1793, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40,

Zweites Kapitel.

Von Anekdoten überhaupt.

Anekdoten sind kleine Erzählungen, die sich auf

Seite.

Kann man den Klee mit Kalk düngen, und wie wird damit verfahren? 271, 564 f. 645 f.
Ueber die Blumentreiberei in gewöhnlichen Wohnzimmern, 319. 511
Wie man die Ameiſen aus einem Altar vertreibt, ohne den Altar umreiſſen zu dürfen, 351, 557, 1337, 1408
Beantwortung der im 43ten St. dieſes Magazins vom Jahre 1798. befindlichen Anfrage: die Vertilgung der Ratzen betreffend, 431
Wie man Bücher überhaupt gegen Würmer ſchützen, insbeſondere wie man das den Lederbänden ſo ſchädliche Inſekt wieder vertreiben, oder von künftigen Angriffen auf dieſelben abhalten könne, 683 f. 827, 847
Ueber die Vertilgung des ſchwarzen Kornwurms, 1055, 1249

II. Unbeantwortete.

Wie man die veredelte Wolle zu eignem Bedarf verarbeiten kann? 320
Welches ſind die neueſten und beſten Schriften über das in England und Holſtein übliche Parceliren der Landgüter? 320
Ueber die Erſcheinung des Merkurs vor der Sonnenſcheibe den 7ten Mai 1799. 573
Wie man bewirkt, daß ſich Pferde wenigſtens des Nachts niederlegen? 894
Apotheke, welche einer Gemeinde gehört, unter welchen Umſtänden die Verpachtung oder Adminiſtration derſelben vorzuziehen. 1055 f.
Architektoniſche Miscellaneen, 661 f.
Armenpflege, Ueberſicht der allgemeinen des K. Ch. Armencollegiums zu Hannover, von Michaelis 1798. bis 1799. 1661 f.
Aufbewahrung der vorzüglichſten wilden Holzſaamen, etwas darüber, 1 f.
Aufnahme und Verfall des Geſchmacks bei verſchiedenen Völkern, Urſachen davon, 65 f.

B.

Bäume, die, Bemerkungen über das Pfropfen derſelben, 978. Anweiſung ſolche abzuſenken, 1101 f. Mittel, ſchädl. Inſekten davon abzuhalten, 1177
Bataille, glorreiche des Rearadmirals Nelſon an der Mündung des Nils, 97 f. 151 f.
Bauernforſten, gemeinſchaftliche, ob die Theilungen derſelben für die Intereſſenten und das Publikum ſchädlich oder vortheilhaft? 813 f.
Berichtigungen, hiſtoriſch-diplomatiſche, 55 f.
Bibliothekinſtitut, Vorſchlag zu einem juriſtiſchen, 441 f. 497 f.
Bienenpflanzen, etwas über einige 575
Birn und Aepfel lange Zeit aufzubewahren, 63 f.
Blattern, merkwürdige Erfindung eines Mittels denſelben vorzubeugen, 205 f.
Bohlendächer, Vorzüge derſ. 174 f.
Bohnen und Erbſen, über deren Beſtellung im Braachfelde, 821 f.
Brennmaterial, ein dem Anſcheine nach im hieſigen Lande noch unbekanntes, Vorſchlag zu deſſen Benutzung 631 f.
Briefe, deutſche, Anklage gegen den Gebrauch der üblichen Schlußformeln in ſelbigen, 893 f.
Brodkaffee, 1117
Brücken, hölzerne, vortheilhafte Belegung derſelben mit Regelholze ſtatt der gewöhnlichen Bohlen, 163 f.
Brunnen, Rehburger, etwas über ſelbigen, 845 f.

C.

Caſſendefecte, wie ſelbigen vorzubeugen iſt, 395 f. 1405 f.
Celle, Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung der dortigen Schule, 1485 f.
Cuxhaven, am Ausfluß der Elbe, Witterung daſelbſt, 311 f. 591 f. 1229 f.

Seite.

D.

Dachfenſter, in der Dachfläche ſelbſt, 185
Dächer, gemeine, etwas darüber, 168 f.
Diplomatiſch = hiſtoriſche Berichtigungen, 55.

E.

Edelmuth, brittiſcher, 1477 f.
Einpöckeln, das, des Schweinefleiſches, etwas davon, 367
Einſammeln der vorzüglichſten wilden deutſchen Holzſaamen, etwas darüber, 1 f.
Erbſen und Bohnen, etwas über deren Beſtellung im Brachfelde, 821 f.
Erdbeerenſaft, gefärbter, gut riechender und ſchmeckender, wie ſolcher zu verfertigen, 1085 f.
Erdflöhe, ächt erprobtes Mittel, ſolche zu vertilgen, 1133.
Erdmandeln (Cyperus eſculentus) Abhandlung darüber, 1265 f.
Erwerbsanſtalt bei dem Königl. Preuſſiſchen Regimente Prinz Ferdinand in Neu-Ruppin, Nachricht davon, 663 f.
Erziehungs- und Schulweſen in Frankreich, etwas darüber, 1533 f.
Eſſig, etwas darüber und deſſen Prüfung, 855 f.

F.

Feuerhitze, die, Abhandl. darüber, 989 f.
Fiſche, wie man Seife aus ſelbigen bereitet, 1213 f.
Flachs, wie man ſolchen auf eine geſchwinde Art ſo fein als Seide zubereiten kann, 955 f.
Fledermaus-Dachfenſter, etwas darüber, 184
Fleiß, unweiſer, ſtudirender Jünglinge, etwas darüber, 513 f.
Fragmente über Trennung und Wiederſehen, 17 f.
Frankreich, etwas über das dortige Schul- und Erziehungsweſen, 1533 f.
Frieren, das, der Fenſter, über die Urſachen deſſelben. 1507 f.

G.

Gadd, Profeſſor, deſſen Verſuche über die ungleiche Wirkung der Herbſtfröſte auf den Ackerbau und die Pflanzungen, 749 f.
Gatterer, Profeſſor in Göttingen, Gedächtnißrede auf deſſen Tod, 717 f.
Geheimniß für die, welche Hühner haben. 651 f.
Gemüth, das weibliche, über die eigenthümlichen charakteriſchen Züge deſſelben, 289
Geſchmack bei verſchiedenen Völkern, über die Urſachen der Ungleichheit, der Aufnahme und des Verfalls deſſelben, 65 f.
Glückſeligkeit und Würde, Abhandlung darüber, 543 f.
Gildezwang, Abhandl. darüber, 1553 f.
Göttingen, Lectionsverzeichniß der dortigen Schule, 1389 f.
Grammatik, über einen Modefehler gegen ſelbige, 1067 f.
Granitfelſen, magnetiſche des Harzes, Nachricht darüber, 1345 f.

H.

Harz, Nachricht über magnetiſche Granitfelſen deſſelben, 1345 f.
Hauen des Zimmerholzes, Anmerkungen darüber, 230 f.
Hausgrillen, Mittel ſolche zu vertreiben, 1149 f.
Hecken, lebendige, von Anlegung und Wartung derſelben, 1183 f.
Heirathen, das, nach der Mode, ob ſolches vortheilhaft iſt, 358 f.
Heitzung ohne Feuer, 335
Herbſtfröſte, über deren ungleiche Wirkung auf den Ackerbau und die Pflanzungen, 749 f.
Himbeerenſaft, ſchön gefärbter, gut riechender und ſchmeckender, wie ſolcher zu verfertigen, 1085 f.
Hiſtoriſch = diplomatiſche Berichtigungen, 55 f.
Holzerſparung, Abhandl. darüber, 989 f.

Seite.

Holzmangel, Gedanken über die Urſachen deſſelben, und Mittel demſelben abzuhelfen, 1318 f.
Holzſaamen, die vorzügl. wilden deutſchen etwas über deren Einſammlung, 1 f.
Hühner, wie es anzufangen, daß ſie ſo gut im Winter, als im Sommer legen, 651 f.

J.

Jahrhundert, das 18te, wenn ſich ſolches endigt, 481, 1605 f.
Ilfeld, Verzeichniß der Lectionen auf dem dortigen Pädagogio, 465, 1357 f.
Inſekten, ſchädliche, Mittel ſolche von den Bäumen abzuhalten, 1177
Johannisbeerenſaft, ſchön gefärbter, gut riechender und ſchmeckender, wie ſolcher zu verfertigen, 1085
Jünglinge, ſtudirende, etwas über den unweiſen Fleiß derſelben, 513 f.

K.

Käfer, ſchwarze, Haußgrillen u. Ameiſen aus den Häuſern zu vertr. 1149 f.
Käſe, limburger, über die Verfertigung derſelben, 1643 f.
Käſtner, Hofrath, deſſen Rede zum Andenken weil. Hofr. Lichtenberg, 1245 f.
Kaffee, über eine der Geſundheit dienliche Zubereitung deſſelben, 287 f. Etwas über weſtindiſchen und deutſchen, 1389 f.
Kaffeeſurrogate, etwas darüber. 381 f. 599 f.
Kaffeeſtaude, über den Anbau derſelben 701 f.
Kakerlaken, Bemerk. darüber, 653 f.
Kampe, Franz Lebrecht, weil. Senator, Bauherr u. Mechan zu Göttingen, 501 f.
Kartoffeln, Mittel ſolche vor dem Ausarten im Felde und vor dem Auskeimen im Keller zu bewahren, 415 f. geſtorne, deren Einfluß auf die Milch der Kühe, 1498 f.
Kicher, über deren Anbau, 701
Kinderbälle, Rettung derſelben, 385 f.

Seite.

Kinderſpiele, in diätetiſcher Rückſicht betrachtet, 1297 f.
Kleefelder, über deren Bedüngung mit Kalk, 564 f. 645 f.
Kohlſaame, weißer, Erfahr. von ſelb. 795
Kopfſallat, früher, einfachſte Methode ſolchen zu gewinnen, 731 f.

L.

Lectionenverzeichniß, Ilfeldſches, 465 f. 1357 f.
Göttingiſches, 1389 f.
Lehnhard, Doktor, einige Worte über deſſen Trank für Schwangere, 733 f.
Lichtenberg, Hofrath, einige Blumen auf deſſen Grab, 637 f. Käſtners Rede zu deſſen Andenken, 1245 f.
Litturgiſche Verbeſſerungen in einer Landgemeinde, Nachricht davon, 33 f.

M.

Mamlucken, etwas darüber, 241 f.
Manſardedächer, etwas darüber, 171 f.
Meerrettig, über die Cultur deſſelben, 1645 f.
Mehl, das feinſte, wie ſolches beim Mahlen zu erhalten, 1517 f. 1565 f.
Miscellaneen, gemeinnützige architektoniſche, 161 f.
Mohn, etwas darüber, und deſſen leichteſte Bearbeitung zu Mohnöl, 477

N.

Nachtwandler, der Mailändiſche, Betrachtungen über ſelbigen, 669 f.
Nelkenſaamen, guten und vielen, wie man ſolchen erhält, 585 f.
Nelſon, Rearadmiral, Nachr. von deſſen glorreichen Bataille an der Mündung des Nils, 97 f. 151 f.
Nothwendigkeit phyſikaliſcher und mathematiſcher Kenntniſſe in der Oekonomie, 342 f.

O.

Obſtbäume, gute, von der baldigen Gewinnung derſelben ohne Pfropfen und

Seite.

und Okuliren, durch Absenker in der Höhe, 621, wider die Unfruchtbarkeit derselben, 699 f.
Oekonomen, Warnung für selbige, 31 f. etwas für selbige, 541 f.
Oekonomie, Nothwendigkeit physikalischer und mathematischer Kenntnisse in selbiger, 342 f.
Ordalien, fragmentarische Bemerkungen über den Ursprung, Wachsthum und Verfall derselben. 401 f.

P.

Pfingstmaien, vom Mißbr. derf. 1236 f.
Pfropfen, das, der Bäume, Bemerkungen darüber, 977 f.
Pocken, die, bei den Schaafen, über deren Inoculation, 1613 f.
Preisschrift, gekrönte, von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen 1055 f. 1613 f.

R.

Rebenstecher, oder Rüsselkäfer (curculio Bachus Linn.), etwas über dessen Vertilgung, 109 f.
Rechnungswesen, wie den Unordnungen in selbigem vorzubeugen ist, 396 f. Gedanken über die Unordnungen in selbigem, 1405 f.
Rehburger Brunnen, etwas über selbigen, 845 f.
Rettung der Kinderbälle, 384 f.
Rindvieh, Abhandlung über den Zungenkrebs unter selbigem, 765 f.
Rüben, teltower, etwas über deren Anbau ausser ihrem Vaterlande, 805 f.
Rübenzucker, Abhandlung darüber, 623 f. 1039, 1049
Runkelrübenbau, etwas darüber, 255, 711 f.

S.

Saft, von Erd- Johannis- und Himbeeren, Anweisung solchen zu verfertigen, 1085 f.
Salpeter und Zucker aus Runkelrüben, 861 f.

Seite.

Salzgurken auf russische Manier, 1627
Schaafwolle, von der Vermehrung derselben, 1197
Schaafpocken, die, über deren Inoculation, 1613 f.
Schauspiel, etwas über selbiges überhaupt, in besonderer Rücksicht auf das hiesige, 273 f.
Schiefer, künstlicher, 186
Schlußformeln, übliche in deutschen Briefen, Anklage gegen den Gebrauch derselben, 893 f.
Schnecken, wie man solche fangen kann, 1339
Schule, die, zu Celle, Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung derf. 1485 f.
Schul- und Erziehungswesen in Frankreich, etwas darüber, 1533 f.
Schulgeben, das, auf dem Lande, wirksames Mittel gegen den Unfleiß darin, 835 f.
Schulstuben, etwas über selbige, 1629 f.
Schwangere, des Doktor Lehnhards Trank für selbige, einige Worte darüber, 733 f.
Schweinefleisch, vom Einpöckeln desselben, 367
Seculum, das laufende, ob es mit dem 31ten December 1799. vollendet sey, 487 f. 1605 f.
Seidenbau, etwas über den versuchten, in den nördlichen Provinzen Deutschlands, 917 f.
Seife, über die Verfertigung einiger Arten derselben, 1151 f. wie man solche aus Fischen bereitet, 1213 f.
Selbstentzündung durch ein Vergrösserungsglas, 715
Singechöre, die, über die Verbesserung derselben, 1437 f.
Sirup, Mittel solchen ohne große Kosten selbst zu verfertigen, 661 f. sächsischer, aus Runkelrüben, 873
Spaarfeuerheerde, Rumfordsche, etwas darüber, 1611

Seite.

Spargel, der, Abhandl. darüber, 1369 f.
Spinne, die, iſt der ſicherſte Wetterprophet, 1275 f.
Stangenſchlag- und Unterhölzer, über die vortheilhafte Benutzung derſ. 607 f.
Steinpappe, 186 f.
Stiefelwichſe, die allerbeſte, Recept zu deren Verfertigung, 891 f.
Surrogate, des Kaffees, etwas darüber, 381 f. 599 f.

T.

Teltower Rüben, etwas über deren Anbau auſſer ihrem Vaterlande, 807 f.
Thierärzte und Oekonomen, etwas für ſelbige, 541 f.
Trank des Doktor Lehnhards, einige Worte darüber, 733 f.
Trennung und Wiederſehen, Fragmente darüber, 17 f.

U.

Unglücksfälle und Verletzungen, öftere, der Menſchen in den Städten, etwas darüber, 925 f.
Unterhölzer, über die vortheilhafte Benutzung derſelben, 607 f.

V.

Verbeſſerungen, liturgiſche, in einer Landgemeinde, Nachricht davon, 33 f. der Singechöre, 1437 f.
Verletzungen und Unglücksfälle, öftere, der Menſchen in den Städten, etwas darüber, 925 f.
Volksluſtbarkeiten, etwas darüber in Hinſicht ihres Einfluſſes auf Bildung und Wohlſtand, 1277 f.

Seite

W.

Waldbäume, von der ſucceſſiven Abnahme der Höhe und Stärke derſ., 685 f.
Waldkultur, Empfehlung einer ausgedehnteren durch Bepflanzungen, 941 f.
Warnung für Oekonomen, 31
Waſſerhoſen und Wetterwirbel, etwas darüber, 209 f.
Weibliche Gemüth, das, über die eigenthümlichen charakteriſtiſchen Züge deſſelben, 289 f.
Weihnachtstannen, ein Wort über ſelbige, 45 f.
Wetterwirbel und Waſſerhoſen, etwas darüber, 209 f.
Wetterprophet, der ſicherſte iſt die Spinne, 1273 f.
Wiederſehen und Trennung, Fragmente darüber, 17 f.
Witterung in Curhaven am Ausfluß der Elbe, 311, 591, 1229 f.
Würde und Glückſeligkeit, Abhandlung darüber, 543 f.
Wund-Anthyllis (Anthyllis vulnerar.) über den Nutzen derſelben beim Ausfuttern der Schaafe, 1171 f.

Z.

Ziegleien, etwas darüber, 957 f.
Zimmerholz, Anmerkung über das Hauen deſſelben, 230 f.
Zucker, deutſcher, Abhandlung darüber, 321 f. 623 f. Zucker und Salpeter aus Runkelrüben, 861 f. 1039
Züge, eigenthümliche charakteriſtiſche des weiblichen Gemüths, 289 f.
Zungenkrebs unter dem Rindviehe, Abhandlung darüber, 765 f.

Neues Hannöveriſches Magazin.

1tes Stück.

Freitag, den 4ten Januar 1799.

Ueber Einſammeln und Aufbewahren der vorzüglichſten wilden (deutſchen) Holzſaamen. Als Antwort auf die im 98ſten Stück des hannöveriſchen Magazins, vom vorigen Jahre, befindliche Anfrage.

In der angezogenen Nr. des hannöveriſchen Magazins befindet ſich eine Anfrage über das Einſammeln und Aufbewahren der Holzſaamen. Man erſieht aus derſelben nicht ganz deutlich, ob der Herr Anfrager nur Belehrung von dieſen Verrichtungen haben will, in ſo ferne ſie blos den weiß blühenden Akazienbaum, von deſſen oft untauglichem Saamen in der Anfrage die Rede iſt, betreffen; oder auch, in ſo ferne ſie ſich auf die vorzüglichſten (deutſchen) Waldbäume überhaupt erſtrecken. Mir iſt das letztere wahrſcheinlicher geweſen. Ich will daher in dieſer Hinſicht einige Nachrichten über die bemerkten Gegenſtände hier mittheilen. Vorher ſey es mir aber erlaubt, einige allgemeine Grundſätze über Einſammeln und Aufbewahren von Holzſaamen überhaupt mit Wenigem voran zu ſchicken. Aus ihnen wird ſich nicht allein die Zweckmäßigkeit gegebener Vorſchriften beurtheilen, ſondern auch, wenn man über ihre Richtigkeit einverſtanden iſt, leicht ein angemeſſenes praktiſches Verfahren von ſelbſt erfinden laſſen.

Bei dem Einſammeln kömt es darauf an, daß man wiſſe:

1. Wenn der Saame jeder Holzart reif ſey.
2. Wie die Volkommenheit (Keimfähigkeit) deſſelben beurtheilt und geprüft; und
3. wie und unter welchen äuſſeren Umſtänden das Einſammeln ſelbſt verrichtet werden müſſe.

Die Reifzeit der Saamen, und wie deren Einſammlung geſchieht, ſoll im Folgenden bei jeder Baumart näher angegeben werden. Dagegen will

ich über die Vollkommenheit des Saamen und unter welchen äusseren Umständen er am besten gesammelt wird, folgendes bemerken:

Die wesentlichen Theile des Saamen sind:

a) die Saamenlappen (Cotyledones), und

b) der Keim, dessen oberes von den Saamenlappen eingeschlossenes Ende, der künftige Stamm, das Federchen (Plumula), und dessen unteres Ende, die künftige Wurzel, das Schnäbelchen (Rostellum) genannt wird.

Von den Saamenlappen erhält der Keim seine erste Nahrung. Jene müssen also zur Ernährung, und dieser Annahme der Nahrung geschickt, d. h. vollkommen gebildet, nicht eingeschrumpft, trocken, fleckig u. s. w. seyn. Eine Beschädigung an den Saamenlappen ist indessen nicht so nachtheilig, wie eine Beschädigung an dem Keime, in welchem die Anlage zur künftigen Pflanze befindlich ist. Haben diese Theile äusserlich ihre unverletzte Bildung, ihre natürliche, gewöhnlich weißgelbe Farbe, und füllen sie die äusseren Umhüllungen des Saamen vollkommen aus, so kann man ziemlich sicher seyn, daß ein solcher Saame gesund und keimfähig ist.

Der Augenschein kann indessen doch trügen; folgende Versuche aber nicht. Man säe nemlich einige Saamen in einen Topf voll Erde, oder welche sie in Wasser ein; aus der Menge, die in beiden Versuchen keimen, läßt sich beurtheilen, auf wie viele gute Saamen man in einer gewissen Quantität Rechnung machen könne.

Bei dem Einsammeln selbst muß man überhaupt die Vorsicht beobachten, keine feuchte oder nasse, sondern blos trockene Saamen einzusammeln. Die Gründe werden sich im folgenden bestimmt ergeben.

Bei dem Aufbewahren der Saamen komt es auf die Kenntniß der Würkungen folgender Ursachen an:

1. Der Wärme.
2. Der Feuchtigkeit oder Näße; und
3. der Zeit.

Wärme und Feuchtigkeit sind die beiden großen Naturereignisse, wodurch überhaupt Leben in den Keimen organisirter Körper angefacht wird. Würken beide gemeinschaftlich auf ein Saamenkorn, welches sich an seinem natürlichen Keimungsorte, der Erde, befindet, so geht die Keimung sogleich vor sich. Die flüssigen Bestandtheile der Saamenlappen gerathen nemlich in Bewegung, in Gährung, dehnen die festen in der Länge und Dicke aus, wodurch zuvörderst

die

die äussere Umhüllung (die Schaale u. s. w.) zersprengt, und sodann der fernere Wachsthum eingeleitet wird. B findet sich der Saame aber nicht an seinem natürlichen Keimungsorte, so wird die Keimungsfähigkeit durch jene Ursachen zwar erregt, aber auch zugleich vergeblich erschöpft und anticipirt, weswegen der Saame nachher unmöglich aufgehen kann. Aber auch jede dieser Ursachen besonders hat auf denselben einen nachtheiligen Einfluß. Die Wärme verflüchtiget die flüssigen Bestandtheile desselben, welche bei der Keimung so wesentlich nothwendig sind; Feuchtigkeit und Näße hingegen verdirbt sie, indem sie sich mit ihnen vermischt, die Saamen ausdehnt und bei dem geringsten Grade der Wärme in denselben eine schädliche Gährung bewirkt, weswegen es auch im Ganzen sicherer ist, Saamen, welchen man aufbewahren will, und sich unter Schuppen, Decken u. s. w. verwahrt befindet, aus denselben heraus zu machen, wovon bei den Nadelhölzern hernach weiter gehandelt werden wird.

Will man also Saamen auf längere Zeit keimfähig aufbewahren, so muß man Wärme und Feuchtigkeit, die diese Eigenschaft zerstöhren, davon abzuhalten suchen.

Diese Eigenschaft des Saamen, welche hauptsächlich in dem natürlichen Verhältnisse der flüssigen Theile zu den festen ihren Grund hat, geht indessen doch mit der Zeit verlohren. Durch kein, auch noch so sorgfältiges Aufbewahren läßt es sich verhindern, daß jenes Verhältniß, bei dem steten Einflusse der atmosphärischen Luft und Wärme, nicht aufgehoben würde. Die Saamen trocknen nach und nach ein, und verlieren in gleichem Grade an ihrer Keimkraft, welches bei einigen schneller, bei andern später geschieht. Mit jedem Jahre nimt daher der Saame an seinem Werthe ab, und der frühes sie bleibt immer der beste. Wie lange etwa der Saame jeder Holzart sich unversehrt aufbewahren lasse, soll bei den Holzarten angegeben werden.

Allgemeiner Grundsatz des Aufbewahrens jedes Saamen ist demnach:

Alles zu entfernen, was die Bestandtheile desselben in Gährung bringen, sie verflüchtigen u. verderben könnte d. h. ihn trocken und nicht warm zu halten, und nur auf möglichst kurze Zeit liegen zu lassen. —

Hieraus folgt:

1. Je dünner die Saamen an ihrem Aufbewahrungsorte auseinander gebreitet liegen, je weniger sie sich also unter einander erhitzen können, je länger conserviren sie sich.

2. Große Böden, auf welchen die Saamen nur für dem Erfrieren gesichert seyn müssen, bleiben immer die besten Aufbewahrungsorte.

3. Große und fleischige Saamen, z. B. der Eiche und Büche, erhalten sich in der Regel nicht so lange gesund, wie kleinere und trocknere.

Ferner ist noch zu merken:

a) Je länger der Saame in der Erde liegen kann, ohne seine Keimungskraft zu verlieren, je länger kann er auch aufbewahrt werden. Z. B. der Heinebüchensaame.

b) Saame mit fleischigen Umhüllungen (Elzebeerbaum, Cratagus torminalis — Vogelbeerbaum, Sorbus Hucuparia etc.) lassen sich in denselben ein Jahr erhalten.

c) Geflügelte Saamen müssen vor ihrem natürlichen Abfliegen gepflückt, oder bei stillem Wetter abgeschlagen werden.

Was den Schutz der Saamen gegen Insekten, Mäuse ꝛc. betrift, so können darüber keine allgemeine Grundsätze aufgestellt werden. Jeder Haus- und Forstwirth wird seine Saamen nach den Ortsumständen gegen die Demonstrationen dieser herumstreifenden Horden zu sichern wissen.

Nun von dem Einsammeln und Aufbewahren einer jeden Holzart besonders, und zwar.

I. Der Laubhölzer.

1. Die Eiche: Reifzeit des Saamen: October. Man klopft die Eicheln, oder läßt sie von selbst herunter fallen, sammelt sie in Säcke, schüttet sie auf Böden oder legt sie in recht trockenen Sand. Sie dürfen durchaus nicht dicke auf einander liegen, müssen öfters umgeharkt werden, und conserviren sich mit Sicherheit nur bis zum folgenden Frühjahre.

2. Die Büche. Der Saame verhält sich in allen Stücken wie der der Eiche, und muß daher auch eben so behandelt werden. Nur ist er, wegen der Menge des in ihm enthaltenen Oels dem Verderben noch leichter ausgesetzt.

3. Die Heinbüche (Carpinus betulus) Reifzeit d. S. Ausgang Septembers und Octobers. Der Saame wird mittelst der ihn umgebenden flügelartigen Umhüllungen vom Winde umher geführt, und muß daher vorher mit denselben abgepflückt, und hernach

Stationen, welche Telegramme zu befördern haben, sind mit Telegraphenapparaten ausgerüstet, welche in Verbindung mit den Leitungen stehen. Die Apparate sind in Telegraphenbüreaus aufgestellt, welche in der Regel mit den Postämtern vereinigt sind. Die Telegraphenbeamten sind zugleich Postbeamte.

Die Telegraphenleitungen werden in der Regel an den Eisenbahnen entlang geführt. Sie bestehen aus Eisendrähten, welche auf Stangen ausgespannt sind. Die Stangen sind in Abständen von 50 bis 60 Metern aufgestellt. Die Drähte sind an Porzellanisolatoren befestigt, welche auf den Stangen angebracht sind. Die Isolatoren verhindern, daß der elektrische Strom von den Drähten in die Stangen und in die Erde abfließt.

Die Telegraphenapparate sind so eingerichtet, daß sie die Zeichen des Morseschen Alphabets geben. Dieses Alphabet besteht aus kurzen und langen Strichen und Punkten. Die Buchstaben werden durch Gruppen dieser Zeichen dargestellt. Der Beamte, welcher ein Telegramm aufgibt, schreibt es auf ein Formular. Er gibt es dann dem Beamten, welcher es telegraphieren soll. Dieser Beamte setzt den Apparat in Bewegung und gibt die Zeichen. Der Beamte, welcher das Telegramm empfängt, schreibt es auf ein Formular. Er gibt es dann dem Empfänger.

Die Telegraphenverwaltung befördert Telegramme für jedermann. Sie berechnet dafür eine Gebühr. Diese Gebühr richtet sich nach der Entfernung und nach der Anzahl der Worte. Sie wird im voraus bezahlt. Die Telegraphenverwaltung haftet für Verlust und Verspätung der Telegramme. Sie ersetzt den Schaden, welcher dadurch entsteht.

Die Telegraphenverwaltung hat auch Fernsprechanlagen eingerichtet. Diese Anlagen dienen dem Verkehr zwischen Städten und Ortschaften. Sie bestehen aus Leitungen, Apparaten und Vermittlungsstellen. Die Leitungen sind ähnlich wie die Telegraphenleitungen gebaut. Die Apparate sind Mikrophone und Telephone. Die Vermittlungsstellen sind in den Postämtern eingerichtet.

Die Fernsprechgebühren werden nach der Zeit berechnet. Sie werden monatlich bezahlt. Die Telegraphenverwaltung hat auch Rohrpostanlagen eingerichtet. Diese Anlagen befördern Briefe und kleine Pakete durch Rohre. Sie sind in großen Städten eingerichtet. Sie dienen dem Verkehr zwischen Postämtern und Geschäftshäusern.

Fig. 19.

Fig. 20.

Fig. 21.

Fig. 22.

Fig. 23.

Fig. 24.

Fig. 25.

Fig. 26.

Fig. 27.

Fig. 28.

Fig. 29.

Fig. 30.

Fig. 31.

Fig. 32.

Fig. 33.

Fig. 34.

Fig. 35.

Fig. 36.

Fig. 37.

Fig. 38.

Fig.

bei gute Dienste. Sicher ist diese Verfahrungsart ohne Zweifel, aber sie geht, ausgenommen bei den Zapfen der Weißtanne (P. picea L.) langsam von Statten und würde bei den Lerchenzapfen beinahe völlig unbrauchbar seyn.

Nach Nr. 2. werden die Zapfen

a) in warmen Stuben auf schichtweis befestigten, gepflochtenen ꝛc. Hoorden, welche, wenn sie weit sind, unten mit Tüchern oder dergleichen zum Auffangen des Saamen bespannt seyn müssen, dünne auseinander aufgeschüttet, dann und wann mit Wasser besprengt, öfter umgekehrt, und nützlich bald dem Ofen näher, bald entfernter gebracht. Die Schuppen öfnen sich sodann bald, und dieses Verfahren geht nicht allein schnell von Statten, sondern liefert auch guten Saamen; Oder

b) in Backöfen, wenn vorher in denselben gebacken worden ist, geschoben. Gegen dieses Verfahren ist, wegen der Leichtigkeit die Saamen zu verbrennen, mit Recht geeifert worden. Wenn es aber unter der Aufsicht kundiger Leute geschieht, so ist es einerlei, ob die Wärme aus dem Backofen, oder aus dem Stubenofen kömt. Oder

c) wie in Tyrol, die Zapfen der Lerchenbäume, gekocht, oder in feinen Laken in den Dampf von kochendem Wasser gehalten. Die Saamen quillen hierdurch auf, und sind gröstentheils unbrauchbar, u. s. w.

Das mechanische Verfahren Nr. 3. wird meines Wissens erstlich nur bei den Lerchenzapfen, deren Schuppen sich durch alle Methoden von eins bis sechs sehr schwer öfnen, und zweitens bei den Kieferzapfen angewandt. Die ersteren werden mit einem Messer in Stücke gespalten, und sodann die Schuppen eine nach der andern geöfnet — Ausklenzen; — und die letzteren werden in manchen Gegenden in große Säcke gethan, und sodann die Schuppen aufgedroschen. Hierdurch wird manches Saamenkorn zerquetscht.

Der auf eine oder die andere dieser Arten ausgemachte Saame, zumal, wenn er von den Flügeln durch Reiben, gelindes Schlagen in Säcken ꝛc., befreiet worden ist, hält sich einige Jahre. Man hat Beispiele, daß vierjähriger Fichtensaame, obwohl spät, angegangen ist. Dazu ist aber erforderlich, daß er auf Böden dünne aufgeschüttet liegt, und öfter wie Korn umgestochen, oder umgeharkt wird. Wollte man den Saamen mit den Zapfen aufschütten, so würde dieses nicht allein

lein mehr Raum einnehmen, sondern auch der Güte des Saamen nachtheilig seyn.

Nun das Nähere bei jeder Holzart:

1. Die Weißtanne (P. picea L.). Reifzeit des Saamen: September. Der Saame wird auf die nach Nr. 1. beschriebene Art leicht gewonnen. Von Natur fällt er mit samt den Schuppen ab.

2. Die Fichte (P. Abies L.). Reifzeit des Saamen: October. Die Zapfen werden wie die vorigen gepflückt, und der Saame nach Nr. 2. a) am besten gewonnen.

3. Die Kiefer. Reifzeit des Saamen: November. Zu dieser Zeit befinden sich zweierlei vollkommene Zapfen auf den Kiefern. Die erstern haben bereits ihren Saamen ausgestreut, und stehen mit weit geöfneten Schuppen auf den Zweigen; die andern sind diejenigen, welche in diesem Herbste reif geworden sind, und sich gegen künftiges Frühjahr öfnen. Letztere darf man nur einsammeln. Dieses geschieht am vortheilhaftesten in den Monaten December und Januar. Das Ausmachen der Saamen geschieht nach Nr. 1., noch besser aber nach Nr. 2. a).

4. Die Lerche. Reifzeit des Saamen: October. Das Oefnen der Schuppen geschieht, wegen der Menge des Harzes, selbst von der Natur öfters erst im zweiten Frühjahr. Durch sichere künstliche Mittel geht es nur langsam von Statten; man muß daher gewöhnlich zu dem Oefnen mit Messern seine Zuflucht nehmen.

Klausthal. J. B. Wächter.

Hannöveriſches Magazin.

2tes Stück.

Montag, den 7ten Januar 1799.

Fragmente über Trennung und Wiederſehn.

Unter den mannichfaltigen Ereigniſſen, die uns bei den vielen Abwechſelungen des Lebens merkwürdig ſind, und großen Einfluß auf unſer Herz haben, verdienen auch mit allem Recht Trennung und Wiederſehn genannt zu werden. So lange Menſchen lebten, gab es Trennung und Wiederſehn, und ſo lange Menſchen leben werden, werden ſie Statt finden und gleichen Eindruck auf uns machen.

Trennungen ſind rührend, ſie ſind wohlthätig und nothwendig. Wiederſehn iſt auch rührend, aber verſchieden von der Rührung bei der Trennung. Wiederſehn fordert uns auf zum Danke gegen die Vorſehung; und giebt uns ein ſeliges Vorgefühl von dem Wiederſehn des Unſrigen in jenem Leben.

Trennungen ſind rührend. Wer nur einmals Zeuge einer ſchmerzlichen Trennung war, wird dieſes zugeben.

Glücklich ſehen wir jene Familie in Liebe und im Genuſſe der häuslichen Freuden leben, — allein es nähert ſich der Zeitpunkt, wo eines von den theuren Pfändern der Liebe ſich von der Familie trennen ſoll. Tiefe Stille beginnet zu herrſchen; Aller Herzen öfnen ſich; und Jeder fängt an, den ſtärker zu lieben, welchen er jetzt verlaſſen ſoll. So eilen die letzten Stunden unter ernſthaften Unterredungen vorüber; und hofnungsvolle Wünſche in Anſehung der uns verborgenen Zukunft vollenden die Unterhaltung.

„Lebe wohl, mein Sohn! Lebe wohl, meine Tochter"! — Die letzten Worte des Vaters — „in der Ferne bleibe Gott dein Führer. Liebe die Wahrheit, und heuchle nicht, ſo wirſt du die Freude meines Lebens und der Troſt meines Alters ſeyn". Und wen rührt nicht die Stimme der weinenden Mutter! „Erfülle meine Bitte, ſie betrift dein Wohl, ſie betrift meine Ruhe. Dein Lebelang

habe Gott vor Augen, so wird mein Herz nie durch einen ungerathenen Sohn, durch eine ungerathene Tochter gekränkt werden". —

Wir wollen nicht verweilen bei den Herzensergießungen der Uebrigen — wie betrübt sich Jeder von dem scheidenden Bruder, von der scheidenden Schwester trennt — wie ihre Segnungen und gute Wünsche jene begleiten! —

Trennungen sind rührend; und wir dürfen nicht blos bei den Trennungen derer stehen bleiben, welche das Band des Bluts und der besondern Liebe an einander fesselt.

Das Herz des treuen Lehrers fängt an Wärme zu fühlen, wenn seine guten Schüler sich zum letztenmale um ihn her versammeln. Es hören die engen Verbindungen auf, in welchen er bisher mit ihnen stand. — Er war ihr Rathgeber, und sie kannten sein Herz. — Sind die Herzen der Kinder gut gebildet, so werden sie es empfinden, was sie ihm verdanken, was sie durch ihn geworden, und durch die Befolgung seiner Lehren noch werden können; sie werden fest an ihm hangen, und nicht mit gefühllosem Herzen von ihm scheiden. —

Trennungen sind rührend. Der Freund soll vom Freunde scheiden — ihm nichts mehr sein von Kummer oft gepreßtes Herz öffnen; nicht mehr mündlich seine Freude mit ihm theilen; nicht mehr die ächten Proben der Freundschaft genießen. — Doch er kann ihn noch nicht lassen; wir sehen ihn noch immer bei seinem Freunde weilen; sehen ihn noch zuletzt dem Freunde das Pfand der genossenen Liebe und der genossenen Freundschaft geben.

Hier sey es mir erlaubt, die Gedanken an den Ort hinzuleiten, wohin Jünglinge aus allen Gegenden sich begeben, um sich mit Weisheit und Kenntnissen für ihr künftiges Glück zu bereichern. — Gerade in diesem Alter ist das Herz der Freundschaft vorzüglich fähig. — Gleiche Geschäfte, gleiche Bestimmungen, vereinigen uns hier. — Man lernet manchen edlen Jüngling von dem besten Herzen, und von den vortrefflichsten Gesinnungen kennen. — Der Bund der Freundschaft wird geschlossen; und die Trennung von diesem erschwert vorzüglich meinen Abschied. Ich weiß, er war so gut und so edel; von diesem soll ich scheiden — und mit welchen Gedanken? — Wir wissen es beide, wir werden uns nicht wieder sehen. — Wir trösten uns, daß das Band der Freundschaft nicht blos für diese Welt sich knüpft, sondern, daß der wahre Werth der Freundschaft erst erkannt werden soll jenseits des Grabes; wenn der Vorhang gefallen; wenn ein schöners Morgenroth den Himmel zu erleuchten beginnt; wenn eine schönere Sonne den großen herrlichen uns gesegneten Tag des ewigen Friedens verkündet. — Allein bis dahin bringe nicht

nicht dein beredtes Auge, nicht deine flammende Sehnsucht deinen Freund in deine Arme zurück. —

Schwache Hofnung flimmert hier nur düster
Durch der Zukunft finstern Schleier her,
Und es seufzt im bangen Luftgeflüster:
Diesseits siehst du deinen Freund nicht mehr;
Diesseits trennen uns nun Thal und Hügel,
Einsam wandert jeder, ach, und weint;
Nur der Rückerinnrung Zauberflügel
Trägt noch hier den Freund zu seinem Freund. —

So ist es endlich rührend selbst den Ort seiner Geburt und ersten Erziehung zu verlassen; sich von den Gränzen des Vaterlandes zu trennen. Hier werden sich uns die Gedanken aufdringen: Wer ist Bürge, ob du jemals wieder diese Gränze betrittst; ob du jemals wieder in diese angenehmen Verhältnisse zurückkommen wirst; ob du jemals deine alten Aeltern, deine Geschwister, deine Freunde sehen wirst? — Wer ist Bürge, ob du auch im Auslande so zufrieden und glücklich leben wirst? Auf wen sollst du dich jetzt verlassen — zu wem dich wenden? —

Trennungen sind ferner wohlthätig; sie lehren uns der Vorsehung vertrauen. Schon so mancher ist mir vorgegangen, und hat auch ausser seinem Vaterlande sein Glück gemacht, das er vielleicht in seinem Vaterlande nicht gemacht haben würde. — So ist ja die Trennung für mich wohlthätig, wenn ein fremdes Land mein zweites Vaterland wird; wenn es mir darin gut und vielleicht besser ergeht, als es mir in meiner Heimath hätte ergehen können. Es ist meine Pflicht, dem wohlthätigen Rufe der Vorsehung zu folgen, und mit der Führung Gottes zufrieden zu seyn.

Könige und Fürsten herrschen über gewisse Provinzen der Erde, und ihre Besitzungen bestimmen die Gränzen dieses und jenes Vaterlandes; und sie müssen sich vorzüglich das Wohl ihrer Unterthanen angelegen seyn lassen. Mehr erlauben ihnen nicht ihre eingeschränkten Kräfte und ihr eingeschränkter Wirkungskreis. — Aber der König der Könige herrscht überall; ihm muß ich vertrauen, wenn mir es wohl ergehen soll. Zu diesem wohlthätigen Vertrauen fordert mich die Trennung von dem Vaterlande auf. Ich fange an neue Ruhe und Muth zu fühlen. Durch wohlthätige Fügungen der Vorsehung kann mir alles in der Fremde ersetzt werden, was ich in meinem Vaterlande verlieren muß. Sie kann zu mir die Herzen der Menschen lenken, daß auch ich in der Fremde eben so edle Freunde wieder finde, als die, welche ich unter Thränen verließ.

So gehe nur getrost hin, wohin das Schicksal dich ruft, und sollten deine Aussichten auch dunkel und trü-

be seyn — und gingst du in die Schlacht, wo tausend zu deiner Rechten und zehn tausend zu deiner Linken fielen — und gingst du übers Meer, in dessen stürmenden Wogen Mancher sein Grab gefunden. — Befiehl dem Herrn deine Wege. Und hast du dies schon bisher gethan, und erfahren, daß ein weises Vertrauen auf Gott dich von tausend unnöthigen Sorgen befreite; so thue es auch jetzt und stärke dich durchs Gebet. Thue deine Pflicht und das Uebrige stelle der Vorsehung anheim;

Schau über dich,
Wer trägt der Himmel Heer;
Ist er nicht auch dein Helfer und Berather,
Ewig dein Vater! —

Trennungen sind wohlthätig, sie erhöhen den Werth der Getrennten — machen, daß wir ihrer Schwächen vergessen, und sie schonend beurtheilen.

Es mag immer seyn, daß wir diese und jene Personen achten; allein so lange sie um uns waren, merkten wir gar zu gerne auf ihre Fehler, vergassen ihre Schwächen mit Nachsicht zu beurtheilen, vergaßen unsrer eignen Unvollkommenheit, die uns selbst der Schonung von Andern bedürftig machte. Die Eigenliebe findet immer eher etwas an Andern, als an sich selbst zu tadeln.

Entfernung erhöhet den Werth auf beiden Seiten. Man erinnert sich der Abwesenden; man erinnert sich der Zeit, wo man beisammen war; man erinnert sich der Denkart und der Handlungen dieses und jenes Bekannten; man sucht auch die guten Seiten auf.

Jetzt erscheint das unbedeutender, worüber man sonst zu streng urtheilte. Man übersah zu leicht die Beweggründe, die jenen so zu handeln nöthigten. Das Urtheil wird gelinder, man wird wieder für ihn eingenommen und gewonnen.

Trennungen sind wohlthätig, sie versöhnen die Menschen wieder. Gerne werden Beleidigungen bei Trennungen vergeben.

Der Beleidiger sieht sein Unrecht ein, und wünscht, daß nach seinem Abschiede Niemand lieblos über ihn urtheile. Seine sonst wilde Leidenschaft wird sanft und milde. Er will in die Fremde gehen und wünscht Frieden mit Jedem zu haben — seiner Kränkungen soll man vergessen — sein Unrecht ihm vergeben. — Und dein Herz sollte jetzt so hart seyn dem nicht zu verzeihen, der vielleicht zum letztenmal mit dir redet; dem nicht vergeben, der dich zwar beleidigte, dir nun aber Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und dich verläßt mit den besten Wünschen, daß es dir stets wohl ergehen möge? — War vorhin deine Seele nie gestimmt zur Versöhnung, so wird sie in dieser Stunde dazu gestimmt werden, und du wirst ihm deine Rechte reichen.

Sollte

Gesellschaft, die sich zu Ehren des Kaisers Franz I. gebildet hatte, und die Mitglieder derselben trugen Ringe mit dem Bildnisse des Kaisers. Auch Mozart war Mitglied dieser Gesellschaft und trug einen solchen Ring. Als er nun in Prag war, wurde er von einem Juden angehalten, ihm den Ring zu verkaufen. Mozart wies ihn ab, weil er ihn nicht verkaufen wollte. Der Jude bot ihm immer mehr, bis er ihm endlich 100 Dukaten bot. Mozart sagte, er könne ihn nicht verkaufen, weil er ihn nicht besitze. Der Jude wollte es nicht glauben, und Mozart sagte ihm, er habe ihn verloren. Der Jude ging weg, und Mozart suchte ihn, fand ihn aber nicht.

Als Mozart in Wien war, wurde er von einem Juden angehalten, ihm den Ring zu verkaufen. Mozart wies ihn ab, weil er ihn nicht verkaufen wollte. Der Jude bot ihm immer mehr, bis er ihm endlich 100 Dukaten bot. Mozart sagte, er könne ihn nicht verkaufen, weil er ihn nicht besitze. Der Jude wollte es nicht glauben, und Mozart sagte ihm, er habe ihn verloren. Der Jude ging weg, und Mozart suchte ihn, fand ihn aber nicht.

Als Mozart in Wien war, wurde er von einem Juden angehalten, ihm den Ring zu verkaufen. Mozart wies ihn ab, weil er ihn nicht verkaufen wollte. Der Jude bot ihm immer mehr, bis er ihm endlich 100 Dukaten bot. Mozart sagte, er könne ihn nicht verkaufen, weil er ihn nicht besitze. Der Jude wollte es nicht glauben, und Mozart sagte ihm, er habe ihn verloren. Der Jude ging weg, und Mozart suchte ihn, fand ihn aber nicht.

lernt sich selbst genauer kennen; und so fängt er an, sein eignes Glück zu begründen. —

Trennungen sind nothwendig auch um des allgemeinen Bestens willen. Jeder bereitet sich vor auf seinen künftigen Beruf um durch ihn Andern nützlich zu werden. Fehlt es ihm an dem Orte seiner Geburt an Gelegenheit, so muß er ihn verlassen; es ist seine Pflicht; er befördert dadurch das allgemeine Beste. — Wie würde das Vaterland geschützt werden, wenn Niemand in den Krieg gehen wollte? Wie würde es um den Handel stehen, wenn der Kaufmann sich weigerte übers Meer zu gehen? Wer würde neue Länder entdecken, wenn Niemand von den Seinen sich entfernen wollte? — Künste und Wissenschaften würden aufhören zu blühen. —

Das allgemeine Beste gewinnt durch die Trennung. Wir erwerben uns Fertigkeit, Geschicklichkeit, Welt- und Menschenkenntniß, wodurch wir Andern unentbehrlich und schätzenswerth werden. Und süß ist das Bewußtseyn, Andern nützen zu können, und von ihnen geachtet zu werden. —

Wiedersehen ist auch rührend aber verschieden von der Rührung bei der Trennung. Thränen wurden geweint bei der Trennung; allein wir bemerken sie auch beim Wiedersehen. Hier sind sie Aeusserungen der frohesten und angenehmsten Empfindungen; dort waren sie Aeusserungen banger und schmerzlicher Ahndungen. Hier sind die Ausbrüche der Wonne und Freude; dort waren sie Zeugen der Traurigkeit.

Lange war es dein Loos im fremden Lande zu leben, allein jetzt kehrst du zurück in deine Heimath. —

Schon bei Annäherung an die Gränzen deiner Wohnungen — werden sanfte Gefühle deine Brust heben, und dich in eine rührende Stimmung versetzen. Du betrittst wieder zum erstenmal die Erde, die dich zuerst gepfleget, ernähret und getragen. Alles macht stärkern Eindruck auf deine Seele. Heller und schöner strahlet dir hier die Sonne aus jener weiten Ferne. Ein schöneres Blau dünkt dich hier den Himmel zu wölben, blumenreichere Wiesen scheinen dein Auge zu ergötzen, ein lieblicher Gesang der Vögel in dem Walde wird dich einnehmen. Alles wird freundlich dich bewillkommen.

Lebhafter und stärker wird jetzt die Erinnerung an die vorhin angenehm gewesenen Verhältnisse und genossenen Freuden. Hier genoß ich mit diesem und jenem Gefährten meiner Jugend diese und jene Freude. Dort war es wo der heitere Himmel, unsere Freude, sich auf einmal trübte. Hier war es wo die Sonne des Glücks ihn wieder erheiterte.

Doch

Ich habe mich nicht gewundert, daß Sie mich nicht kannten, denn Sie haben mich nie gesehen.

gen und Schwachheiten werde ich dem ewigen Wesen ein würdiges Halleluja singen. Es hören auf die Thränen der Trennungen zu fließen.

Aus diesen Betrachtungen über Trennung und Wiedersehen ergiebt sich, daß das Band, welches die Menschen aneinander knüpft, fest und heilig ist; daß Alle eine Familie sind; daß das rechte Vaterland nicht auf Erden ist. Muthig und getrost setzen wir unsere Wallfahrt weiter, um sie ganz und glücklich zu vollenden — und leiden wir hier auch oft die brennende Hitze eines schwülen Tages, und finden wir nicht immer reine helle Quellen, um unsern heissen Durst zu stillen, und sind wir auch müde am Ziel — dort ist's besser; dort ist ewige Ruhe, ewiger Friede, ewige Vereinigung!

Schnellenberg. J. C. A. Müller.

Warnung für Oekonomen.

In einem ziemlich großen Haushalte stellte die Hausfrau frisch von Molke gereinigte Käsematte in einer neuen, noch nicht durch wiederholtes Auskochen unschädlich gewordenen, büchenen Mulde zum Faulen hin. Die Matte erlangt darauf nicht allein einen guten Grad von Fäulniß, sondern auch eine gute Farbe, und man war herzlich froh, schöne rothe Käse bekommen zu haben, ohne jedoch den Grund der Farbe aufzusuchen.

Es wurde wiederholt eine geringe Anzahl verspeiset, und immer begleiteten, auch wenn sehr wenig verzehrt worden, den Genuß üble Folgen, die man aber, zu sehr von den schönen Käsen eingenommen, ja nicht auf diese schob, bis endlich eine Menge Tagelöhner, um sie recht zu bewirthen, auch mit solchen Käsen bewirthet wurden.

Die mehrsten büßten für den Genuß durch eine nicht gefahrvolle Krankheit. Das geringste Uebel war anhaltendes Erbrechen oder Durchfall, und nun forschte man nach, und selbst der Versuch mit Hunden bewies die Schädlichkeit der Käse.

Hannöveriſches Magazin.

3tes Stück.

Freitag, den 11ten Januar 1799.

Nachricht von einigen liturgiſchen Verbeſſerungen in einer Landgemeine.

von

Georg Wilhelm Block.

In einem vorgeſchriebenen Dienſte darf nichts eigenmächtig verändert werden; ſofern aber die äuſſere Gottesverehrung kein um Gottes Willen befohlener Dienſt, ſondern ein wohlthätiges Tugendmittel für die Menſchen iſt, haben ſelbſt die Vorſchriften der Kirchenagenden und die liturgiſchen Verordnungen der Landesfürſten niemals die Abſicht gehabt, etwas Unabänderliches für alle Zeiten feſtzuſtellen. Wie ſehr man indeſſen ſchon das Bedürfniß liturgiſcher Verbeſſerungen in aufgeklärten Ländern gefühlt und erkannt hat, ſo ſind doch der obrigkeitlichen Verfügungen darüber nur wenige. Dies iſt auch ſehr natürlich: denn weil ſolche Verbeſſerungen ſich immer nach den Lokalumſtänden, Beſchaffenheiten und Bedürfniſſen der Gemeinen richten müſſen, dieſe aber allenthalben ſehr verſchieden ſind, ſo kann von der geiſtlichen Obrigkeit wenig oder nichts durch Verordnungen darüber feſtgeſetzt werden, wenn nicht die ganze Liturgie verändert und eine neue Agende eingeführt werden ſoll. Aber eben deswegen iſt in einer nahmhaften Schrift neulich mit wiederholtem Beifall der Recenſenten der Grundſatz behauptet worden, daß Prediger ſelbſt die Freiheit haben müſſen, die Liturgie nach den Lokalumſtänden und ſpeciellen Bedürfniſſen ihrer Gemeinen abzuändern und zu verbeſſern. Es iſt auch bekannt, daß in den aufgeklärteren proteſtantiſchen Ländern ſchon an vielen Orten Verbeſſerungen in einzelnen Theilen der Liturgie eingeführt worden ſind, ohne daß ein Conſiſtorium ſie befohlen hätte; es iſt bekannt, daß ſchon ſehr viele Religionslehrer, die ihr Amt nicht als einen körperlichen Dienſt, blos mit äuſſerem Gehorſam,

Urkunde über einige Legenden Gerhardsbrunn.

Im Jahre 1140 ist Gerhardsbrunn, ein Kloster der Augustiner-Chorherren, gegründet worden. Es liegt in einem Seitental des Ennstales, etwa 2 Stunden von Admont entfernt. Der Gründer des Klosters war Gerhard, ein Edelmann aus dem Geschlechte der Grafen von Plain. Er hatte sich in seiner Jugend dem Kriegsdienste gewidmet und war ein tapferer Ritter geworden. Als er aber in reiferen Jahren sich mit einer Edelfrau vermählte, wurde er ein frommer Mann und verließ die Welt. Er baute sich eine Einsiedelei und lebte darin mit seiner Gattin. Bald kamen andere Männer zu ihm, die auch ein frommes Leben führen wollten. Diese baten ihn, er möge ihnen eine Regel geben, nach der sie leben könnten. Gerhard gab ihnen die Regel des heiligen Augustinus. Da sie nun nach dieser Regel lebten, nannte man sie Augustiner-Chorherren. Gerhard selbst wurde ihr Vorsteher. Seine Gattin aber ging in ein Kloster, das sie sich gebaut hatte, und wurde eine Nonne.

Gerhard hatte sich in seiner Einsiedelei einen Brunnen gegraben. Das Wasser desselben war sehr gut und kühl. Es floß auch dann noch, als alle anderen Brunnen versiegten. Deshalb nannte man ihn den Gerhardsbrunn. Als Gerhard starb, wurde er in der Kirche des Klosters begraben. Sein Grab ist noch heute zu sehen.

Gerhard hatte einen Bruder, der Ulrich hieß. Dieser war ein Ritter und lebte auf einer Burg, die Plain hieß. Sie lag auf einem Berge, der sich über dem Tale erhob. Ulrich war ein grausamer Mann. Er bedrückte seine Untertanen und nahm ihnen ihr Vieh und ihre Früchte weg. Wenn sie sich beklagten, ließ er sie in den Kerker werfen. Einmal kamen Leute aus dem Tale zu ihm und baten ihn, er möge ihnen ihr Vieh zurückgeben. Ulrich aber ließ sie ergreifen und in den Kerker werfen. Da sandten sie Boten zu Gerhard und baten ihn, er möge seinen Bruder bitten, daß er sie freilasse. Gerhard ging zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte nicht. Da ging Gerhard in die Kirche und betete. Dann ging er wieder zu Ulrich und bat ihn abermals. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dritten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünften Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zehnten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum elften Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zwölften Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreizehnten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierzehnten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfzehnten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechzehnten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebzehnten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achtzehnten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunzehnten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zwanzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum einundzwanzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweiundzwanzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreiundzwanzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierundzwanzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfundzwanzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechsundzwanzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenundzwanzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achtundzwanzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunundzwanzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreißigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum einunddreißigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweiunddreißigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreiunddreißigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierunddreißigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfunddreißigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechsunddreißigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenunddreißigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achtunddreißigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neununddreißigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum einundvierzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweiundvierzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreiundvierzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierundvierzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfundvierzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechsundvierzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenundvierzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achtundvierzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunundvierzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum einundfünfzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweiundfünfzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreiundfünfzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierundfünfzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfundfünfzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechsundfünfzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenundfünfzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achtundfünfzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunundfünfzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum einundsechzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweiundsechzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreiundsechzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierundsechzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfundsechzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechsundsechzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenundsechzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achtundsechzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunundsechzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum einundsiebzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweiundsiebzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreiundsiebzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierundsiebzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfundsiebzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechsundsiebzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenundsiebzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achtundsiebzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunundsiebzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achtzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum einundachtzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweiundachtzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreiundachtzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierundachtzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfundachtzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechsundachtzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenundachtzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achtundachtzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunundachtzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum einundneunzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweiundneunzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreiundneunzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierundneunzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfundneunzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechsundneunzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenundneunzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achtundneunzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunundneunzigsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum hundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum einundhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweiundhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreiundhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierundhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfundhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechsundhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenundhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achthundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausendsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausendundersten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausendundzweiten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausenddreihundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausendvierhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausendfünfhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausendsechshundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausendsiebenhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausendachthundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausendneunhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweitausendsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweitausendundersten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweitausendundzweiten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweitausenddreihundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweitausendvierhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweitausendfünfhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweitausendsechshundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweitausendsiebenhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweitausendachthundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum zweitausendneunhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreitausendsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreitausendundersten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreitausendundzweiten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreitausenddreihundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreitausendvierhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreitausendfünfhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreitausendsechshundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreitausendsiebenhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreitausendachthundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum dreitausendneunhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierhundertundersten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierhundertundzweiten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierhundertdreihundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierhundertvierhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierhundertfünfhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierhundertsechshundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierhundertsiebenhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierhundertachthundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum vierhundertneunhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfhundertundersten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfhundertundzweiten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfhundertdreihundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfhundertvierhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfhundertfünfhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfhundertsechshundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfhundertsiebenhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfhundertachthundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum fünfhundertneunhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechshundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechshundertundersten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechshundertundzweiten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechshundertdreihundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechshundertvierhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechshundertfünfhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechshundertsechshundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechshundertsiebenhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechshundertachthundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum sechshundertneunhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenhundertundersten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenhundertundzweiten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenhundertdreihundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenhundertvierhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenhundertfünfhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenhundertsechshundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenhundertsiebenhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenhundertachthundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum siebenhundertneunhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achthundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achthundertundersten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achthundertundzweiten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achthundertdreihundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achthundertvierhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achthundertfünfhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achthundertsechshundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achthundertsiebenhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achthundertachthundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum achthundertneunhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunhundertundersten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunhundertundzweiten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunhundertdreihundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunhundertvierhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunhundertfünfhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunhundertsechshundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunhundertsiebenhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunhundertachthundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum neunhundertneunhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausendsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausendundersten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausendundzweiten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausenddreihundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausendvierhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nicht. Da ging Gerhard wieder in die Kirche und betete. Dann ging er zum tausendfünfhundertsten Male zu Ulrich und bat ihn. Ulrich aber wollte noch immer nic

weise, vorsichtig und schonend eingeführt, aller Schein des Leichtsinns und gewaltsamen Auforingens so wie die Neuerungssucht davon entfernt, in Predigten und Katechisationen nur gelegenheitlich darauf vorbereitet, doch ohne alle Vorherbekanntmachung und Anpreisung, und immer wurde die letzte Absicht der äussern Gottesverehrung (Beförderung der innern) dabei vor Augen behalten. Eben deshalb endlich, weil sie keine äussere Hauptsache betrafen, und nicht auffallende Abweichungen waren, konnten sie stillschweigend, ohne erst darum anzufragen und Befehle abzuwarten, vorgenommen werden; nur bei einer einzigen, die den Klingebeutel betraf, geschahen auf der Stelle und in Veranlassung des Predigttextes, Vorstellungen an die Gemeine, um allen Anstoß zu verhüten und eine willige Aufnahme zu befördern.

Da durch eine beständige Einförmigkeit die Religion so sehr an Kraft und Interesse verlieret, und manche übliche Gebräuche der Gottesverehrung gerade wegen ihrer unaufhörlichen Wiederholung und des daher entstehenden Mechanismus alle Wirkung zur Beförderung der Andacht verlieren, und vielmehr Gleichgültigkeit und Leichtsinn befördern, so schien eine gewisse Abwechselung Hauptbedürfniß um die Würde und Wirksamkeit der Gottesverehrung zu sichern; Abwechselung nemlich als das Gegentheil von Einförmigkeit und Mechanismus, aber doch mit Einfachheit, und niemals ins Spielende und Auffallende getrieben.

Was zuvörderst die Predigten betrift, so ist ihre Form nicht immer dieselbe, nur selten streng methodisch, obwohl immer eine gewisse Einheit und ordentliche Gedankenfolge darin herrscht, und keinem Zwange in Absicht der Eintheilung unterworfen; oft sind sie ohne Eingang, und fangen nach dem Gebete, das allemal kurz ist und auf ihren Inhalt genaue Beziehung hat, sogleich mit Vorlesung des Textes an. Daß ihr Inhalt immer praktisch, den Bedürfnissen und Begriffen des Landvolkes, für welches der Prediger die einzige Quelle der Aufklärung ist, angemessen sey; daß oft auch von äusserer Wohlfahrt, von Gesundheit, von Anwendung irdischer Güter, von bürgerlichen Tugenden und häuslichen Verhältnissen, sofern diese Dinge einer religiösen Darstellung fähig sind, geredet werde; daß ihre Sprache der des gemeinen Lebens nahe, nur etwas veredelt, und Deutlichkeit, Nachdruck und Herzlichkeit das Hauptaugenmerk dabei sey; daß folglich alle Worte und Wortverbindungen vermieden werden, welche den Zuhörern nicht bekannt oder verständlich sind, und wenn mißverstandene Worte gebraucht werden müssen (deren es leider mehrere giebt, als man sich gewöhn-

wöhnlich vorstellt), allemal für ihre Erklärung gesorgt werde; — versteht sich von selbst.

Die Vorlesungen der Bibel, wie auch der evangelischen und apostolischen Texte in den Predigten, geschehen so, daß Stellen, die nicht gemeinverständlich und anwendbar zu machen sind, ausgelassen werden. Das Dunkle wird sogleich im Vorlesen kurz erklärt, und wo nöthig umschrieben; ganz unverständliche Ausdrücke mit deutlichen, insonderheit die hebräischen mit deutschen vertauscht, bei den Perikopen, wenn sie unschicklich gewählt oder aus dem Zusammenhange gerissen sind, nicht nur die durch öffentliche Verordnungen befohlenen Zusätze des Vorhergehenden und Folgenden vorgenommen, sondern auch, wenn ein Perikope ganz verschiedene Gegenstände enthält, nur derjenige Theil vorgelesen, auf welchen sich die Predigt beziehet; oder wenn in mehreren nach einander von einerlei Sachen die Rede ist, andere Stellen der Bibel zu Hülfe genommen, welches um desto nöthiger scheint, da hier nicht, wie an einigen Orten geschieht, jedes dritte Jahr über freigewählte Texte, sondern beständig über die gewöhnlichen Evangelien und Episteln abwechselnd, gepredigt wird.

In Gesängen und Gebeten wird eine solche Abwechselung beobachtet, daß nicht jedesmal dieselben wiederkehren. Vorschriftmäßig werden hier gar keine Gesänge all: Sonntage nacheinander wiederholt, auch nie an einem Tage eine Menge von Liedern gesungen. Dagegen wird eine sorgfältige Wahl der Gesänge beobachtet, und solche die ihrer Länge oder unbekannten Melodie wegen nicht gesungen werden können (wie das bei den neuern guten Liedern oft der Fall ist), doch zum Vorlesen und als Gebete gebraucht. Auch wird nicht jedesmal in einer Gottesverehrung alles Gewöhnliche gesungen und gebetet, sondern manchmal ein Lied oder eine Kollekte weggelassen, wodurch bei strenger Kälte, bei öffentlichen Kinderlehren und Kommunion zugleich eine schickliche Abkürzung entsteht.

Das Kanzellied war hier bisher nur an hohen Festtagen gebräuchlich, und auch da ist es nun, statt daß es sonst immer dasselbe zu seyn pflegte, mit andern Liederversen verwechselt worden, ohne doch eine Nothwendigkeit daraus zu machen, daß gerade an Festtagen unter der Predigt gesungen werde. Das Vaterunser hingegen, welches gewöhnlich nach dem Liede still oder laut gebetet wird, und hier die Stelle des Kanzelliedes vertrat, habe ich ganz weggelassen; denn es wird ja nach der Predigt gesprochen, und wozu soll durch ein neues Gebet der Vortrag unterbrochen werden, da er weit feierlicher schon mit Gebet anfing? Der zwecklose häufige Gebrauch des Vaterunsers ist überhaupt nun so eingeschränkt, daß es

in

in keiner gottesdienſtlichen Verſammlung mehr als einmal gebetet wird, da der gemeine Mann daſſelbe ja überdem ſowohl beim Eintritt in die Kirche als beim Weggehen ſtill für ſich zu beten gewohnt iſt. Das allgemeine Kirchengebet nach der Predigt verdiente wegen der ſteten Wiederholung auch wohl eine abwechslende Veränderung.

Den gewöhnlichen moſaiſchen Kirchenſegen, der ganz hebräiſch, unverſtändlich und unzweckmäßig iſt, habe ich mit dem apoſtoliſchen Segenswunſche vertauſcht, welcher nicht allein viel verſtändlicher iſt, ſondern auch vollſtändig die Wohlthaten und den Geiſt des Chriſtenthums ausdrückt. Den Anfang hierzu machte ich bei einer feierlichen Gelegenheit, nemlich am Pfingſtfeſte, wo in der Predigt die Vorzüge des Chriſtenthums vor der jüdiſchen Religionsverfaſſung gezeigt waren, und es iſt Niemandem auffallend geweſen.

Wie das Formularweſen überhaupt Leichtſinn und Gedankenloſigkeit befördert, die gewöhnlichen Formulare der Agende aber auſſerdem, daß ſie nur ganz unwiſſenden Predigern zu Hülfe kommen ſollten, ſehr wenig geſchickt ſind, den Zweck der feierlichen Religionshandlungen, wobei ſie gebraucht werden, zu befördern, indem ſie, wie ein nun verſtorbener berühmter Lehrer und Vorſteher proteſtantiſcher Kirchen urtheilt, gewöhnlich nichts von dem haben, was dabei die Hauptſache iſt, ſo durfte ich mir die Freiheit nehmen, nicht nur in Kollekten und Formulargebeten unverſtändliche, ſchiefe, anſtöſſige Stellen und Ausdrücke wegzulaſſen oder zu verändern, ſondern auch ganz unbrauchbare, zweckloſe und zweckwidrige Formulare mit beſſern zu vertauſchen. Inſonderheit ſchien das in Rückſicht derer nöthig, die bei Trauungen und Taufen gebraucht werden, und dem Zwecke dieſer Handlungen ſo wenig gemäß ſind. Da bei Kopulationen ſchon längſt ſtatt der in der Agende enthaltenen Anreden, eigene, ſelbſt ausgearbeitete Vorträge eingeführt waren, ſo habe ich dergleichen auch bei der Taufe gebraucht, einer Handlung, die nach dem gewöhnlichen Herkommen alle Wichtigkeit und Feierlichkeit verlohren zu haben ſcheint. Die Gemeinen ſind dergleichen Veränderungen ſchon gewohnt, und finden gar nichts anſtöſſiges darin. — Das übrigens die Kollekten am Altar und beſonders die Einſetzungsworte beim Abendmahl geſungen werden, ſchien mir der Würde und Feierlichkeit dieſer Handlung ſehr angemeſſen; das Bekreutzen des Brods und Weines aber hielt ich derſelben entgegen, und die Weglaſſung deſſelben an dieſer Stelle für den ſchicklichſten Anfang zur völligen Abſchaffung.

Die allgemeine oder öffentliche Beichte war hier ſchon vor etlichen Jahren eingeführet, und wurde ſo gehal-

gehalten, daß nach geſchehener Vorbereitung, einer von den Beichtenden, welchen der Prediger dazu aufrief, ſtatt aller Anweſenden, eine Beichtformel herſagte. Da aber dies Herſagen eine ziemlich gedankenloſe Ceremonie war, manchmal höchſt unzweckmäßige Formeln dazu gewählet wurden, und dann das Herſagen derſelben, den, welchen es traf, in Verlegenheit ſetzte, ja wenn er ſtockte, die übrigen aus ihrer Faſſung brachte, mithin nur die Andacht ſtörte, ſo habe ich dieſe Herſagung der Formel von einem Beichtenden ganz abgeſtellt, trage ſelbſt bald in einem Gebete, bald in einer kurzen Anrede die nöthigen Gedanken, Empfindungen und Vorſätze vor, und frage dann die Umſtehenden, ob es die ihrigen ſeyn. Sie bezeugen dies mit Ja, und auf dies Bekenntniß folgt die Abſolution, doch wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht mit der gewöhnlichen Formel, ſondern bedingt und ankündigend.

Das Beichtgeld abzuſchaffen, war in der jetzigen Lage der Sachen nicht thunlich. Wie ſehr auch dieſe Einrichtung einen Mann von Gefühl und Aufklärung drücken mag, ſo muß ich meine Beruhigung hierüber darin finden, daß die Kirche einen Theil des Geldes bekömmt, und daß bei Begräbniſſen, Trauungen ꝛc. gleichfalls Opfer auf den Altar gelegt wird. Aus dieſer Urſache ſcheint das Beichtgeld an ſich nichts Nachtheiliges in der Denkart des großen Haufens zu würken, welches überhaupt nicht ſowohl in der Entrichtung des Beichtgeldes, als vielmehr aus der Beſchaffenheit der ganzen Handlung, und inſonderheit aus der hergebrachten Abſolutionsformel entſpringen mögte, durch welche letztere das Vorurtheil genähret wird, nicht allein daß der Prediger an Gottes Statt Sünden vergebe, ſondern auch daß die Vergebung gerade durch die Abſolution und mit derſelben erfolge. — Uebrigens wäre es in Landgemeinen, wo das Beichtgeld etwas Feſtgeſetztes zu ſeyn pflegt, ſehr leicht, daſſelbe abzuſchaffen, und es in eine regelmäßige Abgabe wie das ſogenannte Vierzeitengeld zu verwandeln, mit welchem es auch erhoben werden könnte.

Privatkommunion findet in dieſen Gemeinen nicht anders Statt, als auf dem Krankenbette, und auch dieſe kommt jetzt immer mehr ab, indem ſich der Aberglaube von der Wirkſamkeit des Abendmahls als eines unfehlbaren Mittels zur Seligkeit, und vom Einfluſſe deſſelben auf körperliche Geneſung ziemlich verliert. So lange der Kranke noch Hülfe durch Arzneimittel ſieht, begehrt er nicht leicht das Abendmahl; und wenn die Kuren des Predigers nur ſo

Nr. 2.

Der Gute Kamerad.

Nr. 2.

Nr. 2.

Der Gute Kamerad.

Nr. 2.

Alles dieses zu verhüten, sind mit Genehmigung hoher Königl. Landesregierung von den hiesigen Obrigkeiten die strengsten Verbote, gegen den Verkehr mit jungen Tannen zur Weihnachtsfeier, ergangen, und jedes Jahr eine große Menge junger Tannen durch die Stadtbediente confiscirt worden, demungeachtet aber findet man noch immer Menschen, die ihre Neigung zu diesem nachtheiligen Kinderspiel auf eine verbotene Weise zu befriedigen suchen.

Mögten diese zum Theil sonst so aufgeklärten, und den Gebräuchen der Vorzeit oft so hohnlachende Menschen, doch durch Abstellung eines so nachtheiligen als wenig erzweckenden Spiels, zeigen, daß ihnen die richtigen Begriffe, wovon sie bei andern Gelegenheiten so laut prahlen, auch würklich eigen wären, ohne des Gängelbandes zu bedürfen, den die gütige Vorsehung den Händen weiser Obrigkeiten anvertrauet hat, und mögte jeder Tannenbesitzer alle Beihülfe zu diesem Possenspiel ernstlich versagen, so würde sich ja doch endlich wohl ein Gebrauch in allen Ständen heben, der unsern hellen Zeiten eine wahre Schande, den Forsten so erweißlichen Schaden, und einem getreuen Forstmann so vielen gerechten Verdruß verursacht.

Es bieten ja die spekulativischen Spielkrämer so viele Materialien dar, darunter sich ein reicher Ersatz für den Verlust auswählen läßt, welchen die lieben Kinder in einem erleuchteten Tannenbaume leiden, daß es nur auf den Willen gütiger und vernünftiger Aeltern ankömmt, einem altväterlichen Gebrauch so willig zu entsagen, wie man einer altväterlichen Kleidung, nicht aus Ueberzeugung, sondern nur darum entsagt, weil sie nicht mehr Mode ist.

Der Geschmack will sich nicht durch Gesetze leiten lassen, mögte er sich doch unter die Leitung der gesunden Vernunft fügen.

Hannover, den 24sten December 1798.

G. W. Lemcke, Forstinspektor

Verbesserungen.

In der Bilance der Einnahme und Ausgabe der hiesiger Armenkasse, welche im 4ten Stück des neuen hannöverischen Magazins vom vorigen Jahre abgedruckt ist, stehet:

Seite 1697. in der vorletzten Zeile, hiervon die nebenseitige Ausgabe ab mit 9840 Thl. 28 gr. 1 pf. und muß heißen 9440 Thl. 28 gr. 1 pf.

Seite 1700. in der letzten Zeile, Summa Ausgabe, statt 9440 Thl. 2 gr. 1 pf. lies: 9440 Thl. 28 gr. 1 pf.

Seite 1701. am Schluß statt des Plus der Einnahme von dem Plus der Ausgabe abgezogen, muß gelesen werden, das Plus der Ausgabe von dem Plus der Einnahme abgezogen.

Hamburgische Zeitung

Montag, den 30. September 1850

Ausland.

Frankreich.

Paris, 27. September. Der Präsident hat gestern Abend den Gesandten der Vereinigten Staaten, Herrn Rives, empfangen. Heute Morgen hat er sich nach Fontainebleau begeben, wo er bis Donnerstag verweilen wird.

Gesetz, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Ablösung der Grundlasten und Grundrechte vom 18. November 1836.

Vom 15. April 1879.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Württemberg

verordnen mit Zustimmung der Stände des Reichs und des Landes, was folgt:

Art. 1.

Das Gesetz über die Ablösung der Grundlasten und Grundrechte vom 18. November 1836 wird dahin abgeändert:

1) daß Art. 1 Abs. 2 Ziff. 1 und 2 und Art. 2 Abs. 2 Ziff. 1 und 2 wegfallen;

2) daß Art. 3 Abs. 1 Ziff. 1 und 2 folgende Fassung erhalten:

1. Gefällen, welche auf Gütern haften, die zu einem Fideikommiß gehören, oder welche einem Fideikommiß zustehen;

2. Gefällen, welche auf Gütern haften, die zu einem Lehen gehören, oder welche einem Lehen zustehen;

3) daß Art. 3 Abs. 2 folgende Fassung erhält:

Gefälle, welche auf Gütern haften, die zu einem Stiftungsvermögen gehören, oder welche einem Stiftungsvermögen zustehen, können nur mit Genehmigung der Stiftungsbehörde abgelöst werden.

Art. 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem 1. Januar 1880 in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruckung Unseres Königlichen Insiegels.

Gegeben Stuttgart, den 15. April 1879.

Wilhelm.

Mittnacht.

Gesetz, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Ablösung der Grundlasten und Grundrechte vom 18. November 1836.

Vom 15. April 1879.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Württemberg

verordnen mit Zustimmung der Stände des Reichs und des Landes, was folgt:

Art. 1.

Das Gesetz über die Ablösung der Grundlasten und Grundrechte vom 18. November 1836 wird dahin abgeändert:

1) daß Art. 1 Abs. 2 Ziff. 1 und 2 und Art. 2 Abs. 2 Ziff. 1 und 2 wegfallen;

2) daß Art. 3 Abs. 1 Ziff. 1 und 2 folgende Fassung erhalten:

1. Gefällen, welche auf Gütern haften, die zu einem Fideikommiß gehören, oder welche einem Fideikommiß zustehen;

2. Gefällen, welche auf Gütern haften, die zu einem Lehen gehören, oder welche einem Lehen zustehen;

3) daß Art. 3 Abs. 2 folgende Fassung erhält:

Gefälle, welche auf Gütern haften, die zu einem Stiftungsvermögen gehören, oder welche einem Stiftungsvermögen zustehen, können nur mit Genehmigung der Stiftungsbehörde abgelöst werden.

Art. 2.

Dieses Gesetz tritt mit dem 1. Januar 1880 in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und Beidruckung Unseres Königlichen Insiegels.

Gegeben Stuttgart, den 15. April 1879.

Wilhelm.

Mittnacht.

nach vollendeter Predigt; sie schienen gar nicht mit dieser zusammen zu hängen, und verloren also wenigstens alles moralische Interesse. Ich fange dagegen oftmals die Rede mit Erzählung derselben an, mache auf das Individuelle und Merkwürdige des vorliegenden Todesfalles aufmerksam, verflechte jene Umstände od. Bemerkungen darüber in den Vortrag, und benutze sie zu religiösen Zwecken, zu Erregung theilnehmender Gefühle, zu Belehrungen und Warnungen, zum Anbringen sittlicher Grundsätze. Durch Mannichfaltigkeit und Specialität in solchen Kasualreden wird das Interesse derselben, und eben dadurch ihr Nutzen sehr vermehrt.

Was ich sonst noch zur Verbesserung der äussern Gottesverehrung wünschte; zum Beispiel, daß in der Abendmahlsfeier das Brodbrechen und Austheilen statt der Gewohnheit, den Communikanten Oblaten in den Mund zu stecken, eingeführt und dadurch mehr Feierlichkeit und Zweckmäßigkeit erreicht würde, daß die Formel des Austheilens, wo nicht verändert, doch nur bei mehreren Personen zugleich einmal gesprochen, und dadurch sowohl die Einförmigkeit vermieden, als bei großer Anzahl die Handlung abgekürzt würde; daß in der Beichte die Absolution für Alle gesprochen würde, ohne sie bei jedem Einzelnen mit Auflegung der Hand zu wiederholen; daß es erlaubt wäre, statt der eingeführten Perikopen oft bessere Texte frei zu wählen, und nicht mehrmal dasselbe wiederholen zu müssen; daß einige alte Landesverordnungen, die mit Karren- und Zuchthausstrafe sanctirt sind, und dennoch sehr allgemein übertreten werden, nicht mehr von den Kanzeln verlesen würden, wodurch sowohl die Eindrücke religiöser Betrachtungen gestört, als die Ehrerbietung gegen die Obrigkeit schlecht befördert wird; daß die Taufe allemal im öffentlichen Gottesdienste, oder wenn das nicht seyn sollte, allemal doch in Gegenwart der Aeltern (da sie jetzt immer in Abwesenheit derselben geschieht), im Winter aber im Hause derselben, nicht in der kalten Kirche verrichtet würde; — das alles sind bisher Wünsche, deren Erfüllung ich von der Zeit oder von höherer Hand erwarten muß.

Gegen jene Verbesserungen aber, die hier gewagt und glücklich eingeführt sind, wird hoffentlich Niemand einwenden, sie seyn unnöthig, weil die bisherige Einrichtung des Gottesdienstes und seiner Gebräuche den Gemeinen nicht anstößig gewesen; denn hierauf ließe sich auffer vielen andern Antworten auch diese geben: es ist schlimm genug, und eine traurige Wirkung des gedankenlosen Menschensinnes und der Gewohnheit, daß so manches bisher nicht anstößig gefunden wurde, was doch für den Zweck religiöser Versammlungen unwirksam, wo nicht demselben hinderlich war, indem es statt der Erbau-

ung nur Gedankenlosigkeit und Leichtsinn beförderte. Je unentbehrlicher äussere Gebräuche und Formeln der Gottesverehrung für den größten Theil der Menschen, für die niedern unaufgeklärten Stände sind, desto größer ist gerade bei dieser Klasse auch die Gefahr, daß alle Religion zu einem blos körperlichen Gottesdienste, zu mechanischer und leerer Ceremonie herabsinke. Diesem Uebel zuvor zu kommen, und wenn auch keine Personen von Erziehung, Lektüre und Selbstdenken in einer Gemeine gefunden werden, dennoch selbst die niedern Stände so viel möglich, zu reinern Begriffen und zu einer Gottesverehrung zu führen, die für Tugend und Sittenlehre würksam seyn kann, ist die höchste Pflicht des Religionslehrers.

Holtorf bei Gartow.

Historisch-diplomatische Berichtigungen.

Im 78ten Stück des neuen hannöverischen Magazins vom vorigen Jahre versichert uns der Herr Pastor Rotermund zu Horneburg, daß Longolius im 1sten Stück der sichern Nachrichten von Brandenburg-Culmbach, eine vom Kaiser Lotharius im Jahre 1008. am heil. Christtage zu Würzburg eigenhändig unterschriebene (deutsche) Urkunde mittheile. — Ich finde diese Urkunde im Longolius nicht; sie kann aber auch nicht existiren, denn von den drei Lotharen, welche die Geschichte kennt, hat keiner im 11ten Jahrhunderte gelebt. Der letzte ist zwar 1075. geboren, aber erst 1125. zum Kaiser erwählt. Longolius ist kein Schriftsteller, auf den man sich verlassen darf. So liefert er z. B. die deutschen Statuten der Stadt Weida vom Jahre 1027. a) — Sie sind wenigstens drei bis vier hundert Jahre jünger, wovon man sich bald überzeugen wird, wenn man sie lieset.

Die zweite angeführte Urkunde, die zu Plauen 1143. vom Grafen Heinrich ausgestellt seyn soll, steht im 2ten Theile Seite 106: „Wir „Heinrich von gots Gnaden volt „Graf von Sterrot Herrn zu Plawn „bekennen offentlich an disem genwerstigen Brif alle den di in sehen horen „oder lesen ꝛc." Andere Zweifel, die ihm entgegen stehen, ganz bei Seite gesetzt, herrscht darin ein viel zu moderner Stil, als daß sie ächt seyn könnte.

a) Im 2ten Theile Seite 181.

könnte. Man höre doch nur die Sprache des 12ten Jahrhunderts aus Schilters Rythmus vom h. Anno:

„Oy wi di wifini clungin,
Da di Marin ciſamine ſprungin,
Herehorn duzzin,
Bethe blütis vluzzin,
D'erde diruntini diuniti,
Di Helli in gegine gliunte,
Da di Heriſtin in der Werilte
Sühtin ſich mit Suertin u. ſ. w. b).

Deutſche Schriften, die um Jahrhunderte jünger ſind, kennen noch die Sprache jener Urkunde nicht. Man leſe nur — damit ich etwas bekanntes anführe — den Renſer Churverein von 1334., den Hugo von Trimberg von 1291. c), oder was man ſonſt zuerſt damit vergleichen kann.

Beiſchlags hiſtoriſche Erläuterung, worin Kaiſers Heinrichs deutſche Urkunde, d. d. Merſeburg 1009., angeführt ſeyn ſoll, habe ich nicht zur Hand, und muß deren Beurtheilung andern überlaſſen; ohne allen Zweifel iſt ſie aber von gleicher Art. Dergleichen Stücke ſind höchſtens Ueberſetzungen, die man im Mittelalter ſehr häufig machte, ja ſogar, als von Originalen genommen vidimirte, und worin bei weitem der größte Theil von demjenigen aus dieſer Klaſſe beſteht, was man bisher für urſchriftlich gehalten hat. Herr Hofrath Gatterer, der weitläuftig von Beiſchlags Erläuterung redet d), ſagt nur, er habe Paullum audacter den Streit über den Friedebrief (nicht Reichsabſchied) von 1235. beilegen wollen; erwähnt aber keiner Urkunde von 1009. Joachim allegirt ihn ebenfalls e), bleibt aber demungeachtet bei ſeiner Behauptung ſtehen: daß vor der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts keine ächt deutſche Urkunde gefunden werde.

Eine der älteſten unſtreitig — ächten Urkunden, die man bis jetzt kennt, iſt vom Jahre 1253. und ſteht in Meuſels Geſchichtforſcher f). Ein gewiſſer, ſehr berühmter Hiſtoriker läßt

b) Moderniſirt: „Ach wie die Waffen klangen, da die Roſſe zuſammenſprangen, da die Heerhörner tönten, die Bäche blutig floſſen, die Erde unten erdröhnte und die Hölle dagegen entglomm, da die Erſten in der Welt ſich mit Schwertern aufſuchten."

c) Nach der Probe in Herrn Raib Wehrs Abhandlung vom Papier, 1ter Theil Seite 258.

d) *Joh. Chr. Gatterer* de epocha linguae Theol. in publ. imperii conſtitut. in Comment. ſoc. reg. Gœtting. T. III. p. 4. ſ.

e) Joh. Friedr. Joachims Einleitung zur deutſchen Diplomatik (3te Aufl.) Seite 45.

f) 6ten Theil, Seite 261.

läßt kein viel älteres deutſchgeſchriebenes Diplom gelten, hält aber doch das plattdeutſche ſogenannte Lüneburger Stadtrecht im 4ten Theile der Orig. Guelfic., der ſehr veralteten Wörter wegen, für noch älter. Hr. Hofrath Gatterer führt im Abriß der Diplomatik S. 339 eine deutſchgeſchriebene Urkunde aus Hunds Baierſchen Stammbuche vom Jahre 1170. an g). Es würde dieſer vor allen der Seniorat gebühren, wenn nur ein Mann, wie Gatterer, ſie ſelbſt geſehen hätte; aber Hund iſt auch nicht der zuverläſſigſte Forſcher und der davon gelieferte Abdruck ladet wenigſtens nicht zu Ueberzeugung ein.

Aus dem Umſtande, daß Ludwigs des Deutſchen Sohn Weh! Weh! gerufen habe, den Beweis herzuleiten, daß auch die deutſchen Fürſten ihre Sprache geredet hätten, darin hat zwar der Hr. Paſtor R. Vergnügen gehabt; aber der Schluß ſcheint mir ein wenig zu raſch, denn das lateiniſche: Vae! Vaeh! würde ganz daſſelbe ſeyn, und buchſtabiert hat nun einmal der Prinz die Worte nicht. Aus ganz andern Gründen indeß läßt ſich die Sache ſelbſt ſo wenig bezweifeln, daß man vielmehr zweifelt, ob die Laien damaliger und früherer Zeit etwas anders, als Deutſch geſprochen haben.

Von der Verordnung des Rudolph von Habsburg, daß die öffentlichen Urkunden in deutſcher Sprache geſchrieben werden ſollten, werden ſehr verſchiedene Jahre angegeben. Drei derſelben verwirft der Abt Gerbert. h) (Dieſer Mann, der darauf gereiſet war, hatte keine ältere deutſche Urkunde, als die in der Abtei Tennenbach vom J. 1258. geſehen.) Gatterer ſetzt ſie, als die älteſte aller Kaiſerl. Verordnungen in deutſcher Sprache, ins J. 1281. Hert verwirft ſie ganz, weil ſie weder (in der Urſchrift) exiſtire, noch befolgt worden ſey i).

* * *

Noch über einen, E. M. unterzeichneten Aufſatz, der ſchon in einem der ältern Jahrgänge dieſes Magaz. vorkömmt, und der mir erſt kürzlich wieder in die Hände gefallen iſt, will ich einige Erinnerungen mittheilen.

Der

g) Man findet ſie abgedruckt bei deſſelben Abhandlung: de linguæ Germ. epocha diplomatica, in Comment. ſoc. reg. T. II. p. 110.

h) Codex epiſtolaris Rudolphi I. Roman. regis edit. ac comment. illuſtr. opera *Martini Gerberti*. p. 67 f.

i) *Joh. Nicol. Herti* Diſſ. de fide diplomatum in Vol. I. comment. & opuſc. p. 415.

Der Verfasser hat vor 1672. keine beschnittene Briefe gesehen. Der Gebrauch ist aber schon lange vorher willkührlich und abwechselnd gewesen. In hiesiger Klosterregistratur liegt ein Schreiben Herzogs Otto von Harburg vom Jahre 1601., worin er den Abt Conrad von Bothmer zu Lüneburg zur Martinsgans einladet, auf beschnittenem Papier.

Ferner sagt er: Das Besiegeln der Briefe sey mit wachsartigen Oblaten (ich verstehe den Ausdruck nicht; vielleicht oblatenförmiges Wachs?) bis 1672. geschehen. — Man hat aber gewiß schon im 3ten Decennio des vorigen Jahrhunderts im hiesigen Lande Siegellack gebraucht. Der Kaufmann Rouss au mag 1640. in Paris allenfalls ein Verbesserer desselben gewesen seyn. Der Erfinder ist er zuverlässig nicht. Nächst dem Archivar Spieß, der viel zu aufmerksam war, als daß er sich, wie der Verfasser meint, von unbestimmten Begriffen sollte haben einnehmen lassen, hat Neuberger das rothe Siegellack an einem Schreiben d. d. Paris 1571. entdeckt, welches im Weimarschen Archive liegt. In Cassel ist vom Herrn Archivar Ledderhose rothes und schwarzes vom Jahre 1563. gefunden, und das älteste hat jetzt der Amtmann Roos im Gräfl. Dhaunischen Archive beim Jahre 1553. entdeckt.

Den Gebrauch der Mehloblaten kennt man jetzt vom Jahre 1603. schon. Der Professor Schwartner zu Pest fand ihn bei einem in Braband von diesem Jahre datirten Jesuitischen Reisepaß. — Hier im Lande scheint der Gebrauch von Wachs und Oblaten sehr lange abwechselnd geblieben zu seyn. Unsere Churfürstliche Regierungscanzlei zu Hannover hat im Jahre 1705. noch mit Wachs, das Ausschreiben vom 23ten Novbr. 1708. wegen der Collateral-Erbschaften aber mit rothen Oblaten besiegeln lassen. Vermuthlich würde man sie doch noch früher daselbst antreffen.

Uebrigens sind die Theilungszeichen (·) weit älter, wie 1593. Sie kommen zwar in der frühern Zeit selten vor, denn anfangs theilte man die Sylben, ohne das Zeichen hinzuzufügen; aber ihre Entstehung fällt doch schon in die erste Hälfte des 12ten Jahrhunderts.

Lüneburg. Wedekind.

Aepfel und Birnen lange Zeit aufzubewahren.

Wenn in Thüringen das Obst gut gerathen, und folglich Ueberfluß davon ist, so suchen sie durch folgendes Mittel solches bis gegen den nächsten Sommer gut und frisch zu erhalten:

Die dortigen Einwohner nehmen ein Faß, zum Beispiel ein Orhoft, legen auf den Boden desselben das Stroh vom Fenchelkraute, auf diese Lage von Fenchelstroh werden die Aepfel oder Birnen, die aber nicht überreif seyn müssen, und die man aufbewahren will, eine neben die andere behutsam hingelegt, und zwar so, daß sie sich nicht drücken und so wenig als möglich berühren. Auf diese Aepfel oder Birnen legt man wieder eine Lage Fenchelstroh, mit eben der Behutsamkeit, als vorher gesagt worden, und so fährt man abwechselnd fort, bis das Faß beinahe voll ist. Dann legt man zuletzt noch eine Lage Fenchelstroh darauf und einen hölzernen Deckel darüber. Das Faß wird hierauf so weit voll Brunnenwasser gegossen, daß es über das Obst und den Deckel hinweg stehet, der Deckel aber wird nur mit so viel Gewicht beschwert, daß es eben den Deckel und das Obst und Stroh unter dem Wasser niederdrückt, schwerer darf es aus der Ursach nicht seyn, weil das Obst sonst gedrückt und angestoßen wird. Aepfel und Birnen sollen sich auf diese Weise bis nach Pfingsten sehr frisch und gut erhalten lassen, und nur wenige beim Herausnehmen als verdorben angetroffen werden.

Wenn man versichert seyn will, daß es nicht verderbe, so ist es äusserst nöthig und unentbehrlich, daß man solches Obst nehme, welches mit der äussersten Behutsamkeit vom Baume mit den Händen abgepflückt, und auf keine Weise gedrückt oder im geringsten angestoßen sey, denn wenn es nur den geringsten Fehler hat, so gehen die angestoßenen Stücke sogleich in Fäulung, und verderben das andere gesunde Obst zugleich mit.

Hannöveriſches Magazin.

5tes Stück.

Freitag, den 18ten Januar 1799.

Unterſuchungen über die Urſachen der Ungleichheit, der Aufnahme und des Verfalls des Geſchmacks bei verſchiedenen Völkern.

Von Herrn Jacob Friedrich Reichter, Profeſſor zu Upſala *).

Ueberſetzt von J. G. C. Blumhof.

Geſchmack und Genie ſind nicht einerlei. Man findet dieſe Eigenſchaften ſelten bei einer und derſelben Perſon von gleicher Höhe; aber beide müſſen ihre Stärke vereinigen, wenn etwas Vollkommenes entſtehen ſoll. Das Genie iſt die Stärke der Seele, verborgene Wahrheiten zu enthüllen, oder die Natur unter einen neuen und hellern Geſichtspunkt zu bringen. Der Geſchmack hingegen iſt ein angebornes Gefühl des Schönen, oder richtiger, der Ordnung, welche die Schönheit ſelbſt ausmacht. Man kann das Genie mit dem Winde vergleichen, welcher ein Schiff übers Meer hinführt; und den Geſchmack mit dem Steuerruder und Kompas, welche es leiten. Ohne Steuer und Kompas iſt es gefährlich, ſich dem Winde anzuvertrauen; ohne Geſchmack verliert ſich das Genie ins Wilde und Rieſenmäſſige. Das Genie ſchaft die Baumaterialien herbei, aber der Geſchmack muß das Gebäude eintheilen und ordnen.

Der Geſchmack ſo wie das Genie ſind Gaben, welche blos die Natur ver-

*) Aus den Kongl. Svenska Vitterhets Historie och Antiquitets Handlingar. T. III. S. 430 494 Dieſe meiſterhafte Abhandlung eines der erſten jetzt lebenden Gelehrten in Schweden verdient nicht nur in Rückſicht der Kultur der ſchwediſchen Sprache und Proſe, ſondern auch in Anſehung der gedrungenen Darſtellung und der darin herrſchenden Beleſenheit und des geſunden Urtheils unter den Deutſchen bekannt zu ſeyn.

Blumhof.

verleiht, welche Fleiß und Unterricht beleben und cultiviren, aber niemals geben können. Wem die Natur eine ſolche Eigenſchaft verſagt hat, der kann ſie durch Mühe eben ſo wenig erhalten, als ein Gebläſe ohne lebendige Funken eine Flamme entzünden kann.

Der Geſchmack gehört alſo zu den angebornen Fähigkeiten, welche die Philoſophen Triebe nennen. Die Erfahrung zeigt, daß wir gewiſſe Dinge weit eher lieben und ſuchen, als wir durch eigene oder andere Aufmerkſamkeit ihren Nutzen oder Schaden auszumachen verſtehen. Die Thiere haben ſolche Triebe in einer viel größern Anzahl, als ihr Oberherr der Menſch; aber die wohlthätige Vorſehung hat unſer Geſchlecht nicht weniger reichlich bedacht. Wir haben viele Triebe mit den Thieren gemein; auch haben wir einige, welche uns vorbehalten ſind, und worunter auch der Geſchmack gehört. Der Menſch iſt das einzige Mitglied der ſichtbaren Schöpfung, welches die Schönheit derſelben einſehen kann, und ohne den Geſchmack wäre die Schöpfung ein Werk ohne Abſicht und Zweck.

Das Geſetzbuch der Natur wäre zu weitläuftig, und die Ausführung ihrer Geſetze unmöglich geworden, wenn der Menſch durch Lehren, Drohungen und Strafen zu allen den Geſchäften, welche zur Erhaltung ſeiner Natur und ſeines Daſeyns nöthig ſind, getrieben werden ſollte. Der Schöpfer hat uns daher für gewiſſe Dinge eine Neigung und für andere einen Abſcheu eingeprägt. Ohne Eßluſt würde das Leben aufhören, und ohne einen andern Trieb würde der Schauplatz der Natur innerhalb eines Jahrhunderts ſeine vornehmſte Zierde, den Menſchen verlieren. So iſt der Geſchmack in der Hand der Vorſehung ein Mittel zur Beförderung unſerer Glückſeligkeit. Ohne Geſchmack wäre es nicht möglich geweſen, glückliche Weſen zu ſchaffen. Der Geſchmack macht das Leben erträglich, das Zuſammenwohnen angenehm, und die Tugend ſelbſt liebenswürdig. Ein trockner Moraliſt kann, unſere Einſichten vermehren, aber nicht unſer Herz verbeſſern; denn die Vernunft und der Wille ſind Sklaven unſer Einbildungskraft. Der Verſtand kann nicht ohne Mühe überredet werden, ein freundſchaftliches Verdienſt zu ſchätzen, und unſer Wille iſt noch träger, eine Sache zu begünſtigen, deren widerliches Anſehen uns abſchreckt. Die Tugend ſelbſt muß ſich in einer gefälligen Geſtalt zeigen, wenn ſie unſere Achtung und Ergebenheit gewinnen will. Alſo verbreitet der Geſchmack ſeine Gewalt über alle unſere Gefühle und Begierden, von welchen er ſich nachdem über unſere Urtheile ausbreitet.

Das

Das Genie hat vor dem Geſchmack den Vorzug, daß Niemand an ſeiner Wirklichkeit zweifelt. Der Geſchmack hingegen iſt von vielen für ein Wort ohne übereinſtimmende Bedeutung, eben ſo veränderlich wie unſere Kleidertracht, und auch ſo mannigfaltig als es verſchiedene Menſchen giebt, welche alle zum Urtheilen ein Recht zu haben glauben, ohne daß andere ihre Meinung beſtreiten können, angeſehen werden. Es wird alſo für einen unbeſtändigen, wo nicht unmöglichen Vorſatz angeſehen, zu entſcheiden welcher Geſchmack der beſte iſt, und dem andern vorgezogen werden muß, weil ſich kein anderer Probeſtein, als die eigenen Gefühle eines jeden angeben läßt.

Es ſey mir vergönnt, diejenigen Einwürfe, welche überhaupt gegen den guten Geſchmack gemacht werden, anzuführen und zu beantworten. Hiebei werde ich zuerſt die Urſachen von der Ungleichheit des Geſchmacks erörtern müſſen, ehe ich mich mit den Urſachen der Aufnahme und des Verfalls des guten Geſchmacks beſchäftigen kann.

Man kann nicht läugnen, daß ſich in den Urtheilen der Menſchen über das Schöne viele Verſchiedenheit zeigt. Der eine verurtheilt und verabſcheut, was der andere ſchätzt und verlangt. Kaum wird es zwei Menſchen geben, deren Urtheile in allen Stücken übereintreffen; denn die Natur iſt ſo reich an Abwechſelung, daß es vielleicht keine zwei Blätter auf einem Baume giebt, welche ſich einander vollkommen gleichen.

Diejenigen Schönheiten, welche einen einzigen von unſern äuſſern Sinnen rühren, ſind leichter zu empfinden und zu unterſcheiden, als ſolche, die mehr zuſammengeſetzt ſind, und blos mit den Gedanken gefaßt werden können. Aber die Geſchichte aller Völker zeigt, daß auch in dieſem Falle Streitigkeiten obgewaltet haben. Die rothen Haare wurden in dem alten Aegypten mit Schauder und Unwillen, als ein Zeichen der Gemeinſchaft mit dem am meiſten gefürchteten Teufel der Aegyptier, Typhon, angeſehen. In Rom hingegen waren die rothen Haare eine ſolche Schönheit, daß die reichern Frauenzimmer ſich rothe loſe Haare aus dem Norden kommen lieſſen, und die, welche keinen ſolchen Aufwand machen konnten, mußten ſich damit begnügen, ihre eigenen roth zu färben. Wir malen Gott und die guten Engel weiß und glänzend, aber die Neger malen Gott ſchwarz und den Satan weiß, wie einen europäiſchen Sklavenhändler. In dem alten Aegypten hielt man die fetteſten Frauenzimmer für die ſchönſten und Schaw berichtet, daß dieſer Geſchmack noch in der ganzen Barbarei herſchend ſey. — Ich glaube nicht, daß viel Fett von unſern heu-

tigen Franzoſen für ſchön gehalten wird, aber in den Zeiten Heinrichs des zweiten und Franz des zweiten, war es gebräuchlich, das Volumen des Körpers durch ausgeſtopte Kiſſen von Pferdehaar a) zu vermehren. Man ſagt, daß in China kleine Augen am meiſten gefallen, wie aber Mahomed den Arabern den Himmel angenehm machen wollte, ſo verſprach er den Glücklichen in dem andern Leben Frauenzimmer zur Aufwartung, welche einen ſchlanken und zierlichen Wuchs, und ſehr große Augen hätten. Dieſes Paradies iſt nicht nach dem Geſchmack der Chineſen, und man glaubt, daß dieſes für die Ausbreitung der Religion Mahomeds in China ein Hinderniß geweſen ſey; wenn aber Mahomed in den Zeiten der Belagerung von Troja gelebt hätte, ſo iſt es glaublich, daß ſeine Lehre für die griechiſchen Helden erbaulich geweſen ſeyn würde; denn große Augen galten auch bei den Griechen für eine Schönheit, und wenn Homer irgend einer Göttin etwas ſehr Artiges ſagen will, ſo nennt er ſie boopis. Horaz erwähnt einer niedrigen Stirn als ſehr angenehm, und wenn Petronius eine vollkommene Schönheit malen will, ſo ſagt er, daß die Augenbraunen ſich einander über der Naſe begegnen. Solche Augenbraunen werden auch der ſchönen Helena beigelegt, welche durch ihre natürliche Schönheit, Griechenland und Aſien in Flamen ſetzte.

Das Urtheil von dem Schönen in den ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſten, iſt noch ſchwankender, und den Launen der Zeiten und Völker unterworfen geweſen. Jede Menſchenrace hat ſowohl in ihren Geſichtszügen als in ihrem Geſchmack etwas Eigenes, welches jedes Alter begleitet, und welches leichter empfunden als beſchrieben werden kann. Die Dichtkunſt und die Beredſamkeit gleichen einer Pflanze, welche, wenn man ſie in ein neues Erdreich und Clima bringt, eine neue Farbe und einen neuen Geſchmack bekömmt. Ein enger Sund trennt Frankreich und England, aber in Anſehung der Ungleichheit in den ſchönen Wiſſenſchaften und Sitten würde man beinahe glauben können, daß Calais und Dower an den Enden des Oceans lägen. Uebertriebene und rieſenmäſſige Bilder, ein ſchwatzhaftes und geräuſchvolles Wortgepränge, hat von jeher die meiſten Schriftſteller der ſüdlichen Länder charakteriſirt; und unter den Europäern kommen ihnen die Spanier am nächſten. Seneca und Lucan waren Spanier; man erkennt ihren Geſchmack bei ihren jetzigen Landsleuten wieder. Die Araber lernten im Mittelalter griechiſche Bücher leſen. Die griechiſchen Philoſophen, Aerzte

a) Saintfoix.

Aerzte und Naturforſcher erneuten eine allgemeine Achtung ein; aber der aufgeblaſenen Einbildungskraft der Araber war mit den natürlichen und ungekünſtelten ſchönen Wiſſenſchaften der Griechen nichts gedient.

Die Symmetrie iſt eine unumgängliche Regel bei unſern Gebäuden, aber nach Herrn Osbecks Nachricht vermeiden die Chineſen ſorgfältig, daß irgend ein Theil ihrer Häuſer eine übereinſtimmende Seite habe. In allen katholiſchen Ländern haben die Madonnen ein ungleiches Anſehen. Auf den Gemälden franzöſiſcher Maler kömmt die Jungfrau Maria mit der lebhafteſten Anmuth und den ungekünſtelten Reitzen vor, welche die franzöſiſche Schönheit auszumachen ſcheinen. In Rom hat ſie ordentliche Geſichtszüge und einen ſtolzen Blick. In Portugal hingegen zeigt ſie ſich, nach Toreus Bericht, mit einem länglichten Geſicht, gelblichter Haut und einem weinerlichen Blicke. Wer Gemälde zu ſehen gewohnt iſt, der kann meiſtens muthmaſſen, in welchem Lande ein Gemälde gemacht iſt. Die Pinſel eines Raphaels und eines Rubens ſind beide ſchön, aber ſo ungleich wie die Ebenen um Rom und die flandriſchen Felder. In der Domkirche zu Upſala findet ſich ein Gemälde von einem unbekannten Meiſter, welches das Leiden Chriſti vorſtellt. Wer in Neapel geweſen iſt, wird in den römiſchen Kriegsknechten gleich die Lazaroni erkennen, und daraus auf das Vaterland des Malers ſchließen.

Ein Volk wechſelt doch oft ſeinen Geſchmack; ein neuer Beweis gegen die Allgemeinheit des Geſchmacks. Nicht ſelten verwirft die Nachwelt das was ihre Vorfahren lobten. Es iſt zur Schande der Menſchheit, eine beſtätigte Wahrheit, daß die größten Genies oft von ihren Zeitgenoſſen mit Kälte und Verachtung aufgenommen ſind, und erſt bei den Nachkommen ihren verdienten Ruhm erlangt haben. Dieſes iſt nicht blos in unwiſſenden und barbariſchen Zeitalten, ſondern auch in ſolchen, welche mit Einſicht und Geſchmack groß thaten, der Fall geweſen. Die Frau Deshouilleres und la Fontaine (unſtreitig der größte Dichter in ſeiner Art, und vermuthlich der erſte unter Ludwig XIV.) waren verkannt und vergeſſen, indeß ein Scuderi und ein Chapelain bereichert und geehrt wurden. Fenelon, die Ehre des Genis und der Freund der Menſchheit, wurde in eben der Zeit gehaßt und verwieſen.

Es giebt Schönheiten, welche lokal ſind, oder welche aufhören ſchön zu ſeyn, ſobald ſie in ein neues Land und zu einem neuen Volke gebracht werden. Die Natur iſt in ungleichen Ländern ungleich. Der Dichter muß ſie malen, ſo wie ſie ſich in ſeinem eigenen Lande zeigt, und ſobald er leſer

ſer bekommt, welche ſie nicht kennen, ſo hört ſie gleich auf zu rühren und zu gefallen. Ein Neger würde ohne Empfindung und Verwunderung ein Gedicht leſen, welches ein Gemälde unſerer nordiſchen Wintervergnügungen enthält. Das Bild und die Vergleichung, welche in dem einen Lande hoch und edel ſind, können in einem andern niedrig und widerlich ſeyn. Ich habe irgendwo geleſen, daß ein arabiſcher Dichter einen Helden von ſeiner Nation, den Eſel von Meſopotamien nennt. Dieſes war ein eben ſo ſchmeichelhaftes Lob, als wenn die Dichter anderer Völker ihre Helden mit Löwen und Adlern vergleichen; denn in Meſopotamien ſollen die Eſel an Stärke und Schönheit die Pferde übertreffen, und da konnte Scipio ſelbſt durch eine ſolche Vergleichung geſchmeichelt werden.

Veraltete und vergeſſene Gewohnheiten können nicht dieſelbe Wirkung machen, wenn ſie nach der gleichzeitigen Lebensart gemalt werden. Die Luſtſpiele des Ariſtophanes haben jetzt ihr Salz verloren b). Butler gefällt uns weniger als ſeine Zeitgenoſſen, denn unſere Narren ſind von einer ganz anderen Art als ſein Hudibras. Die Doktoren und Marquiſen des Moliere gleichen unſern wunmigen und aufgeblaſenen Leuten nicht, weshalb ſie auch mit weniger Beifalle geſehen werden; ſein Geiziger aber wird ſich beſtändig erhalten, denn Harpagone giebt es unter allen Völkern und in allen Zeiten.

Es muß uns nicht befremden, daß die Zeit, welche die größten Dinge ändert und zerſtört, ihre vornehmſte Stärke auf die Meinungen der Menſchen ausübt. Jeder von uns wird mit den Jahren verändert. Die Dinge, welche am Morgen unſers Lebens unſer liebſter Zweck waren, verwelken und verlieren ihren Reiz durch die ſenkrechten Stralen der Mittagsſonne; ich meine, durch die Bekümmerniſſe des Mannes, und die Schwäche des Greiſenalters. Unſer Wille iſt gleich einem Glaſe, welches von dem Saft, womit es angefüllt wird, eine neue Farbe annimt. Der Schriftſteller, welcher einem Jüngling am meiſten gefällt, wird oft von eben demſelben im reifen Alter für einen flatterhaften Schwätzer angeſehen. Ovid gefällt meiſtentheils dem Jüngling, Virgil einem denkenden, und Tacitus einem alten Manne. Jahre und Erfahrungen, welche unſere Meinungen verändern, verändern auch mit ihnen ihr Urtheil und unſern Geſchmack.

Die

b) Dieſes gilt auch von fremden gleichzeitigen Völkern, deren Sitten von den unſrigen unterſchieden ſind. Goldoni's Luſtſpiele können in Schweden nicht ſo gefallen, wie in Venedig.

Ausgabe
Ausgabe
Ausgabe

Geschmak schwankend sey. Unläugbar giebt es einen guten Geschmack, welcher mit allen Menschen allgemein ist. Zeitalter sind in ihren Urtheilen streitig gewesen; aber alle Aufgeklärten sind doch darin übereinstimmig, einige Dinge als schön anzusehen, und den Geschmack können wir also als gut ansehen, welchen alle cultivirtesten Völker mit einander gemein gehabt haben.

Die Unähnlichkeiten, welche sich bei verschiedenen Personen zeigen, rühren nicht von dem Wesen des Menschen, sondern von seinem Aeussern her. Gewisse Dinge haben ein unstreitiges Recht zu gefallen, so lange die Menschen menschliche Gefühle haben. Unser Körperbau ist in seinen wesentlichen Theilen derselbe, so wie auch unsere ersten Bedürfniss. Unsere Urtheile können deshalb nicht anders als sich einander begegnen. Unsere Begierden kommen blos nach den verschiedenen Umständen, in welche uns das Schicksal und der Lauf unserer Ereignisse geworfen haben, zu einem ungleichen Ausbruche. Ein Metall kann in tausend Formen umgeschmiedet, aber nicht verwandelt werden. Ein Spiegel kann unwidersprechlich verschiedene Bilder aufnehmen, welche davor gebracht und wieder weggeschaft werden können, während der Spiegel derselbe bleibt; derselbe Mensch scheint sich selbst zuweilen ungleich. Tacitus sagt, daß Caligula der beste Sklave und der schlechteste Hausvater war, welchen man finden konnte. Diese Eigenschaften stehen einander nicht entgegen; sie können sehr wohl vereinigt werden. Caligula war sich immer gleich; aber er hatte ganz ungleiche Gelegenheiten seine Einfälle zu befriedigen, nachdem er selbst ein Tyrann geworden war, als er hatte, wie er vor einem andern kroch.

Gewisse Gegenstände stellen sich den Sinnen aller Menschen als schön dar. Kein gesunder Mensch hat noch behauptet, daß die Eule ein schöneres Thier als der Pfau sey, und daß der Uhu besser singe, als die Nachtigall. Keiner, der Virgils und Sapphos Sprache versteht, wird läugnen, daß der Bericht von dem Tode der Euridice, und die Ode an Phaon, eine Sprache reden, welche kein menschliches Herz ohne Rührung faßte.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Neues
Darmstädtisches Tagblatt
für Stadt.
Montag, den 10. Januar 1848. Nr. 2.

Bekanntmachung, daß die Lieferung der Kartoffeln, die Anfuhr des Brennholzes und die Lieferung des Brennholzes in die Kasernen betreffend.

als der Gelbſüchtige über die Farben um Rath gefragt werden muß.

Es iſt eine Probe, daß unſere äuſſeren Sinne geſund ſind, wenn die Gefühle, welche ſie erwecken, mit den Gefühlen anderer geſunder Menſchen übereinſtimmen; es iſt auch der ſicherſte Probirſtein, daß unſer Geſchmack gut iſt, wenn er dem Geſchmack gleicht, welcher von den denkendſten Völkern in ihren kultivirteſten Zeitaltern für den geſundeſten angeſehen worden iſt.

Krankheiten heben die allgemeinen Geſetze der Natur nicht auf. Sie ſind Unordnungen, die ſie ſelbſt zu ihrer Zeit wegſchaft. Ein kranker Geſchmack kann ſich nicht gut bei einem ganzen Volke, ſondern blos bei einzelnen, finden, und wenn gewiſſe Vorurtheile einem Publikum aufgedrungen oder von ihm ſelbſt freiwillig angenommen werden, wenn ein übler Geſchmack bei einem Volke oder in einem Zeitalter eine Zeitlang allgemein werden ſollte, ſo iſt es blos als eine epidemiſche Krankheit anzuſehen, die, wenn ſie eine Zeitlang gewühet, aufhört, und nebſt ihren Urſachen verſchwindet. Denn Vorurtheile und Moden entſtehen, verdrängen einander und verſchwinden in einer beſtändigen Abwechſelung; nur die Wahrheit allein ſteht unbeweglich und veraltet niemals. Ein Dichter, der, um den Beifall ſeiner Zeitgenoſſen zu erwerben, ſein Genie, ſeinen Geſchmack und ſeine Ueberzeugung den gleichzeitig herrſchenden Vorurtheilen aufopfert, opfert einem flüchtigen Winde ſeine Achtung bei der Nachwelt und die Unſterblichkeit ſeines Namens auf.

Der Beifall des Publikums iſt nicht immer ein ſicheres Zeichen, daß es durch einen gewiſſen Gegenſtand in der That vergnügt worden ſey. Die ſchönen Wiſſenſchaften haben ebenfalls wie die Sittenlehre ihre Heuchler, welche ihre eigenen Gefühle verleugnen. Die Begierde, unſers Gleichen zu gefallen, und noch mehr, unſere Vorgeſetzten zwingen uns zuweilen, daß wir uns ſtellen, als ob wir gewiſſe Dinge angenehm fänden, die wir verwerfen und verabſcheuen würden, im Fall wir unſerer eignen Neigung folgten. Die abſcheulichſte und widrigſte Sache wird erhoben und aufgeſucht, ſobald ein vornehmes Vorurtheil ſolche in Anſehen gebracht hat. Die Schwachheiten groſſer Männer werden nicht ſelten von kurzſichtigen Menſchen nachgeäfft, in der Hofnung, dadurch mit den Helden, denen ſie nachahmten, in eine Klaſſe geſetzt zu werden. Man hat ſogar körperliche Gebrechen berühmter und angeſehener Perſonen nachgemacht a). Alexander der Groſſe ging

a) Plutarch, Arian. — The Tatler Nro. 77.

Stiftungen, welche ihre Kapitalien bei der Sparkasse der Stadt Bern angelegt haben, sind ermächtigt, ihre Kapitalien ganz oder theilweise, auf Kündigung oder ohne Kündigung, zurückzuziehen und anderweitig zu verwenden.

Art. 2. Diese Ermächtigung ist jedoch nur dann gültig, wenn sie durch einen Beschluss der Verwaltungsbehörde der betreffenden Stiftung ausgesprochen worden ist.

Art. 3. Die Verwaltungsbehörden der Stiftungen sind verpflichtet, über die Verwendung der zurückgezogenen Kapitalien dem Regierungsrathe Bericht und Rechnung abzulegen.

Art. 4. Dieses Gesetz tritt sogleich in Kraft.

Also beschlossen vom Grossen Rathe des Kantons Bern, Bern, den 19. Juni 1854.

Der Grossrathspräsident: Stämpfli.

Der Grossrathsschreiber: Kasthofer.

Die Verfahren für 10 Jahre in Kraft. Auf Grund des Gesetzes vom 10. Juni 1891 (Reichsgesetzbl. S. 261) ist für die Dauer von 10 Jahren, vom 1. Juli 1891 ab gerechnet, das Verfahren bei Ausführung von Arbeiten, welche die Herstellung von Bauwerken oder Anlagen zum Zwecke haben, durch welche Grundeigentum in Anspruch genommen wird, durch Gesetz geregelt worden. Dasselbe lautet:

§ 1. Wenn Arbeiten, welche die Herstellung von Bauwerken oder Anlagen zum Zwecke haben, durch welche Grundeigentum in Anspruch genommen wird, ausgeführt werden sollen, so ist, sofern nicht durch Gesetz oder Verordnung ein anderes Verfahren vorgeschrieben ist, auf Antrag des Unternehmers der Arbeiten ein Verfahren einzuleiten, welches den Zweck hat, die Rechte der Beteiligten festzustellen und die Entschädigung zu ermitteln.

§ 2. Der Antrag ist bei der Behörde anzubringen, welche für die Ausführung der Arbeiten die Genehmigung zu erteilen hat. Ist eine solche Genehmigung nicht erforderlich, so ist der Antrag bei der Behörde anzubringen, welche für die Ausführung der Arbeiten die Aufsicht führt.

§ 3. Der Antrag muß enthalten:

1. die Bezeichnung der Arbeiten, welche ausgeführt werden sollen, und der Grundstücke, welche in Anspruch genommen werden sollen;
2. die Bezeichnung der Beteiligten, welche dem Unternehmer bekannt sind.

Dem Antrage sind die Pläne und Zeichnungen beizufügen, welche zur Ausführung der Arbeiten gehören.

§ 4. Die Behörde hat, wenn der Antrag nicht zurückgewiesen wird, eine Kommission zu bestellen, welche das Verfahren leitet.

§ 5. Die Kommission hat zunächst zu prüfen, ob die Arbeiten, welche ausgeführt werden sollen, und die Grundstücke, welche in Anspruch genommen werden sollen, richtig bezeichnet sind, und ob die Beteiligten, welche dem Unternehmer bekannt sind, vollständig angegeben sind.

§ 6. Die Kommission hat die Beteiligten, welche dem Unternehmer bekannt sind, zu einem Termine zu laden, welcher nicht früher als zwei Wochen nach der Zustellung der Ladung stattfinden darf. Die Ladung ist den Beteiligten zuzustellen.

§ 7. Die Kommission hat in dem Termine die Beteiligten zu hören, welche erschienen sind, und, wenn es erforderlich ist, Beweis zu erheben.

§ 8. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 9. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Augenschein einzunehmen.

§ 10. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 11. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 12. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 13. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 14. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 15. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 16. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 17. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 18. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 19. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 20. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 21. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 22. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 23. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 24. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 25. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 26. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 27. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 28. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 29. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 30. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 31. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 32. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 33. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 34. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 35. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 36. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 37. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 38. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 39. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 40. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 41. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 42. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 43. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 44. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 45. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 46. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 47. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 48. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 49. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 50. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 51. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 52. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 53. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 54. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 55. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 56. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 57. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 58. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 59. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 60. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 61. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 62. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 63. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 64. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 65. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 66. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 67. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 68. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 69. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 70. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 71. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 72. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 73. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 74. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 75. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 76. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 77. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 78. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 79. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 80. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 81. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 82. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 83. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 84. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 85. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 86. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 87. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 88. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 89. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 90. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 91. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 92. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 93. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 94. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 95. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 96. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 97. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 98. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 99. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

§ 100. Die Kommission hat, wenn es erforderlich ist, einen Sachverständigen zu hören.

Ezekiel, Daniel, and John, and the Apocalypse of John, are the most remarkable. Ezekiel's prophecy is a vision of the glory of God, and of the cherubim, and of the wheels, and of the living creatures, and of the firmament, and of the throne, and of the likeness as the appearance of a man above upon it, and of the fire round about within it, and of the appearance of the bow that is in the cloud in the day of rain, and of the brightness round about. Daniel's prophecy is a vision of four great beasts, and of the Ancient of days, and of thousands of thousands ministering unto him, and of ten thousand times ten thousand standing before him, and of the judgment, and of the books opened, and of one like the Son of man coming with the clouds of heaven, and of his dominion, and of his kingdom, and of the fourth beast, and of the ten horns out of his head, and of another horn, and of the saints, and of the time, and times, and the dividing of time. John's prophecy is a vision of the Son of man in the midst of the seven golden candlesticks, and of his head and his hairs white like wool, as white as snow, and of his eyes as a flame of fire, and of his feet like unto fine brass, as if they burned in a furnace, and of his voice as the sound of many waters, and of his countenance as the sun shineth in his strength, and of the seven stars, and of the two-edged sword, and of the seven churches, and of the throne, and of the rainbow round about the throne, like unto an emerald, and of the four and twenty elders, and of the four beasts, and of the seven lamps of fire burning before the throne, which are the seven Spirits of God, and of the sea of glass like unto crystal, and of the book written within and on the back side, sealed with seven seals, and of the strong angel proclaiming with a loud voice, Who is worthy to open the book, and to loose the seals thereof? and of the Lamb as it had been slain, having seven horns, and seven eyes, which are the seven Spirits of God sent forth into all the earth, and of the four beasts, and of the four and twenty elders, and of the voice of many angels round about the throne, and the beasts, and the elders, and of the number of them, ten thousand times ten thousand, and thousands of thousands, and of the voice of every creature which is in heaven, and on the earth, and under the earth, and such as are in the sea, and of the four beasts, and of the four and twenty elders, and of the four horses, and of the four riders, and of the fifth seal, and of the souls under the altar, and of the white robes given unto them, and of the sixth seal, and of the great earthquake, and of the sun becoming black as sackcloth of hair, and of the moon becoming as blood, and of the stars of heaven falling unto the earth, even as a fig tree casteth her untimely figs when she is shaken of a mighty wind, and of the heaven departing as a scroll when it is rolled together, and of every mountain and island moved out of their places, and of the kings of the earth, and of the great men, and of the rich men, and of the chief captains, and of the mighty men, and of every bondman, and of every freeman, and of the rocks, and of the mountains, and of the wrath of the Lamb, and of the seventh seal, and of the silence in heaven about the space of half an hour, and of the seven angels which stood before God, and of the seven trumpets, and of another angel, and of the golden censer, and of the prayers of all the saints, and of the smoke of the incense, and of the fire cast into the earth, and of the voices, and thunderings, and lightnings, and of the earthquake, and of the seven angels which had the seven trumpets, and of the hail and fire mingled with blood, and of the third part of the trees burnt up, and of all green grass burnt up, and of the second angel, and of the great mountain burning with fire cast into the sea, and of the third part of the sea becoming blood, and of the third part of the creatures which were in the sea, and which had life, dying, and of the third part of the ships destroyed, and of the third angel, and of the great star burning as a lamp, and of the third part of the rivers, and of the fountains of waters, and of the name of the star called Wormwood, and of the third part of the waters becoming wormwood, and of many men dying of the waters, because they were made bitter, and of the fourth angel, and of the third part of the sun smitten, and of the third part of the moon, and of the third part of the stars, and of the third part of the day not shining, and of the third part of the night likewise, and of the eagle flying through the midst of heaven, and of the three woes, and of the fifth angel, and of the star fallen from heaven unto the earth, and of the key of the bottomless pit, and of the smoke of the pit, and of the sun darkened, and of the air, and of the locusts upon the earth, and of the scorpions of the earth, and of the sealed men, and of the sixth angel, and of the four angels bound in the great river Euphrates, and of the four angels loosed, and of the number of the army of the horsemen, and of the fire, and of the jacinth, and of the brimstone, and of the heads of the horses, and of the third part of men killed, and of the rest of men, and of the mighty angel coming down from heaven, and of his face as it were the sun, and of his feet as pillars of fire, and of the little book open in his hand, and of the seven thunders uttering their voices, and of the mystery of God, and of the seventh angel, and of the two witnesses, and of the great city, and of the tenth part of the city, and of the seven thousand men killed, and of the second woe, and of the third woe, and of the temple of God in heaven, and of the ark of his covenant, and of the woman clothed with the sun, and of the moon under her feet, and of the crown of twelve stars upon her head, and of the man-child, and of the dragon, and of the third part of the stars of heaven, and of the seven heads, and of the ten horns, and of the seven crowns upon his heads, and of the tail, and of the war in heaven, and of Michael and his angels, and of the old serpent, and of the accuser of our brethren, and of the loud voice in heaven, and of the overcoming by the blood of the Lamb, and of the word of their testimony, and of the loving not their lives unto the death, and of the rejoicing of the heavens, and of the inhabiters of the earth and of the sea, and of the devil having great wrath, and of the sand of the sea, and of the beast rising up out of the sea, and of the seven heads, and of the ten horns, and of the ten crowns upon his horns, and of the name of blasphemy upon his heads, and of the beast, and of the mouth of the beast, and of the mouth speaking great things and blasphemies, and of the power given unto him, and of the forty and two months, and of the tabernacle, and of them that dwell in heaven, and of the saints, and of the power given him over all kindred, and tongue, and nation, and of the book of life of the Lamb slain from the foundation of the world, and of the beast coming up out of the earth, and of the two horns like a lamb, and of the dragon, and of the power of the first beast, and of the great wonders, and of the fire coming down from heaven on the earth in the sight of men, and of the image to the beast, and of the breath of the image of the beast, and of the mark of the beast, and of the number of the beast, and of the number of his name, and of the Lamb standing on the mount Zion, and of the hundred and forty and four thousand, and of the new song before the throne, and of the harpers harping with their harps, and of the redeemed from the earth, and of the virgins, and of the first fruits unto God and to the Lamb, and of the mouth of the harlot, and of the blameless, and of the angel flying in the midst of heaven, and of the everlasting gospel, and of the nations, and of the kindreds, and of the tongues, and of the people, and of the fear of God, and of the hour of his judgment, and of the worship of him that made heaven, and earth, and sea, and fountains of waters, and of the second angel, and of the fall of Babylon, and of the wine of the wrath of her fornication, and of the third angel, and of the wine of the wrath of God, and of the cup of his indignation, and of the torment with fire and brimstone, and of the smoke of their torment, and of the patience of the saints, and of the voice from heaven, and of the blessed dead, and of the white cloud, and of the sharp sickle, and of the harvest of the earth, and of the vine of the earth, and of the vine of the earth, and of the great wine-press of the wrath of God, and of the blood coming out of the wine-press, and of the sea of glass mingled with fire, and of the harpers standing on the sea of glass, and of the song of Moses the servant of God, and of the song of the Lamb, and of the tabernacle of the testimony in heaven, and of the seven angels which had the seven plagues, and of the seven golden vials, and of the seven vials of the wrath of God, and of the temple filled with smoke from the glory of God, and of the seven plagues of the seven angels, and of the voice out of the temple, and of the first angel, and of the noisome and grievous sore, and of the second angel, and of the sea becoming blood, and of the third angel, and of the rivers, and of the fountains of waters, and of the angel of the waters, and of the altar, and of the fourth angel, and of the sun, and of the fifth angel, and of the throne of the beast, and of the kingdom of the beast, and of the pains, and of the sixth angel, and of the great river Euphrates, and of the three unclean spirits like frogs, and of the spirits of devils, and of the kings of the earth, and of the whole world, and of the battle of that great day of God Almighty, and of the seventh angel, and of the voice out of the temple of heaven, and of the throne, and of the great earthquake, and of the great city, and of the cities of the nations, and of the great Babylon, and of the wine of the wrath of his fierce anger, and of the islands, and of the mountains, and of the great hail out of heaven, and of the great plague of the hail, and of the great harlot, and of the many waters, and of the kings of the earth, and of the wine of her fornication, and of the wilderness, and of the scarlet coloured beast, and of the seven heads, and of the ten horns, and of the name of blasphemy, and of the woman, and of the mystery, and of the mother of harlots and abominations of the earth, and of the martyrs of Jesus, and of the seven mountains, and of the seven kings, and of the beast that was, and is not, and of the eighth, and of the ten horns, and of the ten kings, and of the beast, and of the harlot, and of the desolate, and of the fire, and of the kings of the earth, and of the merchants of the earth, and of the merchandise, and of the fine linen, and of the purple, and of the silk, and of the scarlet, and of the thyine wood, and of the ivory, and of the most precious wood, and of the brass, and of the iron, and of the marble, and of the cinnamon, and of the odours, and of the ointment, and of the frankincense, and of the wine, and of the oil, and of the fine flour, and of the wheat, and of the beasts, and of the sheep, and of the horses, and of the chariots, and of the slaves, and of the souls of men, and of the fruits that thy soul lusted after, and of the dainty and goodly, and of the voice of harpers, and of the musicians, and of the pipers, and of the trumpeters, and of the craftsmen, and of the sound of a millstone, and of the light of a candle, and of the voice of the bridegroom and of the bride, and of the blood of prophets, and of saints, and of all that were slain upon the earth, and of the multitude in heaven, and of the voice of much people, and of the Hallelujah, and of the smoke rising up for ever and ever, and of the four and twenty elders, and of the four beasts, and of the voice out of the throne, and of the marriage supper of the Lamb, and of the white horse, and of the armies which were in heaven, and of the sharp sword, and of the rod of iron, and of the wine-press of the fierceness and wrath of Almighty God, and of the name written, and of the vesture dipped in blood, and of the armies which were in heaven, and of the supper of the great God, and of the flesh of kings, and of the flesh of captains, and of the flesh of mighty men, and of the flesh of horses, and of the flesh of all men, both free and bond, both small and great, and of the beast, and of the kings of the earth, and of the false prophet, and of the lake of fire burning with brimstone, and of the remnant, and of the sword of him that sat upon the horse, and of the fowls filled with their flesh, and of the thousand years, and of the bottomless pit, and of the dragon, and of the old serpent, and of the seals, and of the thrones, and of the souls of them that were beheaded for the witness of Jesus, and for the word of God, and of the beast, and of the image, and of the mark, and of the hand, and of the forehead, and of the reign with Christ a thousand years, and of the rest of the dead, and of the first resurrection, and of the second death, and of the priests of God, and of Christ, and of the thousand years, and of the prison, and of the nations, and of the number of them as the sand of the sea, and of the breadth of the earth, and of the camp of the saints, and of the beloved city, and of the fire, and of the devil, and of the lake of fire and brimstone, and of the beast, and of the false prophet, and of the great white throne, and of him that sat on it, and of the earth, and of the heaven, and of the dead, and of the small, and of the great, and of the books, and of the book of life, and of the sea, and of death, and of hell, and of the lake of fire, and of the second death, and of the new heaven, and of the new earth, and of the first heaven, and of the first earth, and of the sea, and of the holy city, and of the new Jerusalem, and of the bride, and of the wife of the Lamb, and of the great and high mountain, and of the holy Jerusalem, and of the glory of God, and of the light, and of the jasper stone, and of the crystal, and of the great and high wall, and of the twelve gates, and of the twelve angels, and of the twelve tribes of the children of Israel, and of the east gate, and of the north gate, and of the south gate, and of the west gate, and of the twelve foundations, and of the twelve apostles of the Lamb, and of the golden reed, and of the measure of the city, and of the gates thereof, and of the wall thereof, and of the measure of a man, and of the angel, and of the building of the wall of the city, and of the foundations of the wall of the city, and of the twelve precious stones, and of the first foundation, and of the second, and of the third, and of the fourth, and of the fifth, and of the sixth, and of the seventh, and of the eighth, and of the ninth, and of the tenth, and of the eleventh, and of the twelfth, and of the twelve gates, and of the twelve pearls, and of the street of the city, and of the pure gold, and of the transparent glass, and of the temple of the city, and of the Lord God Almighty, and of the Lamb, and of the light of the city, and of the sun, and of the moon, and of the nations of them which are saved, and of the glory and honour of the nations into it, and of the gates of the city, and of the night, and of the glory and honour into it, and of the river of water of life, and of the throne of God, and of the Lamb, and of the tree of life, and of the twelve manner of fruits, and of the twelve months, and of the leaves of the tree, and of the healing of the nations, and of the curse, and of the throne of God, and of the Lamb, and of the servants, and of the face of God, and of the name of God, and of the night, and of the light of the sun, and of the Lord God giveth them light, and of the reign for ever and ever, and of the angel, and of the holy prophets, and of the sayings of the prophecy of this book, and of the tree of life, and of the holy city, and of the things which are written in this book, and of the blessed are they that do his commandments, that they may have right to the tree of life, and may enter in through the gates into the city, and of the dogs, and of the sorcerers, and of the whoremongers, and of the murderers, and of the idolaters, and of whosoever loveth and maketh a lie, and of the root and the offspring of David, and of the bright and morning star, and of the Spirit and the bride say, Come, and of him that heareth say, Come, and of him that is athirst come, and of whosoever will, let him take the water of life freely, and of the plagues that are written in this book, and of the tree of life, and of the holy city, and of the things which are written in this book.

Now, if we consider the prophecies of Ezekiel, Daniel, and John, we shall find that they are not only full of the most sublime and magnificent ideas, but that they are also full of the most extraordinary and incredible circumstances. Ezekiel's prophecy is a vision of the glory of God, and of the cherubim, and of the wheels, and of the living creatures, and of the firmament, and of the throne, and of the likeness as the appearance of a man above upon it, and of the fire round about within it, and of the appearance of the bow that is in the cloud in the day of rain, and of the brightness round about. Daniel's prophecy is a vision of four great beasts, and of the Ancient of days, and of thousands of thousands ministering unto him, and of ten thousand times ten thousand standing before him, and of the judgment, and of the books opened, and of one like the Son of man coming with the clouds of heaven, and of his dominion, and of his kingdom, and of the fourth beast, and of the ten horns out of his head, and of another horn, and of the saints, and of the time, and times, and the dividing of time. John's prophecy is a vision of the Son of man in the midst of the seven golden candlesticks, and of his head and his hairs white like wool, as white as snow, and of his eyes as a flame of fire, and of his feet like unto fine brass, as if they burned in a furnace, and of his voice as the sound of many waters, and of his countenance as the sun shineth in his strength, and of the seven stars, and of the two-edged sword, and of the seven churches, and of the throne, and of the rainbow round about the throne, like unto an emerald, and of the four and twenty elders, and of the four beasts, and of the seven lamps of fire burning before the throne, which are the seven Spirits of God, and of the sea of glass like unto crystal, and of the book written within and on the back side, sealed with seven seals, and of the strong angel proclaiming with a loud voice, Who is worthy to open the book, and to loose the seals thereof? and of the Lamb as it had been slain, having seven horns, and seven eyes, which are the seven Spirits of God sent forth into all the earth, and of the four beasts, and of the four and twenty elders, and of the voice of many angels round about the throne, and the beasts, and the elders, and of the number of them, ten thousand times ten thousand, and thousands of thousands, and of the voice of every creature which is in heaven, and on the earth, and under the earth, and such as are in the sea, and of the four beasts, and of the four and twenty elders, and of the four horses, and of the four riders, and of the fifth seal, and of the souls under the altar, and of the white robes given unto them, and of the sixth seal, and of the great earthquake, and of the sun becoming black as sackcloth of hair, and of the moon becoming as blood, and of the stars of heaven falling unto the earth, even as a fig tree casteth her untimely figs when she is shaken of a mighty wind, and of the heaven departing as a scroll when it is rolled together, and of every mountain and island moved out of their places, and of the kings of the earth, and of the great men, and of the rich men, and of the chief captains, and of the mighty men, and of every bondman, and of every freeman, and of the rocks, and of the mountains, and of the wrath of the Lamb, and of the seventh seal, and of the silence in heaven about the space of half an hour, and of the seven angels which stood before God, and of the seven trumpets, and of another angel, and of the golden censer, and of the prayers of all the saints, and of the smoke of the incense, and of the fire cast into the earth, and of the voices, and thunderings, and lightnings, and of the earthquake, and of the seven angels which had the seven trumpets, and of the hail and fire mingled with blood, and of the third part of the trees burnt up, and of all green grass burnt up, and of the second angel, and of the great mountain burning with fire cast into the sea, and of the third part of the sea becoming blood, and of the third part of the creatures which were in the sea, and which had life, dying, and of the third part of the ships destroyed, and of the third angel, and of the great star burning as a lamp, and of the third part of the rivers, and of the fountains of waters, and of the name of the star called Wormwood, and of the third part of the waters becoming wormwood, and of many men dying of the waters, because they were made bitter, and of the fourth angel, and of the third part of the sun smitten, and of the third part of the moon, and of the third part of the stars, and of the third part of the day not shining, and of the third part of the night likewise, and of the eagle flying through the midst of heaven, and of the three woes, and of the fifth angel, and of the star fallen from heaven unto the earth, and of the key of the bottomless pit, and of the smoke of the pit, and of the sun darkened, and of the air, and of the locusts upon the earth, and of the scorpions of the earth, and of the sealed men, and of the sixth angel, and of the four angels bound in the great river Euphrates, and of the four angels loosed, and of the number of the army of the horsemen, and of the fire, and of the jacinth, and of the brimstone, and of the heads of the horses, and of the third part of men killed, and of the rest of men, and of the mighty angel coming down from heaven, and of his face as it were the sun, and of his feet as pillars of fire, and of the little book open in his hand, and of the seven thunders uttering their voices, and of the mystery of God, and of the seventh angel, and of the two witnesses, and of the great city, and of the tenth part of the city, and of the seven thousand men killed, and of the second woe, and of the third woe, and of the temple of God in heaven, and of the ark of his covenant, and of the woman clothed with the sun, and of the moon under her feet, and of the crown of twelve stars upon her head, and of the man-child, and of the dragon, and of the third part of the stars of heaven, and of the seven heads, and of the ten horns, and of the seven crowns upon his heads, and of the tail, and of the war in heaven, and of Michael and his angels, and of the old serpent, and of the accuser of our brethren, and of the loud voice in heaven, and of the overcoming by the blood of the Lamb, and of the word of their testimony, and of the loving not their lives unto the death, and of the rejoicing of the heavens, and of the inhabiters of the earth and of the sea, and of the devil having great wrath, and of the sand of the sea, and of the beast rising up out of the sea, and of the seven heads, and of the ten horns, and of the ten crowns upon his horns, and of the name of blasphemy upon his heads, and of the beast, and of the mouth of the beast, and of the mouth speaking great things and blasphemies, and of the power given unto him, and of the forty and two months, and of the tabernacle, and of them that dwell in heaven, and of the saints, and of the power given him over all kindred, and tongue, and nation, and of the book of life of the Lamb slain from the foundation of the world, and of the beast coming up out of the earth, and of the two horns like a lamb, and of the dragon, and of the power of the first beast, and of the great wonders, and of the fire coming down from heaven on the earth in the sight of men, and of the image to the beast, and of the breath of the image of the beast, and of the mark of the beast, and of the number of the beast, and of the number of his name, and of the Lamb standing on the mount Zion, and of the hundred and forty and four thousand, and of the new song before the throne, and of the harpers harping with their harps, and of the redeemed from the earth, and of the virgins, and of the first fruits unto God and to the Lamb, and of the mouth of the harlot, and of the blameless, and of the angel flying in the midst of heaven, and of the everlasting gospel, and of the nations, and of the kindreds, and of the tongues, and of the people, and of the fear of God, and of the hour of his judgment, and of the worship of him that made heaven, and earth, and sea, and fountains of waters, and of the second angel, and of the fall of Babylon, and of the wine of the wrath of her fornication, and of the third angel, and of the wine of the wrath of God, and of the cup of his indignation, and of the torment with fire and brimstone, and of the smoke of their torment, and of the patience of the saints, and of the voice from heaven, and of the blessed dead, and of the white cloud, and of the sharp sickle, and of the harvest of the earth, and of the vine of the earth, and of the vine of the earth, and of the great wine-press of the wrath of God, and of the blood coming out of the wine-press, and of the sea of glass mingled with fire, and of the harpers standing on the sea of glass, and of the song of Moses the servant of God, and of the song of the Lamb, and of the tabernacle of the testimony in heaven, and of the seven angels which had the seven plagues, and of the seven golden vials, and of the seven vials of the wrath of God, and of the temple filled with smoke from the glory of God, and of the seven plagues of the seven angels, and of the voice out of the temple, and of the first angel, and of the noisome and grievous sore, and of the second angel, and of the sea becoming blood, and of the third angel, and of the rivers, and of the fountains of waters, and of the angel of the waters, and of the altar, and of the fourth angel, and of the sun, and of the fifth angel, and of the throne of the beast, and of the kingdom of the beast, and of the pains, and of the sixth angel, and of the great river Euphrates, and of the three unclean spirits like frogs, and of the spirits of devils, and of the kings of the earth, and of the whole world, and of the battle of that great day of God Almighty, and of the seventh angel, and of the voice out of the temple of heaven, and of the throne, and of the great earthquake, and of the great city, and of the cities of the nations, and of the great Babylon, and of the wine of the wrath of his fierce anger, and of the islands, and of the mountains, and of the great hail out of heaven, and of the great plague of the hail, and of the great harlot, and of the many waters, and of the kings of the earth, and of the wine of her fornication, and of the wilderness, and of the scarlet coloured beast, and of the seven heads, and of the ten horns, and of the name of blasphemy, and of the woman, and of the mystery, and of the mother of harlots and abominations of the earth, and of the martyrs of Jesus, and of the seven mountains, and of the seven kings, and of the beast that was, and is not, and of the eighth, and of the ten horns, and of the ten kings, and of the beast, and of the harlot, and of the desolate, and of the fire, and of the kings of the earth, and of the merchants of the earth, and of the merchandise, and of the fine linen, and of the purple, and of the silk, and of the scarlet, and of the thyine wood, and of the ivory, and of the most precious wood, and of the brass, and of the iron, and of the marble, and of the cinnamon, and of the odours, and of the ointment, and of the frankincense, and of the wine, and of the oil, and of the fine flour, and of the wheat, and of the beasts, and of the sheep, and of the horses, and of the chariots, and of the slaves, and of the souls of men, and of the fruits that thy soul lusted after, and of the dainty and goodly, and of the voice of harpers, and of the musicians, and of the pipers, and of the trumpeters, and of the craftsmen, and of the sound of a millstone, and of the light of a candle, and of the voice of the bridegroom and of the bride, and of the blood of prophets, and of saints, and of all that were slain upon the earth, and of the multitude in heaven, and of the voice of much people, and of the Hallelujah, and of the smoke rising up for ever and ever, and of the four and twenty elders, and of the four beasts, and of the voice out of the throne, and of the marriage supper of the Lamb, and of the white horse, and of the armies which were in heaven, and of the sharp sword, and of the rod of iron, and of the wine-press of the fierceness and wrath of Almighty God, and of the name written, and of the vesture dipped in blood, and of the armies which were in heaven, and of the supper of the great God, and of the flesh of kings, and of the flesh of captains, and of the flesh of mighty men, and of the flesh of horses, and of the flesh of all men, both free and bond, both small and great, and of the beast, and of the kings of the earth, and of the false prophet, and of the lake of fire burning with brimstone, and of the remnant, and of the sword of him that sat upon the horse, and of the fowls filled with their flesh, and of the thousand years, and of the bottomless pit, and of the dragon, and of the old serpent, and of the seals, and of the thrones, and of the souls of them that were beheaded for the witness of Jesus, and for the word of God, and of the beast, and of the image, and of the mark, and of the hand, and of the forehead, and of the reign with Christ a thousand years, and of the rest of the dead, and of the first resurrection, and of the second death, and of the priests of God, and of Christ, and of the thousand years, and of the prison, and of the nations, and of the number of them as the sand of the sea, and of the breadth of the earth, and of the camp of the saints, and of the beloved city, and of the fire, and of the devil, and of the lake of fire and brimstone, and of the beast, and of the false prophet, and of the great white throne, and of him that sat on it, and of the earth, and of the heaven, and of the dead, and of the small, and of the great, and of the books, and of the book of life, and of the sea, and of death, and of hell, and of the lake of fire, and of the second death, and of the new heaven, and of the new earth, and of the first heaven, and of the first earth, and of the sea, and of the holy city, and of the new Jerusalem, and of the bride, and of the wife of the Lamb, and of the great and high mountain, and of the holy Jerusalem, and of the glory of God, and of the light, and of the jasper stone, and of the crystal, and of the great and high wall, and of the twelve gates, and of the twelve angels, and of the twelve tribes of the children of Israel, and of the east gate, and of the north gate, and of the south gate, and of the west gate, and of the twelve foundations, and of the twelve apostles of the Lamb, and of the golden reed, and of the measure of the city, and of the gates thereof, and of the wall thereof, and of the measure of a man, and of the angel, and of the building of the wall of the city, and of the foundations of the wall of the city, and of the twelve precious stones, and of the first foundation, and of the second, and of the third, and of the fourth, and of the fifth, and of the sixth, and of the seventh, and of the eighth, and of the ninth, and of the tenth, and of the eleventh, and of the twelfth, and of the twelve gates, and of the twelve pearls, and of the street of the city, and of the pure gold, and of the transparent glass, and of the temple of the city, and of the Lord God Almighty, and of the Lamb, and of the light of the city, and of the sun, and of the moon, and of the nations of them which are saved, and of the glory and honour of the nations into it, and of the gates of the city, and of the night, and of the glory and honour into it, and of the river of water of life, and of the throne of God, and of the Lamb, and of the tree of life, and of the twelve manner of fruits, and of the twelve months, and of the leaves of the tree, and of the healing of the nations, and of the curse, and of the throne of God, and of the Lamb, and of the servants, and of the face of God, and of the name of God, and of the night, and of the light of the sun, and of the Lord God giveth them light, and of the reign for ever and ever, and of the angel, and of the holy prophets, and of the sayings of the prophecy of this book, and of the tree of life, and of the holy city, and of the things which are written in this book, and of the blessed are they that do his commandments, that they may have right to the tree of life, and may enter in through the gates into the city, and of the dogs, and of the sorcerers, and of the whoremongers, and of the murderers, and of the idolaters, and of whosoever loveth and maketh a lie, and of the root and the offspring of David, and of the bright and morning star, and of the Spirit and the bride say, Come, and of him that heareth say, Come, and of him that is athirst come, and of whosoever will, let him take the water of life freely, and of the plagues that are written in this book, and of the tree of life, and of the holy city, and of the things which are written in this book.

Ausländer, die sich ohne Aufenthaltserlaubnis im Bundesgebiet aufhalten, sind auszuweisen, wenn sie nicht binnen einer ihnen gesetzten Frist das Bundesgebiet verlassen.

Hannöveriſches Magazin.

7tes Stück.

Freitag, den 25ten Januar 1799.

Authentiſche Erzählung eines Officiers von der Flotte unter Commando des Rearadmirals Nelſon, von Zeit des Abſegelns von Gibraltar, bis zum Schluß der glorreichen Bataille an der Mündung des Nils.

Wir gingen mit Admiral Nelſon, welcher vom Admiral Grafen von St. Vincent in das mittelländiſche Meer detaſchirt wurde, am 9ten Junius unter Segel. Unſer Geſchwader beſtand aus 3 Schiffen von der Linie, the Vanguard, Orion und Alexander, jedes von 74 Kanonen, wovon erſteres das Admiralſchiff war, 2 Fregatten, Emerald und Terpſichore, und die Kriegsſchaluppe la bonne Citoyenne.

Nichts merkwürdiges begegnete dieſem Geſchwader von deſſen Abſegeln von Gibraltar bis zum 22ſten Junius, an welchem Tage es in dem Meerbuſen von Lyon von einem heftigen Sturm überfallen wurde, in welchem das Schiff the Vanguard faſt alle Maſten verlohr. Die andern Schiffe hatten zwar eben dieſen Sturm auszuhalten, waren jedoch nicht in den Strich Wind gekommen, von welchem das Schiff Vanguard ergriffen worden. Unſere beiden Fregatten verlohren wir gänzlich aus dem Geſichte; und was an dieſem Tage unſere Lage noch trauriger machte, war der Anblick der franzöſiſchen Flotte unter Buonaparte, die wir nur wenige Seemeilen vor uns ſahen, und die an eben demſelben Tage von Toulon geſegelt war.

In der Lage, worin wir durch dieſen Sturm geſetzt worden, ſah ſich Admiral Nelſon genöthiget nach Sardinien zu ſegeln; der Vanguard mußte vom Alexander in Thau genommen werden, und der Orion wurde eines Piloten wegen voraus geſchickt, um uns durch die Rhede von St. Pierres zu führen.

Am 24ſten erreichten wir, obwohl mit großen Schwierigkeiten, doch glücklich, den Ankerplatz, in der Hofnung, allhier eine ſolche Aufnahme zu finden, welche wir uns von einer neutralen Macht verſprechen konnten,

und der wir in unserer Lage so sehr bedürftig waren; allein wir fanden uns in unserer Hofnung sehr betrogen. Der Gouverneur von St Pierre hatte von den Franzosen den Befehl erhalten, kein brittisches Schiff in den Hafen einzulassen, und wir sahen uns leider genöthigt, auf der Rhede vor Anker zu gehen. Die Mittel und Wege, welche brittische Seeleute sich allezeit zu verschaffen wissen, kamen uns auch jetzt zu Nutzen. Capitain Berry, durch die Unterstützung welche er von Sir James Saumarez und Capitain Ball erhielt, setzte ihn bald in den Stand, den Vanguard mit Rothmasten zu versehen, und den Bogsprit, der an verschiedenen Stellen gesprungen war, wiederum herzustellen, und am 4ten Tage, von der Zeit an, da wir in St. Pierres Rhede vor Anker gekommen, gingen wir wieder unter Seegel.

Es ist hier anzumerken, daß, obgleich der Gouverneur von St. Pierre in Folg seiner von den Franzosen erhaltenen strengen Ordre, uns eine öffentliche Aufnahme versagte, wir dennoch allhier unter der Hand alle mögliche Hülfe erhielten.

Der Eifer des Admirals, seine erhaltene Ordre aufs pünktlichste zu erfüllen, ließ ihn weder daran denken nach Neapel oder irgend einem andern Hafen zu gehen, wo wir mit offenen Armen aufgenommen seyn, und alle freundschaftliche Hülfe gefunden haben würden, und wo er seine Schiffe gehörig hätte ausbessern können; noch gab er auf die entfernteste Weise einen Wunsch zu erkennen, seine Flagge auf ein anderes Schiff zu nehmen, welches vielleicht ein anderer Officier in seiner Lage und unter seinen Umständen gethan haben mögte. Der Admiral und die Officiere am Bord des Schiffes Vanguard hatten auch das Vergnügen zu sehen, daß das Schiff, seines krüpplichten Zustands des ungeachtet, eben so gut segelte und gegen die Wellen arbeitete, als irgend ein anderes Schiff.

Am 4ten Junius erreichte das Geschwader seinen Bestimmungsort. Am folgenden Tage stieß der Cutter la Mutine Cap. Hardy zu uns, welcher mit Befehlen für den Admiral abgesandt war, und der uns die angenehme Nachricht brachte, daß Cap. Trowbridge mit 10 Schiffen von der Linie und einem 50 Kanonenschiffe zu unserer Verstärkung unterweges wäre. Diese Nachricht erweckte eine allgemeine Freude auf unserm kleinen Geschwader, und selbst der Admiral gab nun gegen Cap. Berry zu erkennen, daß er durch diese Verstärkung im Stande seyn würde, sich mit irgend einer Flotte in diesen Gewässern zu schlagen, und sein einziger Wunsch nur der sey, eine anzutreffen.

Am 6ten dehnte sich unser Geschwader weiter aus, um die so sehr gewünschte Verstärkung aufzusuchen und anzutreffen. Von einem Schiffe, mit welchem wir einsiellen, wurden wir benachrichtiget, daß verschiedene reichbeladene spanische Schiffe in der

Nähe

Nähe wären, die wir denn auch bald zu Gesichte bekamen; allein Prisen zu machen, war nicht des Admirals Absicht; sein eigener Vortheil mußte seiner Ehre und dem Vortheil seines Vaterlandes nachstehen; sein, so wie unser aller Wunsch war nur dahin gerichtet, die erwartete Verstärkung aufzufinden, und den Feind zu verfolgen, von dessen Absegeln aus Toulon wir gewisse Nachricht erhalten hatten. Vom Alexander, das vorderste Schiff unsers Geschwaders, wurde eins vorgedachter Schiffe angehalten, sobald indeß der Captain fand, daß es 80 oder 90 Priester am Bord hatte, die von den Franzosen aus Rom vertrieben waren, glaubte er es der Menschenliebe schuldig zu seyn, dieses Schiff seine Reise fortsetzen zu lassen. Einige wenige Seeleute, meistens Genuesen, die den Wunsch bezeigten, auf unserer Flotte zu dienen, dazu sie durch die üble Begegnung, welche sie von den Franzosen erlitten hatten, veranlaßt wurden, wurden dann abgenommen.

Am 8ten Nachmittags hatten wir die Freude von unserem Maste zehn große Schiffe zu erblicken, die, wie bald darauf entdeckt wurde, brittische Kriegsschiffe waren, die mit vollen Segeln und geschlossener Linie auf uns zukamen. Nach Verwechselung verschiedener geheimer Signale, und ehe noch die Sonne unterging, war die so sehr gewünschte Vereinigung geschehen, die dem Cap. Trowbridge durch seinen gezeigten Eifer, Klugheit und Beurtheilung Ehre machte.

Dem Admiral war weder eine Instruktion, welchen Cours er nehmen sollte, noch irgend eine gewiß Nachricht von der Bestimmung der feindlichen Flotte zugegangen. Alles war seiner eigenen Beurtheilung überlassen. Es mußte ihm zum Vergnügen gereichen, zu sehen, daß er keinem seiner Captains Ordre zu geben nöthig hatte, um in beständiger Bereitschaft zu einer Bataille zu seyn. Was dieses anbetraf, so überstieg ihr Eifer sein Erwarten; auf dem Verdeck der Schiffe war sowohl Tag als Nacht beinahe Niemand anzutreffen, ein jeder war bereit, beim ersten Ruf sich auf seinem Posten einzufinden. Ebenfalls mußte es ihm eine Zufriedenheit gewähren, daß die Mannschaft eines jeden Schiffs täglich bei den Kanonen und in den kleinen Waffen exercirt wurde, und daß alles, was den Dienst anbetraf, im besten Zustande war. Der Admiral wußte, daß der Feind seinen Cours N. W. genommen, und dieses mußte ihn natürlich auf die Vermuthung leiten, daß derselbe das mittelländische Meer hinauf gesegelt wäre. Der Cutter la Mutine wurde demnach von ihm nach Civitavechia und an der römischen Küste entlang detaschirt, um irgendwo Nachrichten einzuziehen; er selbst aber steuerte mit seiner Flotte nach Korsika, welches er am 12ten Junius erreichte. Verschiedene Schiffe hatten wir auf unserer Passage hieher

angetroffen, aber irgend eine Nachricht konnten wir von dieſen nicht erhalten. Er continuirte ſeinen Cours am 13ten zwiſchen Korſika und Elba, und zwiſchen Pianoſa und Elba, obwohl in den letzten Gewäſſern niemals ſo große Schiffe geweſen waren. Wir gingen von da nach der römiſchen Küſte, wo der Cutter la Mutine wiederum zu uns ſtieß. Cap. Hardy hatte aller angewandten Mühe ungeachtet, keine Nachricht vom Feinde erhalten können. Der Admiral war nun entſchloſſen, nach Neapel zu gehen, wo er gewiſſe Nachricht zu erhalten hoffte. Es war geſagt worden, daß die Abſicht der Franzoſen dahin ginge, Algier zu plündern, allein dieſes Gerüchte ſchien ihm zu unwahrſcheinlich, um ſolchem Glauben beimeſſen zu können. Wir ſahen den Berg Veſuvius am 16ten und hier wurde Cap. Trowbrigde in dem Cutter la Mutine nach Sir William Hamilton abgeſandt, um zu hören, was für eine Nachricht er von dieſem erhalten konnte. Er kam aber blos mit der Nachricht zurück, daß der Feind nach Malta gegangen wäre. Der Admiral beklagte nun, daß auch nur dieſer einzige Tag, an welchem er die Rhede von Neapel beſucht hatte, verlohren gegangen ſey, und beſchloß nun nach Faro di Meſſina zu gehen, welches wir bei einem guten Winde am 20ſten erreichten. Die laute Freude mit welcher wir von den Sicilianern empfangen wurden, verurſachte einem jeden am Bord unſerer Flotte das lebhafteſte Vergnügen. Eine große Anzahl Boote kam zu uns, ſie ruderten mit den größten Freudensbezeugungen und Frohlocken um unſere Flotte herum, als man hier befürchtet hatte, daß die Franzoſen nach der Einnahme von Malta hieher kommen würden. Hieſelbſt erhielten wir von dem brittiſchen Conſul die Nachricht, daß Malta ſich ergeben hätte. Wir hatten jetzt die Hofnung die feindliche Flotte in Goza zu attakiren, alwo, wir geſagt wurde, ſolche vor Anker gegangen wäre, wozu denn auch der Admiral die nöthigen Anſtalten machen ließ. Wir gingen mit einem friſchen N. W. Winde nach Malta unter Segel. Am 22ſten beim Anbruch des Tages wurde der Cutter la Mutine von einem genueſiſchen Schiffe, welches von Malta kam, benachrichtiget, daß die Franzoſen am 28ſten mit einem N. W. Winde von da wieder abgeſegelt wären. Der Admiral ſann jetzt nicht lang, welchen Cours er nehmen ſollte, und gab ſogleich das Signal alle mögliche Seegel aufzuſetzen, um nach N. O. zu ſteuern. Jetzt hatten wir noch keine Gewißheit, daß der Feind in die adriatiſche See gegangen ſey.

Wir ſegelten von heute an bis zum 29ſten, während welcher Zeit wir nur 3 Schiffen begegneten. Zwei von dieſen kamen von Alexandrien, und hatten keine feindliche Flotte geſehen. Das dritte kam vom Archipelagus und wußte gleichfalls von der franzöſiſchen Flotte nichts zu ſagen.

Wir

Wir sahen den Thurm von Alexandrien, näherten uns dem Lande so nahe wie möglich, und zu unserem größten Befremden, wurden wir in beiden Hafen, die wir aufs genaueste beobachten konnten, kein französisches Schiff ansichtig. Cap. Hardy vom Mutine Cutter hatte eine Unterredung mit dem Commandanten dieser Stadt, welcher sehr verwundert schien, eine brittische Flotte zu sehen, da er Nachricht hatte, daß wahrscheinlicher Weise eine französische Flotte hieher unterwegs sey.

Es erforderte nun des Admirals ernstliche Ueberlegung, was für einen möglichen Cours die feindliche Flotte genommen hätte, und wohin deren eigentliche Bestimmung gerichtet sey. Sein sorgfältiges und geschäftiges Bestreben wollte es nicht erlauben, hier zu verweilen, er nahm daher sogleich seinen Cours nordwärts für die Küste von Caramanca, um sobald als möglich einen Ort zu erreichen, wo er wahrscheinlich Nachrichten einziehen und seine Schiffe mit Wasser versehen konnte, an welchem wir anfingen Mangel zu leiden.

Am 4ten Julius erreichten wir die Küste von Caramanca, steuerten bei einem widrigen Winde Tag und Nacht der südlichen Küste entlang und sahen am 18ten die Insel Sicilien, wo sich der Admiral entschloß, in dem Hafen von Syrakus einzulaufen. Mit diesem Hafen war Niemand auf unserer Flotte bekannt, durch die Geschicklichkeit und Einsicht unserer Officiere kamen dennoch alle unsere Schiffe in den Hafen, und aller Bestreben war dahin gerichtet, uns mit Wasser ꝛc. zu versehen. Dieses war die erste Gelegenheit, wo der Vanguard seit dem 6ten Mai wiederum mit Wasser versehen werden konnte, welches Schicksal auch mehrere Schiffe unserer Flotte betroffen hatte. Obgleich allhier die Einnahme des Wassers mit vielen Schwierigkeiten verbunden war, so wurde es doch durch Anwendung aller Kräfte sowohl von Officieren als Matrosen möglich gemacht, unsere Wasserfässer in 5 Tagen zu füllen, und am 25sten stachen wir wiederum in See.

Während unsers Aufenthalts in Syrakus waren wir benachrichtiget worden, daß der Feind weder im Archipelagus noch im adriatischen Meere gesehen wäre, noch daß derselbe das mittelländische Meer hinunter gesegelt sey; es wurde demnach hieraus gefolgert, daß die feindliche Flotte immerhin nach Aegypten bestimmt seyn müsse. So ungewiß auch dieses war, so konnte doch so wenig das ausgestandene Ungemach, welches wir unter diesem Himmelsstriche von der Hitze erlitten hatten, als die Ungewißheit, den Feind aufzufinden, den Admiral abschrecken, den Feind noch länger aufs ungewisse aufzusuchen.

Itzt, nachdem es bewiesen ist, daß der Gegenstand der Franzosen Alexandrien gewesen, scheint es auffallend zu seyn, daß wir die französische Flotte auf unserem Wege dahin, und

auf

Jahrgang 1849. Nr. XIII.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 14. März 1849.

Der Secretär theilt mit, dass Herr Professor Dr. Ferdinand Wolf in Wien, Herr Professor Dr. Wilhelm Wackernagel in Basel, Herr Professor Dr. Karl Hegel in Erlangen, Herr Professor Dr. Wilhelm Grimm in Berlin, Herr Professor Dr. Karl Lachmann in Berlin, Herr Professor Dr. Jacob Grimm in Berlin, Herr Professor Dr. Georg Waitz in Kiel, Herr Professor Dr. Heinrich Leo in Halle, Herr Professor Dr. Wilhelm Wattenbach in Berlin, Herr Professor Dr. Wilhelm Arndt in Berlin, Herr Professor Dr. Johann Gustav Droysen in Berlin, Herr Professor Dr. Wilhelm Giesebrecht in Stettin, Herr Professor Dr. Ernst Dümmler in Halle, Herr Professor Dr. Wilhelm Scherer in Berlin, Herr Professor Dr. Moriz Haupt in Berlin, Herr Professor Dr. Wilhelm Müller in Berlin, Herr Professor Dr. Karl Bartsch in Rostock, Herr Professor Dr. Karl Weinhold in Greifswald, Herr Professor Dr. Karl Müllenhoff in Berlin, Herr Professor Dr. Wilhelm Scherer

Wheat, Rye, Barley, Oats, Beans, Peas, Buckwheat, Indian Corn, Rice, Flax-seed, Hemp-seed, Clover-seed, Timothy-seed, Orchard-grass-seed, Red-top-seed, Blue-grass-seed, Herd's-grass-seed, Millet-seed, Hungarian-grass-seed, Potatoes, Turnips, Carrots, Parsnips, Mangel Wurzel, Ruta Baga, Cabbages, Onions, Hops, Tobacco, Flax, Hemp, Cotton, Madder, Woad, Saffron, Liquorice, Teasel, Broom-corn, Sugar-cane, Sugar-beet, Sorghum, Chicory, Peppermint, Spearmint, Sage, Thyme, Lavender, Rosemary, Hyssop, Marjoram, Balm, Tansy, Wormwood, Horehound, Catnip, Pennyroyal, Camomile, Caraway, Coriander, Fennel, Anise, Dill, Cumin, Parsley, Sweet Basil, Summer Savory, Sweet Marjoram, Lemon Balm, Lemon Thyme, Lemon Verbena, Rose Geranium, Lemon Geranium, Nasturtium, Borage, Calendula, Chamomile, Dandelion, Elecampane, Feverfew, Foxglove, Gentian, Ginseng, Goldenseal, Hollyhock, Horseradish, Jerusalem Artichoke, Kohlrabi, Leek, Lovage, Marigold, Mullein, Parsnip, Pumpkin, Radish, Rhubarb, Salsify, Scorzonera, Shallot, Skirret, Sorrel, Spinach, Squash, Tarragon, Turnip-rooted Chervil, Turnip-rooted Parsley, Valerian, Watercress, Yam, Zucchini, Artichoke, Asparagus, Beet, Broccoli, Brussels Sprouts, Cauliflower, Celeriac, Celery, Chard, Chicory, Collard Greens, Corn Salad, Cress, Dandelion Greens, Endive, Fennel, Florence Fennel, Garlic, Kale, Kohlrabi, Leek, Lettuce, Mustard Greens, Okra, Parsnip, Pea, Pepper, Potato, Pumpkin, Radicchio, Radish, Rhubarb, Rutabaga, Salsify, Scorzonera, Shallot, Skirret, Sorrel, Spinach, Squash, Sweet Potato, Tarragon, Tomato, Turnip, Turnip-rooted Chervil, Turnip-rooted Parsley, Valerian, Watercress, Yam, Zucchini, Apple, Apricot, Avocado, Banana, Blackberry, Blueberry, Cherry, Cranberry, Fig, Gooseberry, Grape, Grapefruit, Guava, Kiwi, Lemon, Lime, Mango, Melon, Nectarine, Orange, Papaya, Passion Fruit, Peach, Pear, Persimmon, Pineapple, Plum, Pomegranate, Quince, Raspberry, Strawberry, Watermelon, Almond, Brazil Nut, Cashew, Chestnut, Coconut, Hazelnut, Macadamia Nut, Pecan, Pine Nut, Pistachio, Walnut, Acorn, Beechnut, Butternut, Chestnut, Hickory Nut, Horse Chestnut, Ginkgo Nut, Lotus Seed, Water Chestnut, Bamboo Shoots, Fiddlehead Ferns, Heart of Palm, Lotus Root, Nopales, Prickly Pear, Salsify, Scorzonera, Shallot, Skirret, Sorrel, Spinach, Squash, Sweet Potato, Tarragon, Tomato, Turnip, Turnip-rooted Chervil, Turnip-rooted Parsley, Valerian, Watercress, Yam, Zucchini, Artichoke, Asparagus, Beet, Broccoli, Brussels Sprouts, Cauliflower, Celeriac, Celery, Chard, Chicory, Collard Greens, Corn Salad, Cress, Dandelion Greens, Endive, Fennel, Florence Fennel, Garlic, Kale, Kohlrabi, Leek, Lettuce, Mustard Greens, Okra, Parsnip, Pea, Pepper, Potato, Pumpkin, Radicchio, Radish, Rhubarb, Rutabaga, Salsify, Scorzonera, Shallot, Skirret, Sorrel, Spinach, Squash, Sweet Potato, Tarragon, Tomato, Turnip, Turnip-rooted Chervil, Turnip-rooted Parsley, Valerian, Watercress, Yam, Zucchini.

in ein jedes ein Eichen. Der Apfel fängt bald an zu ſchmachten, und wenn es regnet, wird er gleich faul, und wenn die Made ihre Reife erhalten hat, kriecht ſie aus dem abgefallenen oder verfaulten Apfel zur Verpuppung in die Erde, und kömmt im Frühjahre als Käfer zum Vorſchein. Oefters bleibt der verfaulte Apfel auf dem Baume hängen, beſonders wenn der Stiel nicht recht ausgebohrt iſt, vertrocknet, und ſobald die darin befindlichen Maden reif ſind, kriechen ſie heraus, und fallen auf die Erde, wo ſie dann ſich verpuppen.

Wer von dieſer Bemerkung hinlänglich überzeugt ſeyn will, der gehe nur ſeine Aepfelbäume durch, nehme die angeſtochenen verfaulten oder vertrockneten Aepfel ab, leſe die abgefallenen zuſammen, und ſchneide einige durch, ſo wird er gleich die Eierchen und Maden anſichtig werden, lege dieſe Aepfel beiſammen in ein Behältniß mit Erde, verwahre es bis zum künftigen Frühjahre, ſo wird er über die Menge ſolcher Käfer, die zum Vorſchein kommen, erſtaunen.

Das beſte Mittel, ſie nur einigermaaßen aus dem Baumgarten und der Baumſchule zu vertilgen, (denn ſie ganz auszurotten iſt eine Unmöglichkeit) iſt, daß man ſie fleiſſig aufſauge und tödte, dabei aber muß man ſehr behutſam ſeyn. Es iſt ein ſehr liſtiges Thierchen; denn ſobald man ihm zu nahe kömmt, giebt es ſich mit ſeinem Rüſſel einen Schneller, und fällt zur Erde, wo es ſich ſo geſchickt verbergen kann, daß man es nicht leicht findet. Daher muß man ein Tuch oder einen Hut unterhalten, wenn man es fangen will. Sodann nehme man alle angeſtochene Blätter und Zweige von den jungen Bäumchen ab, und verbrenne ſie. Die angeſtochenen, abgefallenen, verfaulten und auf dem Baume abgetrockneten Aepfel müſſen fleiſig aufgeleſen, und in einen Miſtpfuhl oder Jauche geworfen werden, wo die Maden und Eierchen gleich verderben und umkommen. Auf dieſe Weiſe kann man die Entſtehung und Fortpflanzung einer unzähligen Menge ſolcher Käfer hindern. Uebrigens bemerke ich nur noch, daß der ſtarke Froſt, der in der Erde befindlichen Puppe nichts ſchadet. Die Elſter, Meiſe, der Sperling und Finke gehen dieſem Käfer ſehr nach, und vermindern ſeine Anzahl.

E. W.

Hannöverisches Magazin.

8tes Stück.

Montag, den 28ten Januar 1799.

Untersuchungen über die Ursachen der Ungleichheit, der Aufnahme und des Verfalls des Geschmacks bei verschiedenen Völkern.

(Fortsetzung.)

(Man sehe das 6te Stück dieses Magazins von diesem Jahre.)

Ein Schriftsteller muß selbst das Gefühl, die Zärtlichkeit, das Mitleiden und den Abscheu haben, welchen er auf seine Leser übertragen will. Wenn die Thränen des Dichters gezwungen fließen, dann werden niemals die der Leser sie vergesellschaften, und wenn seine Lobeserhebungen ihm nicht vom Herzen gehen, dann werden sie auch nie zu Herzen dringen. Ein Mensch, welcher seines Gleichen nicht auf dem großen Schauplatze der bürgerlichen Gesellschaft sieht, der kennt die Stärke, Schwäche und Triebfedern des menschlichen Herzens blos aus Büchern, und diese Kenntniß kann nur schwach und unvollkommen gegen die seyn, welche er von einer lebenden Natur erhält.

Man kann also als ausgemacht annehmen, daß eine gesetzliche Freiheit einen guten Geschmack befördere. Die Freiheit gleicht einem großen und reißenden Strome. In seiner Nachbarschaft freut sich die Natur; wenn er überfließt, so macht er die abgelegenen Gefilde fruchtbar; wenn er sich in sein Bette einschränkt, so grünen seine Ufer. Der Zwang hingegen ist wie ein eingeschlossener Sumpf, welcher blos kriechende Gewürme hervorbringt, und die Nachbarschaft mit seinen schädlichen Dünsten vergiftet.

Hiebei darf ich den ziemlich gewöhnlichen Irrthum nicht übergehen, die Gewalt mit der Freiheit zu vermischen. Die Freiheit gedeiht nirgends besser, als unter milden und aufgeklärten Monarchen. Aber die Sklaverei kann eben sowohl mannigfaltig, als einfach seyn; sie hat oft eben so viel Häupter als der lernische Wasserpolyp, und man kann eben so

gut von hundert Herren, als von einem einzigen unterjocht seyn. In einem Lande, wo alle Mitbürger, ungeachtet ihrer übrigen Gerechtsame, ungleich seyn können, unter dem Schuß der Gesetze sicher sind, findet man Freiheit. Wo aber die Gesetze einem Gewölke gleichen, welches in einiger Entfernung wie eine Mauer aussieht, und in der Nähe als Nebel befunden wird, da ist entweder Knechtschaft oder Selbstgewalt, zwei abgesagte Feinde der Freiheit, ungeachtet sie oft den Namen und das Gewand derselben mißbrauchen.

Man giebt vor, daß gewisse Regierungsarten am meisten eine gewisse Art von schönen Wissenschaften befördern; folglich sollen die sogenannten Freistaaten reicher an Rednern, und die Monarchien reicher an Sängern seyn. Ich will die Möglichkeit dieser Muthmaßung nicht leugnen, muß aber gestehen, daß die Erfahrung sie zu bestreiten scheint. Athens treffliche Sänger waren von keinem gnädigen Monarchen aufgemuntert und belohnt. England rühmt von großen Dichtern; aber ungeachtet die Staatsverfassung dieses Reichs für die Redekunst günstig zu seyn scheint, so kann England doch nicht einen Redner aufweisen, welcher mit einem Buffon und Massilon, und noch weniger mit einem Bossuet und Rousseau verglichen werden könnte.

Friede und Ruhe sind unstreitig ein unschätzbares Glück. Aber die Ruhe muß zuweilen durch einen mäßigen Wind verrückt werden, sonst verliert die Luft ihre Spannkraft, und wird für das Athemholen schädlich. Ein stehendes Wasser wird ungesund und faul. Ein Volk, welches in mehreren Jahrhunderten den Tempel des Janus verschlossen hatte, wird endlich ein leichter Raub eines kühnen Eroberers. Die sklavische Stille vergleicht Montesquieu mit dem Frieden der Todten in ihren Gräbern. Der Sturm ist in der Stunde, wo er raßt, schrecklich, aber er reinigt die Luft. Es sey fern von mir, einen bürgerlichen Krieg zu wünschen, um nachher neue Meisterstücke schwedischer Dichter zu lesen! Der Bliß ist schön, aber der Ton des Donners ist so fürchterlich. Mögen lieber alle Iliaden und Aeneiden ein Opfer des Vulkans werden, als daß bürgerliche Ungewitter unsere ruhigen Hütten erschüttern sollen! Demungeachtet bezeugt doch die Geschichte, daß die Zeiten, welche zunächst auf bürgerliche Kriege folgten, die meisten Genies hervorgebracht haben. Die schönen Wissenschaften Griechenlands stiegen gleich nach dem peloponnesischen Kriege auf ihren höchsten Gipfel. Das Zeitalter Augusts folgte auf die blutigen Triumphirate, und Mediceer, als die Raserei der Welfen und der Gibellinen sich abzukühlen anfing. Als Ludwig der 14te den Thron bestieg, war Frankreich lange Zeit ein Tummelplatz des Aufruhrs und der Zwietracht

tracht gewesen. Carl der zweite in England folgte auf Cromwell, und Wilhelm der dritte auf Jakob den zweiten. Die Zeit Carls des neunten war keinesweges die friedlichste, welche die schwedische Geschichte aufweisen kann; aber man weiß, welche geschwinde Fortschritte die Gelehrsamkeit unter seinem Sohne und seines Sohns Tochter machte. Unsere neueste Geschichte stellt ein noch deutlicheres Beispiel dar, welches ich wohl nicht weiter auszuführen brauche.

Ich will nicht sagen, daß das Genie unter Blut und Verwüstungen blühe; denn die sanften Musen zeigen sich nicht während des Ungewitters selbst, sondern wenn sich die Ruhe wieder über die brausenden Wellen verbreitet. Das Genie bekömmt eine neue Spannkraft unter der allgemeinen Erschütterung, welche es lange behält, nachdem sich der Sturm gelegt hat. Unsere Einsichten sind zu eingeschränkt, unser Gesichtskreis zu kurz, um der Vorsehung in ihren Wegen und Plänen zu folgen. Sie schafft oft durch Zerstreuung der Theile die Erneuerung des Ganzen, und durch einzelne Leiden, das Wohl der Menschheit in vielen künftigen Zeitaltern.

Der Charakter eines Volks erhält nicht in kurzer Zeit seine Form und Festigkeit. Er wird durch eine Kette von Revolutionen, welche dasselbe während einer langen Reihe von Jahren erleidet, gebildet. Oft geschieht es, daß ein Volk, gleich einem brennbaren Stoffe, welcher durch den ersten Funken Feuer fängt, die guten Eindrücke, welche aufgeklärte und sorgsame Regenten ihm geben, willig annimt; oft aber ist all menschliche Bemühung und Nachdenken fruchtlos. Der Strom ist so stark, daß er alle Dämme zerstört. Ludwig der 14te übernahm die Regierung eines Volks, bei dem Franz der 1te und Richelieu eine Morgenröthe bereitet hatten. Aber Kaiser Carl der Große und Kaiser Friedrich der 2te bemühten sich um die Ausbreitung der Wissenschaften mehr, als irgend ein Fürst vorher. Dennoch hatten ihre Bemühungen keinen Fortgang, und kein Zeitalter erhielt den Namen von Carl und Friedrich. Ptolemäus Philadelphus begünstigte die schönen Wissenschaften auf eine ausserordentliche Weise. Er hatte seine sieben Hofdichter, welche den Namen Siebengestirn erhielten; aber die verhaßte Mittelmäßigkeit verfolgte diese Dichter. Dieses Sternbild leuchtete, als es angezündet ward, sehr dunkel, und verlöschte bald. Große Könige haben oft das nemliche Schicksal, wie ein bejahrter Mann, welcher Palmbäume für das kommende Zeitalter pflanzt. Sie selbst bekommen selten die Früchte der Ernte, welche sie ausgesäet haben, sondern ihre Nachkommen.

In kleinen Staaten ist mehr Bewegung und mehr Leben als in den

großen, weil mehrere an den allgemeinen Gewerben Theil nehmen. Kleine Staaten sind wie kleine Menschen, in denen das Blut durch einen kürzern Weg eher zurück zum Herzen kommt. Man hat gesehen, daß die Wissenschaften und schönen Künste besondere Fortschritte gemacht haben, wenn kleine Staaten, welche einerlei Sprache hatten, darin mit einander wetteiferten. So war die Lage Griechenlands in seiner glücklichen Zeit. So war die des neuern Italiens, als dort die Gelehrsamkeit im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert wieder auflebte. Ein großes Reich gleicht einer großen Welt. Die Sonne verbrennt Aethiopien, wenn Grönland von Kälte starrt. Der weiseste und sorgfältigste Monarch bringt es nicht dahin, sein Nachdenken auf alle zu erstrecken, und die Hauptstadt kann in die abgelegensten Winkel des Reichs kein Licht verbreiten. Es ist möglich, in Petersburg ein Athen und in Sibirien Lestrygonen zu sehen.

Ein gnädiger Blick eines aufgeklärten Königs bringt unter einem Volke, dessen Herzen er besitzt, und welches seine Glückseligkeit und Ehre mit der seinigen vereinigt, Wunder hervor. Unter allen ersinnlichen Triebfedern der Tugend und des Genies, ist dieses die erste und kräftigste, aber zu leich auch die, welche am wenigsten durch neue Gründe und alte Beispiele bestärkt zu werden braucht. Ich berühre daher diesen Umstand hier kürzer als die übrigen. Vielleicht daß es zu andern Zeiten nöthig gewesen ist, diese Wahrheit weitläuftiger aus einander zu setzen. Aber jetzt, unter Gustavs des Dritten Regierung, dem schwedischen Publikum beweisen wollen, welche Wirkung die Gnade des Monarchen und sein Muster auf die schönen Wissenschaften und den Geschmack habe, wäre eben so viel, als am Mittage ein Licht anzünden, und gleicht der Bedenklichkeit jener Philosophen, die ohne eine lange Kette von vorhergegangenen Beweisen ihr eignes Daseyn nicht zu glauben wagten.

Aber so ist die Menschheit, daß auch ihre glücklichen Schicksale Unglück bereiten. Wenn die Musen mit ausgezeichnetem Wohlwollen und offnen Armen in einem Lande aufgenommen werden, dann machen sie mehrere Eroberungen, als sie selbst vermutheten, und gewinnen eine ungewöhnliche Menge von Anbetern; doch sind die meisten mehr von ihrer Mitgift als von ihrer Schönheit eingenommen. Die Jünglinge verfallen in eine Krankheit, welche Piron so meisterhaft schildert, und Metromanie nennt. Die schönen Wissenschaften werden ein ansteckendes Fieber. Kein Stand, kein Geschlecht glaubt sich nunmehr unbefugt, ihr Rauchwerk anzuzünden. Der Bootsmann schreibt Oden über den Sturm und der Bettler über den Hunger; jeder Jüngling wird ein Seladon, welcher

für

für eine wirkliche oder poetiſche Zephis, den Eisberg in ihrem und den Vulkan in ſeinem Herzen beſchreibt; welcher er von Blumen und Schaafen vorſingt, und welcher er ſeine Seufzer auf Flügeln des ſauſenden Zephirs zuſendet.

Aber die Dichtkunſt iſt nicht blos zu einem unnützen Zeitvertreib, oder geſchäftloſe Ohren mit gedankenloſen Liedern zu füllen, beſtimmt, ſondern unſer zärtliches Gefühl für Tugend, Unſchuld und Recht zu erwecken, unſere Liebe zum Mitmenſchen, König und Vaterland zu entflammen, und eine träge Seele zu ſchweren, wichtigen und glänzenden Unternehmungen aufzumuntern. Hiezu muß der Dichter das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Denn ſo ſehr wir auch alles Mühſame haſſen, und das Vergnügen lieben, ſo wünſchen wir doch, während man uns rührt, unterrichtet zu werden. Dieſer Zweck kann nicht von Sängern erreicht werden, welche beſtändige Eingriffe in die Rechte des Zeiſigs und der Nachtigall machen, Triller ohne Zuſammenhang hervorbringen, und welche ſich ſelbſt zu übertreffen ſcheinen, wenn ſie zuweilen einen Tropfen von Gedanken in einen Ocean von Worten eintauchen. Einſichten werden von gewöhnlichen Menſchen nicht ohne Mühe erlangt; blos der Marquis eines Moliere verſteht alles, ohne jemals etwas gelernt zu haben.

Es wäre ein großer Irrthum, wenn wir eine Zeitlang den Wohlſtand der ſchönen Wiſſenſchaften nach der Anzahl der Gedichte meſſen wollten. Horaz, der Geſetzgeber des Geſchmacks, erlaubte den Poeten alle mögliche Freiheiten auſſer den mittelmäßigen. Aber Apoll theilt ſeine Gaben ſo ſparſam aus, und hat ſo wenig Günſtlinge, daß die meiſten, welche den Gipfel des Parnaß erſteigen wollen, am Fuße ſtehen bleiben müſſen. In einem Lande, wo man eben ſo viele Poeten als Wetteiferer findet, muß man gegen einen Maro tauſende von Bavs antreffen.

Es iſt mit dem Reiche der Gelehrten nicht ſo, wie mit andern Staaten. In den letztern wird ein zahlreiches Volk und wenige Herren für ein Zeichen des allgemeinen Wohlſtandes angeſehen; aber in dem Freiſtaate der ſchönen Wiſſenſchaften verkündigt ein zahlreicher Pöbel einen bald bevorſtehenden Untergang derſelben.

Weil jede Waare ihren Werth verliert, wenn ſie zu allgemein wird, und ihr innerer Gehalt von nachläſſigen Künſtlern verſchlechtert wird, ſo verlieren auch die ſchönen Wiſſenſchaften ihre Achtung durch ungeſchickte Bearbeiter.

Wenn die Menſchen ihre Beſtimmung nicht mißkennten, ſo würde die Geſellſchaft nicht mit ſo vielen unnützen Mitgliedern geplagt werden, unter welchen ſchlechte Poeten die allerentbehrlichſten ſind.

Es

Es iſt eine unläugbare Ehre für ein Volk, daß es die ſchönen Wiſſenſchaften ſchätzt und begünſtigt, aber daraus folgt nicht, daß ein jeder ein Poet ſeyn muß. Alle müſſen die Tugend und das Recht lieben, aber ſie brauchen nicht deshalb auf Kanzeln zu predigen oder auf Richterſtühlen zu ſitzen. Das Zierliche hat einen unſtreitigen Werth, wenn das Nothwendige nicht bei Seite geſetzt wird; aber ein Staat, wo jeder nur auf das erſtere und keiner auf das letztere bedacht iſt, würde nicht lange Beſtand haben.

Aber dieſe unvermeidlichen Unbequemlichkeiten müſſen doch die Gnade und Vorſorge der Könige und Mäcenen für die ächten ſchönen Wiſſenſchaften, nicht abkühlen. Denn wenn zwei oder drei wirkliche Genies ſich zu ihrer Zeit auszeichnen, ſo ſind ſie zahlreich genug, dem Andenken ihrer Beſchützer eine ſichere Unſterblichkeit zu geben.

Schlechte Poeten ſind nicht die einzigen Plagen, welche die ſchönen Wiſſenſchaften verfolgen. Sie werden nicht minder von ſchlechten Kunſtrichtern beſchwert. Wenn dieſe an Zahl und Dreiſtigkeit ſo zunehmen, daß ſie den aufgeklärten Theil des Volks überſtimmen können; wenn ſie endlich ihre unverſtändigen und einſeitigen Urtheile mit der Macht zu belohnen, vereinigen können, dann pflegt das ächte Genie den Schauplatz ganz zu verlaſſen, und das Schickſal des Geſchmacks iſt auf ewig beſchloſſen. Kritiker können, ſo wie alles andere, ihren Nutzen haben; wenigſtens thun ſie dem Bücherweſen eben den Dienſt, welchen v. Linnee gewiſſen Inſekten zuſchreibt; ſie machen den Blumen Raum, wenn die Graswurzeln ſo dicht werden, daß ſie ſolche ganz erſticken. Die Satyre hält vielleicht mehrere Fehler als Strafgeſetze zurück, und eine vernünftige Kritik erweckt bei jungen Schriftſtellern mehr Nachdenken, mehrere Genauigkeit und Achtung für das Publikum. Aber die Menge der Kritiker iſt eine eben ſo betrügeriſche Probe vom Geſchmack des Zeitalters, als die der Dichter von ihren Dichtertalenten. Die Zeiten, welche die reichſten an großen Schriftſtellern geweſen ſind, haben gewöhnlich wenige Kritiker gehabt; aber dieſe kommen in Menge, wenn ſie vorher ſelten zu werden anfingen. Man hält nicht eher von den abgebrochenen Aehren eine Nachleſe, als bis die Ernte geſchloſſen iſt, und Gelli, welche Worte klauben und Silben feilen, finden ſich gewöhnlich nicht eher, als bis die Cicero's ſtillſchweigen. Wenn das Genie zu ermatten ſcheint, ſucht man das Feuer deſſelben mit Vorſchriften und Rath anzufachen, man bekömmt aber gemeiniglich mehr Rauch als Flamme. Es iſt noch nicht ausgemacht, ob die größten, die vernünftigſten Kritiker dem Geſchmack ihrer Zeiten mehr genutzt als geſchadet haben. Man hat bemerken wollen, daß die ſchönen

Wiſ-

Wissenschaften in Griechenland, in Rom, Frankreich und England, von dem Zeitpunkte an, ansehnlich verloren haben, wo Aristoteles, Horaz, Boileau und Pope ihre unsterblichen Werke von den Grundsätzen der Dichtkunst und der Kritik herausgaben.

Regeln haben ihren Werth, wenn sie sparsam gegeben und zweckmäßig angewandt werden. Sie können kein Dichtertalent geben, aber sie gleichen den Leuchtthürmen im Meere, welche vor Klippen und Sandbänken warnen. Meistens dienen sie doch zu nichts anderm, als den Erfindungsgeist in solche enge Gränzen einzuschränken, welche das Genie des Kunstrichters einzwängen. Die zarten Göttinnen der Dichtkunst erliegen unter der Bürde ungeheuerer Gesetzbücher, und die Einbildungskraft verliert ihr Leben, sobald sie nicht, gleich einem Schmetterlinge, ungehindert von einem Stoffe zum andern schweben, und durch alle möglichen Räume flattern kann.

Regeln sind als Versuche dessen, was bereits Lesern und Zuschauern gefallen oder mißfallen hat, anzusehen. Wenn ein Dichter ohne oder gegen die angenommenen Regeln gefallen kann, wenn er unsere Bewunderung, unsere Freude und unsere Thränen erwecken kann, so müssen wir es eben so wenig übel nehmen, daß er die Gesetze des Aristoteles beleidigt, weil wir ein Gericht deshalb verwerfen, weil es nicht nach einer gewissen Vorschrift zubereitet ist. Voltaire hat bemerkt, daß Chapelains Pucelle ordentlicher und den Regeln gemäßer sey, als Virgil's und Tasso's Heldengedichte. Homer und Shakespear kannten keine andere Regeln, als die der Natur, und den Trieb ihres Genies. Es ist leicht, auf ihrem Spiegel Flecken aufzufinden. Niedrige Vergleichungen, schmutzige Gemälde, Sitten, welche der Anständigkeit unserer Zeiten anstößig sind, kommen auf jeder Seite vor. Aber unglücklich der, welcher blos Fehler sieht, und blind und gefühllos gegen die hohe Majestät, die schöne und reiche Natur ist, welche von jeher der Gegenstand der Bewunderung und für die Dichter der Stein des Anstoßes war. Wer unvermögend ist, ein solches Verdienst einzusehen, der möge nie in den ewigen Tempel des Genies eintreten, er stehe in der Halle und lese Colardeau!

Man kann diese Dichter mit den Ruinen von Balbeck und Tedmor vergleichen, welche noch in ihren Einöden mitten unter den Zerstörungen eine größere Ehrfurcht einflößen, als die neuen Palläste unserer Hauptstädte. Wenn die letztern ein Streben nach Höhe verrathen, so sieht man die erstern mit ihren gebrochnen und zerfallenen Säulen die Seele erheben, und ihr Bewunderung und Erstaunen abzwingen.

Es iſt eben der Unterſchied zwiſchen Homer und Shakeſpear und den jetzigen ſo feinen, delikaten und abgemeſſenen Reimern, als zwiſchen der Colonnade am Louvre und einem kleinen ausgeſchmückten Luſthauſe in einem von unſern Gärten. Die Colonnade dürfte manche Zeichen von der Gewalt der Zeit und der Nachläſſigkeit der Aufſeher an ſich tragen, aber ſchwerlich können wir doch den Geſchmack des Richters von einer ſibaritiſchen Armſeligkeit freiſprechen, welcher das neue Luſthaus der gebrechlichen Colonnade vorziehen wollte.

Doch ich habe hier ſo viel über den Vorzug der Alten geſagt, daß mancher fragen dürfte, worin er denn eigentlich beſtehe? Ich antworte: vornemlich in wahren und kraftvollen Gedanken, welche von einer freien und feurigen Seele genährt wurden, in Hoheit ohne Schwulſt und in Schönheiten ohne Schminke. Man leugnet nicht, daß die Alten auch ihre Fehler hatten, und daß viele aus abergläubiſcher Ehrfurcht für die grauen Haare, aus Liebe zu dem Zweige der Gelehrſamkeit, welcher ihr Nahrungsgewerbe iſt, und ihre Zeit ausfüllt, und aus Neid gegen ein gleichzeitiges Verdienſt, alles bei den Alten bis auf ihre Schwachheiten und Irrthümer anbeten. Aber dieſes hindert einen Unpartheiiſchen nicht, in den meiſten Fällen die unſtreitigen Vorzüge der Alten zu erkennen. Sie hatten unter andern einen Vortheil vor unſern Genies, welcher es ihnen eben ſo leicht machte, Originale zu werden, als es für uns ſchwer iſt. Die ſchönen Wiſſenſchaften waren ein noch nicht eingenommenes Land, welches ſie einnahmen, ohne daß ſich ihnen bei der Anbauung und Erweiterung Hinderniſſe in den Weg ſtellten. Für uns ſind die am meiſten offenen und ſchönſten Plätze in der Natur ſchon beſetzt. Wir ſind genöthigt, ihre Landbauer zu werden, oder auf ihren Aeckern zu wiederholen. Auſſerdem brauchten die Griechen nicht ſo wie wir Regeln und Beiſpiele von einer todten Sprache, einem fremden Volke und einem dunkeln Alterthume zu entlehnen; ſie nahmen ihre Bilder unmittelbar von einer einheimiſchen Natur. Ihre Gemälde übertreffen daher an Wärme und Leben unſere Nachbildungen eben ſo ſehr, als ein Gemälde nach dem Leben dasjenige übertrift, was an einem Sarge entworfen iſt. Die Römer ſchrieben die Griechen aus, die Franzoſen die lateiniſchen Dichter, und andere Völker ſuchen den Franzoſen nachzuahmen. Je weiter von der Quelle deſto trüber das Waſſer, und je mehr Abdrücke deſto matter wird die Platte.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Neue Zeitschrift für Musik.

Redigirt von Robert Schumann.

Inhalt: Recensionen: Carl Loewe, Balladen und Romanzen. — Ferdinand Hiller, Fünf Lieder. — Ferdinand Hiller, Sechs Lieder. — Ferdinand Hiller, Sechs Lieder. — Ferdinand Hiller, Sechs

Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Hessen

Herausgegeben im Auftrag der Regierung des Landes Hessen

Jahrgang 1946 Ausgegeben zu Wiesbaden, den 1. Januar 1946 Nr. 1

		Seite
1.	Gesetz über die Errichtung des Landes Hessen. Vom 19. September 1945	1
2.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	2
3.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	3
4.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	4
5.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	5
6.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	6
7.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	7
8.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	8
9.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	9
10.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	10
11.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	11
12.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	12
13.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	13
14.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	14
15.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	15
16.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	16
17.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	17
18.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	18
19.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	19
20.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	20
21.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	21
22.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	22
23.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	23
24.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	24
25.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	25
26.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	26
27.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	27
28.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	28
29.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	29
30.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	30
31.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	31
32.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	32
33.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	33
34.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	34
35.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	35
36.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	36
37.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	37
38.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	38
39.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	39
40.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	40
41.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	41
42.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	42
43.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	43
44.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	44
45.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	45
46.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	46
47.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	47
48.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	48
49.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	49
50.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	50
51.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	51
52.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	52
53.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	53
54.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	54
55.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	55
56.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	56
57.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	57
58.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	58
59.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	59
60.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	60
61.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	61
62.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	62
63.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	63
64.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	64
65.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	65
66.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	66
67.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	67
68.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	68
69.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	69
70.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	70
71.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	71
72.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	72
73.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	73
74.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	74
75.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	75
76.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	76
77.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	77
78.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	78
79.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	79
80.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	80
81.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	81
82.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	82
83.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	83
84.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	84
85.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	85
86.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	86
87.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	87
88.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	88
89.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	89
90.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	90
91.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	91
92.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	92
93.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	93
94.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	94
95.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	95
96.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	96
97.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	97
98.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	98
99.	Gesetz über die Übergangsverfassung des Landes Hessen. Vom 22. September 1945	99
100.	Gesetz über die Übergangsregierung. Vom 19. September 1945	100

Ausnahmen von einem Galilai, Gassendi, Descartes u. Montesquieu macht, so dürfte man dreist fragen: was haben wohl die französischen und italiänischen Schriftsteller gewußt und gesagt, was sie nicht von den nordischen entlehnt und ihm nachdem ein anderes Gewand gegeben haben? Sie haben einige Blumen auf den Weg gestreut, welchen die erstern gebahnt haben, und sie haben den festen und prächtigen Pallast der Wahrheit, welchen das scharfsinnige ausdaurende nordische Genie aufgeführt hat, mit prunkenden Farben überstrichen.

Ich komme jetzt zu einem andern Gegenstande, welcher vor vielen eine wenigen vortheilhafte Wirkung auf den Geschmack haben soll, nemlich Ueppigkeit und verdorbne Sitten. Einige sehen die Ueppigkeit für die Pflegemutter des Geschmacks an, andere beschuldigen sie, daß sie das Grab desselben sey. Beide werden in gewisser Hinsicht Recht haben, aber keiner von ihnen dürfte bei diesem Zwiste richtig genug gewesen seyn, und sich für Wortstreit gehütet haben. Ob die Ueppigkeit den Gewerben eines Landes schade oder nütze, ist eine Frage, welche ich den Staatsklugen überlasse: aber ich kann, was die Sitten anbetrift, nicht verschweigen, daß in diesem Falle, so wie in vielen andern, bei dem Publikum mehrere Vorurtheile herrschen. Man ist ziemlich geneigt, die geringe Aenderung in der Lebensart unserer Vorfahren, als ein schädliches Vornehmen anzusehen, welches dem Lande und dem Reiche allerhand Sündenstrafen zuziehe, und seinen Untergang verkündige. Aber eine prächtigere Kleidertracht, eine bequemere Wohnung, ein schöneres Hausgeräthe ꝛc. müssen nicht als schädlich angesehen werden, wenn sie von einem vermehrten Wohlstande, durch erweiterten Handel und verbesserte Gewerbe, herrühren. Es ist unstreitig, daß die schönen Wissenschaften und freien Künste zunehmen, wenn ein Land in einem wohlvertheilten Reichthume zunimt. Hingegen müssen sie bei einem Volke, das, ohnerachtet es die Laster und Bedürfnisse der reichsten Völker besitzt, doch vom allgemeinen und besondern Elende gedrückt wird, träge Fortschritte machen. Wer kein Brod im Hause hätte, handelt unbedachtsam, wenn er sich eine Sammlung von Raphaels Gemälden kauft. Wenn aber die nothwendigsten Bedürfniss befriedigt sind, dann erst kann ein Volk auf neue Pracht und neue Bequemlichkeiten denken. Ein reiches und aufgeklärtes Publikum, welches die Künste liebt, und von ihnen mit Unterscheidung urtheilt, ist der mächtigste aller Mäcenater. In einem armen Lande fällt die ganze Bürde der Unterhaltung und Aufmunterung der Künste auf den Regenten und den Staat. Im ersteren

Falle kann man ſie als eine Pflanze anſehen, welche in ihrem natürlichen Erdreiche unter freiem Himmel wächſt; in dem letztern gleichen ſie einem fremden Gewächſe, welches in Treibhäuſern mit Koſten, Pflege und Mühe gezogen werden muß. Unſere Maler und Bildhauerakademie dürfte daher einen Boye und Beauner nebſt mehreren verdienten Männern, welche unſere Landwirthſchaft verbeſſert haben, für ihre wahren Beſchützer anſehen müſſen; und obgleich es ſeyn kann, daß einige unſerer berühmten Oekonomen ſich nicht beſſer auf die Künſte verſtanden haben, als die Gemälde nach der Ellenzahl der Leinwand, und der Vergoldung auf dem Rahmen, zu taxiren, ſo wollte ich doch vorſchlagen, daß die Akademie deren Bruſtbilder in ihren Verſammlungsſaal aufſtellte.

Die Unfreunde der ſchönen Wiſſenſchaften, und unter ihnen der bekannte J. J. Rouſſeau, welche die ſchönen Künſte als ihren Coriolan anſehen können, beſchuldigen ſie viel Böſes, und beſonders daß ſie die Sitten verderben b). Sie führen an, daß Griechenland und Rom ihre Sitten, und mit dieſen ihre Freiheit zu eben der Zeit verlohren, da ihre ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte am höchſten geſtiegen waren. Aber die Ereigniſſe, welche auf einmal vorgehen, oder nahe auf einander folgen, ſind nicht immer Urſachen und Wirkungen von einander. Ich würde gegen die Klage Rouſſeaus nichts einwenden, wenn blos die kultivirten und aufgeklärten Staaten traurige Schickſale gehabt hätten; aber ein Sybaris, Suſa, Perſepolis und Babylon liegen jetzt in ihrem Schutt vergraben, eben ſowohl wie das alte Rom und Athen. Die erſtern waren doch von keinen ſonderlichen Genies beſchwert; und als Rom endlich ein Raub der Barbaren wurde, ſo waren ſchon die Römer größere Barbaren, als die Gothen ſelbſt. Aufgeklärte und ungelehrte Völker gehen eben den Weg von der Herrſchaft zur Sklaverei, ich meine durch Weichlichkeit und Eigennutz, Laſter, wovon die Aufklärung unglücklicher Weiſe kein Volk befreit, die aber wenigſtens eben ſo oft in unwiſſenden Staaten gefunden werden. Ich will es noch eher für ein Glück anſehen, wenn ein Volk, welches ſeine Unſchuld

b) Es iſt leider wahr, daß die Dicht- und Malerkunſt, ſtatt die Tugend ehrwürdig zu machen, nicht ſelten dazu angewandt wird, laſterhafte Begierden zu erwecken. Aber dieſes iſt eben ſo wenig Fehler der Künſte, als man es der Kriegskunſt zuſchreiben darf, daß das Schwerdt, welches gegen die Feinde des Vaterlandes gebraucht werden ſollte, zuweilen gegen Mitbürger gewandt wird.

ſchuld und ſeine Sitten verlohren, noch einige Ehrfurcht für Wahrheit und einige Liebe für Kenntniſſe bewahrt; dann iſt es noch nicht zu dem äuſſerſten Rande des Abgrundes gekommen, welcher es zu verſchlingen droht. Die Wiſſenſchaften ſind zwar nicht mächtig genug, ein verderbtes Volk umzuſchaffen, und ihm ſeine verlohrne Tugend wieder zu geben; aber ſie ſind eine Arznei, welche das Leben verlängert, obgleich ſie die Krankheit nicht heben kann. Ein aufgeklärtes Volk behält doch, mitten unter ſeiner Erniedrigung, mehr Treue gegen ſeine Obrigkeit, und iſt bedachtſamer das Joch ſeiner Geſetze mit offenbarer Gewalt abzuſchütteln. Man frage die Geſchichte, ſo wird es klar ſeyn, daß Aufruhr und Umſturz der Thronen in den dunkeln Zeiten eben ſo gewöhnlich geweſen, als ſie in den unſrigen ſelten ſind.

Aber noch iſt ein Geſichtspunkt übrig, aus welchem wir die Wirkung der Ueppigkeit auf die ſchönen Wiſſenſchaften und den Geſchmack betrachten können.

Eine übertriebene Ueppigkeit, welche das Vergnügen eines ganzen Volkes, wenigſtens die Hauptbeſchäftigung der Vornehmen, ausmacht, muß nothwendig eine ſchwache Denkkraft, einen Abſcheu vor ernſthaften Gegenſtänden und einen verwöhnten Geſchmack hervorbringen. Das Vergnügen muß eine Ruhe nach der Arbeit, aber nicht der einzige Zweck unſers Denkens ſeyn. Wenn Luſtbarkeiten unſere ganze Seele einnehmen, und alles Nachdenken über beſonderes und allgemeines Wohl verdrängen, wenn mehrere hundert tauſend Menſchen in einer Hauptſtadt, blos um ſich zu beluſtigen, zuſammengepackt ſind, dann müſſen endlich alle Triebfedern des Genies erſchlaffen, jede Arbeit eine Plage, das geringſte Nachdenken unerträglich, und die Gefühle ſo abgenutzt werden, daß ſie nicht ohne gewaltſame Reitzungen geweckt werden können, ſo wie ein Taubder die gewöhnliche Menſchenſtimme nicht hört.

Jetzt fangen die natürlichen Schönheiten an, niedrig und grob zu werden, und künſtliche Zierrathen ſind die einzigen welche gefallen. Eine lächerliche Delikateſſe macht den Pallaſt der ſchönen Wiſſenſchaften zu einem kleinen Luſthaus. Ein Dichter kann zwar nicht alles, was ſich in der Natur findet, darſtellen. Sie hat ſelbſt gewiſſ Dinge vor unſern Augen verſteckt, welche der Künſtler, der ihr zu gleichen ſucht, ebenfalls verdecken muß. Aber dieſer Dinge ſind wenige bei einem Volke, welches geſunde Gefühle mit Unſchuld, reinen Sitten und männlicher Denkungsart verbindet. Die Sibariten hingegen ſondern die halbe Natur aus, ſie finden alle Bilder unſchmackhaft.

haft, welche nicht vom Sterngewölbe und von Blumenquartieren entlehnt werden. Wahre Delikatesse ist eben so sehr von einer übertriebenen unterschieden, als ein belebter Hofmann von den lächerlich affektirten (precieuses ridicules) des Moliere. Die reichste Einbildung wird jetzt ein Tantalus, welcher mitten im größten Ueberflusse Mängel leidet, und das Genie ein Schatzmeister, welcher die größten Reichthümer verwahrt, und sie nicht anzurühren wagt. Schüchtern und unentschlossen erzwingt das Genie eine unwillige Kunst, alle seine geringen Zierrathen zu borgen, um damit seine wirkliche Armuth zu verbergen. Aber an einem prächtigen und großen Gebäude ist nicht alles Schmuck; das Auge und die Einbildungskraft wollen zuweilen bei dem Einfachen und Ungesuchten verweilen. Ein Gemälde muß Schatten und Licht gemein haben.

Där alt är idel ljus, där lyser ingen ting.

(Wo lauter Licht ist, da leuchtet nichts.)

Ein Zimmer, worin Spiegel und Lichtkronen die Wände und die Decke einnehmen, ist eine Meublenbude, welche zum Bewohnen unzweckmäßig ist. Wenn eine Sache in sich selbst schön ist, so kann eine aufrührerische Kunst sie blos verschlimmern. Man brauche nicht den parischen Marmor zu vergolden, Mahagony zu malen, oder gleich dem holländischen Landmann, die Stämme unserer Laubhölzer grün zu färben.

Diese Delikatesse bemerkt man blos in zwei verschiedenen Zeitpunkten bei den schönen Künsten eines Volks, und sie ist in dem einen von ungefähr nützlich. Entweder in der Morgendämmerung, ehe die Sonne, welche sich dem Horizont nähert, hervortreten kann; oder in der Abenddämmerung, nachdem sie sich bereits niedergesenkt hat: Ich meine, entweder wann ein Volk, welches nach Glanz strebt, sich noch nicht völlig aus der Barbarei herauszuarbeiten vermag, oder wenn es nach der Aufklärung weite Fortschritte macht, um sich wieder in die Dunkelheit hinunter zu stürzen. Balzac und Voiture waren Racine's und Fenelon's Vorgänger, sie waren mit allem ihrem Schimmer nützlich, denn sie kultivirten mit ihrer übertriebenen Feinheit die Redensart und eine Sprache, welche noch manche Ueberbleibsel einer langen Barbarei mit sich führte. Wenn aber Fontenellen nach Racinen kontrast, wenn Senekas auf Cicero's und ein Bernini auf Michel Angelo folgen, nachdem der gute Geschmack schon eine zeitlang geherrscht hat, dann kann man sicher syn, daß Apollo und seine Schwestern sich bald bestimmen aufzubrechen.

Mei-

Vorrede. Seite 1
Einleitung. 1
Erstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Deutschland. 1
Zweites Buch. Geschichte der Aufklärung in Frankreich. 1
Drittes Buch. Geschichte der Aufklärung in England. 1
Viertes Buch. Geschichte der Aufklärung in Italien. 1
Fünftes Buch. Geschichte der Aufklärung in Spanien. 1
Sechstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Portugal. 1
Siebentes Buch. Geschichte der Aufklärung in Dänemark. 1
Achtes Buch. Geschichte der Aufklärung in Schweden. 1
Neuntes Buch. Geschichte der Aufklärung in Polen. 1
Zehntes Buch. Geschichte der Aufklärung in Ungarn. 1
Elftes Buch. Geschichte der Aufklärung in Rußland. 1
Zwölftes Buch. Geschichte der Aufklärung in Nordamerika. 1
Dreizehntes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierzehntes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfzehntes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechzehntes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebzehntes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtzehntes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunzehntes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Zwanzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundzwanzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundzwanzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundzwanzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundzwanzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundzwanzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundzwanzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundzwanzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundzwanzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundzwanzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Dreißigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einunddreißigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiunddreißigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiunddreißigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierunddreißigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfunddreißigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsunddreißigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenunddreißigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtunddreißigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neununddreißigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Vierzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundvierzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundvierzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundvierzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundvierzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundvierzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundvierzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundvierzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundvierzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundvierzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundfünfzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundfünfzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundfünfzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundfünfzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundfünfzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundfünfzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundfünfzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundfünfzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundfünfzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Sechzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundsechzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundsechzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundsechzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundsechzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundsechzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundsechzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundsechzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundsechzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundsechzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Siebzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundsiebzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundsiebzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundsiebzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundsiebzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundsiebzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundsiebzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundsiebzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundsiebzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundsiebzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Achtzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundachtzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundachtzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundachtzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundachtzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundachtzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundachtzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundachtzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundachtzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundachtzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Neunzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundneunzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundneunzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundneunzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundneunzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundneunzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundneunzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundneunzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundneunzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundneunzigstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Hundertstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundhundertstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundhundertstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundhundertstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundhundertstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundhundertstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundhundertstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundhundertstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundhundertstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundhundertstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Tausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Zehntausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundzehntausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundzehntausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundzehntausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundzehntausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundzehntausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundzehntausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundzehntausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundzehntausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundzehntausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Zwanzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundzwanzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundzwanzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundzwanzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundzwanzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundzwanzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundzwanzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundzwanzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundzwanzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundzwanzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Dreißigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einunddreißigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiunddreißigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiunddreißigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierunddreißigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfunddreißigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsunddreißigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenunddreißigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtunddreißigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neununddreißigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Vierzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundvierzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundvierzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundvierzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundvierzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundvierzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundvierzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundvierzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundvierzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundvierzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundfünfzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundfünfzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundfünfzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundfünfzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundfünfzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundfünfzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundfünfzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundfünfzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundfünfzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Sechzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundsechzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundsechzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundsechzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundsechzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundsechzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundsechzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundsechzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundsechzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundsechzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Siebzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundsiebzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundsiebzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundsiebzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundsiebzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundsiebzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundsiebzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundsiebzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundsiebzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundsiebzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Achtzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundachtzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundachtzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundachtzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundachtzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundachtzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundachtzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundachtzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundachtzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundachtzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Neunzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundneunzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundneunzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundneunzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundneunzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundneunzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundneunzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundneunzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundneunzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundneunzigtausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Hundertausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundhunderttausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundhunderttausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundhunderttausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundhunderttausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundhunderttausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundhunderttausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundhunderttausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundhunderttausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundhunderttausendstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Millionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Zehnmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundzehnmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundzehnmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundzehnmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundzehnmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundzehnmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundzehnmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundzehnmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundzehnmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundzehnmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Zwanzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundzwanzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundzwanzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundzwanzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundzwanzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundzwanzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundzwanzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundzwanzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundzwanzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundzwanzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Dreißigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einunddreißigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiunddreißigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiunddreißigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierunddreißigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfunddreißigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsunddreißigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenunddreißigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtunddreißigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neununddreißigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Vierzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundvierzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundvierzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundvierzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundvierzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundvierzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundvierzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundvierzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundvierzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundvierzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundfünfzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundfünfzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundfünfzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundfünfzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundfünfzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundfünfzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundfünfzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundfünfzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundfünfzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Sechzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundsechzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundsechzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundsechzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundsechzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundsechzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundsechzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundsechzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundsechzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundsechzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Siebzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundsiebzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundsiebzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundsiebzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundsiebzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundsiebzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundsiebzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundsiebzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundsiebzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundsiebzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Achtzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundachtzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundachtzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundachtzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundachtzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundachtzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundachtzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundachtzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundachtzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundachtzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Neunzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundneunzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundneunzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundneunzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundneunzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundneunzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundneunzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundneunzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundneunzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundneunzigmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Hundertmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundhundertmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundhundertmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundhundertmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundhundertmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundhundertmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundhundertmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundhundertmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundhundertmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundhundertmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Tausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Zehntausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundzehntausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundzehntausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundzehntausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundzehntausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundzehntausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundzehntausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundzehntausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundzehntausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundzehntausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Zwanzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundzwanzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundzwanzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundzwanzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundzwanzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundzwanzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundzwanzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundzwanzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundzwanzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundzwanzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Dreißigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einunddreißigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiunddreißigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiunddreißigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierunddreißigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfunddreißigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsunddreißigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenunddreißigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtunddreißigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neununddreißigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Vierzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundvierzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundvierzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundvierzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundvierzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundvierzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundvierzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundvierzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundvierzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundvierzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundfünfzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundfünfzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundfünfzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundfünfzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundfünfzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundfünfzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundfünfzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundfünfzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundfünfzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Sechzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundsechzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundsechzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundsechzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundsechzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundsechzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundsechzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundsechzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundsechzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundsechzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Siebzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundsiebzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundsiebzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundsiebzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundsiebzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundsiebzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundsiebzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundsiebzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundsiebzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundsiebzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Achtzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundachtzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundachtzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundachtzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundachtzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundachtzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundachtzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundachtzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundachtzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundachtzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Neunzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Einundneunzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Zweiundneunzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Dreiundneunzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Vierundneunzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
Fünfundneunzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Australien. 1
Sechsundneunzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Europa. 1
Siebenundneunzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Amerika. 1
Achtundneunzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Asien. 1
Neunundneunzigtausendmillionstes Buch. Geschichte der Aufklärung in Afrika. 1
H

Ich-Gefühl, das sich in der Folge ausbildet, ist nicht ein Produkt der Erfahrung, sondern ein Produkt der Reifung. Es ist nicht ein Produkt der Erfahrung, weil es sich auch dann ausbildet, wenn die Erfahrung fehlt. Es ist ein Produkt der Reifung, weil es sich auch dann ausbildet, wenn die Erfahrung fehlt.

Das Ich-Gefühl ist nicht ein Produkt der Erfahrung, sondern ein Produkt der Reifung. Es ist nicht ein Produkt der Erfahrung, weil es sich auch dann ausbildet, wenn die Erfahrung fehlt. Es ist ein Produkt der Reifung, weil es sich auch dann ausbildet, wenn die Erfahrung fehlt.

Das Ich-Gefühl ist nicht ein Produkt der Erfahrung, sondern ein Produkt der Reifung. Es ist nicht ein Produkt der Erfahrung, weil es sich auch dann ausbildet, wenn die Erfahrung fehlt. Es ist ein Produkt der Reifung, weil es sich auch dann ausbildet, wenn die Erfahrung fehlt.

Das Ich-Gefühl ist nicht ein Produkt der Erfahrung, sondern ein Produkt der Reifung. Es ist nicht ein Produkt der Erfahrung, weil es sich auch dann ausbildet, wenn die Erfahrung fehlt. Es ist ein Produkt der Reifung, weil es sich auch dann ausbildet, wenn die Erfahrung fehlt.

Hannöverisches Magazin.

10tes Stück.

Montag, den 4ten Februar 1799.

Untersuchungen über die Ursachen der Ungleichheit, der Aufnahme und des Verfalls des Geschmacks bei verschiedenen Völkern.

(Schluß.)

Es war Alexander, welcher Tyrus, die Mutter des Handels und Künste, verwüstete, und wenn ihm nicht der Tod zuvorgekommen wäre, so hätte er Athen ein gleiches Schicksal bestimmt. Demosthenes war das erste Genie seiner Zeit, aber ein ernstliches Versprechen einer baldigen Versetzung in die elisäischen Felder war die einzige Gnade, welche er von seinem Monarchen genoß, und Aristoteles selbst war vor einer solchen Probe der Erkenntlichkeit seines Zöglings nicht sicher. Die Mannbarkeit der griechischen schönen Wissenschaften fing mit Sokrates Tode an, und schloß mit Alexander, welcher das Genie mit der Selbstständigkeit untergrub. Ein aufgeklärtes Publikum war der Mäcen dieser Zeiten. Wenn sich irgend eine einzelne Person in Athen einigen Theil von dieser Ehre zurechnen kann, so gehört sie sicher Perikles. Es wäre Unrecht, seinem Schatten eine verdiente Ehre zu rauben, um sie dem Schatten Alexanders zu schenken. Die griechischen Völker, welche von Königen regiert wurden, können auch Monarchen aufweisen, welche ihre schönen Künste beschützten. Ptolemäus in Alexandrien und vor allen andern die Hieronen in Syrakus, haben sich hierin besonders ausgezeichnet. Letztere verbreiteten während einer weisen Regierung, unter ihren Unterthanen bürgerliches Wohl und Kenntnisse. Simonides, Theokrit, Pindar, Moschus und Bion, zeugen von der damaligen Höhe des Geschmacks, und der Aufmunterung, welche diese Zeiten dem Genie angedeihen ließen. Aber die Hieronen sind fast, bis auf den Namen, von einer undankbaren Nachwelt vergessen. Hätten sie hingegen einen Theil der Erde verheert, dann würde man sich ihrer schon erinnern.

Das überwundene Griechenland besiegte seine Siegerin, indem es Rom seine Gelehrsamkeit und seine Künste mittheilte. Das römische Genie wurde gebildet und wuchs während der Freiheit, reifte hingegen unter Augustus. Dieser Fürst, so wenig liebenswürdig als Mitbürger, wurde auf dem Throne ein Muster für Regenten. Seine Regierung war reich an Genies und an Jahren. Sie gleichte einem hellen Tage; aber einem Tage, dem eine lange und fürchterliche Nacht folgte, welche mit Dunkelheit und Sturm das römische Volk, ihren August vermissen lehrte. Tyrannen nahmen seinen Sitz ein, welchen ein beschwerliches Licht verhaßt war. Das Genie wurde unterdrückt, geschreckt, es verstummte, floh und verbarg sich. Denkende Menschen waren jetzt eben so sorgfältig, ihre Gedanken zu unterdrücken, als sie vorhin waren, um sie mitzutheilen. Die vorigen Redner hatten zur Absicht, mit Deutlichkeit und Uebergewicht ihre eigne Ueberzeugung ihren Zuhörern beizubringen. Jetzt raffinirte die Kunst, mit schallenden Worten, die nichts sagen, eine Stunde auszufüllen. Die Schriftsteller, welche dem Verlangen, zu schreiben, nicht widerstehen konnten, denen aber auch ihr Leben lieb war, wie der ältere Plinius, schrieben damals Grammatiken. Juvenal und andere, denen das Leben gleichgültig war, rächten durch beißende Satyren ihr eignes und ihres Zeitalters Unrecht.

Eine kleine Erleichterung in diesem Ungewitter, unter Vespasian und Titus, verhinderte doch, daß das Genie nicht ganz ausstarb. Mit Trajan wachte es wieder wie aus einem Schlafe auf. Man kann seine Zeit als das muntere und rasche Alter des römischen Geschmacks ansehen. Die Schriftsteller kamen bei seiner Thronbesteigung hervor, so wie die Schaar der Vögel sich hören läßt, wenn die Sonne nach einem Regen aus den Wolken hervortritt. Verschiedene seiner Freunde und gleichzeitige, als Tacitus, Plutarch und der jüngere Plinius, wetteiferten mit den größten Genies der Vorzeit. Die Schreibart des erstern zeigt einen bejahrten Mann, welcher lange genöthigt war zu sehen und zu schweigen; und wenn er endlich ohne Gefahr reden konnte, so wurden seine Worte abgemessen, und wenig, aber schwer von stockenden Gedanken, welche von der Gewohnheit, die Menschen blos in ihrer Erniedrigung zu sehen, meistens in Schwarz getauche sind. Nach Trajan kam das gebrechliche Alter des römischen Geschmacks. Aber, ich vergesse, daß ich von dem glücklichen Alter reden wollte. Meine Gedanken überhüpfen deshalb einen langen und scheußlichen Zeitraum, um den Pabst Leo X. aufzusuchen.

Ich wollte doch lieber diesen Zeitraum den mediceischen als den Leonischen nennen. Leo war auch selbst von mediceischer Abkunft, und hatte

mit

Verfolg der authent. Erzähl. eines Officiers von der Flotte unter Commando des Rearadmirals Nelson, von Zeit des Absegelns von Gibraltar, bis zum Schluß der glorreichen Bataille an der Mündung des Nils.

Der Admiral hatte das festeste Vertrauen in die Capitains seiner Flotte gesetzt, worin er auch, wie der Erfolg gelehrt, sich nicht geirret hat. So lange er die feindl. Flotte aufgesucht, war es ihm zur Gewohnheit geworden, Tag für Tag, wenn es Wind und Wetter nur irgend erlauben wollten, die sämtl. Capitains seiner Flotte an sein Schiff kommen zu lassen, wo er sich mit ihnen über seine Plane beredete, und ihnen die beste Art und Weise darlegte, wie sie von ihnen zu vollziehen wären, wenn sie die feindl. Flotte, es sey bei Tage oder Nacht, antreffen sollten. Keine Lage oder Stellung des Feindes, die nur möglich zu denken ist, war in seinen Planen übergangen worden.

Der Vortheil, den dieses verschafte, war von nicht geringer Erheblichkeit. Die Capitains waren dadurch mit den meisterhaften Ideen ihres Admirals so bekannt geworden, daß sie bei Uebersicht einer feindl. Flotte aufs genaueste zu bestimmen im Stande waren, wohin das Absehen ihres Anführers gerichtet seyn würde, ohne erst Verhaltungsbefehle von ihm zu bedürfen. Alle Signale waren unnöthig, und der Capitain konnte die hiedurch verlohren gehende Zeit in genauer Beobachtung auf sein eignes Schiff verwenden. Ein Umstand wovon nachher der Vortheil im allgemeinen nicht zu berechnen war.

Es wird nicht undienlich seyn, alle hier einige Ideen desjenigen Plans anzuführen, welchen der Admiral entworfen hatte, und welchen er so meisterhaft und auf eine solche Art vorzutragen wußte, daß sie sich ein jeder seiner Cpts. zu eigen machen konnte.

Wie er mit der feindl. Flotte in See eingefallen, so war seine Absicht dahin gerichtet, denjenigen Theil zuerst anzugreifen, worauf der Angrif den stärksten Eindruck machen und der am besten verwundet werden könnte. Diesemnach theilte er seine Flotte, die aus den Schiffen: Vanguard, Minotaur, Leander, Audacious, Defence, Zealous, Orion, Goliath, Majestic, Bellerophon, Culloden, Theseus, Alexander und Swiftsure bestand, in drei Geschwader.

Zwei dieser Geschwader wurden dazu bestimmt, die Kriegsschiffe anzugreifen, und das dritte sollte die Transportschiffe verfolgen und davon senken und vernichten so viel nur möglich war.

Die Bestimmung der feindlichen Ausrüstung war in Zweifel und Ungewißheit gehüllt, aber es war dem Admiral zu auffallend, daß sie von einem Manne commandirt wurde, den die

die Franzosen mit dem Titel eines Eroberers von Italien beehrt hatten, und daß, da dieser eine so große Anzahl Landtruppen bei sich hatte, eine Expedition entworfen seyn müsse, welche diese Truppen ohne Hülfe einer Flotte zur Ausführung bringen könnten, wenn diese entfliehen und ihren Bestimmungsort erreichen sollten. Daher schien es dem Admiral die wichtigste Ueberlegung zu verdienen, seine Flotte so zu vertheilen, daß zu gleicher Zeit, da die Kriegsschiffe angegriffen würden, zugleich die Transportschiffe gestört werden könnten.

Die Zeitfolge hat gelehrt, daß die Ideen des Admirals nicht vergeblich gewesen, um die Absichten des Feindes in dieser Hinsicht in Betrachtung zu ziehen. — Es wird gänzlich unnöthig seyn, seinen entworfenen Plan des Angrifs einer vor Anker liegenden Flotte zu erklären, da solcher, auch in den unbedeutendsten Dingen, aufs genaueste in der Bataille zur Ausführung gebracht worden, welche wir jetzt beschreiben wollen. Zwei Monate vorher waren diese Plans gemacht, ehe sich noch eine Gelegenheit zeigte, sie in Ausführung zu bringen, und dennoch waren sie so gefaßt, daß sie, wie nachher bewiesen, von jedem Capitain aufs pünktlichste befolgt worden sind.

Wie bereits angeführt worden, bekamen wir den Pharosthurm von Alexandria den 1ten August etwa um Mittag aus zu Gesicht. Der Alexander und Swiftsure waren am vorhergehenden Abend vorausgeschickt, um den Hafen von Alexandria zu recognosciren, unterdessen die Flotte das hohe Meer hielt. Die feindl. Flotte wurde zuerst vom Cpt. Hood auf dem Zealous entdeckt, der sogleich das Signal machte, daß in der Bay, die, wie nachher befunden wurde, Aboukir Bay war, 16 Linienschiffe in Schlachtordnung vor Anker lägen. Auf diese Anzeige wurden sogleich vom Admiralsschiffe alle Seegel beigesetzt, welches sofort von der ganzen Flotte bemerkt und befolgt wurde, und zu gleicher Zeit ward der Alexander und Swiftsure zurückgerufen. Bald darauf wurde vom Admiral das Signal gegeben, sich zur Bataille anzuschicken, und daß seine Absicht dahin gehe, des Feindes Avantgarde und Centrum so wie er vor Anker liege, nach seinen vorerwehnten Planen, anzugreifen. Sein Absehn war dahin gerichtet, sich erst des Sieges zu versichern u. nächstdem alles zu thun, was sich nach den Umständen thun lassen wollte. Auf allen unsern Schiffen wurden demnach die Anker zum Auslegen angebracht, und wir gingen mit vollen Seegeln u. in geschlossener Linie auf die feindliche Flotte zu. Alle unsere Officiere waren mit Aboukir Bay gänzlich unbekannt, und jedes Schiff mußte daher seinen Weg zu machen suchen, als es sich thun lassen wollte.

Der Feind hatte sich möglichst nahe am Lande in eine feste zusammengedrängte Schlachtordnung gestellt, seine Linie war in Gestalt eines abgestumpften Winkels gezogen, die durch eine große

große Anzahl Kanonenböte und 4 Fregatten gedeckt war, und auf einer kleinen vor ihm liegenden Insel war eine Batterie mit Mörsern errichtet worden.

Dies war die Lage, welche ihm einen ausgemachten Vortheil verschaffen mußte, er hatte nichts weiter zu thun, als seine Artillerie zu beobachten, in welchem Geschütz sich die Franzosen so große Vortheile beimessen wollen, und wodurch sie in ihren Landkriegen so viele Siege erfochten haben. Diese Lage des Feindes stellte nun ein fürchterliches Hinderniß dar, allein der Admiral betrachtete sie mit dem Auge eines Seemannes, der zum Angrif entschlossen ist, und sein durchdringlicher Verstand fand bald aus, daß, wo ein feindl. Schiff Raum genug habe, sich bewegen zu können, auch Platz für seine Schiffe zum Ankern sey. Keine weitere Signale waren nöthig, als die, welche bereits gedacht worden. Des Admirals Absichten waren der ganzen Flotte so allgemein bekannt, als sein Entschluß zu siegen oder zu sterben.

Der Goliath und Zealous hatten die Ehre die Flotte in die Schlacht zu führen und das erste Feuer sowohl von ihrer Avantgarde als ihren Kanonenböten und Batterien auszuhalten, womit ihre Linie gedeckt war. Diese beiden Schiffe mit dem Orion, Audacious u. Theseus nahmen ihre Station zwischen der feindl. Linie und dem Lande, und waren sogleich in vollem Feuer. Der Vanguard war das erste Schiff, das vor der feindl. Linie Anker warf, und mit dem 3ten feindl. Schiffe le Spartiate in der Nähe eines halben Pistolenschusses ins Treffen kam. In der Lage, in welcher sich unsre Schiffe dem Feinde nähern mußten, war es unvermeidlich, ganze Seitenlagen ihrer Schiffe auszuhalten, bis ein jedes Schiff an seinen bestimmten Ort gebracht werden konnte, und man muß dem Feinde darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir mit großer Standhaftigkeit und Ueberlegung von ihm empfangen wurden; kleine Flaggen waren so wenig an ihren als unsern Schiffen zu sehen; keine Kanone abgefeuert, bis unser erstes Schiff sich auf einen halben Kanonenschuß genähert hatte.

Um diese Zeit aus war eine nöthige Anzahl unsrer Leute mit der Vorbereitung zum Ankerlegen beschäftigt; und sobald solches geschah, wurde vom Vanguard ein fürchterliches Feuer geöfnet, um die noch in einer engern Linie sich nähernden Schiffe zu decken. Der Minotaur, Defence, Bellerophon, Majestic und Alexander passirten eins nach dem andern den Vanguard, und nahmen ihre verschiedenen Positionen der feindlichen Linie über. Alle unsre Schiffe ankerten am Hintertheile, durch welches Manövre die britische Linie gegen des Feindes Vor- und Hintertreffen gerichtet wurde. Der Capit. Thomson mit dem Leander von 50 Kanonen segelte von der vordern Seite in die feindl. Linie, legte sich bei dem Schiffe Franklin queerwärts vor Anker und richtete sein Feuer mit einer sol-

solchen Geschicklichkeit, daß seine Kugeln, welche dieses Schiff passirten, das französische Admiralschiff l'Orient erreichten.

Die Aktion nahm beim Untergange der Sonne, 31 Min. nach 6 Uhr, mit einer solchen Hitze und Muth ihren Anfang, als unmöglich zu beschreiben ist. Es war ungefähr um 7 Uhr, da wir mit einer gänzlichen Finsterniß umgeben waren, aber fast beständig war der Luftkreis von dem Feuer der beiden feindseligen Flotten erleuchtet. In dieser Zeit mußten unsere Schiffe ihre Unterscheidungs-Zeichen durch Leuchten an den Masten geben.

Das feindliche Schiff le Guerrier wurde in weniger denn 12 Min. entmastet; 10 Minuten nach diesem das 2te Schiff le Conquerant, und beinahe zu gleicher Zeit auch das 3te Schiff le Spartiate. Die Schiffe l'Acquilon und Souverain-Peuple, das 4te und 5te Schiff der feindl. Linie wurden 8½ Uhr von uns in Besitz genommen. Um diese Zeit schickte auch Cpt. Berry den Lieut. Galway vom Vanguard ab, um von dem Schiffe Spartiate Besitz zu nehmen, der denn auch bald mit dem Degen des franz. Capit. zurückkam, welcher vom Cpt. Berry sogleich dem Admiral überliefert wurde, der sich wegen seiner am Kopfe erhaltenen schweren Verwundung unten im Schiffe befand.

Der feindlichen Schiffe l'Orient, Heureux und Tonnant hatten wir uns zwar noch nicht bemächtigt, indessen waren wir ihrer gewiß genug, welche Nachricht Cpt. Berry dem Admiral zugleich persönlich mittheilen konnte. — Etwa 10 Minuten nach 9 Uhr ward am Bord des Schiffes l'Orient ein Feuer bemerkt, das bald darauf mit einer solchen Furie um sich grif, daß nicht lange hernach der Hintertheil desselben in vollen Flammen stand. Dieser Vorfall wurde dem Admiral vom Cpt. Berry sogleich angezeigt, welcher sich hierauf, seiner erhaltenen schweren Wunde ungeachtet, sofort auf das Verdeck begab und Cpt. Berry beorderte, alles Mögliche anzuwenden, um das Leben so vieler mit Todesgefahr umgebenen Menschen zu retten. Von den Böten des Schiffes Vanguard war nur noch ein einziges übrig, das Wasser halten konnte, und dieses wurde sogleich abgeschickt, welchem Beispiele von den übrigen Schiffen, die solches zu leisten im Stande waren, gleichfalls geschahe, durch welche Bemühung etwa 70 Menschen gerettet wurden. Die Feuerstrahlen des Schiffes l'Orient warfen nun ein solches Licht auf die es umgebenden Gegenstände, daß wir mit mehrerer Gewißheit das Schicksal der beiden Flotten deutlicher beobachten und ihre Flaggen unterschieden konnten. Die Kanonade wurde von den zwischen dem Lande u. der feindl. Flotte liegenden Schiffen immer noch unterhalten, bis ungefähr 10 Uhr, da das Schiff l'Orient in die Luft flog. Eine grauenvolle Todtenstille verbreitete sich hierauf für etwa 3 Min., da denn die bis zu einer beträchtlichen Höhe getriebene Massen,

Seegelstangen ꝛc. herunter ins Wasser und auf die umliegenden Schiffe fielen, wodurch der große Mast des Alexanders in Brand gerieth, durch die Activität des Capitains Ball und seiner Mannschaft jedoch bald wieder gelöscht wurde.

Nach diesem greßlichen Auftritte nahm das Feuer der unterm Winde, dem Mittelpunkt der feindl. Linie nahe liegenden Schiffe, wiederum seinen Anfang, bis 20 Min. nach 10 Uhr, wo ein gänzliches Aufhören desselben erfolgte; es wurde jedoch nachher wiederum erneuert und bis 3 Uhr Morgens fortgesetzt, wo es abermals aufhörte.

Der Sieg war nun so weit erfochten worden, um ihn aber völlig zu vollenden, giengen diejenigen brittischen Schiffe, denen ihr Zustand es noch erlauben wollte, auf frische feindliche Schiffe los. — Der Guillaume Tell und le Genereux waren um 5 Uhr noch die beiden einzigen franz. Linienschiffe die ihre Flaggen wehen ließen. Um 54 Min. nach 5 Uhr feuerte die franz. Fregatte l'Artemise eine Seitenlage, und strich ihre Flaggen; allein das unverantwortliche und ehrlose Betragen ihres Capitains war von der Art, daß er, nachdem er sich ergeben hatte, sein Schiff in Feuer setzte und mit einem Theil seiner Mannschaft ans Land flohe. Eine andere feindl. Fregatte, le Serieuse, war durch das Feuern von verschiedenen unserer Schiffe gesunken, ihr Hintertheil ragte noch aus dem Maste heran, und ihre Besatzung wurde von unsern Leuten gerettet. Das Schiff Bellerophon hatte, da seine Masten und Taue gänzlich weggeschossen waren, sich genöthiget gesehen, seine Lage neben dem l'Orient kurz zuvor, ehe solches Schiff aufflog, zu verlassen; es war ihm daher am Morgen der Audacious zur Hülfe gesandt. Die beiden Schiffe le Genereux und Guillaume Tell nebst 2 Fregatten, la Justice und Diane, hieben um 11 Uhr ihre Taue und nahmen die Flucht. Sie wurden zwar vom Capt. Hood mit dem Zealous verfolgt, da ihm aber kein Schiff zur Hülfe geschickt werden konnte, und der Admiral seine Bemühung, solches zu verhüten, gesehen hatte, wurde er zurückgerufen.

Der ganze Tag des 2ten Augusts wurde dazu angewandt, um sich der gestrigen franz. Schiffe völlig zu versichern, die nun, ausser le Tonnant und Timeleon, welche jedoch entmastet und nicht entkommen konnten, gänzlich in unserer Gewalt waren.

Am Morgen des 2ten Aug. ward der Timeleon in Brand gesetzt. Das Schiff le Tonnant war ans Land getrieben, jedoch durch Capitain Miller vom Theseus wieder gerettet.

London,
d. 21ten Dec. 1798. H. G.

Hannöverisches Magazin.

11tes Stück.

Freitag, den 8ten Februar 1799.

Gemeinnützige architektonische Miscellaneen.

Nicht blos für Werkgelehrte, sondern auch für Layen verständlich.

Vom Hrn. Obristlieutenant Müller in Göttingen.

Erste Lieferung.

I.

Vorerinnerung.

Es ist schlechterdings nicht meine Absicht, durch nachstehende Aufsätze solche Männer, die auf den Namen eines Architekten mit Recht Anspruch machen dürfen, belehren zu wollen. Für diese kann und darf das da Gesagte nicht neu seyn. Eben so wenig sind gegenwärtige Miscellaneen für diejenigen Pseudo-Baumeister bestimmt, welche den ehrenvollen Namen des Architekten gerade so verdienen, als ein Farbenkiekser, der während seines ganzen Lebens blos anstrich, den Namen des Malers. Bei solchen paaren sich ordentlich mit Ignoranz, Dünkel u. Stolz, wodurch denn vollends alle Empfänglichkeit für weitere wissenschaftliche Aufklärung unterdrückt wird. Sie taumeln also im einmal angenommenen Schlendrian, meistens noch obendrein unter einer erniedrigenden Abhängigkeit von ihren Quoriers, auf gut Glück fort, und beschimpfen in ihren erbärmlichen praktischen Ausgeburten, nicht die Kunst, sondern sich selbst. Lediglich jungen, angehenden und wißbegierigen Bauverständigen, Dilettanten, Baulustigen, braven und einsichtsvollen Zimmer- und Maurermeistern — denn wahrlich unter diesen giebts treffliche Männer, wogegen nicht selten der ihnen vorgesetzte sogenannte Baumeister tief im Hintergrunde steht — u. s. w., sind nachfolgende Notizen gewidmet, und

der Eine wie der Andere wird hoffentlich etwas darunter finden, das ihn interessirt. Ich habe hier unbedenklich verschiedenes wiederholt, das ich schon anderswo bei Recension einiger architektonischer Schriften gesagt habe, weil es auf jenem Wege nicht in der Maaße als auf dem gegenwärtigen, und wie ichs wünsche, sich verbreiten konnte. Ob der gegenwärtigen ersten Lieferung von Zeit zu Zeit noch einige andere folgen werden, wird von der Stimme des Publikums abhängen. An Stoff dazu fehlts nicht.

II.

Vortheilhafte Belegung hölzerner Brücken mit Riegelholze statt der gewöhnlichen Bohlen.

Die Idee, hölzerne Brücken statt der gewöhnlichen Bohlen mit stärkeren, quadratschen Zimmerhölzern zu belegen, ist freilich nicht ganz neu; denn ich selbst fand solche einigemal, und an verschiedenen Orten realisirt. Indessen wüßte ich doch nicht, daß vor Herrn Angermann, Landbaumeister in Teklenburg und Lingen, Jemand diesen wahrlich wichtigen Gegenstand einer ernsten Erwägung gewürdiget, und das Resultat derselben mitgetheilt habe.

Das bauende Publikum ist folglich dem Manne für seine darauf Bezug habende Nachricht, (in der Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten, die Baukunst betreffend. Für angehende Baumeister und Freunde der Architektur. Herausgegeben von mehreren Mitgliedern des Königl. preußischen Oberbaudepartements. Jahrgang 1798. Erster Theil. Seite 128.) allerdings Dank schuldig. Auch in jenen Provinzen wurden sonst die öffentlichen hölzernen Brükken, ordentlich mit doppelten Bohlenlagen bedeckt, deren untere 2 Zoll, die obere 1½ Zoll stark war. Ein solcher Beschuß hielt 6 Jahre aus, und mußte dann erneuert werden. Herr Angermann führte an deren Statt die Belegung mit 6zölligem Riegelholze ein, und diese zeigte eine 18jährige Dauer.

Daß eine solche Erfahrung für ein Land, in welchem immer noch viele hölzerne Brücken, aus öffentlichen oder Privatkassen, unterhalten werden müssen, allerdings beherzigt zu werden verdiene, ist so einleuchtend, daß es wirklich überflüssig wäre, dies weitläuftig darzuthun.

Um indessen darüber noch bestimmter urtheilen zu können, theile ich hier die kurzen Kostenanschläge mit, welche H. A. für beide Arten der Belegung, für eine Brücke von 24 Fuß Länge und 14 Fuß Breite aufgestellt hat, und sich auf dortige Baupraxis und Preise gründen:

a)

a) Belegung der Brücken mit eichenen Bohlen:

335 Fuß 2 Zoll starke eichene Bohlen zur untersten Lage, der Fuß 2 ggr. 6 pf. — — — 35 Thl.

228 Fuß 1½ Zoll starke Bohlen zur Oberlage, der Fuß 2 ggr. — 19 —

Für Nägel — — 4 —

Arbeitslohn — — 12 —

Summa 70 Thl.

b) Die nemliche Brücke mit Riegelhölzer zu belegen:

48 Stückhölzer, jedes 14 Fuß lang und 6 Zoll Quadrat, der Schuh 1 ggr. 8 pf. — 46 Thl. 16 ggr.

Für hölzerne Nägel — — 3 — — —

Arbeitslohn — 10 — — —

Summa 58 Thl. 16 ggr.

Da nun während 18 Jahren die erste Art der Belegung dreimal verfertiget, überhaupt 210 — — — kosten würde; auf die zweite aber nur — — 58 — 16 —

zu verwenden sind,

so würden für die genannte Zeit erspart — 151 Thl. 8 ggr.

Wahrlich keine Kleinigkeit bei einem so unbedeutend scheinenden Objecte!

Begreiflich werden hier Abänderungen in den Dimensionen des Holzes, und anderm Preise desselben, weniger oder mehr beträchtlicher Abweichungen eintreten lassen.

Zu Gunsten der Bedeckung mit Bohlen wird hier bemerklich gemacht, daß sich nicht wohl absehen lasse, weshalb H. A. die Oberlage so schwach, nur von 1½zölligen Bohlen nimt? Ich habe in ähnlichen Fällen mich 2½ bis drei Zoll starker Bohlen bedient, und gefunden, daß diese, selbst bei den frequentesten Passagen, doch weit über 6 Jahre ausdauern. Freilich wird denn auch die Anlage theurer. Bei dem allen bleibt für jeden Fall die Belegung mit Riegelhölze, gegen diejenige mit Bohlen, im Ganzen geldersparend. Gesetzt aber auch, daß bei einer ausserordentlichen Concurrenz von Umständen keine Gelderspahrung, blos Holzersparung Statt hätte, so ist letztere schon wichtig genug, um sie nicht zu

Verordnungen, die den Bezug von Getreide, Mehl, Brot und Backwaren betreffend.

Vom 25. Januar 1915.

Auf Grund des § 4 des Gesetzes, betreffend Höchstpreise, vom 4. August 1914 (Reichs-Gesetzbl. S. 339) wird mit Zustimmung des Bundesrats folgendes verordnet:

§ 1. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Vorlage einer Bescheinigung der Gemeindebehörde (Bezugsschein) verkaufen.

Die Bescheinigung ist nur für den Bedarf des Haushaltes der Person, für die sie ausgestellt ist, und der zu diesem Haushalte gehörigen Personen zu erteilen.

Die Bescheinigung darf nur für eine bestimmte Menge Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren ausgestellt werden.

§ 2. Die Bescheinigung darf nur für einen Zeitraum von höchstens zwei Wochen ausgestellt werden.

Sie darf nur für Personen ausgestellt werden, die ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben.

§ 3. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 4. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 5. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 6. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 7. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 8. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 9. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 10. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 11. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 12. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 13. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 14. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 15. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 16. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 17. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 18. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 19. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

§ 20. Wer Getreide, Mehl, Brot oder Backwaren gewerbsmäßig verkauft, darf an Personen, die nicht Wiederverkäufer sind, nur gegen Abgabe eines Bezugsscheins verkaufen.

Er darf nur solche Bezugsscheine annehmen, die für Personen ausgestellt sind, welche ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in dem Bezirke der Gemeindebehörde haben, die den Bezugsschein ausgestellt hat.

aus dem Auge verlieren, und mit diesem, die bei der Angabe eines Gebäudes in der Hinsicht zu erreichende Nebenzwecke aufs schicklichste zu vereinigen suchen.

Dem ersteren zufolge ist also die einfachere Form des Dachs der zusammengesetzteren, das niedrige Dach dem höheren, und dasjenige, welches die wenigsten Auswüchse zeigt, demjenigen, bei welchem dergleichen in größerer Anzahl anzutreffen sind, ohne Ausnahme vorzuziehen.

Der Hauptzweck der Dächer ist, den bebauten Platz gegen die Nachtheile und Unbequemlichkeiten von einfallendem Regen, Schnee u. s. w. zu sichern, und diese von selbigen abzuleiten. Beabsichtiget man weiter nichts als das, so sind offenbar simple Zelt- und Satteldächer die zweckmäßigsten. Diese brauchen dann aber auch nur in der Maaße abschüssig zu seyn, daß der Abzug des Regen- und Schneewassers erforderlich erfolgen kann.

Nun lehrt aber die Erfahrung entscheidend, daß, bei vorausgesetzter tüchtiger Bedachung, diese mag übrigens von Ziegeln, Stroh oder Rohr angefertigt seyn, in der Hinsicht durchaus nichts zu fürchten sey, wenn die Höhe des Dachs $\frac{1}{3}$ der Tiefe des Gebäudes gleich ist; die z. B. bei 40 Schuh Breite, $13\frac{1}{3}$ Fuß beträgt.

Ich habe in einigen Fällen, bei guter doppelter Bedachung mit Zungenziegeln, selbst bei freistehenden, Wind und Wetter völlig ausgesetzten Gebäuden, die Höhe noch mehr vermindert, ohne daß solches die mindesten nachtheiligen Folgen gehabt hätte.

Man sollte daher, wenn nicht besondere Gründe das Gegentheil befehlen, die Höhe der Dächer nie über $\frac{1}{3}$ der Tiefe des Gebäudes hinausgehen lassen. Allein, wie schon gesagt, eine schlechte Bedachung, etwa von der Art, wie die meisten göttingschen sind, paßt dazu nicht. Die Dächer meiner Wohnung gehören zu den spitzwinklichten, und dennoch sind, indem ich gegenwärtiges schreibe, die Böden voller Schnee.

Bei dergleichen erniedrigten Dächern wird nun freilich der Bodenraum eingeschränkt. Allein in einzelnen Fällen kömt es auf diesen überall nicht an; in vielen anderen, z. B. bei dem größeren Theile städtischer Wohnungen, bleibt jener immer noch groß genug.

Sollte indessen die Absicht des Gebäudes vielen Bodenraum, vielleicht einige Böden über einander erfordern, so müßte man sich freilich mit der Angabe des Dachs darnach richten, und solches entweder rechtwinklicht, oder wohl gar spitzwinklicht machen.

IV.

Mansardedächer.

Wie der französische Architekt Mansarde, die gebrochenen, nach ihm sogenannten Mansardedächer erfand, und realisirte, konnte er bei seinen Kenntnissen schwerlich die Absicht haben, daß diese Art von Dächern einst zu den herrschenden Modedächern gehören, und in den meisten Fällen ohne alle vernünftige Beurtheilung Anwendung finden sollte; gesetzt auch, daß er von seiner Erfindung vortheilhafter dachte, als er eigentlich hätte thun sollen.

Mansardedächer können allerdings in besonderen Fällen von großem Nutzen seyn; z. B. da, wo unterm Dache bequeme Wohnungen statt haben sollen, wo große, freie Bodenräume nothwendig sind, bei gewissen ländlichen und ökonomischen Gebäuden u. s. w.; ob es zwar dann auch oft gescheuter wäre, der Mansarde ein niedriges Stockwerk mit einem niedrigen Dache vorzuziehen.

Haben indessen triftige Gründe einmal für die Wahl einer Mansarde entschieden, so muß ferner eine vernünftige und zweckmäßige Anordnung derselben statt finden. Da bedienen sich aber, besonders an solchen Orten, wo noch wenig architektonische Aufklärung herrscht, Architekten und Zimmermeister, oft der absurdesten und zwecklosesten Constructionen, die sie als unverletzliche Vorschriften betrachten, und die von Penther an bis zu ihnen so mitgetheilt wurden, wie Gruß und Umfrage bei Handwerkern.

Ein Gebäude blos deshalb mit einer Mansarde zu krönen, weil man ersterem durch letztere eine Zierde ertheilen zu können glaubt, ist Unsinn. Indessen scheint doch ein solcher Wahn hie und da, unter andern auch in unserm Göttingen, die herrschende Meinung zu seyn. Man sieht da überall Mansarden, unter allen vielleicht nicht ein Dutzend, die vernünftig und zweckmäßig angeordnet wären. Unbedeutende Gartenhäuser mit fürchterlichen Mansarden belastet, auf welchen das bekannte Sprichwort: Eine Metze Haus und ein Malter Dach, treflich paßt.

Wie übrigens Mansardedächer in jeder Hinsicht aufs schicklichste anzugeben sind, läßt sich hier, wegen Mangel der Zeichnungen, nicht füglich zeigen, und ich muß mich deshalb auf solche Schriftsteller beziehen, welche diesen Gegenstand befriedigend abgehandelt haben. Hauptsächlich kömt es darauf an: dem Unterdache eine zum Ganzen passende Höhe zu ertheilen, und selbiges nicht zu flach anzuordnen. Beim Oberdache kann man ⅓ der Breite desselben zur Höhe rechnen.

V.

V.

Bohlendächer.

Die Bohlendächer gehören ohne Widerspruch zu den wichtigsten und nützlichsten Erfindungen für praktische Architektur. Herr G. O. B. Gilly in Berlin hat sich daher ein großes Verdienst um die Kunst erworben, indem er die Bohlendächer theils in einer besondern Abhandlung: Ueber Erfindung, Construction und Vortheile der Bohlendächer, mit besonderer Rücksicht auf die Urschrift ihres Erfinders. Von D. Gilly. Königl. preuß. geheimen Oberbaurath. Mit 8 illuminirten Kupfertafeln. Berlin 1797. bei Vieweg dem Aeltern, theils im zweiten Theile seines vortreflichen Handbuchs, so vollständig und meisterhaft beschrieben. Beide Schriften, und eigene Beobachtungen, welche ich vor 2 Jahren bei meiner Anwesenheit in Berlin, über die dort realisirten Bohlendächer zu machen Gelegenheit hatte, setzen mich in den Stand, davon in diesen Blättern eine zuverlässige Nachricht zu ertheilen. Vielleicht trägt selbige etwas dazu bei; auch bei uns einer Bauart Eingang zu verschaffen, welche die wärmste Empfehlung verdient.

Der Abt Rozier hat völlig Recht, wenn er in seiner Introduction aux observations sur la Physique, da, wo er von der Bauart mit gestampfter Erde, oder sogenanntem Pisé handelt, sich folgendermaaßen ausdrückt: „Man begreift leicht, wie eine Gewohnheit, die keinen hervorstechenden Nutzen bewirkt, in einer Provinz so zu sagen einheimisch bleiben kann; allein es läßt sich so leicht nicht erklären, warum eine Sache, welche allgemeinen Nutzen, es sey nun durch die Ersparung der Materialien, oder durch die Verminderung und Beschleunigung der Arbeit stiftet, an einem Orte allein lokal bleibt.

Gerade so, als mit dieser Bauart, welche sich nach Roziers Bemerkung, trotz ihrer ausserordentlichen Brauchbarkeit, von der Römer Zeiten an, bis jetzt, nur in der Provinz Lyon, vom Geschlechte zu Geschlecht fortgepflanzt hat, verhält es sich mit den sogenannten Bohlendächern.

Die Bohlendächer vereinigen eine so große Menge der allerwesentlichsten Vortheile in sich, daß man glauben sollte, deren Erfindung hätte in der ganzen architektonischen Welt ein allgemeines Aufsehen erregen, und die Baumeister aller Länder zur schnellsten Nachahmung reitzen sollen. Gleichwohl sind solche in Frankreich, ihrem Geburtsorte, nur selten, in andern Ländern bis zu den neuesten Zeiten fast gar nicht benutzt worden.

Der eigentliche Erfinder dieser merkwürdigen Bauart war Philibert

de

de l'Orme, ein berühmter und einsichtsvoller französischer Architekt, in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, der solche zuerst unter nachstehendem Titel beschrieb: Nouvelles Inventions pour bien bastir et a petits fraiz trouvées n'agueres par Philibert de l'Orme, Lyonnois Architecte, Conseiller et Ausmonier ordinaire du feu Roy Henry et Abbé de St. Cloy les Noyon a Paris. 1561. Fol. Ich habe aus der hiesigen akademischen Bibliothek drei verschiedene Ausgaben dieser interessanten Abhandlung vor mir. Die eben angeführte von 1561. ist die erste und älteste. Die andere hat die Jahrzahl 1576. Die dritte ist der späteren Edition eines größeren Werks: Architecture de Philibert de l'Orme etc. a Rouen 1648. angehängt. Dasjenige Exemplar, welches Herr Gilly benutzt hat, ist von 1578. In Sulzers Theorie der schönen Künste wird noch eine Octavausgabe von 1567. angeführt, und es hat gar keinen Zweifel, daß ausser den hier genannten fünf Ausgaben noch mehrere erschienen sind.

Da dergestalt die de l'Ormsche Abhandlung von den Bohlendächern so oft gedruckt und wieder gedruckt ward, da ausserdem, wie im 3. Cap. des 1. B. ausdrücklich bemerklich gemacht wird, noch Zeichnungen und Modelle von dieser neuen Bauart nach Italien, Deutschland, Spanien und andern Ländern abgeschickt, und damals, als der Verfasser dieses niederschrieb, dergleichen noch täglich in eben der Absicht angefertigt wurden; da endlich de l'Orme selbst bei seinen Reisen ins Ausland Gelegenheit fand auswärtige Architekten mit seiner Erfindung völlig bekannt zu machen, deren Notiz folglich sehr verbreitet ward, so ist's kaum begreiflich, wie dennoch die Bohlendächer so wenig Eingang finden, und bald für ein Paar Jahrhunderte in gänzliche Vergessenheit gerathen konnten. Allein was vermögen nicht Ignoranz, Vorurtheile und verjährte Gewohnheit, und besonders die den mehrsten Menschen anklebende Schwachheit, manches Gute blos deshalb nicht anzunehmen, weil es von andern herkömmt, nicht ihr eigener Einfall war.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Neues
Hannoversches Magazin.
Montag, den 27sten Februar 1792.

Geschichte.

Fortsetzung der Geschichte Wittekinds.

Schlacht.

Sogleich nach dem Abzuge der Franken, ließ Wittekind seine Armee in Schlachtordnung stellen, und rückte mit ihr gegen die Sachsen an. Diese hatten sich in einer Ebene, nahe bey Detmold, gelagert, und erwarteten ihn daselbst. Sie waren ihm an Anzahl überlegen, und hatten sich, wie es scheint, in dem Wahne, daß sie ihn ohne Mühe überwältigen würden, in ihrem Lager sorglos gehalten. Wittekind griff sie mit Muth an, und trieb sie in die Flucht. Sie verloren viele Leute, und ließen ihr Lager, mit allen darinnen befindlichen Vorräthen, in seinen Händen. Er verfolgte sie bis an die Weser, und setzte ihnen daselbst so heftig zu, daß sie sich ihm ergeben mußten. Er nahm ihnen alle Waffen ab, und ließ sie ziehen.

Nachdem er sich dieser Feinde entledigt hatte, wandte er sich gegen die Franken, und rückte in Westphalen ein. Er fand daselbst keinen Widerstand, und bemächtigte sich ohne Mühe der Städte Paderborn, Lippe, Soest, Dortmund, Recklinghausen, Coesfeld, Münster, Osnabrück, Minden, Bielefeld, Herford, Enger, Vlotho, Rheda, Wiedenbrück, Rietberg, Warendorf, Ahlen, Beckum, Lüdinghausen, Werne, Hamm, Unna, Camen, Werl, Arnsberg, Brilon, Medebach, Winterberg, Olpe, Attendorn, Lüdenscheid, Altena, Iserlohn, Hagen, Schwelm, Elberfeld, Barmen, Gevelsberg, Wetter, Hattingen, Bochum, Witten, Steinfurt, Rheine, Bentheim, Lingen, Meppen, Vechta, Cloppenburg, Quakenbrück, Fürstenau, Bersenbrück, Iburg, Melle, Wittlage, Bünde, Rahden, Lübbecke, Petershagen, Minden, Hausberge, Rinteln, Hameln, Hannover, Neustadt am Rübenberge, Nienburg, Stolzenau, Diepholz, Sulingen, Syke, Hoya, Bruchhausen, Vilsen, Verden, Rotenburg, Zeven, Bremervörde, Stade, Buxtehude, Harburg, Winsen an der Luhe, Celle, Uelzen, Lüneburg, Ülzen, Dannenberg, Lüchow, Gifhorn, Isenhagen, Fallersleben, Wolfsburg, Helmstedt, Schöningen, Königslutter, Braunschweig, Wolfenbüttel, Gandersheim, Seesen, Einbeck, Northeim, Uslar, Münden, Göttingen, Hildesheim, Peine, Alfeld, Gronau, Elze, Sarstedt, Lauenau, Springe, Eldagsen, Pattensen, Ronnenberg, Wunstorf, Neustadt am Rübenberge, Neustadt am Mühlenberge, Lauenau, Hameln, Rinteln, Stadthagen, Bückeburg, Obernkirchen, Rodenberg

und lange Bauhölzer nehmen sollte, als in vielen Fällen die gewöhnlichen Dachverbindungen erfordern, ihn veranlaßt hatte, auf eine Bauart zu denken, bei welcher man sich aller kurzen Stücke Holzes bedienen, und also der großen Bäume entübrigt seyn könne. Nachdem er mit seiner Erfindung zu Stande gekommen sey, habe er beim Schlosse la Muette und andern Gebäuden Versuche damit gemacht, die vortreflich ausgefallen wären.

De l'Orme hatte also seine neue Construction der Dächer realisirt. Selbige entsprach ihrer Absicht völlig, deren Wichtigkeit und Vortheile mußten jedem Unbefangenen auf den ersten Anblick einleuchten, und dennoch gab's, wie ich schon bemerkt habe, einen Zwischenraum von etwa 200 Jahren, während dem selbige nicht benutzt worden.

Endlich suchte man die schöne Erfindung weiter hervor, und construirte darnach die Kuppel über die berühmte Halle aux Bleds zu Paris. Diese Kuppel hat 120 Fuß im Durchmesser, und die Höhe ihres Scheitels vom Fußboden mißt 100 Fuß. Sie ist blos aus tannenen Brettern von einem und einem halben Fuß Breite und einem Zoll Dicke zusammengesetzt. In der Folge ward auch die Halle aux Draps, ein Gebäude von 400 Fuß Länge und 60 Fuß Breite, mit einem Bohlendache bedeckt.

Da die Bohlendächer durch ihre Anwendung bei diesen wichtigen öffentlichen Gebäuden aufs neue in einem so glänzenden Lichte erschienen, so hätte man allerdings erwarten sollen, daß in Frankreich, wo das Neue so leicht sich verbreitet, oft benachbarte Staaten mit überschwemmt, endlich Epoche machen und zu einer gewöhnlichen Bauart werden würden. Und doch war das nicht der Fall. Allein, wie Lauzier in seinen Anmerkungen über die Baukunst sehr richtig bemerkt, in den nützlichen Künsten findet das Neue unendliche Hindernisse, ehe es eingeführt wird; so ist es aber nicht bei den Neuerungen, deren Gegenstand die Ueppigkeit ist. Jene Erfindungen gerathen wegen der eigensinnigen und hartnäckigen Vorurtheile, bald wieder in Vergessenheit. Um damit durchzudringen, muß man aber dem Geschrei des großen Haufens Trotz bieten, und sich über die nichtsbedeutenden Spöttereien der Unverständigen wegsetzen.

Des de l'Orme ganze Idee war im Grunde so einfach, daß man glauben sollte, sie hätte jeden Tag und bei jedem neuen Baue von neuem erfunden werden müssen. Bei ihrer Anwendung konnte, besonders für große öffentliche Versammlungsörter, wo leichte u. wohlfeile Constructionen Statt findet, angewandt weeden, wo man gegenwärtig Schwerfälligkeit und Verschwendung erblickt. Auch in Anla-

gen

Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung in Elsaß-Lothringen.

Vom 17. Juni 1871.

Auf Grund des Gesetzes, betreffend die Einführung der Verfassung des Deutschen Reichs in Elsaß-Lothringen, vom 9. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 212) verordnet der Kaiser, König von Preußen, im Namen des Reichs, was folgt:

§. 1. Die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom 21. Juni 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 245) wird mit dem 1. Januar 1872 in Elsaß-Lothringen eingeführt.

§. 2. Mit demselben Tage treten außer Kraft:

1. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 198);
2. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 199);
3. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 200);
4. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 201);
5. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 202);
6. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 203);
7. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 204);
8. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 205);
9. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 206);
10. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 207);
11. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 208);
12. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 209);
13. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 210);
14. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 211).

§. 3. Die Bestimmungen der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom 21. Juni 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 245) finden auf die bei dem Inkrafttreten derselben in Elsaß-Lothringen bestehenden Gewerbebetriebe Anwendung, soweit nicht in den §§. 4 bis 6 dieser Verordnung Ausnahmen zugelassen sind.

§. 4. Die Bestimmungen der §§. 6 bis 8 der Gewerbeordnung finden auf diejenigen Gewerbebetriebe, welche bei dem Inkrafttreten der Gewerbeordnung in Elsaß-Lothringen bestehen, keine Anwendung.

§. 5. Die Bestimmungen der §§. 9 bis 11 der Gewerbeordnung finden auf diejenigen Gewerbebetriebe, welche bei dem Inkrafttreten der Gewerbeordnung in Elsaß-Lothringen bestehen, keine Anwendung.

§. 6. Die Bestimmungen der §§. 12 bis 14 der Gewerbeordnung finden auf diejenigen Gewerbebetriebe, welche bei dem Inkrafttreten der Gewerbeordnung in Elsaß-Lothringen bestehen, keine Anwendung.

§.

Du wirst dein Gebet vor Gott ausschütten / und ihm deine Noth klagen / und wirst ihn loben / wie du gelobet hast. Du wirst ihn anrufen / und er wird dich erhören / und du wirst deine Gelübde bezahlen. Du wirst ihn bitten / und er wird dir helfen / und du wirst deine Gelübde bezahlen. Du wirst ihn anrufen / und er wird dich erhören / und du wirst deine Gelübde bezahlen. Du wirst ihn bitten / und er wird dir helfen / und du wirst deine Gelübde bezahlen.

Du wirst dein Gebet vor Gott ausschütten / und ihm deine Noth klagen / und wirst ihn loben / wie du gelobet hast. Du wirst ihn anrufen / und er wird dich erhören / und du wirst deine Gelübde bezahlen. Du wirst ihn bitten / und er wird dir helfen / und du wirst deine Gelübde bezahlen. Du wirst ihn anrufen / und er wird dich erhören / und du wirst deine Gelübde bezahlen. Du wirst ihn bitten / und er wird dir helfen / und du wirst deine Gelübde bezahlen.

Du wirst dein Gebet vor Gott ausschütten / und ihm deine Noth klagen / und wirst ihn loben / wie du gelobet hast. Du wirst ihn anrufen / und er wird dich erhören / und du wirst deine Gelübde bezahlen. Du wirst ihn bitten / und er wird dir helfen / und du wirst deine Gelübde bezahlen. Du wirst ihn anrufen / und er wird dich erhören / und du wirst deine Gelübde bezahlen. Du wirst ihn bitten / und er wird dir helfen / und du wirst deine Gelübde bezahlen.

Du wirst dein Gebet vor Gott ausschütten / und ihm deine Noth klagen / und wirst ihn loben / wie du gelobet hast. Du wirst ihn anrufen / und er wird dich erhören / und du wirst deine Gelübde bezahlen. Du wirst ihn bitten / und er wird dir helfen / und du wirst deine Gelübde bezahlen. Du wirst ihn anrufen / und er wird dich erhören / und du wirst deine Gelübde bezahlen. Du wirst ihn bitten / und er wird dir helfen / und du wirst deine Gelübde bezahlen.

Lichs, und dem Vorsprunge des Oberdachs, so viel nicht zu fürchten.

Kömmt es hingegen blos darauf an, den Bodenraum oder schlechte Dachkammern erforderlich zu erleuchten, so empfiehlt sich dazu eine besondere Art von Dachfenstern, die seit einiger Zeit in Berlin gebräuchlich ist, und von ihrer Form den Namen der Fledermäuse erhalten hat. Ich sah dergleichen vor ein Paar Jahren zuerst in Berlin, und in der Hinsicht nie etwas zweckmäßigeres. Diese Fledermaus-Dachfenster haben wesentliche Vorzüge. Ihr Ansehen ist gefällig genug. Sie sind nicht kostbar, und von den Mängeln der übrigen völlig frei; indem bei ihnen die so nachtheilige Kehlen, im eigentlichen Verstande, gänzlich wegfallen.

Die Construktion dieser Dachfenster läßt sich ohne Zeichnung schlechterdings nicht verständlich machen. Ich muß daher mich blos damit begnügen, hier auf sie aufmerksam gemacht zu haben, und mich übrigens auf den 2ten Theil des Gillyschen Handbuchs der Landbaukunst beziehen, woselbst solche vollständig beschrieben, und deutlich abgebildet sind.

VII.
Dachfenster in der Dachfläche selbst.

Auch diese Art der Dachfenster ist neu und vielleicht ausser Berlin, wo ich sie gleichfalls mit Vergnügen sah, noch nicht realisirt worden. Selbige gehören ohne Widerspruch zu den nützlichsten architektonischen Erfindungen. Sie gewähren unter allen das mehrste Licht; verursachen nicht, wie andere Dachfenster, einigen Uebelstand; lassen sich überall anbringen, auch da, wo gewöhnl. Dachfenster nicht Statt haben können oder dürfen. Da selbst die vollständige Beschreib. derselben ohne Abbildung undeutlich bliebe, so muß ich auch deshalb auf Herrn Gilly's Handbuch verweisen.

VIII.
Künstlicher Schiefer. Steinpappe.

Die, wegen des äussern Ansehens und Zusammenhangs der Theile, zuerst sogenannte Steinpappe, welche nachher von ihrer Anwendung zur Bedeckung oder zur Bedachung der Gebäude, den Namen des künstlichen Schiefers erhielt, ist für die praktische Baukunst immer ein wichtiger Gegenstand. Denn wenn auch die Fabrik des künstlichen Schiefers, bis jetzt noch nicht in dieser Hinsicht zur erwünschten Vollkommenheit gediehen ist, so lassen doch die Resultate bisheriger damit gemachten Versuche, allerdings erwarten, daß wir einst noch ein sehr brauchbares Bedachungsmittel der Art erhalten werden, welches alles dasjenige leistet, was davon billiger Weise nur gefordert werden kann.

Von

Von dem künstlichen Schiefer sind freilich einige besondere Abhandlungen vorhanden, und noch ein Mehreres kömmt davon in Zeitschriften und größeren Werken vermischten Inhalts vor. Allein da dergestalt die auf dieses Kunstprodukt Bezug habende Nachrichten zu sehr zerstreuet sind, um so zur allgemeinen Notiz gelangen zu können, so dürfte es vielleicht mehreren Lesern gegenwärtiger Blätter angenehm seyn, hier in einem kurzen Auszuge alles dasjenige neben einander gestellt zu finden, was in der Hinsicht bisher geleistet ward.

Mehrere Personen haben in verschiedenen Ländern mit der Verfertigung und Vervollkommnung des künstlichen Schiefers sich beschäftigt. Der Königl. Schwedische Admiralitätsmedicus in Carlskrone, Doktor Faxe, erfand 1785. eine Masse, welche er aus schon angeführten Gründen zuerst Steinpapier, Steinpappe, nachher künstlichen Schiefer nannte.

Diese Faxesche Steinpappe ist gewöhnlich von braunrother Farbe, und besteht aus Pappenähnlichen Tafeln, welche 18 bis 24 Zoll lang, 10 bis 14 Zoll breit und 1 bis 1½ Linien dick sind. Deren Oberfläche ist zwar im Ganzen sehr eben, zeigt sich jedoch nicht völlig glatt, sondern feinkörnigt und auf einer Seite mit Eindrücken von Leinwand. Die Tafeln lassen sich aber, ohne sie zu zerbrechen, nur wenig biegen. Der Bruch zeigt ein feines Korn, nebst vielen zarten Fasern. Ungeachtet ihrer Sprödigkeit lassen die Tafeln vermittelst des Hammers sich etwas dünner schlagen, und gewinnen dadurch an Dichtigkeit, werden aber auch brüchiger. Zugleich kann man solche vermittelst der Säge und an den Kanten mit dem Hobel bearbeiten, allein beide werden bald abgestumpft. In kaltem ruhigem Wasser wird die Faxesche Steinpappe nicht merklich aufgeschwellt, viel weniger aufgelöset. Ein damit bekleidetes Schiff machte, ohne Beschädigung dieser Hülle, die Reise nach Indien. Stücken derselben von einiger Größe lösen sich durch vierstündiges Kochen nicht auf, welches aber Statt hat, wenn man selbige vermittelst einer Raspe zuvor in Späne verwandelt.

Sonstige Versuche, welche mit der Faxeschen Steinpappe angestellt sind, sprechen sehr zu deren Gunsten. In Carlskrone ward, um das Verhalten dieses künstlichen Bedachungsmittels an freier Luft und in abwechselnder Witterung zu beobachten, ein kleines Gebäude damit bedeckt, und es hielt sich treflich. Auch in Hinsicht auf Feuersgefahr hat selbiges sich von einer empfehlenden Seite gezeigt. Der Erfinder ließ ein kleines hölzernes Haus aus, und inwendig mit Steinpappen bekleiden; selbiges mit leichtbrennlichen Sachen anfüllen, und

Schulen, Bd. II. S. 1—3. Bd. III. S. 1—3. Bd. IV. S. 1—3. Bd. V. S. 1—3. Bd. VI. S. 1—3. Bd. VII. S. 1—3. Bd. VIII. S. 1—3. Bd. IX. S. 1—3. Bd. X. S. 1—3. Bd. XI. S. 1—3. Bd. XII. S. 1—3. Bd. XIII. S. 1—3. Bd. XIV. S. 1—3. Bd. XV. S. 1—3. Bd. XVI. S. 1—3. Bd. XVII. S. 1—3. Bd. XVIII. S. 1—3. Bd. XIX. S. 1—3. Bd. XX. S. 1—3. Bd. XXI. S. 1—3. Bd. XXII. S. 1—3. Bd. XXIII. S. 1—3. Bd. XXIV. S. 1—3. Bd. XXV. S. 1—3. Bd. XXVI. S. 1—3. Bd. XXVII. S. 1—3. Bd. XXVIII. S. 1—3. Bd. XXIX. S. 1—3. Bd. XXX. S. 1—3. Bd. XXXI. S. 1—3. Bd. XXXII. S. 1—3. Bd. XXXIII. S. 1—3. Bd. XXXIV. S. 1—3. Bd. XXXV. S. 1—3. Bd. XXXVI. S. 1—3. Bd. XXXVII. S. 1—3. Bd. XXXVIII. S. 1—3. Bd. XXXIX. S. 1—3. Bd. XL. S. 1—3. Bd. XLI. S. 1—3. Bd. XLII. S. 1—3. Bd. XLIII. S. 1—3. Bd. XLIV. S. 1—3. Bd. XLV. S. 1—3. Bd. XLVI. S. 1—3. Bd. XLVII. S. 1—3. Bd. XLVIII. S. 1—3. Bd. XLIX. S. 1—3. Bd. L. S. 1—3. Bd. LI. S. 1—3. Bd. LII. S. 1—3. Bd. LIII. S. 1—3. Bd. LIV. S. 1—3. Bd. LV. S. 1—3. Bd. LVI. S. 1—3. Bd. LVII. S. 1—3. Bd. LVIII. S. 1—3. Bd. LIX. S. 1—3. Bd. LX. S. 1—3. Bd. LXI. S. 1—3. Bd. LXII. S. 1—3. Bd. LXIII. S. 1—3. Bd. LXIV. S. 1—3. Bd. LXV. S. 1—3. Bd. LXVI. S. 1—3. Bd. LXVII. S. 1—3. Bd. LXVIII. S. 1—3. Bd. LXIX. S. 1—3. Bd. LXX. S. 1—3. Bd. LXXI. S. 1—3. Bd. LXXII. S. 1—3. Bd. LXXIII. S. 1—3. Bd. LXXIV. S. 1—3. Bd. LXXV. S. 1—3. Bd. LXXVI. S. 1—3. Bd. LXXVII. S. 1—3. Bd. LXXVIII. S. 1—3. Bd. LXXIX. S. 1—3. Bd. LXXX. S. 1—3. Bd. LXXXI. S. 1—3. Bd. LXXXII. S. 1—3. Bd. LXXXIII. S. 1—3. Bd. LXXXIV. S. 1—3. Bd. LXXXV. S. 1—3. Bd. LXXXVI. S. 1—3. Bd. LXXXVII. S. 1—3. Bd. LXXXVIII. S. 1—3. Bd. LXXXIX. S. 1—3. Bd. XC. S. 1—3. Bd. XCI. S. 1—3. Bd. XCII. S. 1—3. Bd. XCIII. S. 1—3. Bd. XCIV. S. 1—3. Bd. XCV. S. 1—3. Bd. XCVI. S. 1—3. Bd. XCVII. S. 1—3. Bd. XCVIII. S. 1—3. Bd. XCIX. S. 1—3. Bd. C. S. 1—3. Bd. CI. S. 1—3. Bd. CII. S. 1—3. Bd. CIII. S. 1—3. Bd. CIV. S. 1—3. Bd. CV. S. 1—3. Bd. CVI. S. 1—3. Bd. CVII. S. 1—3. Bd. CVIII. S. 1—3. Bd. CIX. S. 1—3. Bd. CX. S. 1—3. Bd. CXI. S. 1—3. Bd. CXII. S. 1—3. Bd. CXIII. S. 1—3. Bd. CXIV. S. 1—3. Bd. CXV. S. 1—3. Bd. CXVI. S. 1—3. Bd. CXVII. S. 1—3. Bd. CXVIII. S. 1—3. Bd. CXIX. S. 1—3. Bd. CXX. S. 1—3. Bd. CXXI. S. 1—3. Bd. CXXII. S. 1—3. Bd. CXXIII. S. 1—3. Bd. CXXIV. S. 1—3. Bd. CXXV. S. 1—3. Bd. CXXVI. S. 1—3. Bd. CXXVII. S. 1—3. Bd. CXXVIII. S. 1—3. Bd. CXXIX. S. 1—3. Bd. CXXX. S. 1—3. Bd. CXXXI. S. 1—3. Bd. CXXXII. S. 1—3. Bd. CXXXIII. S. 1—3. Bd. CXXXIV. S. 1—3. Bd. CXXXV. S. 1—3. Bd. CXXXVI. S. 1—3. Bd. CXXXVII. S. 1—3. Bd. CXXXVIII. S. 1—3. Bd. CXXXIX. S. 1—3. Bd. CXL. S. 1—3. Bd. CXLI. S. 1—3. Bd. CXLII. S. 1—3. Bd. CXLIII. S. 1—3. Bd. CXLIV. S. 1—3. Bd. CXLV. S. 1—3. Bd. CXLVI. S. 1—3. Bd. CXLVII. S. 1—3. Bd. CXLVIII. S. 1—3. Bd. CXLIX. S. 1—3. Bd. CL. S. 1—3. Bd. CLI. S. 1—3. Bd. CLII. S. 1—3. Bd. CLIII. S. 1—3. Bd. CLIV. S. 1—3. Bd. CLV. S. 1—3. Bd. CLVI. S. 1—3. Bd. CLVII. S. 1—3. Bd. CLVIII. S. 1—3. Bd. CLIX. S. 1—3. Bd. CLX. S. 1—3. Bd. CLXI. S. 1—3. Bd. CLXII. S. 1—3. Bd. CLXIII. S. 1—3. Bd. CLXIV. S. 1—3. Bd. CLXV. S. 1—3. Bd. CLXVI. S. 1—3. Bd. CLXVII. S. 1—3. Bd. CLXVIII. S. 1—3. Bd. CLXIX. S. 1—3. Bd. CLXX. S. 1—3. Bd. CLXXI. S. 1—3. Bd. CLXXII. S. 1—3. Bd. CLXXIII. S. 1—3. Bd. CLXXIV. S. 1—3. Bd. CLXXV. S. 1—3. Bd. CLXXVI. S. 1—3. Bd. CLXXVII. S. 1—3. Bd. CLXXVIII. S. 1—3. Bd. CLXXIX. S. 1—3. Bd. CLXXX. S. 1—3. Bd. CLXXXI. S. 1—3. Bd. CLXXXII. S. 1—3. Bd. CLXXXIII. S. 1—3. Bd. CLXXXIV. S. 1—3. Bd. CLXXXV. S. 1—3. Bd. CLXXXVI. S. 1—3. Bd. CLXXXVII. S. 1—3. Bd. CLXXXVIII. S. 1—3. Bd. CLXXXIX. S. 1—3. Bd. CXC. S. 1—3. Bd. CXCI. S. 1—3. Bd. CXCII. S. 1—3. Bd. CXCIII. S. 1—3. Bd. CXCIV. S. 1—3. Bd. CXCV. S. 1—3. Bd. CXCVI. S. 1—3. Bd. CXCVII. S. 1—3. Bd. CXCVIII. S. 1—3. Bd. CXCIX. S. 1—3. Bd. CC. S. 1—3. Bd. CCI. S. 1—3. Bd. CCII. S. 1—3. Bd. CCIII. S. 1—3. Bd. CCIV. S. 1—3. Bd. CCV. S. 1—3. Bd. CCVI. S. 1—3. Bd. CCVII. S. 1—3. Bd. CCVIII. S. 1—3. Bd. CCIX. S. 1—3. Bd. CCX. S. 1—3. Bd. CCXI. S. 1—3. Bd. CCXII. S. 1—3. Bd. CCXIII. S. 1—3. Bd. CCXIV. S. 1—3. Bd. CCXV. S. 1—3. Bd. CCXVI. S. 1—3. Bd. CCXVII. S. 1—3. Bd. CCXVIII. S. 1—3. Bd. CCXIX. S. 1—3. Bd. CCXX. S. 1—3. Bd. CCXXI. S. 1—3. Bd. CCXXII. S. 1—3. Bd. CCXXIII. S. 1—3. Bd. CCXXIV. S. 1—3. Bd. CCXXV. S. 1—3. Bd. CCXXVI. S. 1—3. Bd. CCXXVII. S. 1—3. Bd. CCXXVIII. S. 1—3. Bd. CCXXIX. S. 1—3. Bd. CCXXX. S. 1—3. Bd. CCXXXI. S. 1—3. Bd. CCXXXII. S. 1—3. Bd. CCXXXIII. S. 1—3. Bd. CCXXXIV. S. 1—3. Bd. CCXXXV. S. 1—3. Bd. CCXXXVI. S. 1—3. Bd. CCXXXVII. S. 1—3. Bd. CCXXXVIII. S. 1—3. Bd. CCXXXIX. S. 1—3. Bd. CCXL. S. 1—3. Bd. CCXLI. S. 1—3. Bd. CCXLII. S. 1—3. Bd. CCXLIII. S. 1—3. Bd. CCXLIV. S. 1—3. Bd. CCXLV. S. 1—3. Bd. CCXLVI. S. 1—3. Bd. CCXLVII. S. 1—3. Bd. CCXLVIII. S. 1—3. Bd. CCXLIX. S. 1—3. Bd. CCL. S. 1—3. Bd. CCLI. S. 1—3. Bd. CCLII. S. 1—3. Bd. CCLIII. S. 1—3. Bd. CCLIV. S. 1—3. Bd. CCLV. S. 1—3. Bd. CCLVI. S. 1—3. Bd. CCLVII. S. 1—3. Bd. CCLVIII. S. 1—3. Bd. CCLIX. S. 1—3. Bd. CCLX. S. 1—3. Bd. CCLXI. S. 1—3. Bd. CCLXII. S. 1—3. Bd. CCLXIII. S. 1—3. Bd. CCLXIV. S. 1—3. Bd. CCLXV. S. 1—3. Bd. CCLXVI. S. 1—3. Bd. CCLXVII. S. 1—3. Bd. CCLXVIII. S. 1—3. Bd. CCLXIX. S. 1—3. Bd. CCLXX. S. 1—3. Bd. CCLXXI. S. 1—3. Bd. CCLXXII. S. 1—3. Bd. CCLXXIII. S. 1—3. Bd. CCLXXIV. S. 1—3. Bd. CCLXXV. S. 1—3. Bd. CCLXXVI. S. 1—3. Bd. CCLXXVII. S. 1—3. Bd. CCLXXVIII. S. 1—3. Bd. CCLXXIX. S. 1—3. Bd. CCLXXX. S. 1—3. Bd. CCLXXXI. S. 1—3. Bd. CCLXXXII. S. 1—3. Bd. CCLXXXIII. S. 1—3. Bd. CCLXXXIV. S. 1—3. Bd. CCLXXXV. S. 1—3. Bd. CCLXXXVI. S. 1—3. Bd. CCLXXXVII. S. 1—3. Bd. CCLXXXVIII. S. 1—3. Bd. CCLXXXIX. S. 1—3. Bd. CCXC. S. 1—3. Bd. CCXCI. S. 1—3. Bd. CCXCII. S. 1—3. Bd. CCXCIII. S. 1—3. Bd. CCXCIV. S. 1—3. Bd. CCXCV. S. 1—3. Bd. CCXCVI. S. 1—3. Bd. CCXCVII. S. 1—3. Bd. CCXCVIII. S. 1—3. Bd. CCXCIX. S. 1—3. Bd. CCC. S. 1—3. Bd. CCCI. S. 1—3. Bd. CCCII. S. 1—3. Bd. CCCIII. S. 1—3. Bd. CCCIV. S. 1—3. Bd. CCCV. S. 1—3. Bd. CCCVI. S. 1—3. Bd. CCCVII. S. 1—3. Bd. CCCVIII. S. 1—3. Bd. CCCIX. S. 1—3. Bd. CCCX. S. 1—3. Bd. CCCXI. S. 1—3. Bd. CCCXII. S. 1—3. Bd. CCCXIII. S. 1—3. Bd. CCCXIV. S. 1—3. Bd. CCCXV. S. 1—3. Bd. CCCXVI. S. 1—3. Bd. CCCXVII. S. 1—3. Bd. CCCXVIII. S. 1—3. Bd. CCCXIX. S. 1—3. Bd. CCCXX. S. 1—3. Bd. CCCXXI. S. 1—3. Bd. CCCXXII. S. 1—3. Bd. CCCXXIII. S. 1—3. Bd. CCCXXIV. S. 1—3. Bd. CCCXXV. S. 1—3. Bd. CCCXXVI. S. 1—3. Bd. CCCXXVII. S. 1—3. Bd. CCCXXVIII. S. 1—3. Bd. CCCXXIX. S. 1—3. Bd. CCCXXX. S. 1—3. Bd. CCCXXXI. S. 1—3. Bd. CCCXXXII. S. 1—3. Bd. CCCXXXIII. S. 1—3. Bd. CCCXXXIV. S. 1—3. Bd. CCCXXXV. S. 1—3. Bd. CCCXXXVI. S. 1—3. Bd. CCCXXXVII. S. 1—3. Bd. CCCXXXVIII. S. 1—3. Bd. CCCXXXIX. S. 1—3. Bd. CCCXL. S. 1—3. Bd. CCCXLI. S. 1—3. Bd. CCCXLII. S. 1—3. Bd. CCCXLIII. S. 1—3. Bd. CCCXLIV. S. 1—3. Bd. CCCXLV. S. 1—3. Bd. CCCXLVI. S. 1—3. Bd. CCCXLVII. S. 1—3. Bd. CCCXLVIII. S. 1—3. Bd. CCCXLIX. S. 1—3. Bd. CCCL. S. 1—3. Bd. CCCLI. S. 1—3. Bd. CCCLII. S. 1—3. Bd. CCCLIII. S. 1—3. Bd. CCCLIV. S. 1—3. Bd. CCCLV. S. 1—3. Bd. CCCLVI. S. 1—3. Bd. CCCLVII. S. 1—3. Bd. CCCLVIII. S. 1—3. Bd. CCCLIX. S. 1—3. Bd. CCCLX. S. 1—3. Bd. CCCLXI. S. 1—3. Bd. CCCLXII. S. 1—3. Bd. CCCLXIII. S. 1—3. Bd. CCCLXIV. S. 1—3. Bd. CCCLXV. S. 1—3. Bd. CCCLXVI. S. 1—3. Bd. CCCLXVII. S. 1—3. Bd. CCCLXVIII. S. 1—3. Bd. CCCLXIX. S. 1—3. Bd. CCCLXX. S. 1—3. Bd. CCCLXXI. S. 1—3. Bd. CCCLXXII. S. 1—3. Bd. CCCLXXIII. S. 1—3. Bd. CCCLXXIV. S. 1—3. Bd. CCCLXXV. S. 1—3. Bd. CCCLXXVI. S. 1—3. Bd. CCCLXXVII. S. 1—3. Bd. CCCLXXVIII. S. 1—3. Bd. CCCLXXIX. S. 1—3. Bd. CCCLXXX. S. 1—3. Bd. CCCLXXXI. S. 1—3. Bd. CCCLXXXII. S. 1—3. Bd. CCCLXXXIII. S. 1—3. Bd. CCCLXXXIV. S. 1—3. Bd. CCCLXXXV. S. 1—3. Bd. CCCLXXXVI. S. 1—3. Bd. CCCLXXXVII. S. 1—3. Bd. CCCLXXXVIII. S. 1—3. Bd. CCCLXXXIX. S. 1—3. Bd. CCCXC. S. 1—3. Bd. CCCXCI. S. 1—3. Bd. CCCXCII. S. 1—3. Bd. CCCXCIII. S. 1—3. Bd. CCCXCIV. S. 1—3. Bd. CCCXCV. S. 1—3. Bd. CCCXCVI. S. 1—3. Bd. CCCXCVII. S. 1—3. Bd. CCCXCVIII. S. 1—3. Bd. CCCXCIX. S. 1—3. Bd. CD. S. 1—3. Bd. CDI. S. 1—3. Bd. CDII. S. 1—3. Bd. CDIII. S. 1—3. Bd. CDIV. S. 1—3. Bd. CDV. S. 1—3. Bd. CDVI. S. 1—3. Bd. CDVII. S. 1—3. Bd. CDVIII. S. 1—3. Bd. CDIX. S. 1—3. Bd. CDX. S. 1—3. Bd. CDXI. S. 1—3. Bd. CDXII. S. 1—3. Bd. CDXIII. S. 1—3. Bd. CDXIV. S. 1—3. Bd. CDXV. S. 1—3. Bd. CDXVI. S. 1—3. Bd. CDXVII. S. 1—3. Bd. CDXVIII. S. 1—3. Bd. CDXIX. S. 1—3. Bd. CDXX. S. 1—3. Bd. CDXXI. S. 1—3. Bd. CDXXII. S. 1—3. Bd. CDXXIII. S. 1—3. Bd. CDXXIV. S. 1—3. Bd. CDXXV. S. 1—3. Bd. CDXXVI. S. 1—3. Bd. CDXXVII. S. 1—3. Bd. CDXXVIII. S. 1—3. Bd. CDXXIX. S. 1—3. Bd. CDXXX. S. 1—3. Bd. CDXXXI. S. 1—3. Bd. CDXXXII. S. 1—3. Bd. CDXXXIII. S. 1—3. Bd. CDXXXIV. S. 1—3. Bd. CDXXXV. S. 1—3. Bd. CDXXXVI. S. 1—3. Bd. CDXXXVII. S. 1—3. Bd. CDXXXVIII. S. 1—3. Bd. CDXXXIX. S. 1—3. Bd. CDXL. S. 1—3. Bd. CDXLI. S. 1—3. Bd. CDXLII. S. 1—3. Bd. CDXLIII. S. 1—3. Bd. CDXLIV. S. 1—3. Bd. CDXLV. S. 1—3. Bd. CDXLVI. S. 1—3. Bd. CDXLVII. S. 1—3. Bd. CDXLVIII. S. 1—3. Bd. CDXLIX. S. 1—3. Bd. CDL. S. 1—3. Bd. CDLI. S. 1—3. Bd. CDLII. S. 1—3. Bd. CDLIII. S. 1—3. Bd. CDLIV. S. 1—3. Bd. CDLV. S. 1—3. Bd. CDLVI. S. 1—3. Bd. CDLVII. S. 1—3. Bd. CDLVIII. S. 1—3. Bd. CDLIX. S. 1—3. Bd. CDLX. S. 1—3. Bd. CDLXI. S. 1—3. Bd. CDLXII. S. 1—3. Bd. CDLXIII. S. 1—3. Bd. CDLXIV. S. 1—3. Bd. CDLXV. S. 1—3. Bd. CDLXVI. S. 1—3. Bd. CDLXVII. S. 1—3. Bd. CDLXVIII. S. 1—3. Bd. CDLXIX. S. 1—3. Bd. CDLXX. S. 1—3. Bd. CDLXXI. S. 1—3. Bd. CDLXXII. S. 1—3. Bd. CDLXXIII. S. 1—3. Bd. CDLXXIV. S. 1—3. Bd. CDLXXV. S. 1—3. Bd. CDLXXVI. S. 1—3. Bd. CDLXXVII. S. 1—3. Bd. CDLXXVIII. S. 1—3. Bd. CDLXXIX. S. 1—3. Bd. CDLXXX. S. 1—3. Bd. CDLXXXI. S. 1—3. Bd. CDLXXXII. S. 1—3. Bd. CDLXXXIII. S. 1—3. Bd. CDLXXXIV. S. 1—3. Bd. CDLXXXV. S. 1—3. Bd. CDLXXXVI. S. 1—3. Bd. CDLXXXVII. S. 1—3. Bd. CDLXXXVIII. S. 1—3. Bd. CDLXXXIX. S. 1—3. Bd. CDXC. S. 1—3. Bd. CDXCI. S. 1—3. Bd. CDXCII. S. 1—3. Bd. CDXCIII. S. 1—3. Bd. CDXCIV. S. 1—3. Bd. CDXCV. S. 1—3. Bd. CDXCVI. S. 1—3. Bd. CDXCVII. S. 1—3. Bd. CDXCVIII. S. 1—3. Bd. CDXCIX. S. 1—3. Bd. D. S. 1—3. Bd. DI. S. 1—3. Bd. DII. S. 1—3. Bd. DIII. S. 1—3. Bd. DIV. S. 1—3. Bd. DV. S. 1—3. Bd. DVI. S. 1—3. Bd. DVII. S. 1—3. Bd. DVIII. S. 1—3. Bd. DIX. S. 1—3. Bd. DX. S. 1—3. Bd. DXI. S. 1—3. Bd. DXII. S. 1—3. Bd. DXIII. S. 1—3. Bd. DXIV. S. 1—3. Bd. DXV. S. 1—3. Bd. DXVI. S. 1—3. Bd. DXVII. S. 1—3. Bd. DXVIII. S. 1—3. Bd. DXIX. S. 1—3. Bd. DXX. S. 1—3. Bd. DXXI. S. 1—3. Bd. DXXII. S. 1—3. Bd. DXXIII. S. 1—3. Bd. DXXIV. S. 1—3. Bd. DXXV. S. 1—3. Bd. DXXVI. S. 1—3. Bd. DXXVII. S. 1—3. Bd. DXXVIII. S. 1—3. Bd. DXXIX. S. 1—3. Bd. DXXX. S. 1—3. Bd. DXXXI. S. 1—3. Bd. DXXXII. S. 1—3. Bd. DXXXIII. S. 1—3. Bd. DXXXIV. S. 1—3. Bd. DXXXV. S. 1—3. Bd. DXXXVI. S. 1—3. Bd. DXXXVII. S. 1—3. Bd. DXXXVIII. S. 1—3. Bd. DXXXIX. S. 1—3. Bd. DXL. S. 1—3. Bd. DXLI. S. 1—3. Bd. DXLII. S. 1—3. Bd. DXLIII. S. 1—3. Bd. DXLIV. S. 1—3. Bd. DXLV. S. 1—3. Bd. DXLVI. S. 1—3. Bd. DXLVII. S. 1—3. Bd. DXLVIII. S. 1—3. Bd. DXLIX. S. 1—3. Bd. DL. S. 1—3. Bd. DLI. S. 1—3. Bd. DLII. S. 1—3. Bd. DLIII. S. 1—3. Bd. DLIV. S. 1—3. Bd. DLV. S. 1—3. Bd. DLVI. S. 1—3. Bd. DLVII. S. 1—3. Bd. DLVIII. S. 1—3. Bd. DLIX. S. 1—3. Bd. DLX. S. 1—3. Bd. DLXI. S. 1—3. Bd. DLXII. S. 1—3. Bd. DLXIII. S. 1—3. Bd. DLXIV. S. 1—3. Bd. DLXV. S. 1—3. Bd. DLXVI. S. 1—3. Bd. DLXVII. S. 1—3. Bd. DLXVIII. S. 1—3. Bd. DLXIX. S. 1—3. Bd. DLXX. S. 1—3. Bd. DLXXI. S. 1—3. Bd. DLXXII. S. 1—3. Bd. DLXXIII. S. 1—3. Bd. DLXXIV. S. 1—3. Bd. DLXXV. S. 1—3. Bd. DLXXVI. S. 1—3. Bd. DLXXVII. S. 1—3. Bd. DLXXVIII. S. 1—3. Bd. DLXXIX. S. 1—3. Bd. DLXXX. S. 1—3. Bd. DLXXXI. S. 1—3. Bd. DLXXXII. S. 1—3. Bd. DLXXXIII. S. 1—3. Bd. DLXXXIV. S. 1—3. Bd. DLXXXV. S. 1—3. Bd. DLXXXVI. S. 1—3. Bd. DLXXXVII. S. 1—3. Bd. DLXXXVIII. S. 1—3. Bd. DLXXXIX. S. 1—3. Bd. DXC. S. 1—3. Bd. DXCI. S. 1—3. Bd. DXCII. S. 1—3. Bd. DXCIII. S. 1—3. Bd. DXCIV. S. 1—3. Bd. DXCV. S. 1—3. Bd. DXCVI. S. 1—3. Bd. DXCVII. S. 1—3. Bd. DXCVIII. S. 1—3. Bd. DXCIX. S. 1—3. Bd. DC. S. 1—3. Bd. DCI. S. 1—3. Bd. DCII. S. 1—3. Bd. DCIII. S. 1—3. Bd. DCIV. S. 1—3. Bd. DCV. S. 1—3. Bd. DCVI. S. 1—3. Bd. DCVII. S. 1—3. Bd. DCVIII. S. 1—3. Bd. DCIX. S. 1—3. Bd. DCX. S. 1—3. Bd. DCXI. S. 1—3. Bd. DCXII. S. 1—3. Bd. DCXIII. S. 1—3. Bd. DCXIV. S. 1—3. Bd. DCXV. S. 1—3. Bd. DCXVI. S. 1—3. Bd. DCXVII. S. 1—3. Bd. DCXVIII. S. 1—3. Bd. DCXIX. S. 1—3. Bd. DCXX. S. 1—3. Bd. DCXXI. S. 1—3. Bd. DCXXII. S. 1—3. Bd. DCXXIII. S. 1—3. Bd. DCXXIV. S. 1—3. Bd. DCXXV. S. 1—3. Bd. DCXXVI. S. 1—3. Bd. DCXXVII. S. 1—3. Bd. DCXXVIII. S. 1—3. Bd. DCXXIX. S. 1—3. Bd. DCXXX. S. 1—3. Bd. DCXXXI. S. 1—3. Bd. DCXXXII. S. 1—3. Bd. DCXXXIII. S. 1—3. Bd. DCXXXIV. S. 1—3. Bd. DCXXXV. S. 1—3. Bd. DCXXXVI. S. 1—3. Bd. DCXXXVII. S. 1—3. Bd. DCXXXVIII. S. 1—3. Bd. DCXXXIX. S. 1—3. Bd. DCXL. S. 1—3. Bd. DCXLI. S. 1—3. Bd. DCXLII. S. 1—3. Bd. DCXLIII. S. 1—3. Bd. DCXLIV. S. 1—3. Bd. DCXLV. S. 1—3. Bd. DCXLVI. S. 1—3. Bd. DCXLVII. S. 1—3. Bd. DCXLVIII. S. 1—3. Bd. DCXLIX. S. 1—3. Bd. DCL. S. 1—3. Bd. DCLI. S. 1—3. Bd. DCLII. S. 1—3. Bd. DCLIII. S. 1—3. Bd. DCLIV. S. 1—3. Bd. DCLV. S. 1—3. Bd. DCLVI. S. 1—3. Bd. DCLVII. S. 1—3. Bd. DCLVIII. S. 1—3. Bd. DCLIX. S. 1—3. Bd. DCLX. S. 1—3. Bd. DCLXI. S. 1—3. Bd. DCLXII. S. 1—3. Bd. DCLXIII. S. 1—3. Bd. DCLXIV. S. 1—3. Bd. DCLXV. S. 1—3. Bd. DCLXVI. S. 1—3. Bd. DCLXVII. S. 1—3. Bd. DCLXVIII. S. 1—3. Bd. DCLXIX. S. 1—3. Bd. DCLXX. S. 1—3. Bd. DCLXXI. S. 1—3. Bd. DCLXXII. S. 1—3. Bd. DCLXXIII. S. 1—3. Bd. DCLXXIV. S. 1—3. Bd. DCLXXV. S. 1—3. Bd. DCLXXVI. S. 1—3. Bd. DCLXXVII. S. 1—3. Bd. DCLXXVIII. S. 1—3. Bd. DCLXXIX. S. 1—3. Bd. DCLXXX. S. 1—3. Bd. DCLXXXI. S. 1—3. Bd. DCLXXXII. S. 1—3. Bd. DCLXXXIII. S. 1—3. Bd. DCLXXXIV. S. 1—3. Bd. DCLXXXV. S. 1—3. Bd. DCLXXXVI. S. 1—3. Bd. DCLXXXVII. S. 1—3. Bd. DCLXXXVIII. S. 1—3. Bd. DCLXXXIX. S. 1—3. Bd. DCXC. S. 1—3. Bd. DCXCI. S. 1—3. Bd. DCXCII. S. 1—3. Bd. DCXCIII. S. 1—3. Bd. DCXCIV. S. 1—3. Bd. DCXCV. S. 1—3. Bd. DCXCVI. S. 1—3. Bd. DCXCVII. S. 1—3. Bd. DCXCVIII. S. 1—3. Bd. DCXCIX. S. 1—3. Bd. DCC. S. 1—3. Bd. DCCI. S. 1—3. Bd. DCCII. S. 1—3. Bd. DCCIII. S. 1—3. Bd. DCCIV. S. 1—3. Bd. DCCV. S. 1—3. Bd. DCCVI. S. 1—3. Bd. DCCVII. S. 1—3. Bd. DCCVIII. S. 1—3. Bd. DCCIX. S. 1—3. Bd. DCCX. S. 1—3. Bd. DCCXI. S. 1—3. Bd. DCCXII. S. 1—3. Bd. DCCXIII. S. 1—3. Bd. DCCXIV. S. 1—3. Bd. DCCXV. S. 1—3. Bd. DCCXVI. S. 1—3. Bd. DCCXVII. S. 1—3. Bd. DCCXVIII. S. 1—3. Bd. DCCXIX. S. 1—3. Bd. DCCXX. S. 1—3. Bd. DCCXXI. S. 1—3. Bd. DCCXXII. S. 1—3. Bd. DCCXXIII. S. 1—3. Bd. DCCXXIV. S. 1—3. Bd. DCCXXV. S. 1—3. Bd. DCCXXVI. S. 1—3. Bd. DCCXXVII. S. 1—3. Bd. DCCXXVIII. S. 1—3. Bd. DCCXXIX. S. 1—3. Bd. DCCXXX. S. 1—3. Bd. DCCXXXI. S. 1—3. Bd. DCCXXXII. S. 1—3. Bd. DCCXXXIII. S. 1—3. Bd. DCCXXXIV. S. 1—3. Bd. DCCXXXV. S. 1—3. Bd. DCCXXXVI. S. 1—3. Bd. DCCXXXVII. S. 1—3. Bd. DCCXXXVIII. S. 1—3. Bd. DCCXXXIX. S. 1—3. Bd. DCCXL. S. 1—3. Bd. DCCXLI. S. 1—3. Bd. DCCXLII. S. 1—3. Bd. DCCXLIII. S. 1—3. Bd. DCCXLIV. S. 1—3. Bd. DCCXLV. S. 1—3. Bd. DCCXLVI. S. 1—3. Bd. DCCXLVII. S. 1—3. Bd. DCCXLVIII. S. 1—3. Bd. DCCXLIX. S. 1—3. Bd. DCCL. S. 1—3. Bd. DCCLI. S. 1—3. Bd. DCCLII. S. 1—3. Bd. DCCLIII. S. 1—3. Bd. DCCLIV. S. 1—3. Bd. DCCLV. S. 1—3. Bd. DCCLVI. S. 1—3. Bd. DCCLVII. S. 1—3. Bd. DCCLVIII. S. 1—3. Bd. DCCLIX. S. 1—3. Bd. DCCLX. S. 1—3. Bd. DCCLXI. S. 1—3. Bd. DCCLXII. S. 1—3. Bd. DCCLXIII. S. 1—3. Bd. DCCLXIV. S. 1—3. Bd. DCCLXV. S. 1—3. Bd. DCCLXVI. S. 1—3. Bd. DCCLXVII. S. 1—3. Bd. DCCLXVIII. S. 1—3. Bd. DCCLXIX. S. 1—3. Bd. DCCLXX. S. 1—3. Bd. DCCLXXI. S. 1—3. Bd. DCCLXXII. S. 1—3. Bd. DCCLXXIII. S. 1—3. Bd. DCCLXXIV. S. 1—3. Bd. DCCLXXV. S. 1—3. Bd. DCCLXXVI. S. 1—3. Bd. DCCLXXVII. S. 1—3. Bd. DCCLXXVIII. S. 1—3. Bd. DCCLXXIX. S. 1—3. Bd. DCCLXXX. S. 1—3. Bd. DCCLXXXI. S. 1—3. Bd. DCCLXXXII. S. 1—3. Bd. DCCLXXXIII. S. 1—3. Bd. DCCLXXXIV. S. 1—3. Bd. DCCLXXXV. S. 1—3. Bd. DCCLXXXVI. S. 1—3. Bd. DCCLXXXVII. S. 1—3. Bd. DCCLXXXVIII. S. 1—3. Bd. DCCLXXXIX. S. 1—3. Bd. DCCXC. S. 1—3. Bd. DCCXCI. S. 1—3. Bd. DCCXCII. S. 1—3. Bd. DCCXCIII. S. 1—3. Bd. DCCXCIV. S. 1—3. Bd. DCCXCV. S. 1—3. Bd. DCCXCVI. S. 1—3. Bd. DCCXCVII. S. 1—3. Bd. DCCXCVIII. S. 1—3. Bd. DCCXCIX. S. 1—3. Bd. DCCC. S. 1—3. Bd. DCCCI. S. 1—3. Bd. DCCCII. S. 1—3. Bd. DCCCIII. S. 1—3. Bd. DCCCIV. S. 1—3. Bd. DCCCV. S. 1—3. Bd. DCCCVI. S. 1—3. Bd. DCCCVII. S. 1—3. Bd. DCCCVIII. S. 1—3. Bd. DCCCIX. S. 1—3. Bd. DCCCX. S. 1—3. Bd. DCCCXI. S. 1—3. Bd. DCCCXII. S. 1—3. Bd. DCCCXIII. S. 1—3. Bd. DCCCXIV. S. 1—3. Bd. DCCCXV. S. 1—3. Bd. DCCCXVI. S. 1—3. Bd. DCCCXVII. S. 1—3. Bd. DCCCXVIII. S. 1—3. Bd. DCCCXIX. S. 1—3. Bd. DCCCXX. S. 1—3. Bd. DCCCXXI. S. 1—3. Bd. DCCCXXII. S. 1—3. Bd. DCCCXXIII. S. 1—3. Bd. DCCCXXIV. S. 1—3. Bd. DCCCXXV. S. 1—3. Bd. DCCCXXVI. S. 1—3. Bd. DCCCXXVII. S. 1—3. Bd. DCCCXXVIII. S. 1—3. Bd. DCCCXXIX. S. 1—3. Bd. DCCCXXX. S. 1—3. Bd. DCCCXXXI. S. 1—3. Bd. DCCCXXXII. S. 1—3. Bd. DCCCXXXIII. S. 1—3. Bd. DCCCXXXIV. S. 1—3. Bd. DCCCXXXV. S. 1—3. Bd. DCCCXXXVI. S. 1—3. Bd. DCCCXXXVII. S. 1—3. Bd. DCCCXXXVIII. S. 1—3. Bd. DCCCXXXIX. S. 1—3. Bd. DCCCXL. S. 1—3. Bd. DCCCXLI. S. 1—3. Bd. DCCCXLII. S. 1—3. Bd. DCCCXLIII. S. 1—3. Bd. DCCCXLIV. S. 1—3. Bd. DCCCXLV. S. 1—3. Bd. DCCCXLVI. S. 1—3. Bd. DCCCXLVII. S. 1—3. Bd. DCCCXLVIII. S. 1—3. Bd. DCCCXLIX. S. 1—3. Bd. DCCCL. S. 1—3. Bd. DCCCLI. S. 1—3. Bd. DCCCLII. S. 1—3. Bd. DCCCLIII. S. 1—3. Bd. DCCCLIV. S. 1—3. Bd. DCCCLV. S. 1—3. Bd. DCCCLVI. S. 1—3. Bd. DCCCLVII. S. 1—3. Bd. DCCCLVIII. S. 1—3. Bd. DCCCLIX. S. 1—3. Bd. DCCCLX. S. 1—3. Bd. DCCCLXI. S. 1—3. Bd. DCCCLXII. S. 1—3. Bd. DCCCLXIII. S. 1—3. Bd. DCCCLXIV. S. 1—3. Bd. DCCCLXV. S. 1—3. Bd. DCCCLXVI. S. 1—3. Bd. DCCCLXVII. S. 1—3. Bd. DCCCLXVIII. S. 1—3. Bd. DCCCLXIX. S. 1—3. Bd. DCCCLXX. S. 1—3. Bd. DCCCLXXI. S. 1—3. Bd. DCCCLXXII. S. 1—3. Bd. DCCCLXXIII. S. 1—3. Bd. DCCCLXXIV. S. 1—3. Bd. DCCCLXXV. S. 1—3. Bd. DCCCLXXVI. S. 1—3. Bd. DCCCLXXVII. S. 1—3. Bd. DCCCLXXVIII. S. 1—3. Bd. DCCCLXXIX. S. 1—3. Bd. DCCCLXXX. S. 1—3. Bd. DCCCLXXXI. S. 1—3. Bd. DCCCLXXXII. S. 1—3. Bd. DCCCLXXXIII. S. 1—3. Bd. DCCCLXXXIV. S. 1—3. Bd. DCCCLXXXV. S. 1—3. Bd. DCCCLXXXVI. S. 1—3. Bd. DCCCLXXXVII. S. 1—3. Bd. DCCCLXXXVIII. S. 1—3. Bd. DCCCLXXXIX. S. 1—3. Bd. DCCCXC. S. 1—3. Bd. DCCCXCI. S. 1—3. Bd. DCCCXCII. S. 1—3. Bd. DCCCXCIII. S. 1—3. Bd. DCCCXCIV. S. 1—3. Bd. DCCCXCV. S. 1—3. Bd. DCCCXCVI. S. 1—3. Bd. DCCCXCVII. S. 1—3. Bd. DCCCXCVIII. S. 1—3. Bd. DCCCXCIX. S. 1—3. Bd. CM. S. 1—3. Bd. CMI. S. 1—3. Bd. CMII. S. 1—3. Bd. CMIII. S. 1—3. Bd. CMIV. S. 1—3. Bd. CMV. S. 1—3. Bd. CMVI. S. 1—3. Bd. CMVII. S. 1—3. Bd. C

und das Wort Gottes ist ihnen ein Greuel. Sie sind
Feinde des Kreuzes Christi, und ihr Ende ist Verdammniß.
Ihr Gott ist der Bauch, und ihre Ehre ist zu ihrer Schande,
die irdisch gesinnet sind. Phil. 3, 18. 19. Sie sind
Feinde des Kreuzes Christi, weil sie nicht wollen, daß
Christus ihr Herr sey, und sie nicht wollen, daß sie
Christo gehören sollen. Sie sind Feinde des Kreuzes
Christi, weil sie nicht wollen, daß Christus ihr Herr
sey, und sie nicht wollen, daß sie Christo gehören sollen.
Sie sind Feinde des Kreuzes Christi, weil sie nicht
wollen, daß Christus ihr Herr sey, und sie nicht wollen,
daß sie Christo gehören sollen. Sie sind Feinde des
Kreuzes Christi, weil sie nicht wollen, daß Christus ihr
Herr sey, und sie nicht wollen, daß sie Christo gehören
sollen. Sie sind Feinde des Kreuzes Christi, weil sie
nicht wollen, daß Christus ihr Herr sey, und sie nicht
wollen, daß sie Christo gehören sollen. Sie sind Feinde
des Kreuzes Christi, weil sie nicht wollen, daß Christus
ihr Herr sey, und sie nicht wollen, daß sie Christo
gehören sollen. Sie sind Feinde des Kreuzes Christi,
weil sie nicht wollen, daß Christus ihr Herr sey, und
sie nicht wollen, daß sie Christo gehören sollen. Sie
sind Feinde des Kreuzes Christi, weil sie nicht wollen,
daß Christus ihr Herr sey, und sie nicht wollen, daß
sie

Hannoverisches Magazin,
auf das Jahr 1780.
Freytag, den 27. Januar. 13te

Hannoverische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Hannover hatte sich, wie schon gesagt worden, bey dem Anfange der Unruhen, welche Herzog Otto der Quade erregte, für ihn erklärt, und ihm Beystand geleistet. Sie hatte sich aber bald wieder mit dem Herzoge Albrecht ausgesöhnet, und ihm gehuldiget. Dieses that sie auch, als Herzog Otto sich wieder in Braunschweig setzte. Sie hatte sich nämlich mit ihm wegen der Zölle, welche er ihr genommen hatte, verglichen, und ihm dafür 1000 Mark Silber gegeben. Sie hatte auch ihre Mauren und Thürme wieder aufgebauet, und ihre Freyheiten und Gerechtigkeiten wieder erhalten. Sie hatte sich auch mit dem Herzoge Albrecht wegen der Zölle, welche er ihr genommen hatte, verglichen, und ihm dafür 1000 Mark Silber gegeben. Sie hatte auch ihre Mauren und Thürme wieder aufgebauet, und ihre Freyheiten und Gerechtigkeiten wieder erhalten.

und Schlösser, auf Kirchen und Klöster. Diese Burgen waren meistens auf Bergen oder Felsen angelegt, und hatten tiefe Gräben, hohe Mauern und Thürme. Sie waren oft so groß, daß sie ganze Städte in sich faßten. Die Ritter hatten ihre Wohnungen darin, und ihre Knechte und Mägde, ihre Pferde und Hunde, ihre Waffen und Vorräthe. Wenn sie ausritten, so ließen sie die Zugbrücken niederfallen, und ritten durch das Thor, das mit einem Fallgitter versehen war. Kam ein Feind, so zogen sie die Brücken auf, und schlossen das Thor, und schossen mit Pfeilen und Armbrüsten, und warfen mit Steinen und siedendem Wasser auf die Feinde herab. Wenn sie aber selbst Krieg führten, so ritten sie in voller Rüstung aus, mit Helm und Harnisch, mit Schwert und Lanze, mit Schild und Streitaxt, und ihre Knechte folgten ihnen zu Fuß. Sie hatten auch Bogen und Armbrüste, und Schleudern und Wurfspieße, und Keulen und Morgensterne, und Sturmleitern und Sturmböcke, und Pechkränze und Brandfackeln, und Alles, was sie zum Angriff und zur Vertheidigung brauchten.

Wenn sie ausritten, so ritten sie auf starken Pferden, die mit Decken behangen waren, und sie hatten Sporen an den Füßen, und Handschuhe an den Händen, und Helme auf dem Kopf, und Harnische auf der Brust, und Schwerter an der Seite, und Schilde an dem Arm, und Lanzen in der Hand. Und wenn sie in den Krieg zogen, so ritten ihre Knechte hinter ihnen her, und trugen ihre Waffen, und ihre Zelte, und ihre Kleider, und ihre Vorräthe. Und wenn sie Krieg führten, so ritten sie auf einander los, und stachen mit den Lanzen, und hieben mit den Schwertern, und schossen mit den Armbrüsten, und warfen mit den Wurfspießen, und schlugen mit den Keulen, und stachen mit den Morgensternen, und stürmten mit den Sturmleitern und Sturmböcken, und warfen Pechkränze und Brandfackeln, und Alles, was sie zum Angriff und zur Vertheidigung brauchten.

Wenn sie aber nicht Krieg führten, so ritten sie auf die Jagd, und jagten Hirsche und Rehe, und Bären und Wölfe, und Füchse und Hasen, und Alles, was sie zu ihrer Lust und zu ihrer Nahrung brauchten. Und wenn sie nicht auf die Jagd ritten, so saßen sie in ihren Burgen, und tranken und aßen, und spielten und tanzten, und sangen und sprangen, und Alles, was sie zu ihrer Lust und zu ihrer Nahrung brauchten.

Anno Regni Regis Jacobi I. Angliæ, Franciæ & Hiberniæ primo, & Scotiæ tricesimo septimo.

Cap. 1. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Bridge there.

Cap. 2. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Conduit-Heads there.

Cap. 3. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Haven there.

Cap. 4. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Pavements there.

Cap. 5. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Highways there.

Cap. 6. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Sea-Banks there.

Cap. 7. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Wharfs there.

Cap. 8. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Walls there.

Cap. 9. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Ditches there.

Cap. 10. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Gates there.

Cap. 11. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Almshouses there.

Cap. 12. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Hospitals there.

Cap. 13. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Free-Schools there.

Cap. 14. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Prisons there.

Cap. 15. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Orphans there.

Cap. 16. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Markets there.

Cap. 17. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Churches there.

Cap. 18. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Ministers there.

Cap. 19. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Poor there.

Cap. 20. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Streets there.

Cap. 21. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Lanes there.

Cap. 22. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Sewers there.

Cap. 23. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Cisterns there.

Cap. 24. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Pumps there.

Cap. 25. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Wells there.

Cap. 26. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Baths there.

Cap. 27. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Gardens there.

Cap. 28. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Orchards there.

Cap. 29. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Vineyards there.

Cap. 30. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Fishponds there.

Cap. 31. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Dovecotes there.

Cap. 32. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Beehives there.

Cap. 33. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Granaries there.

Cap. 34. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Stables there.

Cap. 35. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Coalhouses there.

Cap. 36. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Woodyards there.

Cap. 37. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Lumberyards there.

Cap. 38. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Quarries there.

Cap. 39. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Brickkilns there.

Cap. 40. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Limekilns there.

Cap. 41. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Tilehouses there.

Cap. 42. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Glasshouses there.

Cap. 43. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Ironworks there.

Cap. 44. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Copperworks there.

Cap. 45. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Tinworks there.

Cap. 46. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Leadworks there.

Cap. 47. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Silverworks there.

Cap. 48. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Goldworks there.

Cap. 49. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Mintworks there.

Cap. 50. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Coinworks there.

Cap. 51. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Moneyworks there.

Cap. 52. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Bullionworks there.

Cap. 53. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Exchequer there.

Cap. 54. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Treasury there.

Cap. 55. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Jewelhouse there.

Cap. 56. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Wardrobe there.

Cap. 57. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Armoury there.

Cap. 58. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Magazine there.

Cap. 59. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Storehouse there.

Cap. 60. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Victualhouse there.

Cap. 61. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Brewhouse there.

Cap. 62. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Bakehouse there.

Cap. 63. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Kitchen there.

Cap. 64. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Cellar there.

Cap. 65. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Pantry there.

Cap. 66. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Buttery there.

Cap. 67. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Larder there.

Cap. 68. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Scullery there.

Cap. 69. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Laundry there.

Cap. 70. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Bathhouse there.

Cap. 71. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Barbershop there.

Cap. 72. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Apothecaryshop there.

Cap. 73. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Surgeryshop there.

Cap. 74. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Printingpress there.

Cap. 75. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Bookbindery there.

Cap. 76. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Stationershop there.

Cap. 77. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Paperworks there.

Cap. 78. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Inkworks there.

Cap. 79. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Penworks there.

Cap. 80. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Pencilworks there.

Cap. 81. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Sealingwaxworks there.

Cap. 82. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Wafermakers there.

Cap. 83. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Bookbinders there.

Cap. 84. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Stationers there.

Cap. 85. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Paperers there.

Cap. 86. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Inkers there.

Cap. 87. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Penners there.

Cap. 88. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Pencilers there.

Cap. 89. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Sealingwaxers there.

Cap. 90. An Act for the Confirmation of Letters Patents made by the late Queen Elizabeth, for the Assurance of Lands to the Mayor and Commonalty of the City of London, for the Maintenance of the Common Wafermakers there.

den Bataillon die Aufgabe, den Feind durch Feuer zu binden und ihn zu verhindern, seine Kräfte zu vereinigen. Das andere Bataillon hat den Feind zu umfassen und ihn in Flanke und Rücken anzugreifen.

Die Kompagnien werden in Gefechtsbreite entwickelt, die Bataillone in Kompagniekolonnen hintereinander gestaffelt. Die Kompagnien des Bataillons, welches den Feind umfassen soll, werden in Kompagniekolonnen hintereinander gestaffelt, die Kompagnien des anderen Bataillons in Gefechtsbreite entwick

Straßenbeleuchtung, städtische, Straßenbeleuchtung, städtische, Straßenbeleuchtung, städtische,

Die Schwefelsäure, Vitriolsäure, Vitriolöl, das Vitriolöl.
Der Schwefelsäurer, Vitriolsäurer, Vitriolölmacher, der Vitriolölmacher.
Schwefelsäurig, vitriolsäurig, vitriolisch, vitriolic.
Schwefelsäuriges Salz, vitriolsäuriges Salz, vitriolisches Salz, vitriolic salt

und schließen die Unterzüge zwischen sich ein. Da ich ohne Abbildung nicht Jedem verständlich seyn dürfte; so beziehe ich mich übrigens auf die angeführte Stelle des Gillyschen Handbuch's.

Merkw. Erfindung eines Mittels den Blattern vorzubeugen.

(Aus einer englischen Zeitung, The Observer. Nro. 359.)

In einem unserer vorigen Blätter, kündigten wir die Entdeckung einer Krankheit, der die Kühe unterworfen sind, an, welche durch Inoculation, bei dem Menschen eine locale Ansteckung hervorbringt, die als ein wirksames Verwahrungsmittel gegen die Blatternseuche zu gebrauchen ist; wir freuen uns, nunmehr sagen zu können, daß sich bei fortgesetzter Untersuchung die Wahrheit der Sache vollkommen bestätigt, und uns in den Stand gesetzt hat, folgendes über diesen wichtigen Gegenstand mitzutheilen.

D. Jenner, aus Berkeley in Gloucester, hat mit rühmlichem Eifer seit verschiedenen Jahren seine besondere Aufmerksamkeit darauf gerichtet, den Ursprung und die Wirkungen der Kuhblattern in Gewißheit zu setzen. Er hat diese Krankheit mit befriedigender Genauigkeit auf das Uebel zurückgeführt, welchem das Pferd öfters vermöge seines häuslichen Zustandes unterworfen ist, und welches den technischen Namen (the Grease) oder der Durchsäule führt. Ein Mann, den sein Dienst zu dem doppelten Geschäfte, die Geschwüre eines solchen angesteckten Pferdes zu verbinden, und die Kühe zu milchen, veranlaßte, behielt, aus Mangel an Reinlichkeit, an seinen Fingern etwas von der giftigen Materie, und inoculirte auf die Weise die Warzen der Kuh. Die Hände der Milchmägde, die mit diesen kranken Warzen in Berührung kamen, wurden ebenfalls angesteckt, und es war eine Zeit, da dieses so allgemein wurde, daß alle Hospitäler in Gloucester damit angefüllt waren.

Der dünne schwarze Ausfluß aus den frischen Ritzen an den Fersen der Pferde, oder vielmehr die Materie, die aus irgend einem kranken Theile oder Gliede dieses Thieres kömt, hat einen starken Einfluß auf die menschliche Natur, und stärkt sie öfters so, daß sie den Blattern widersteht, oder ihren Gift vernichtet; die Schärfe dieser Materie aber wird stark vermehrt, indem sie auf die Warzen der Kuh wirkt, und es ist nun deutlich erwiesen, daß Jemand, der davon angegriffen worden, für immer vor der Blatternansteckung gesichert ist. Lord Sozierville, Präsident der Societät zu Beförderung des Ackerbaues, Sir J. Banks ꝛc. besitzen Nachrichten von Experimenten, die durch den Wundarzt

arzt Mr. Dolland und andere mehr, gemacht worden sind.

Dr. Jenner erzählt unter andern, daß J. Merret, Gärtner bei Lord Berkeley, im Jahre 1770. von den Kuhblattern befallen war; daß, da im April 1795. eine allgemeine Blatterinoculation in Berkeley vorgenommen wurde, Merret mit den übrigen eingeimpft wurde; dieses geschah zu verschiedenenmalen an seinen Armen; er blieb mit den andern Patienten in einem Zimmer, bemerkte aber keinen Nachtheil davon, daß er der Ansteckung ausgesetzt war.

Sarah Portlock, die 27 Jahre zuvor die Kuhblattern gehabt hatte, wurde im Jahre 1792. an beiden Armen inoculirt, und stillte ihr kleines Kind, welches zufälliger Weise die Blattern bekam; sie aber blieb unangesteckt, ob es gleich, so wie in dem vorhergehenden Fall, und bei allen denen, an denen das Experiment gemacht wurde, erwiesen war, daß sie die Blattern nie vorher gehabt hatten.

Die Armen in dem Dorfe Tortworth in Gloucestershire wurden i. J. 1795. durch Mr. H. Jenner, Wundarzt von Berkeley, inoculirt. Acht derselben hatten vorher die Kuhblattern, aber nicht die ordentlichen Blattern gehabt; allein keiner von ihnen wurde, weder durch die Wunde am Arm, noch durch die Gemeinschaft, die sie mit den andern zu gleicher Zeit inoculirten Personen hatten, angesteckt.

Den 14ten Mai 1796. inoculirte Dr. Jenner einen gesunden Knaben von 8 Jahren mit den Kuhblattern. Den 7ten Tag fühlte der Patient einen Schmerz, der sich von der Wunde bis zur Achselgrube erstreckte, und den 9ten befand er sich ziemlich unpaß, den folgenden Tag aber war er ganz wohl. Das Ansehen dieser Wunden in ihrem Fortgange bis zur Reife war beinahe eben so, wie bei denen, die mit der Blatternmaterie gemacht waren, nur etwas mehr rosenartig, und heilten, indem sie auf den eingeimpften Theilen erstlich Grinde und dann Narben zurück ließen. Den folgenden 11ten Jul. wurde der Knabe abermals an beiden Armen mit Pockenmaterie inoculirt, die ganz frisch aus einer Blatter genommen war; aber es erfolgte keine Krankheit. Das Experiment wurde in einigen Monaten wiederholt und hatte den nemlichen Erfolg.

Die Pocken und Kuhblattern wirken beinahe in gleichem Verhältnisse auf einander. Jemand, der erstere gehabt hat, bleibt von den letztern entweder ganz frei, oder wird nur ganz leicht davon angegriffen; ist er aber nicht auf die Weise gestärkt, so ist er anhaltenden und ernstlichen Anfällen ausgesetzt. Die Kuhblattern theilen sich nur durch Berührung mit; sie sind im Vergleich ihrer Wirkung gelinde, haben keinen nachtheiligen Einfluß auf das System, noch verändern sie im mindesten das Ansehen der Patienten und haben niemals einen unglückl. Ausgang gehabt. Wir sehen daher diese Entdekkung u. deren Gebrauch als von grosser Wichtigk. für die menschl. Gesellsch. an,

Montag, den 27. Februar 1809.

Neues aus Hannover und Braunschweig.

Hannover, den 25. Februar 1809.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruhet, dem Obristen und Commandeur des 1sten Leichten Bataillons, Herrn v. Linsingen, das Ritterkreuz des Militair-Guelphen-Ordens zu ertheilen.

Schwaz, Hall, Innsbruck, Rattenberg, Kufstein und Sterzing, wo sie ihre Kinder in die Schule schicken, und wo sie ihnen Kost und Quartier geben müssen, wenn sie nicht in der Stadt wohnen. Dafür müssen sie aber auch Steuer zahlen, wie die Bürger, und dürfen nicht Handel treiben, wie diese. Sie sind also in einer ganz eigenthümlichen Lage, und es ist nicht zu verwundern, wenn sie sich nicht gerne dazu verstehen, ihre Kinder in die Schule zu schicken, wo sie ihnen Kost und Quartier geben müssen, wenn sie nicht in der Stadt wohnen. Dafür müssen sie aber auch Steuer zahlen, wie die Bürger, und dürfen nicht Handel treiben, wie diese. Sie sind also in einer ganz eigenthümlichen Lage, und es ist nicht zu verwundern, wenn sie sich nicht gerne dazu verstehen, ihre Kinder in die Schule

Gelasius, Synerotis, Theodulus, Alexandra, Nonna, Dorotheus, Eusebius, Nonnus, Eutychianus, Eutychius, Eutychia, Eutychis, Eutychianus, Eutychius, Eutychia, Eutychis, Eutychianus, Eutychius, Eutychia, Eutychis

und δx und δy sind die Variationen von x und y, welche
durch die Variation $\delta\alpha$ des Parameters α hervorgebracht
werden. Wir können nun δx und δy als Funktionen
von t betrachten, und wir können δ und $\frac{d}{dt}$ vertauschen,
weil δ und d sich auf verschiedene Variable beziehen.
Wir haben also

$$\delta\frac{dx}{dt} = \frac{d\delta x}{dt}, \quad \delta\frac{dy}{dt} = \frac{d\delta y}{dt}.$$

Ferner ist

$$\delta\sqrt{\left(\frac{dx}{dt}\right)^2 + \left(\frac{dy}{dt}\right)^2} = \frac{\frac{dx}{dt}\frac{d\delta x}{dt} + \frac{dy}{dt}\frac{d\delta y}{dt}}{\sqrt{\left(\frac{dx}{dt}\right)^2 + \left(\frac{dy}{dt}\right)^2}}.$$

Wir setzen

$$\frac{dx}{dt} = \varphi, \quad \frac{dy}{dt} = \psi, \quad \sqrt{\varphi^2 + \psi^2} = \Phi,$$

und erhalten

$$\delta\int_{t_0}^{t_1} \Phi\, dt = \int_{t_0}^{t_1} \frac{\varphi\frac{d\delta x}{dt} + \psi\frac{d\delta y}{dt}}{\Phi}\, dt.$$

Durch partielle Integration ergibt sich

$$\int_{t_0}^{t_1} \frac{\varphi\frac{d\delta x}{dt} + \psi\frac{d\delta y}{dt}}{\Phi}\, dt = \left[\frac{\varphi}{\Phi}\delta x + \frac{\psi}{\Phi}\delta y\right]_{t_0}^{t_1} - \int_{t_0}^{t_1}\left(\delta x\frac{d\frac{\varphi}{\Phi}}{dt} + \delta y\frac{d\frac{\psi}{\Phi}}{dt}\right) dt.$$

Da δx und δy für $t = t_0$ und $t = t_1$ verschwinden, so ist

$$\delta\int_{t_0}^{t_1} \Phi\, dt = -\int_{t_0}^{t_1}\left(\delta x\frac{d\frac{\varphi}{\Phi}}{dt} + \delta y\frac{d\frac{\psi}{\Phi}}{dt}\right) dt.$$

Damit $\int_{t_0}^{t_1} \Phi\, dt$ ein Minimum wird, muß

$$\frac{d\frac{\varphi}{\Phi}}{dt} = 0, \quad \frac{d\frac{\psi}{\Phi}}{dt} = 0$$

sein. Daraus folgt

$$\frac{\varphi}{\Phi} = \text{const.}, \quad \frac{\psi}{\Phi} = \text{const.}$$

oder

$$\frac{dx}{ds} = \text{const.}, \quad \frac{dy}{ds} = \text{const.}$$

Die Gleichungen der Kurve sind also

$$x = as + b, \quad y = cs + d,$$

wo a, b, c, d Konstanten sind. Die Kurve ist eine Gerade.

len zu feuren, während welcher Zurüstung aber die Gefahr vorüber ging.

Unter die besonders merkwürdigen Wasserhosen, wovon man in gedruckten Schriften Nachrichten findet, gehören die den 7ten Julius 1742. auf dem Genfersee c); 1725. zu Mokliuta in Schweden d); und die den 12ten April 1780. von Mühaud zu Nice in der Provence beobachtete e), wobei ich mich um so kürzer fassen kann, da die Hauptumstände derselben im Wesentlichen mit der obigen Beschreibung des Herrn Forsters übereinstimmen. Wegen ihren seltsamen Wirkungen verdient auch noch die am 2ten Julius 1785. in der Gegend von Altona beobachteten Wassersäule auf der Elbe eine Stelle f). Es ließ sich nemlich bei Bannersdorf auf der Elbe eine Wolke wie ein zugespitzter Schlauch nieder, schwankte einigemal hin und her, vereinigte sich mit dem Wasser und zog es in die Höhe. Nachher formirte sich noch eine Trombe, welche nachdem sie eine zeitlang hin und her geschwankt hatten, sich von dem Wasser losrissen, es in den Fluß hinunterplatzen liessen, und so wirbelnd über die Stadt wegzogen, wo sie an Dächern und Fenstern beträchtlichen Schaden thaten, auch einige Bäume umwarfen.

Die zweite Gattung der Wettersäulen entstehet auf dem Lande, welche Herr Reimarus deshalb mit den Wasserhosen für einerlei Ursprungs hält, weil sich dabei auch die Wolkensäule zeigt, und weil sie oft mit Blitzen begleitet sind, auch meistens nahe am Ufer der See, oder bei den Mündungen der Flüsse zu entstehen pflegen g). Eine dicke schwarze Wolkensäule mit einem schrecklichen Sturmwinde begleitet, senkt sich gegen die Erde herab, wirbelt sich mit unaufhaltsamer Kraft eine zeitlang fort, wobei sie gewöhnlich eine Staubwolke anzieht, und alle Gegenstände, als Häuser, Bäume, Erde, Ziegel, mit sich fortreißt und nach verschiedenen Richtungen umher zerstreut. Es wäre leicht, auch hiervon eine Menge Beispiele nach einander aufzuzählen, allein ich will nur mit ein Paar Worten desjenigen Wirbels gedenken, welchen der P. Boscowich zu Rom den 11ten Jul. 1749. beobachtet hat h). Der Wirbel kam des Nachts mit einem

c) S. Jallabert Mem de l'Acad. des Sc. de Paris. 1742.
d) Kalsenius in Act. Litt. Sueciæ. 1725.
e) Rozier Observations de Physique etc. T. 30. p. 284. — 289.
f) S. Gothaisch. Magaz. Bd. 3. St. 3. S. 178.
g) Reimarus a. a. O., S. 547.
h) S. Hamb. Magaz. Bd. 10. S. 524. f.

Landrecht. Titel 1. Von Anfang der Landschaft.

1. Von Anfang der Landschaft.

Wir wollen anfangen von der Landschaft, wie sie gekommen ist, und wollen sie beschreiben, wie sie gewesen ist, da sie noch ungetheilt war, und wollen sie auch beschreiben, wie sie jetzt getheilt ist.

Es ist zu wissen, daß vor Zeiten, da die Landschaft noch ungetheilt war, sie gewesen ist ein Land, und ist auch jetzt ein Land, und heißt auch ein Land, und ist auch ein Land, und wird auch ein Land heißen

durch die äussere Gewalt gegen einander stossender oder paralleler Winde verursacht werden, welche eine Wolke zwischen sich comprimiren, den einen Theil derselben zu Wasser verdichten und dieses in eine wirbelnde Bewegung sezzen sollen. Auch steht diesen Erklärungen die Mehrheit der Wassersäulen, welche zur selbigen Zeit nicht weit von einander entstehen, entgegen.

6) Sie haben eine langsame und stossende Bewegung, welche zeigt, daß die Ursache in der fortschreitenden Wolke zu suchen sey. Man kann daher die Wassersäulen nicht dem Aufsteigen einer wärmern Luftschicht durch die obere kältere, oder umgekehrt zuschreiben. Denn hiebei mußte nach einmal erfolgtem Durchbruche der Zufluß von Luft nach allen Seiten in beträchtlicher Entfernung zu verspüren seyn. Die Erklärung einiger, von Ausbrüchen unterirdischer Dämpfe könnte höchstens nur auf die emporsteigenden Wasserhosen angewandt werden, und dieser Erklärung steht ebenfalls das Fortrücken der Säulen entgegen, weil die Dämpfe doch nur an einer und derselben Stelle ausbrechen könnten.

7) Mehrere Umstände geben deutlich zu erkennen, daß die Erscheinung überhaupt mit der elektrischen Anziehung übereinstimme. Der P. Beccaria m) suchte daher das ganze Phänomen mit sehr vieler Wahrscheinlichkeit für elektrischen Ursprungs zu erklären. Wenn man den Knopf eines elektrisirten Leiters über Wasser hält, so hebt es sich in die Höhe, und wenn an dem Knopfe selbst ein Tropfen Wasser hängt, so dehnt sich dieser nach dem gegenüberstehenden Körper in die Länge aus. Dergleichen Erscheinungen sind auch bei geschmolzenem Talge, Oel ꝛc. Offenbar entstehen die Wettersäulen aus besondern Wolken, und oft bewegen sie sich mit denselben so wie andere Gewitterwolken gegen den Wind. Es ereignet sich kein blosses Niederschiessen der Wolke, sondern zugleich eine Neigung von unten aufwärts und von oben niederwärts. Die See fängt an, unter der Wolke in der Runde herum sich zu bewegen, und so hebt sie sich wirbelnd und schäumend in die Höhe. Die Spitze der Wolkensäule geht mitten auf diese Wassersäule zu, entweder in schiefer oder gebogener Richtung; nur erreicht sie nicht in

m) Elettricismo artificiale et naturale, 1753. 4. Lettre del l'Electricismo, in Bologna. 1758. 4.

immer das Wasser, sondern bleibt in einiger Entfernung, so, daß man oft deutlich dazwischen durchsehen kann.

8) Auf diese und ähnliche Umstände gründet Hr. Cavallo n) einen Versuch, wodurch er im Kleinen die Wasserhose ziemlich ähnlich nachahmt. Er bringt nemlich einen großen Wassertropfen auf den Knopf einer isolirten geladenen Flasche, und nähert ihm den Knopf einer andern Flasche, welche auf die entgegengesetzte Art geladen ist, dann wird er auf eine sonderbare Art weggesprützt. Wenn ein Wassertropfen an dem Knopfe eines elektrisirten Leiters hängt, so dehnt er sich kegelförmig aus, wenn man einen mit der Erde verbundenen platten Leiter dagegen bringt. Wenn also eine einzelne stark elektrisirte Wolke dem Wasser oder der Erde durch ihren Wirkungskreis eine entgegengesetzte Elektricität giebt, so wird zwischen beiden eine starke Anziehung entstehen, welche die Wolke kegelförmig herabzieht, das Wasser oder leichte Körper aber hingegen empor hebt, bis daß beide sich einander ihre Elektricitäten entweder durch unmittelbare Berührung, oder durch einen Blitz mittheilen, wodurch die Erscheinung augenblicklich aufhört, und der obere Theil der Säule in die Wolke zurück gezogen wird, während der untere auf einmal herabfällt o).

So sehr dieses alles auch mit den Erscheinungen in der Elektrizität zusammenstimmt, so ist es doch noch sehr ungewiß, woher die wirbelnde Bewegung komme, welche die Hauptursache der gewaltsamen und zerstöhrenden Wirkungen dieser Phänomene ist. Herr Reimarus wagt es zwar nicht, sie zu erforschen, aber er glaubt doch, daß sie in der Wolke liege, und eine Wirkung der Elektrizität sey, wozu noch gewisse unbekannte Umstände mitwirken müssen. Hierin bestärkt ihn Dryfhours Beobachtung im Julius 1751 p). Bei dieser entstand die drehende Bewegung in der Wolke noch vor der Entstehung des Schweifs. Herr Becket q) erhielt sie zuweilen, obgleich selten, bei der Anziehung von Spreu ꝛc. zwischen zweien Metallen, aber unwillkührlich. Er wußte nicht die Ursache davon anzugeben, weshalb sie entstand und nicht entstand.

Der Schluß folgt künftig.

n) Abh. von der Elektrizität. 3. Aufl. S. 200.
o) Gehler a. a. O. S. 661.
p) Haarlem. Verhandl. T. III. p. 321.
q) Essay on Electricity. p. 141.

Neues Hannöverisches Magazin.

15tes Stück.

Freitag, den 22ten Februar 1799.

Etwas von Wasserhosen und Wetterwirbeln.

(Schluß.)

Nur macht Herr Reimarus hieraus begreiflich, weshalb die Wasserhosen nie bei starken Stürmen entstehen, weil ein starker Wind die innere Umwälzung stöhren kann; weshalb sie nicht bei jedem Gewitter und in manchen Meeren und Gegenden öfter, als in andern, entstehen, weil die zu der wirbelnden Bewegung nöthigen Umstände nicht an allen Orten in gleicher Maaße vorhanden seyn können. Vielleicht, daß nach seiner Vermuthung die Mittheilung der Elektrizität etwas zerstreut durch Ausspritzen oder sonst theilweise, folglich mit weniger Gewalt geschieht, wenn nemlich keine Blitze bei der Zerplatzung der Wasserhosen beobachtet werden. Vielleicht sieht man die Blitze nicht allemal, und die heftige Bewegung kann auch noch nach aufgehobener Anziehung eine ziemliche Zeit wegen der Trägheit fortdauren.

Neuere Versuche, die Wasserhosen und Luftwirbel im Kleinen nachzuahmen, hat der seelige Professor Wilke in den N. Abhandl. der Königl. Schwed. Akademie Bd. 1. S. 1. 81. (für 1780. nach der Uebers. des Herrn Hofr. Kästners) angestellt, und umständlich beschrieben, welche sich auf die Gesetze der Hydrodynamik und der Centrifugalkraft gründen. Diese Versuche sind zwar sehr scharfsinnig ausgedacht, und mit vieler Präcision gemacht, ob sie aber hinreichen, alle bei diesem Phänomen obwaltenden Umstände befriedigend zu erklären, will ich nicht entscheiden.

Eine Theorie der Wasserhosen von A. Oliver Esq. findet sich im 3 veiten Bande der Philos. Transact. of the american Society. S. 101.

Dieses ist eine kurze Darstellung der vorzüglichsten Thatsachen und Erklä-

klärungen in Ansehung dieser Meteore. Noch sind wir nicht ganz in das Innere dieser schrecklichen Erscheinung eingedrungen, noch kennen wir die Ursache der wirbelnden Bewegung nicht, und wer wagt es wohl, die ersten Grundprinzipien der Natur zu erforschen? Doch ist es vielleicht noch der Nachwelt vergönnt, etwas tiefer zu blicken, und die Naturforscher der folgenden Jahrhunderte sind vielleicht im Stande, die bei den majestätischen Lufterscheinungen vorgehenden gewaltsamen Prozesse, die Wirkung u. Gegenwirkung gewisser unbekannter Naturkräfte, zu entwickeln. Daß die Luftelektrizität eine der Haupttriebfedern bei der Erscheinung der Wasserhosen und Wetterwirbel sey, ist wohl gewiß. Denn es giebt ja ähnliche Meteore, welche in ihren Wirkungen eben so verheerend und fürchterlich sind, als z. B. die besonders auf den westindischen Inseln zu gewissen Jahreszeiten herrschenden Orkane, ferner die Gewitter u. a. wobei sich die Luftelektrizität sehr deutlich und oft sehr furchtbar äussert. Und zu dem beweisen ja dieses ebenfalls die im Kleinen gemachten elektrischen Versuche von Franklin, Priestley, Cavallo und Wilke. Wäre es je einem aufmerksamen Naturforscher geglückt, alle dabei vorfallenden Umstände gehörig zu benutzen, so wären wir vielleicht in dem weiten Felde der Meteorologie schon weiter gerückt; aber so werden unsere Nachkommen sich auf der freilich sehr zerbrechlichen Leiter unserer Hypothesen den Weg zur Wahrheit bahnen.

Anmerkungen über das Hauen des Zimmerholzes; von Herrn H. P. Winge.

Eine unter Herrn Professor Hellenius Vorsitze den 20sten Jun. 1795. zu Abo vertheidigte akademische Abhandlung a).

Trahit sua quemque voluptas — —
Virg.

Unter dem verschiedenen Nutzen, den wir von unsern Wäldern ziehen, verdient unstreitig der eine billige Aufmerksamkeit, daß wir von ihnen Zimmerholz und anderes Holzwerk, nicht nur zu gesunden Wohnhäusern für uns

a) Anmärkning ar rörande Timmer-Hygget Under Phil. och Med. Doct. C. N. Hellenii Inseende, för Läge kransen utgifne och förfvarade af Hans Petter Winge. Abo 1795. 4. 8 Seiten.

uns selbst, sondern auch zu andern für unsere Bequemlichkeit u umgänglich nothwendigen Gebäuden erhalten. Diese trift man doch jetzt selten mehr von erforderlicher Güte an, besonders klagt man allgemein in unsern Zeiten darüber, daß es bei weitem nicht die Dauerhaftigkeit zu Gebäuden, wie in den ältern Zeiten, noch weniger die Dichtigkeit besitze, sondern durch seine groben und tiefen Borsten und Ritzen Wohnhäuser macht, die, obgleich sie mit aller möglichen Vorsichtigkeit aufgeführt werden, doch kalt und voller Zug sind. Diese Mängel aber müssen unfehlbar diese Nutzung der Wälder vermindern, welche doch zu jetziger Zeit ihren höchsten Werth ausmacht. Will man die Ursachen dieser Mängel untersuchen, so können sie durchaus nicht in einem jetzt mehr wie ehemals geschwächten oder vermißten Vermögen der Natur, ihren Produkten die möglichste Volkommenheit mitzutheilen, liegen, welches wenigstens in keiner von ihren übrigen Wirkungen bis jetzt hat entdeckt werden können, sondern vornehmlich in der geringen Auswahl der Wälder, welche jetzt zu Zimmerholz gefällt werden. Aus diesem Grunde habe ich auf den folgenden Blättern einige auf die eigene Anweisung der Natur gegründete wenige Vorschriften zu geben versucht, von denen ich vermuthe, daß sie, wenn man sich beim Hauen des Zimmerholzes gehörig darnach richten will, den Werth desselben wieder herstellen werden, welchen es vormem mit Recht verdiente, aber jetzt durch unsere Unbedachtsamkeit plötzlich verlohren hat.

§. 1.

Ein Holz, dessen Fiebern dicht und fest zusammengewebt, und dessen Saftröhren von wenig oder gar keinen Feuchtigkeiten ausgedehnt sind, ist nach aller Theorie und Erfahrung das beste Zimmerholz zu Gebäuden. Diese Eigenschaften geben ihm nicht nur die erforderliche Stärke, sehr lange die Gewalt der äussern Luft auszuhalten, sondern verwahren es auch gegen Spalten und Ritzen, welche bei dessen Trocknung unter andern Umständen von dem Zusammenpacken der ausgedehnten Saftröhren, unstreitig ihren Ursprung herleiten.

Wenn wir uns daher ein gutes und dauerhaftes Zimmerholz wünschen, so müssen wir unsere Gedanken auf die Untersuchung der Umstände richten, unter welchen die vorbenannten Eigenschaften vorzüglich bei unsern zum Zimmerholze ausgesetzten Wäldern angetroffen werden können. Unter diesen scheint wieder besonders die mehr oder wenigere Reife des Holzes unsere erste Aufmerksamkeit zu verdienen.

Sowohl eine allgemein bekannte Erfahrung, als alle physiologischen Untersuchungen überzeugen uns auf

das kräftigste, daß nicht weniger Thiere als Gewächse, mit einem Wort alle organischen Körper während ihres Wachsthums, oder ehe sie ihre völlige Reife erlangt haben, in ihren Fibern weich, von einer losen Zusammensetzung, und ihre Saftröhren häufig mit Feuchtigkeiten angefüllt sind. Machen wir nun hievon die Anwendung auf unser Bauholz, so finden wir deutlich, daß es, wenn man es in seinem besten Wachsthum oder vor seiner gehörigen Reife fällt, nichts anders als diesen Ungelegenheiten, über die man sich beklagt, daß sie dem in unsern Zeiten zum Bauen angewandten Zimmerholze mit holzen, ausgesetzt werden. Keine Vorschrift wird deshalb beim Fällen des Zimmerholzes natürlicher, als die, daß 1) kein unzeitiges Holz zu Bauholz gefällt oder gebraucht werden muß. Aber der Zeitpunkt, wo ein Holz seine gehörige Reife erreicht hat, dürfte mancher mit gutem Grunde einwenden, wird nicht so leicht für ein jedes mit Sicherheit bestimmt? Wahr ist es auch, daß derselbe sich nach verschiedenen Umständen, als Erdboden, Lage und mehrern sehr viel verändert; aber mit gehörig angewandter Aufmerksamkeit werden wir doch finden, daß die Natur auch hierin uns alle erforderliche Aufklärung giebt. So lange ein Holz im Zunehmen ist, sehen wir augenscheinlich, daß es in seinem Gipfel jährlich starke Schüsse thut, welche mit den Jahren in dem Verhältniß abnehmen, als das Holz näher und näher zur Reife kommt, oder sein bestimmtes Alter erreicht, wo es zuzunehmen aufhört, zu einem sichern Kennzeichen, daß das Mark (Medulla) jetzt nicht mehr das Gewebe der Fibern fester und stärker auszudehnen vermag, als schon geschehen ist. Einen solchergestalt im Gipfel gehemmten Gang sucht das Mark nach den in der Spitze zunächst befindlichen Zweigen fortzusetzen, welche bald genug so zunehmen, daß sie mit dem Gipfel einerlei Höhe erreichen, wo sie gemeiniglich, wenn die Natur nicht durch andere Zufälle in ihrer gewöhnlichen Ordnung gestöhrt wird, gleichfalls in ihrem Zuwachs aufhören, um oft dem Mark Gelegenheit zu geben, die übrigen mit gleicher Stärke zu verlängern, bis ihre ebenfalls bestimmten Fibern noch weniger irgend eine äusserliche Verlängerung mehr zulassen. Hiedurch gewinnt das Holz dasjenige, was man seine Krone nennt, welche, je näher sie der Gestalt eines Zirkelbogens kommt, desto mehr die zunehmende Reife des Holzes verräth. Hierbei wird auch die Festigkeit der Fibern in eben dem Verhältnisse vermehrt, die Nahrung, welche sie jetzt einsammeln, wird blos zu deren Stärke angewandt, die Verlängerung hört auf, wodurch sie dicker werden, auch werden deshalb immer mehr und mehr die unterliegenden Fiberaschichten zu-

sam-

Zeugnisse des Lukas über den Tod Jesu.

Das Zeugnis, das der Evangelist Lukas über den Tod Jesu ablegt, ist in mehrfacher Hinsicht von besonderer Bedeutung. Es ist nicht nur das ausführlichste, sondern auch das einzige, das uns eine Reihe von Worten überliefert, die Jesus während seines Todeskampfes gesprochen hat. Wenn wir diese Worte, die Lukas allein kennt, mit den Berichten der anderen Evangelisten vergleichen, so ergibt sich, daß Lukas in seiner Darstellung des Todes Jesu eine Sonderstellung einnimmt. Er hat nicht nur eine Reihe von Worten, die Jesus am Kreuze gesprochen haben soll, allein überliefert, sondern er hat auch eine Reihe von Worten, die die anderen Evangelisten überliefern, nicht gekannt. Diese Sonderstellung des Lukas ist um so auffallender, als er sonst in seinem Evangelium sehr viel Material aus dem Markusevangelium übernommen hat. Wenn wir nun die Worte, die Lukas allein kennt, mit den Worten, die die anderen Evangelisten überliefern, vergleichen, so ergibt sich, daß Lukas in seiner Darstellung des Todes Jesu eine Sonderstellung einnimmt. Er hat nicht nur eine Reihe von Worten, die Jesus am Kreuze gesprochen haben soll, allein überliefert, sondern er hat auch eine Reihe von Worten, die die anderen Evangelisten überliefern, nicht gekannt. Diese Sonderstellung des Lukas ist um so auffallender, als er sonst in seinem Evangelium sehr viel Material aus dem Markusevangelium übernommen hat.

Lukas hat sich also in seiner Darstellung des Todes Jesu von seiner Quelle, dem Markusevangelium, weitgehend entfernt. Er hat nicht nur eine Reihe von Worten, die Jesus am Kreuze gesprochen haben soll, allein überliefert, sondern er hat auch eine Reihe von Worten, die die anderen Evangelisten überliefern, nicht gekannt. Diese Sonderstellung des Lukas ist um so auffallender, als er sonst in seinem Evangelium sehr viel Material aus dem Markusevangelium übernommen hat. Wenn wir nun die Worte, die Lukas allein kennt, mit den Worten, die die anderen Evangelisten überliefern, vergleichen, so ergibt sich, daß Lukas in seiner Darstellung des Todes Jesu eine Sonderstellung einnimmt. Er hat nicht nur eine Reihe von Worten, die Jesus am Kreuze gesprochen haben soll, allein überliefert, sondern er hat auch eine Reihe von Worten, die die anderen Evangelisten überliefern, nicht gekannt. Diese Sonderstellung des Lukas ist um so auffallender, als er sonst in seinem Evangelium sehr viel Material aus dem Markusevangelium übernommen hat.

Lukas hat sich also in seiner Darstellung des Todes Jesu von seiner Quelle, dem Markusevangelium, weitgehend entfernt. Er hat nicht nur eine Reihe von Worten, die Jesus am Kreuze gesprochen haben soll, allein überliefert, sondern er hat auch eine Reihe von Worten, die die anderen Evangelisten überliefern, nicht gekannt. Diese Sonderstellung des Lukas ist um so auffallender, als er sonst in seinem Evangelium sehr viel Material aus dem Markusevangelium übernommen hat. Wenn wir nun die Worte, die Lukas allein kennt, mit den Worten, die die anderen Evangelisten überliefern, vergleichen, so ergibt sich, daß Lukas in seiner Darstellung des Todes Jesu eine Sonderstellung einnimmt. Er hat nicht nur eine Reihe von Worten, die Jesus am Kreuze gesprochen haben soll, allein überliefert, sondern er hat auch eine Reihe von Worten, die die anderen Evangelisten überliefern, nicht gekannt. Diese Sonderstellung des Lukas ist um so auffallender, als er sonst in seinem Evangelium sehr viel Material aus dem Markusevangelium übernommen hat.

Lukas hat sich also in seiner Darstellung des Todes Jesu von seiner Quelle, dem Markusevangelium, weitgehend entfernt. Er hat nicht nur eine Reihe von Worten, die Jesus am Kreuze gesprochen haben soll, allein überliefert, sondern er hat auch eine Reihe von Worten, die die anderen Evangelisten überliefern, nicht gekannt. Diese Sonderstellung des Lukas ist um so auffallender, als er sonst in seinem Evangelium sehr viel Material aus dem Markusevangelium übernommen hat. Wenn wir nun die Worte, die Lukas allein kennt, mit den Worten, die die anderen Evangelisten überliefern, vergleichen, so ergibt sich, daß Lukas in seiner Darstellung des Todes Jesu eine Sonderstellung einnimmt. Er hat nicht nur eine Reihe von Worten, die Jesus am Kreuze gesprochen haben soll, allein überliefert, sondern er hat auch eine Reihe von Worten, die die anderen Evangelisten überliefern, nicht gekannt. Diese Sonderstellung des Lukas ist um so auffallender, als er sonst in seinem Evangelium sehr viel Material aus dem Markusevangelium übernommen hat.

Lukas hat sich also in seiner Darstellung des Todes Jesu von seiner Quelle, dem Markusevangelium, weitgehend entfernt. Er hat nicht nur eine Reihe von Worten, die Jesus am Kreuze gesprochen haben soll, allein überliefert, sondern er hat auch eine Reihe von Worten, die die anderen Evangelisten überliefern, nicht gekannt. Diese Sonderstellung des Lukas ist um so auffallender, als er sonst in seinem Evangelium sehr viel Material aus dem Markusevangelium übernommen hat. Wenn wir nun die Worte, die Lukas allein kennt, mit den Worten, die die anderen Evangelisten überliefern, vergleichen, so ergibt sich, daß Lukas in seiner Darstellung des Todes Jesu eine Sonderstellung einnimmt. Er hat nicht nur eine Reihe von Worten, die Jesus am Kreuze gesprochen haben soll, allein überliefert, sondern er hat auch eine Reihe von Worten, die die anderen Evangelisten überliefern, nicht gekannt. Diese Sonderstellung des Lukas ist um so auffallender, als er sonst in seinem Evangelium sehr viel Material aus dem Markusevangelium übernommen hat.

endlich in Vergleichung mit einem Schwamme, nicht nur die faulende Feuchtigkeit einsaugen, welche in der Luft vorhanden ist, sondern auch dieselbe am längsten behalten um auch den festern Theil des Bauholzes, welcher unter andern Umständen schwerlich von dieser Feuchtigkeit beschädigt werden könnte, zu zerstöhren.

Um dieser Gefahr auszuweichen, ist folglich nöthig, daß man, bei vorzunehmender Fällung des Bauholzes, so genau wie möglich die Jahrszeit kenne, wo diese Röhren am wenigsten durch den Saft ausgedehnt seyn können. Weil aber diese Eigenschaft der Röhren vorzüglich auf dem größern oder geringern Grad von Zuwachs und Reife beruht, welchen die Saftringe, die davon zubereitet werden, zu ungleichen Zeiten im Jahre besitzen, so ist es unstreitig, daß man von der mehr oder mindern Dichtigkeit und Festigkeit dieser Saftringe die sicherste Kenntniß von der Beschaffenheit der unter und in denselben befindlichen Saftröhren erhalten kann.

Im Anfange des Frühlings findet man noch nicht die geringste Spur zu Saftringen; man trift zwischen der Borke und dem Holze (lignum) blos, nach der Natur eines jeden Holzes, in mehr oder minderer Maaße, eine dünne und oft, wenn die Borke beschädigt wird, in Menge herausrinnende Feuchtigkeit an. Diese wird einige Zeit nachher zu einem geleeartigen Wesen bereitet, welches wir unter dem Namen Splint (Safva) kennen, welcher nachher während des Sommers mehr und mehr zunimmt, und sich endlich in ordentliche Holzfibern entwickelt, die gegen den Herbst bei den Laubhölzern, wenn sie ihr Laub fallen lassen, und bei den Nadelhölzern etwas später, beinahe eben die Festigkeit erhält, als der übrige Theil des Holzes, doch mit Beibehaltung seiner Saftröhren, welche während dem beträchtlich sowohl ihre Weite als Ausspannung verlieren, und also keine besondere Rißen mehr entstehen können. Aus dieser allgemein bekannten Haushaltung der Natur bei den Hölzern folgt also sonnenklar, daß sie im Herbst, nachdem die Saftringe vollzeitig und ausgewachsen sind, den möglichst geringsten Vorrath von Säften haben, und daß vermöge dessen die zweite Vorschrift beim Fällen des Zimmerholzes die ist: daß kein Bauholz vor dieser Zeit oder spät im Herbst gefällt werden muß.

In der kalten Luft dieser Jahrszeit geschieht auch das Trocknen des Holzes sehr langsam, woher es kömmt, daß kaum mehr als das Wässerigte von den zurückstehenden Säften ausdunstet, wenn die harzigen Theile zugleich mit den andern von eben der Festigkeit, zu größerer Stärke des

Bau-

Bauholzes zurückbleiben, gerade dem, was man im Sommer bemerkt, entgegengesetzt, wo bei einer starken Wärme und dadurch verursachter Gährung der Feuchtigkeiten alles, was von ihnen aufgelößt werden kann, in der Luft verfliegt, worauf die Insekten schockweise zusammengelockt werden, die die Verwesung unterstützen, welche die Gährung der Feuchtigkeiten allbereits großen Theils im Bauholze angefangen hat.

§. 3.

Ungeachtet das Bauholz nunmehr nach diesen angegebenen Vorschriften sowohl vollzeitig, als auch zur rechten Zeit im Herbste gefällt wird, so geschieht es gleichwohl, daß dasselbe nichts desto weniger nachher, wenn es zu Gebäuden angewandt werden soll, besonders nach Verlauf einiger Zeit, auf seiner Oberfläche von der Fäulniß angegriffen und unter der Borke beträchtlich von Würmern beschädiget ist.

Die Ursache kann man blos in der Borke finden, wenn sie auf dem Holze gelassen worden. Diese Borke hindert nicht nur auf eine merkliche Weise die Ausdünstung des Holzes, sondern auch vermittelst ihres schwammigten Gewebes, saugt sie weit mehr Feuchtigkeit von der Luft ein, als das in seinem Gewebe festere und dichtere Holz (lignum) möglich machen könnte, welches alles von Duhamel mit den genauesten Versuchen ausser allen Zweifel gesetzt worden.

Um dieses auszumachen nahm er zwei Stücken von einem frisch abgehauenen Eichenholze, wovon das eine seiner Borke beraubt war, das andere aber sie behielt; hernach wog er beide nach gleichem Gewicht ab und ließ sie auf einer und derselben Stelle austrocknen. Einige Zeit nachher erfuhr er, daß das Stück, welches mit seiner Borke getrocknet war, blos 12 Unzen ausgedünstet, während derselben Zeit, worin das abgeborkte ganzer 32 von seinem Gewicht verlohren hatte. Nachdem das abgeschälte Stück schon so trocken war, daß die Ausdünstung nicht mehr durchs Gewicht ausgemacht werden konnte, so fuhr doch das andere noch deutlich mit derselben fort, bis endlich auch die Würmer sich in dieser so lange unterhaltenen und wegen ihres bessern Gedeihens bereits in Gährung übergegangenen Feuchtigkeit einstellten. Aus diesem Grunde entsteht also beim Fällen des Zimmerholzes eine dritte Vorschrift: Daß die Borke, sobald das Holz gefällt worden, gleich abgenommen werden muß.

Geschieht dieses Abborken während das Holz noch auf dem Stamme steht, und nicht höher als bis zur Krone, damit das Holz einige Zeit darauf noch lebendig bleiben möge, so hat man die vollkommenste Anleitung zu

ver-

vermuthen, daß die Dichtigkeit und Festigkeit des Bauholzes dadurch sehr viel befördert wird. Die abgeschälte Borke befördert hier auf gleiche Weise wie im vorigen Falle, die stärkere Ausdünstung des Holzes; aber die übrig gelassene Krone mit ihrem Laube oder Nadeln besitzt daneben das Vermögen den Nahrungssaft von den Wurzeln aufzuziehen. Dieser hinaufgezogene Nahrungssaft kann nicht mehr zur Bereitung der Saftringe angewandt werden, indem die Rinde, welche bei deren Wachsthum nöthig ist, weggeschaft worden; er muß also in diesem Falle blos zur Beförderung der Festigkeit und Stärke der noch minder festen und in ihrem Gewebe lösern Fibern dienen, während dem die wässerigten und am meisten flüssigen Theile mehr und mehr von demselben abgeschieden werden. Mehrere im Kleinen zur Erläuterung hierin angestellte Versuche, zeigen wenigstens, daß das Bauholz durch ein solches Abborken augenscheinlich an seiner Dauer und Festigkeit veredelt werden kann b).

Es kann zwar, die durch dieses Abborken auf gewisse Weise vermehrte Arbeit, wodurch viel längere Zeit vergeht, ehe man den vorgesetzten Bau anfangen kann, manchen von der Annahme dieses Vorschlags bei der Veredelung seines Zimmerholzes abschrecken; aber können diese Unbequemlichkeiten wohl einige Aufmerksamkeit verdienen, wenn man überzeugt ist, daß man sich hiedurch ein Baumaterial von der besten Güte bereitet, die nur zu erreichen möglich ist?

Ich hoffe daß die Zeit und andere günstige Umstände nach und nach uns dasjenige entwickeln werden, was nicht nur in diesem, sondern auch in vielen andern Theilen des Waldhaushalts zur Verbesserung führen kann.

Göttingen. J. G. L. Blumhof.

b) S. Fleischers om Danska ocsi Norska skogväsendet, S. 362., wo diese Versuche ausführlich beschrieben werden.

Hannöverisches Magazin.

16tes Stück.

Montag, den 25ten Februar 1799.

Ueber die Mamlucken *).

Als die konstantinopolitanischen Griechen theils durch die Combination der Umstände, theils durch eine despotische und bigotte Regierung, den Ruin ihres ehemals blühenden und mächtigen Reichs allmählich herbeigeführet und die schönsten Provinzen einen Raub eines vorher wenig bekannten Volkes werden sahen; als die Araber, deren Macht und Kräfte durch den Fanatismus des Mahomed, und noch mehr durch die wahnsinnige Erwartung von zukünftigen, in diesem Leben noch ganz unbekannten, sinnlichen Freuden, auf das Höchste gespannt waren, zwar binnen achtzig Jahren den nördlichen Theil von Afrika und Südasien bis an den Indus, erobert hatten, keineswegs aber das ungeheure Reich zu regieren verstanden, und also das furchtbare Gebäude ihrer Macht bald wieder zusammenstürzte; als das weitläuftige Kalifat vom Despotismus in Anarchie überging und seine Gränzen von allen Sei-

*) Seitdem das Geschrei über Türkenmord und Pabsteswuth, zur Ehre unserer Zeiten, sich verlor, sprach man weder von Arabern noch Mamlucken, oder verband doch fast durchgehends mit dem letztern Worte einen falschen Sinn. Die so sehr gewagte Unternehmung der Franzosen, sich zu Lande mit einer ziemlich starken Armee einen Weg bis ins englische Ostindien zu bahnen, um hier, dem entworfnen Plane gemäß, den Engländern den Todesstreich zu versetzen, brachte uns wider Vermuthen Araber und Mamlucken von neuem wieder ins Andenken. So lächerlich uns Anfangs Nachrichten der Art waren, als wenn der Weltüberwinder Buonaparte und seine sieggewohnten Legionen sich sollten von solchen unbedeutenden Leuten haben aufhalten oder gar schlagen lassen, so ernsthaft scheinen es doch diese Menschen mit ihren unberufenen Gästen zu meinen. Viele Leser wird es also interessiren, hier einige Nachrichten über die Mamlucken, welche der vor kurzem zu Scheessel verstorbene Herr Amtsvogt Palm nach Volney's und Savari's Schilderungen, zusammengetragen hat, zu lesen.

Seiten beschränkt wurden; als die Statthalter der verschiedenen Provinzen sich zu souverainen Herren aufwarfen und unabhängige Staaten gründeten: so folgte auch Aegypten diesem Beispiele; aber erst im Jahre 969. geschah es, daß eine regelmässige Macht dort festen Fuß faßte, und daß die Fürsten dieses Landes unter dem Namen der Fatimitischen Kalifen jenen von Bagdad alles, selbst den Titel ihrer Würde, streitig machten. Aber auch die Beherrscher von Aegypten verstanden großentheils nicht die Kunst, dies mächtige Reich fest zu gründen und zu behaupten. Adhad-el-din war es, der den Fall seines Reichs erlebte. Unter seiner Regierung fielen die Kreuzfahrer ins Land, und er mußte sich zum Tribute verstehen. Das bestimmte ihn, einen seiner Feldherren abzusetzen. Dieser drohete, ihm eine Macht zu rauben, deren er durchaus unwürdig war. Da der Kalif in sich selbst keine Kraft fühlte, zu widerstehen, da er sich noch weniger auf sein Volk verlassen konnte, welches er von sich abwendig gemacht hatte, so mußte er Ausländer zu Hülfe rufen. Die Vernunft und Erfahrung aller Zeiten sagte ihm vergeblich daß die Ausländer, denen er seine Person anvertrauen wollte, dadurch unumschränkte Herren derselben werden würden; sein erstes unweises Betragen nöthigte ihn zu einem zweiten: er rief einen Völkerstamm jener Türkmanen zu Hülfe, die bei dem Kalifen in Bagdad im Solde gestanden hatten, und flehete bei dem Nureldin, dem Beherrscher von Alep, um Beistand, der jetzt schon Aegypten in seinen Händen sah, und ohne Verzug eine Armee dahin sandte. Wirklich befreiete auch diese den Adhad von dem Tribute der Franken, und sicherte ihn vor den Drohungen seines Feldherrn. Aber der Kalif hatte nur seine Feinde vertauscht: man ließ ihm blos den Schatten seiner Macht: Salah-el-din, der im Jahre 1171. die Befehlshaberstelle der Truppen übernahm, hob sie gänzlich auf, und ließ den letzten der Fatimiten erdrosseln.

So wurden die ägyptischen Araber unter das Joch der Ausländer gebeugt und Salah-el-din fing eine neue Dynastie an. Indem dieses alles im Reiche der alten Pharaonen vorging und die Kreuzfahrer Syrien verlassen mußten, bereiteten ausserordentliche Begebenheiten die Völker zu andern Revolutionen in dem obern Asien vor. Dschingis-kan, der sich zum Befehlshaber aller tatarischen Horden hinaufgeschwungen hatte, wartete nur auf einen günstigen Augenblick, um seine Nachbarn anfallen zu können. Einige Kaufleute, die unter seinem Schutze standen, waren beleidigt und angegriffen worden, und das bestimmte seinen Zug gegen den Sultan von Balk und den östlichen Theil von Persien. Damals — es war das

Jahr

Jahr 1218. — wurden diese Länder der Schauplatz der blutigsten kriegerischen Auftritte, deren die Geschichte der Eroberer je gedenkt. Feuer und Schwerdt war in den Händen der Mogolen; sie sengten, brennten, raubten und mordeten ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, und verwandelten die ganze Landschaft von Sihoun bis an den Tiger in Wüsteneien und Aschenhaufen. Sie zogen längst dem kaspischen Meere gegen Norden vorbei, und dehnten ihre Verwüstungen bis nach Rußland und Kuban aus. Die Folgen dieser Unternehmung, die ins Jahr 1227. fällt, brachten die Mamlucken nach Aegypten. Die Tataren waren endlich des Mordens müde, und führten eine Menge Sklaven von beiderlei Geschlecht mit sich fort: alle ihre Läger und Züge in Asien waren damit angefüllt.

Die Nachfolger des Salah-eldin, die als Türkmanen noch immer mit den Völkern am kaspischen Meere in Verbindung standen, sahen dieses als eine gute Gelegenheit an, sich mit wenigen Kosten eine gute Miliz zu schaffen, deren Schönheit und Tapferkeit sie kannten. Um das Jahr 1236. ließ einer von ihnen an die 12000 junge Leute aufkaufen, die aus Tscherkassiern, Mingreliern und Abagazen bestanden. Er ließ sie in kriegerischen Uebungen unterrichten und erziehen, und hatte in kurzer Zeit eine Anzahl der schönsten und besten Soldaten in ganz Asien; aber auch, wie er bald erfuhr, eben so viele entschlossene Anführer. Bald schrieb ihm diese Miliz, die der prätorianischen Leibwache glich, Gesetze vor. Unter seinem Nachfolger, den sie gar absetzte, wurde sie noch kühner. Endlich, im Jahre 1250., kurz nach dem unglücklichen Zuge des heiligen Ludwigs, ermordeten diese Soldaten den letzten türkmanischen Fürsten und setzten einen ihrer Anführer unter dem Titel eines Sultans an seine Stelle, und behielten den Namen Mamlucken, der einen Sklaven in Kriegsdiensten bedeutet, bei.

Dies ist jene Sklavenmiliz, die endlich unumschränkte Herren wurden und die seit mehreren Jahrhunderten über das Schicksal von Aegypten entschied. Anfangs entsprachen die Wirkungen den Ursachen und angeordneten Mitteln. Das Interesse des Augenblicks war ihr gesellschaftlicher Vertrag, und gegen die Nation beobachteten sie kein anderes Völkerrecht, als das der Eroberer. Die Ausgelassenheit einer unbändigen und ungesitteten Miliz war die einzige Richtschnur ihres Betragens und ihrer Regierung. Das erste Oberhaupt das sie erwählten, beschäftigte diesen ihren unruhigen Geist durch die Eroberung von Syrien, und behauptete dadurch sein Recht sieben-

zehn Jahre; nach ihm aber erreichte keiner dieses Ziel. Der Stahl, der Strick, das Gift, der öffentliche oder Meuchelmord, waren das Schicksal einer Reihe von Tyrannen, deren man in einem Zeitraume von zwei hundert und funfzig Jahren, nicht weniger als sieben und vierzig zählt. Im Jahre 1527. machte endlich Selim, Sultan der Osmanen, dieser Herrschaft ein Ende, nahm ihr letztes Oberhaupt, den Toumanenbek, gefangen und ließ ihn aufhängen.

Nach den Grundsätzen der damaligen Politik hätte Selim eigentlich die ganze Mamluckische Völkerschaft ausrotten sollen; aber ein heller Blick auf die Lage der Dinge, machte, daß er diesmal von diesen Grundsätzen abwich. Er fühlte sehr richtig, daß, wenn er einen Pascha nach Aegypten setzte, und ihm die nemliche Gewalt, wie in den andern Provinzen, zugestände, die Entfernung von der Hauptstadt für ihn eine große Versuchung zum Aufruhr seyn könnte. Um diese Inconvenienz zu vermeiden, dachte er auf eine gewisse combinirte Regierungsform, so, daß die Kräfte zwischen mehreren Theilnehmern an der Regierung getheilt würden und sie dadurch in einem Gleichgewichte ständen, wodurch sie alle von ihm abhängig erhalten würden; die bei dem ersten Blutbade übrig gebliebenen Mamlucken schienen ihm zu diesem Plane sehr geschickt zu seyn. Er errichtete einen Divan, oder eine Regierung, die aus dem Pascha und den Oberhäuptern der sieben Militaircorps bestehen sollte. Das Geschäft des Pascha war, diesem Divan die Befehle der Pforte bekannt zu machen; den Tribut zu überliefern; über die Sicherheit des Landes gegen die auswärtigen Feinde zu wachen, und sich der Vergrößerungssucht der verschiedenen Partheien zu widersetzen. Die Glieder des Divans hingegen hatten das Recht, die Befehle des Pascha zu verwerfen, wenn sie Gründe dagegen anführen konnten; ihn selbst abzusetzen und alle bürgerlichen und politischen Verordnungen zu genehmigen. Es wurde ferner festgesetzt, daß man aus den Mamlucken die vier und zwanzig Statthalter oder Bey's erwählen sollte, und ihnen aufzutragen, die Araber im Zaume zu halten; den Tribut beizutreiben und die ganze innerliche Polizei zu verwalten; ihr Ansehen war aber blos leidend, sie sollten weiter nichts, als Werkzeuge zu den Befehlen des Divans seyn. Einer von ihnen, der zu Kairo wohnen sollte, erhielt den Titel Schaik-El-beled, das man Befehlshaber der Stadt übersetzen muß; doch war er es nur im bürgerlichen Sinne, ohne die geringste militairische Gewalt.

Der Sultan setzte auch einen gewissen Tribut fest, wovon ein Theil

bestimmt wurde, 20000 Mann Fußvolk und 12000 Reuter zu besolden, die stets im Lande liegen sollten; einen andern, Medina und Mekka mit Korn zu versehen, an welchem diese Oerter oft Mangel litten, und einen dritten, den Kazne oder die Schatzkammer von Konstantinopel zu bereichern und den Luxus des Serail mit zu unterhalten. Uebrigens wurde das Volk, das dieses alles hergeben mußte, gar nicht gefragt; es mußte sich stets leidend verhalten und seufzte immer nach wie vor, unter dem harten Drucke eines militairischen Despotismus.

Diese Regierungsverwaltung entsprach ganz den Entwürfen Selims, denn sie dauerte länger als zweihundert Jahre; aber seit ungefähr funfzig Jahren scheint die Pforte nicht aufmerksam genüg gewesen zu seyn. Es sind nach und nach Neuerungen eingeführet worden, wodurch sich die Zahl der Mamlucken sehr vermehret hat, ihr Reichthum und Ansehn sehr gestiegen ist und sie sich über die Osmanen ein Uebergewicht verschaft haben, welches für das Interesse der Pforte sehr nachtheilig werden könnte. Um diese Veränderung sich zu erklären, muß man die Mittel kennen, durch welche die Mamlucken ihr Uebergewicht in Aegypten einigermaaßen wieder hergestellt haben. — Man sollte denken, daß, da die Mamlukken sich seit mehreren Jahrhunderten in diesem Lande aufgehalten haben, ihre Zahl sich durch den gewöhnlichen Weg der Fortpflanzung werde vermehrt haben; war aber ihre erste Niederlassung in Aegypten ein sonderbares Faktum, so ist ihr fortgesetzter Aufenthalt eine nicht minder seltsame Erscheinung. Seit sechstehalbhundert Jahren, so lange es Mamlucken in Aegypten giebt, haben wenige unter ihnen Nachkommen gehabt, die einige Generationen hindurch fortgedauert hätten; fast alle ihre Kinder sterben in den Kinderjahren oder im Jünglingsalter. Die Osmanen sind beinahe in dem nemlichen Falle; und man bemerkt, daß sie ihre Nachkommenschaft fast auf keine andere Art vor einem frühen Dahinsterben sichern können, als wenn sie einheimische Weiber heirathen, wozu sich aber die Mamlukken, im Ganzen genommen, nie haben verstehen wollen a). Ich wünschte, daß

a) Der Verfasser schaltet hier eine Bemerkung ein, die gewiß manchem Leser auffallen wird, da sie mit unsern gewöhnlichen Vorstellungen von der Schönheit des türkischen Frauenzimmer völlig im Widerspruche steht. Er sagt:

„Die Weiber der Mamlucken sind Sklavinnen, die in Georgien und Mingrelien und da herum aufgekauft worden sind. Man spricht stets von ihrer Schönheit und muß hierin dem Gerüchte glauben."

„Nur

daß man erklären mögte, woher es komme, daß gesunde und kraftvolle Männer, wenn sie sich mit eben so gesunden Frauen verheirathen, nie an den Ufern des Nils ihr Geschlecht fortpflanzen können, das doch am Fuße des Kaukasus wohl gedeihet, und damit jenes Faktum verbände, daß die europäischen Pflanzen auf gleiche Weise hier ausarten. Diese Phänomene scheinen freilich unglaublich; sie bleiben aber doch gegründet und sind nichts weniger als neu. Man stößt bei den Alten auf Beobachtungen, die diesen ganz ähnlich sind. Schon Hippokrates b) fand in Aegypten dieselbe Unverträglichkeit des Bodens mit auswärtigen Pflanzen und Einwohnern. Sollte nicht darin, daß Länder der Art allem demjenigen, was ihnen eigenthümlich angehöret, ein besonderes Gepräge aufdrücken, der Grund liegen, warum sie alles das, was ihnen fremd ist, verschmähen? Auf diese Weise scheint für Pflanzen und Thiere, um sich einheimisch zu machen, kein anderes Mittel übrig zu seyn, als mit dem Klima in eine gewisse Verwandschaft zu treten, und sich mit einheimischen Arten zu vermischen. Hiezu aber haben sich, wie ich schon gesagt habe, die Mamlucken nie recht verstehen wollen. Auf die nemliche Art, wie sie zuerst ins Land kamen, haben sie auch ihre Fortdauer und Vermehrung

„Nur hat das Zeugniß eines Europäers, der nirgends als in der Türkei „war, in keinem Stücke geringern Werth, als hier. Die Weiber sind in „diesen Ländern ungleich weniger sichtbar, als in jedem andern; und dieser „Verborgenheit, darin sie leben, haben sie es ohne Zweifel zu danken, daß „man sich von ihrer Schönheit gemeiniglich solche hohe Vorstellungen macht. „Ich habe mich hierüber, ausser andern, auch besonders durch die Frau „eines unsrer Kaufleute zu Kairo unterrichtet, die wegen ihres Handels mit „goldnen und silbernen Spitzen und Stoffen von Lyon, in allen Harems „freien Zutritt hatte. Diese Dame, die aus mehr als einer Rücksicht alles „dieses richtig zu beurtheilen im Stande war, versicherte mich, daß sie „unter einer Auswahl von mehr als tausend Frauen, die sie gesehen, keine „eben gefunden hätte, die wirklich schön gewesen wären. Vielmehr sind „die Türken in diesem Punkte leichter zu befriedigen. Wenn nur ein „Mädchen recht weiß ist, so ist sie schon schön; ist sie noch dazu fleischig, „so ist sie gar bewundernswürdig. Wenn sie den Superlativ der Schönheit „ausdrücken wollen, so sagen sie: Ihr Gesicht ist wie der Vollmond, „und ihre Hüften wie gepolstert. Man kann in der That von ihnen „sagen, sie berechnen die Schönheit nach Centnern. Sonst haben sie noch „ein für die Naturkündiger merkwürdiges Sprichwort: Wähle für deine „Augen eine Weiße, zur Lust aber eine Aegypterin."

b) Hippocrates lib. de Aëre, locis & Aquis.

rung bewirkt: das heißt, neue Sklaven aus dem Lande ihrer Geburt, sind stets an ihre Stelle getreten. Seit den Magolen hat dieser Handel an den Ufern des Kuban und Phasis nie aufgehört. Hätten die Türken, als sie Herren von Aegypten wurden, diesen gefährlichen Handel ganz verboten, so würden sie nie in das Verhältniß mit Aegypten gekommen seyn, welches jetzt ihre Macht und ihr Ansehen so sehr geschwächt hat. Der Grund davon lag in vielen Mißbräuchen. Die Pforte bekümmerte sich nicht sehr um die Geschäfte und Angelegenheiten dieser Provinz; sie ließ, um die Pascha's im Zaume zu halten, den Divan seine Macht ausbreiten und die Oberhäupter der Janitscharen fast alle Gewalt an sich ziehen. Die Soldaten selbst waren durch ihre Heirathen Bürger und Einwohner des Landes, und von Konstantinopel fast unabhängig geworden. Ehedem hatten die sieben Militaircorps gemeinschaftliche Kassen, und wenn auch ein solches Corps reich war, so hatte doch kein Einzelner darüber freie Gewalt, und konnte also auch nichts durch diese Reichthümer bewürken. Die Oberhäupter, denen diese Einrichtung einen gewissen Zwang auflegte, brachten es durch ihr Ansehn dahin, daß sie abgeschafft wurde, und erhielten die Erlaubniß, Eigenthümer von Dörfern und Ländereien zu werden. Da aber diese Ländereien und Dörfer von den Mamluckischen Statthaltern abhingen, so mußte man ihrer schonen, damit sie nicht das Vergeltungsrecht ausübten.

Von diesem Augenblicke an erlangten die Mamluckischen Bey's ein Ansehen bei den Soldaten, das sie vorher nie gehabt hatten, und dieses Ansehen wurde dadurch noch mehr vergrössert, da sie sich auf mancherlei Art große Reichthümer zu verschaffen wußten. Diese Reichthümer wendeten sie an, um sich Freunde und Kreaturen zu verschaffen; sie vermehrten die Zahl ihrer Sklaven, ließen sie alsdann frei, um sie bei der Miliz oder bei der Regierung anzubringen. Diese schnell gehobenen Menschen behielten gegen ihre Beschützer eine Ehrerbietung, die in den Gebräuchen des Orients noch mehr gegründet ist, und verschafften ihnen ganze Partheien, die ihren Wünschen ganz ergeben waren. Auf diesem Wege bemächtigte sich Ibrahim einer der Kiaya's c) oder alten Obersten der Janitscharen, gegen das Jahr 1746. aller Macht und alles Ansehens; er hatte seine Freigelassenen so sehr vermehrt, daß unter den vier und zwanzig Beys, die

man

c) Die Militaircorps der Janitscharen wenn sie ein Jahr gedient hatten, eine Stelle im Divan bekamen. wurden von Kiaya's commandirt, die, ihre Stellen aufgaben und gemeiniglich

man annehmen muß, acht waren, die ehemals in seinem Hause gelebt hatten. Er erhielt dadurch ein desto sichereres Uebergewicht, weil der Pascha stets einige Stellen unbesetzt läßt, um ihre Einkünfte zu genießen. Von einer andern Seite hatte ihm seine Freigebigkeit die Gunst aller Officiere und Soldaten erworben. Seine Befehle galten daher meistentheils mehr, als die des Sultans. Als er 1757. starb, verbanden sich seine Anhänger wider ihre Collegen und den Pascha, bis es endlich, 1766., dem Ali-Bey, der damals und späterhin die Aufmerksamkeit von Europa beschäftigte, gelang, ein entscheidendes Uebergewicht über seine Rivalen zu gewinnen. Die Geschichte der Mamlucken ist mit der seinigen verwebt, und die eine wird durch die andere besser ins Licht gesetzt werden.

Der Schluß folgt künftig.

Etwas über den Runkelrübenbau.

Es hat mir bisher geglückt, den Runkelrübenbau im hiesigen Churfürstenthum Hannover dadurch einzuführen und allgemeiner zu machen, daß ich nicht allein gezeigt, daß sowohl das Kraut dieser Rüben, als auch die Rüben selbst, eine sehr vortheilhafte Futterung für das Vieh sind, sondern daß auch die Rüben zum Kaffee gebraucht werden können, und zu Erreichung dieses Zwecks habe ich den Runkelrübensaamen, welchen ich jährlich aufgenommen, schon 7 Jahre an die Landesunterthanen unentgeltlich vertheilet. Ich werde auch anjetzt fortfahren den Runkelrübensaamen in kleinen Portionen wegzugeben, wenn man sich postfrei an mich wendet. Denjenigen Liebhabern hingegen, welche große Portionen Saamen verlangen, als wozu mein Vorrath nicht hinreichend ist, kann ich nicht damit dienen, und muß ich solche an die Saamenhändler verweisen.

Nachdem der Hr. Professor Achard in Berlin die wichtige Entdeckung gemacht hat, daß aus den Runkelrüben, auch ein sehr guter Zucker gezogen werden kann, und davon in den Königl. preußischen Staaten schon Gebrauch gemacht wird, so ist diese Entdeckung eine neue Aufmunterung zur Vermehrung des Runkelrübenbaues, und halte ich mich verpflichtet, die Liebhaber des Runkelrübenbaues, auch auf diese neue Entdeckung aufmerksam zu machen, und solchen aufs neue zu empfehlen.

Herrenhausen. Franz Friedrich Wundram.

Hannöverisches Magazin.

17tes Stück.

Freitag, den 1ten März 1799.

Ueber die Mamlucken.

(Schluß.)

Als die Mamlucken die Regierung von Aegypten an sich rissen, nahmen sie auch solche Maaßregeln, die sie in ihrem Besitze zu sichern schienen. Sie gebrauchten die Vorsicht, die militairischen Corps der Janitscharen und Azabs herunter zu setzen. Ibrahim insbesondere entledigte sich aller Anführer, die ihm verdächtig schienen; er ließ Plätze leer, nahm den Obersten allen Einfluß und machte die türkischen Truppen so verächtlich, daß heut zu Tage die Janitscharen, Azabs und die fünf andern Corps im Grunde weiter nichts sind, als ein Haufen Handwerker, Tagelöhner und Landstreicher, die für ihre Bezahlung in den Thoren stehen, und, wie der übrige Pöbel zu Kairo, vor den Mamlucken zittern. Auf dem Corps der Mamlucken beruht also die ganze Kriegsmacht von Aegypten. Einige von ihnen sind auf dem Lande und in den Dörfern zerstreuet, um dort ihr Ansehen zu behaupten, den Tribut in Empfang zu nehmen und darauf zu sehen, daß er richtig abgegeben werde; die meisten aber halten sich zu Kairo auf. Wohl unterrichtete Personen schätzen ihre ganze Zahl auf 8 bis 10000 Mann. Ibrahim-Bey und Murad-Bey haben die meisten unter ihrem Commando a). Hiezu kommen noch eine große Menge Mamlucken, welche man die Unbeständigen nennen könnte: denn sie hängen sich bald an diese bald an jene Parthei, je nachdem ihr Interesse dadurch gewinnet, und sind stets bereit, zu dem überzugehen, der ihnen das Meiste geben will. Einige Seradjes muß man noch mit rechnen; dies sind eine Art berittener Bediente, die der Bey's Befehle ausrichten und die Stelle der Gerichtsdiener vertreten.

Alle diese genannten verschiedenen Klassen der Mamlucken bestehen aus

Reis

a) Buonaparte gedenkt ihrer in seinem Berichte an das Directorium.

Reutern. An Infanterie ist hier nicht zu denken; sie ist in den asiatischen Provinzen der Pforte, auch in Aegypten, wo nicht unbekannt, doch durchaus nicht geschätzt. In diesen Ländern herrschen noch die Vorurtheile der alten Perser und Tatarn; der Reuter war nur allein Soldat, und da bei den Barbaren niemand als der Krieger im Ansehn steht, so hat diese Reuterei sich nie so weit herablassen wollen, zu Fuße zu gehen, weil sie das erniedrigen und mit dem gemeinen Volke in eine Klasse setzen würde. Aus diesem Grunde haben die Mamlucken den ägyptischen Einwohnern nichts als die Esel und Maulthiere zu ihrem Gebrauche gestattet, und sich ganz allein die Pferde vorbehalten; sie bedienen sich ihrer wo es nur irgend möglich ist: in der Stadt, auf dem Lande, bei ihren Besuchen; von einer Thür zur andern, sieht man sie nie anders, als zu Pferde. Ihre Kleidung hat sich mit jenen Vorurtheilen vereinigt und macht ihnen das Reiten nothwendig. Sie ist in Absicht ihrer Form von der bei allen wohlhabenden Männern in der Türkei gewöhnlichen, nicht unterschieden, und verdient beschrieben zu werden.

Das erste, was dazu gehört, ist ein weites Hemd von Leinwand oder dünnem gelblichem Kattun; darüber wird eine Art von Schlafrock von indianischem Linnen oder leichtem Zeuge von Damask oder Alep, gezogen. Dieser Rock heißt Antari und fällt vom Halse bis auf die Knöchel herunter und wird vorn über dem Leibe bis an die Hüften über einander geschlagen, wo ihn zwei Schnuren zusammenhalten. Ein zweiter Rock von der nemlichen Form und Weite bedeckt den ersten, und seine weiten Aermel gehen bis vorn an die Fingerspitzen. Diesen nennt man Kaftan. Gewöhnlich nimt man einen seidenen kostbaren Zeug dazu. Ein langer Gürtel schließt diese beiden Kleider an den Leib an und theilt den Körper in zwei große Bündel ab. Ueber diese beiden Kleidungsstücke kömmt nun noch ein drittes, das Djoube; es ist von Tuche ohne Futter, und hat mit dem vorigen einerlei Form, ausgenommen, daß seine Aermeln nur bis an den Ellenbogen reichen. Im Winter, und selbst oft im Sommer, ist dieser Djoube mit Rauhwerk ausgeschlagen, und vertrit alsdenn die Stelle eines Pelzes. Endlich werden diese drei Enveloppen noch von der vierten bedeckt, die man die Benische nennt. Dies ist der Mantel oder das Kleid, das bei feierlichen Gelegenheiten angezogen wird. Seine Bestimmung ist, den Körper ganz und gar, selbst die Fingerspizzen, zu bedecken, die man ohne den Wohlstand zu beleidigen, nie in Gegenwart angesehener Personen sehen lassen darf.

Un-

Unter dieser Binische hat der Körper die Gestalt eines langen Sacks, aus welchem aus einem nackten Halse, ein Kopf ohne Haare, mit einem Turban bedeckt, hervorragt. Der Turban, welchen die Mamlucken tragen, wird Kaouk genannt, und ist ein gelber Cylinder, den von aussen eine künstl. gelegte Rolle von Mousselin schmückt. Ihre Füße bedeckt eine Art gelblederner Socken, die bis an die Ferse gehen, und Pantoffeln ohne Quartiere, die man alle Augenblick von den Füßen verliert. Das sonderbarste Kleidungsstück aber von allen ist eine Art langer Hosen, deren Umfang so groß ist, daß sie herauf bis aus Kinn reichen, und jedes Beinling den ganzen Körper füglich beherbergen könnte. Um das Gemälde zu vollenden, muß man wissen, daß die Mamlucken diese Hosen von einem gewissen venetianischen Zeuge machen, den man Saille nennt, und der, ob er gleich eben so wollreich und weich als der Biber ist, doch an Stärke und Dichtheit ein grobes Tuch weit übertrifft; und daß sie, um im Gehen nicht gehindert zu werden, alle herunterhängenden Theile dieser eben erwähnten Kleider in diese Hosen hinein stecken, und mit einem Gürtel, den sie herauf und hinunter schieben können, befestigen. Man findet leicht, daß die Mamlucken, auf die Art eingewickelt, nicht sehr gut zu Fuße seyn können; was aber noch weit schwerer zu begreifen seyn wird, wenn man nicht den Menschen in verschiedenen Ländern gesehen und beobachtet hat, ist dieses, daß sie ihre Kleidung für sehr bequem halten. Vergebens stellt man ihnen vor, daß sie den Fußgänger am Gehen hindert und dem Reuter zur Last fällt, und daß dieser, sobald er nicht mehr auf dem Pferde sitzt, sich verloren geben muß. Sie antworten immer: Es ist nun einmal Sitte, und dieser Grund erschöpft alles.

Nun wollen wir sehen ob ihr Reitzeug vernünftiger eingerichtet ist. Seitdem man in Europa den guten Gedanken hatte, Mittel und Zweck in ein richtiges Verhältniß zusammen zu stellen, hat man gefühlt, daß ein Pferd, wenn es sich unter seinem Reuter mit Leichtigkeit fortbewegen soll, so wenig als möglich belastet seyn darf, und daß sein Zeug so leicht seyn müsse, als nur irgend mit der Dauerhaftigkeit bestehen kann. Eine solche Vervollkommnung, die bei uns das 18te Jahrhundert hervorbrachte, ist von den Mamlucken auch sehr weit entfernt. Nach Anleitung der Gewohnheit, die sie ganz beherrscht, legen sie den Pferden einen unförmlichen hölzernen Sattel auf, der überflüssig mit Eisen und Leder belastet ist. Der hintere Theil eines solchen Sattels ist 8 Zoll hoch und reicht dem Reuter bis an die Nieren, und vorn drohet ein 4 bis 5 Zoll hoher Sattelknopf ihm die Brust zu quetschen, wenn er sich bückt; auf dem Sattel selbst breiten sie, statt der Pol-

sterung, drei dicke wollene Decken; ein Sattelgurt hält endlich das Ganze zusammen, aber dieser Gurt wird nicht durch Schnallen befestigt, sondern durch einige Knoten von Riemen, die gar nicht dauerhaft, und doch sehr schwer aufzulösen sind. Die Steigbügel bestehen aus einer kupfernen Platte, die länger und breiter ist, als der Fuß, und einen Rand von einem Zoll hoch hat, der sich an den Henkeln, woran sie befestigt sind, endigt. Die Ecken dieser Platten sind scharf, und dienen ihnen statt der Sporen, um damit die Seiten des Pferdes zu verwunden. Gewöhnlich wiegen ein Paar solcher Steigbügel 9 bis 12 Pfund. Der Sattel und seine Decken wiegen nicht weniger, als 25, und so trägt das Pferd, noch ehe es bestiegen wird, eine Last von mehr als 36 Pfunden. Alles dieses wird jedem deswegen noch thörigter vorkommen, wenn man weiß, daß die ägyptischen Pferde sehr klein sind. Der Zaum ist in seiner Art eben so ungeschickt; er ist von der Gattung, die man bei uns à la generte (ein türkisches Gebiß) nennt, und die Stange hat kein Gelenk. Die Kinnkette ist weiter nichts, als ein eiserner Ring, der so dicht an das Kinn anschließt, daß er die Haut abreibt: wodurch die Kinnladen der meisten Pferde ruinirt, alle aber hartnäckig gemacht werden. Dieser Erfolg ist bei der Art, wie die Mamlukken ihre Pferde behandeln, unvermeidlich: denn anstatt, daß sie, wie wir, das Maul schonen sollten, richten sie es vielmehr durch ein gewaltsames Hin- und Herreißen zu Grunde; vorzüglich geschiehet dieses bei einem gewissen Manöore, das ihnen ganz allein eigen ist. Sie lassen nemlich das Pferd mit verhängtem Zügel laufen, und halten es dann plötzlich im stärksten Rennen auf; das Pferd, durch das scharfe Gebiß gezwungen, streckt die Vorderbeine starr aus, beugt die Hinterbeine etwas, und rutscht so steif, wie ein hölzernes Pferd, einen Fleck fort, bis es still steht. Man begreift, wie sehr ein solches Manöore die Beine und das Maul der Pferde verdirbt. Die Mamlucken finden aber darin eine gewisse Zierlichkeit, und glauben, daß es für ihre Art zu fechten vorzüglich passe. Ungeachtet der beiden Wagschalen, worin ihre Schenkel ruhen, und der unaufhörlichen Bewegungen ihres Körpers zu Pferde, kann man übrigens doch nicht leugnen, daß sie festsitzende und stattliche Reuter sind, und daß in ihrem Anblicke etwas Kriegerisches liegt, das selbst dem Auge eines Ausländers gefällt. Auch muß man ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie in der Wahl ihrer Waffen vernünftiger zu Werke gegangen sind.

Unter den Waffen der Mamlucken behauptet ein englischer Karabiner den ersten Platz; er ist ungefähr 30 Zoll lang und seine Mündung so weit, daß er auf einmal 10: 12 Kugeln schießt; selbst

selbst ohne all Geschicklichkeit ist seine Wirkung allemal tödlich. In ihrem Gürtel tragen sie zweitens ein Paar große Pistolen, die mit einer langen seidenen Schnur an ihrer Kleidung befestigt sind. Am Sattel hängen noch eine Menge Waffen, deren sie sich zum Todtschlagen bedienen; endlich hängt an ihrem linken Schenkel in einem Bandelier ein krummer Säbel, dessen Beschaffenheit in Europa wenig bekannt ist. Wenn man seine Klinge in gerader Linie mißt, so ist sie nicht länger, als 24 Zoll; mißt man aber die Krümmung, so kommen 30 heraus. Diese Form, die uns seltsam scheint, ist aber nicht ohne triftige Gründe erwählt worden. Die Erfahrung lehrt, daß der Hieb einer geraden Klinge nur den Fleck trift, wo sie auffällt, und nur in dem Augenblicke, da er geschiehet, verwundet, weil er blos durch den Schlag schneidet: eine Krümme hingegen schneidet fort, wenn sie auch zurückgezogen wird, dringt durch die Bewegung des Arms immer tiefer ein und wirkt weit länger fort. Den Barbaren, deren Geist sich vorzüglich mit solchen Mordkünsten beschäftigt, ist diese Bemerkung nicht entgangen; und daher schreibt sich dieser allgemeine und so alte Gebrauch dieser Säbel im Morgenlande. Die gemeinen Mamlucken erhalten die ihrigen aus Konstantinopel und Europa; die Bey's und andere vornehme Officiere aber geißen nach Klingen aus Persien und den ehemaligen Fabriken aus Damas b), die sie mit 50 und mehr Louisd'or bezahlen. Die Eigenschaften, die sie vorzüglich daran schätzen, sind Leichtigkeit, gleiche und hellklingende Härte, das Gewässerte oder sogenannte Damascirte des Eisens und vorzüglich die feine Schärfe der Schneide. Man muß gestehen, daß man dieses alles in größter Vollkommenheit daran findet; nur haben diese Klingen den Fehler, daß sie leicht springen.

Die Kunst, diese Waffen zu führen, ist fast der einzige, wenigstens der Hauptgegenstand, der Mamlukischen Erziehung, und beschäftigt sie ihr ganzes Leben hindurch. Mit Anbruche des Morgens reitet täglich der größte Theil von ihnen hinaus auf eine Ebne vor Kairo; hier üben sie sich, den Karabiner in vollem Sprengen aus dem Bandlier zu nehmen und ihn nach einem gewissen Ziele abzuschießen; ihn dann unter den Schenkel zu stechen, ein Pistol zu ergreifen, das sie auch abschießen und über die Schulter hinter sich zurückwerfen; alsdann das zweite, und machen es mit ihm eben so, wie mit dem ersten.

Nies

b) Ich sage ehemaligen, weil heut zu Tage kein Stahl mehr dort verarbeitet wird; es sind also alle sogenannten Damascener Klingen entweder alt, oder in Europa nachgemacht.

Niemals verlieren sie Zeit damit, daß sie sie wieder in den Gurt stecken, sondern verlassen sich auf die Schnur, womit sie an ihren Kleidern befestigt sind. Die Bey's geben Zuschauer dabei ab, und derjenige, welcher das irdne Gefäß, welches das Ziel ist, zerschießt, wird von ihnen mit Lobsprüchen und Gelde belohnt. Eben so üben sie sich auch mit dem Säbel und hauptsächlich ihre Hiebe damit von unten nach oben zu führen, welche immer sehr schwer zu pariren sind. Ihre Säbelscheiden sind so gut und ihre Hände so geschickt, daß viele einen Zeikopf von nasser Baumwolle, wie einen Semmel zerhauen. Sie schießen auch mit Bogen, obgleich sie ihn aus ihren Gefechten ganz verbannt haben. Ihre Lieblingsübung aber ist mit dem Djerid. Dieser Name, welcher eigentlich einem Rohrstengel bedeutet, wird jedem Stocke beigelegt, den man mit der Hand nach einem Ziele wirft, nach den Regeln, welche die Römer wahrscheinlich bei dem Pilum beobachteten. Anstatt der Stöcke gebrauchen die Mamlucken frische Palmzweige, von denen sie die Blätter abgestreift haben. Sie sind 4 Fuß lang und wiegen 5 bis 6 Pfund. Mit dieser Art von Wurfpfeilen bewafnet, beginnen die Reuter nun ihr Rennen; lassen ihre Pferde laufen, was sie können, und werfen sie in einer ziemlichen Entfernung auf einander. Sobald der Djerid geworfen ist, wendet der angreifende Theil sein Pferd um; und die Reihe zu werfen und die Uebung fortzusetzen, kömmt nun an den, welchen dieser Wurf treffen sollte und der ihm entgangen ist. Die Pferde sind durch lange Uebung so gut abgerichtet, und erleichtern ihren Reutern die Uebung so sehr, daß man sagen könnte, es machte ihnen beinah eben so viele Freude, wie ihren Herren. Aber dieses Vergnügen ist oft sehr gefährlich, denn es giebt Arme unter ihnen, die mit so vieler Kraft werfen, daß ein solcher Wurf oft verwundet und sogar tödtlich wird. — Wehe dem, der dem Djerid des Ali-Bey nicht entging.

Diese Spiele, die uns so rauh und wild scheinen, stehen mit dem politischen Zustande dieser Nation in der genauesten Verbindung. Es sind ja kaum 300 Jahre, da man fast dieselben noch bei uns antraf: ich meine die Turniere; und ihre Abschaffung hatte man keineswegs unserm philosophischen Geiste, sondern vielmehr der innern Ruhe und dem Frieden zu danken, welche sie überflüssig machten. Bei den Türken und Mamlucken hingegen haben sie sich erhalten, weil die Anarchie ihrer Gesellschaft nie unterbrochen wurde, und ihnen alles das, was mit dem Kriege in Beziehung steht, zum Bedürfniß gemacht hat. Laßt uns sehen, wie es in diesem Stücke mit ihnen steht.

Von unsern Fortschritten in der Kriegskunst wissen die Mamlucken nichts;

nichts; sie kennen weder Ordnung, noch Stellung, noch Disciplin. Ihr Zusammenstoßen und ihr Marsch gleicht einem Auflaufe; ihre Treffen sind lauter Duelle und ihre Kriege Straßenräubereien; gewöhnlich führen sie sie in der Stadt Kairo selbst. In einem Augenblicke, wo man's oft am wenigsten vermuthet, bricht eine Kabale aus; die Bey's steigen zu Pferde; ihre Feinde erscheinen; man greift einander mit dem Säbel in der Faust auf freier Straße an; wenn einige niedergemacht sind, ist meistens der Streit entschieden, und der Schwächste oder Furchtsamste wird exiliret. Das Volk muß sich hiebei leidend verhalten. Zuweilen zieht sich der Krieg hinaus ins Freie. Die stärkste oder kühnste Parthei verfolgt die andre. Wenn sie einander an Herzhaftigkeit gleich sind, so erwarten oder bestimmen sie sich einen Platz, wo sie zusammentreffen wollen, und hier gehen die Truppen in abgesonderten Haufen auf einander los. Die Kühnsten marschieren an der Spitze, reden einander an; fordern sich heraus; endlich geschieht der Angriff; ein jeder wählt sich seinen Mann; man schießt sein Gewehr ab, wenn man kann, und greift schnell zum Säbel: denn nur hier kann der Reuter seine Kunst und die Gewandheit seines Pferdes zeigen. Fällt dies, so ist der Reuter verloren. Oft ist die Bataille durch den Tod von 2 oder 3 Personen gänzlich entschieden. Die Leute des überwundenen Bey's kapitulirn gewöhnlich mit dem Ueberwinder, oder gehen nach Kairo zurück, bis ein neuer Glücksstern leuchtet.

Der unbeständige Charakter dieser Miliz ist eine nothwendige Folge ihrer innern Verfassung. Kaum hat der junge Bauer, der in Mingrelien oder Georgien verkauft wurde, einen Fuß in Aegypten gesetzt, als schon die ganze Masse seiner Ideen eine andere Gestalt gewinnt. Eine unermeßliche Laufbahn eröfnet sich seinem Blicke. Alles vereinigt sich, um seine Kühnheit und seinen Ehrgeiz rege zu machen; schon als Sklave fühlt er sich, dereinst Herr zu werden, bestimmt, und schon jetzt nimt er die Gesinnungen des Standes an, wozu er sich durch seine Hofnungen berechtigt fühlt. Er überrechnet, wie nothwendig sein Herr ihn gebrauchet; mißt seine Dienste mit dem Gehalte ab, den er erhält. Da aber diese Menschen alle keine andre Triebfeder kennen, als das Geld, so folgt daraus, daß die einzige Sorge der Herren dahin gehen muß, dem Geize ihrer Diener zu fröhnen, um ihre Anhänglichkeit zu erhalten.

Hierin liegt der Grund jener Verschwendung der Bey's, die für Aegypten, das sie rein ausplündern, so verderblich ist; jenes Mangels an Subordination von Seiten der Mamlucken, der ihren Aufsehern so gefährlich wird, weil sie ihren Gehorsam theuer erkaufen müssen; und jener

Un-

Intriguen, die ohne Aufhören Groß und Klein in Bewegung erhalten. Aus dieser Lage der Dinge ist noch jener ausschweifende Luxus entstanden, durch den die Bedürfnisse gränzenlos vervielfältigt und die Raubgier der Großen unendlich ausgebreitet worden ist. Dieser Luxus ist so groß, daß es keinen Mamlucken giebt, dessen Unterhaltung nicht jährlich 2500 livres kosten sollte, und die Bedürfnisse der Herren übersteigen alles, was man sich von denen, die keine Gränzen kennen, nur vorstellen kann. Wenn dies aber nun mit jenen Menschen der Fall ist, in deren Händen alle Gewalt und alles Ansehn steht; die kein Recht, kein Eigenthum kennen, und selbst ein Menschenleben für nichts achten: so kann man leicht beurtheilen, welche nachtheilige Folgen sowohl für die untern Klassen, welche diese Bedürfnisse befriedigen sollen, als auch für die Sitten selbst, daraus entstehen müssen. Die Sitten der Mamlucken sind in der That abscheulig, und sie selbst sind in den Augen der Türken nichts als Renegaten ohne Glauben und Religion. Sie sind einander fremd, und jene Naturgefühle, die alle Menschen vereinigen, nähern hier keinen dem andern. Die Vergangenheit that nichts für sie; sie sind Aeltern- und Kinderlos, und so thun sie auch nichts für die Zukunft. Durch Erziehung unwissend und abergläubig, werden sie endlich durch das viele Morden wild und grausam; die vielen Meutereien machen sie zum Aufruhre geneigt; die Kabalen untreu; und alle Arten von Ausschweifungen, vorzüglich jenes schändliche Laster der Knabenschänderei, verderben sie am Körper und Geiste.

So ist die Gattung von Menschen beschaffen, die bisher Aegyptens Schicksal in Händen hatten. Ohne einen Begriff von Polizei, öffentlicher Ruhe und Menschenglückseligkeit zu haben, sorgen sie nur, sich Geld zu verschaffen. Das Mittel, dessen sie sich bedienen, ist das einfachste in der Welt: sie nehmen es, wo sie es finden, entreißen es dem Besitzer mit Gewalt, oder legen alle Augenblicke den Dörfern oder der Mauth neue willkührliche Abgaben auf, und ihre höchste Glückseligkeit ist die Befriedigung ihrer niedrigen Leidenschaften.

Anfrage.

Kann man den Klee mit Kalch düngen, wie wird damit verfahren und wie viel wird auf einen Morgen erfordert? Die Beantwortung dieser Anfrage wünscht man baldmöglichst in diesen Blättern zu lesen.

Neues Hannöverisches Magazin.

18tes Stück.

Montag, den 4ten März 1799.

Etwas über das Schauspiel überhaupt, in besonderer Rücksicht auf das hiesige.

Die Veränderung, welche unserm Theater bevorsteht, giebt mir die Veranlassung, meinen Mitbürgern ein Wort im allgemeinen über diesen Gegenstand zu sagen, welches, wenn man es größtentheils für überflüssig halten sollte, mit dem Verlangen, ein Scherflein zu einer, für Kopf und Herz gleichwohlthätigen, Erholung, beitragen zu helfen, entschuldigt werden mag. Ich werde hier also kurz dasjenige zu entwickeln suchen, was man von einem guten Schauspieler erwarten darf, um einen Leitfaden zu geben, welcher zu dem Vermögen, nach richtigen Grundsätzen über diesen Gegenstand zu urtheilen, führen könnte. Es ist wahrlich nicht Vermessenheit, welche mich dazu treibet, demjenigen bekannte Dinge zu wiederholen, welcher diesem Zweige des Vergnügens einiges Studium gewidmet hat; sondern ich habe blos die Absicht, hier dasjenige zu concentriren, was vielleicht das Resultat größerer Bemühungen eines mühsameren Studiums abgeben könnte, als in der Mühe liegt, diesen Aufsatz zu lesen.

Die Declamation ist gleichsam die Musik, mit welcher der Schauspieler den Text des Dichters begleitet; die Mimik vollendet die Täuschung des Zuschauers; durch sie verwandelt sich die Person des Schauspielers in die des Stückes; man vergißt jene, um mit vollem Interesse an dieser zu hängen. Je vollkommener dieses der Schauspieler bewirken kann, desto vollendeter ist sein Spiel, desto mehr verdient er den Beifall des Publikums.

Ausdruck, Ton der Sprache und Bewegungen der Gesichtsmuskeln begleiten selbst die unbedeutendste Darstellung im gemeinen Leben, und sind, von Natur, treue Begleiter unserer Worte, wenn wir sie nicht

geflissentlich zurückscheuchen. Je weniger Cultur der Mensch hat, je mehr er sich dem Naturstande nahet, desto richtiger declamirt er, desto harmonischer ist sein Gebehrdenspiel. Wilden muß die Zeichensprache die Unvollkommenheiten ihrer articulirten ergänzen. Sie machen sich durch jene größtentheils verständlich, Alle Reisebeschreibungen stimmen darin überein, daß die Sprache wilder Völker malerischer ist, als die der cultivirten. Der Abbé Raynal erzählt bei Beschreibung der Sprache der Wilden in Canada: „que c'étaient des êtres „physiques qui retracaient avec des „couleurs sensibles et leurs discours „devenaient pittoresques. Au dé„faut de termes de convention pour „rendre certaines idées composées ou „compliquées, ils employaient des ex„pressions figurées. Le geste, l'atti„tude, ou l'action du corps. l'infle„xion de la voix suppleaient ou ache„vaient ce qui manquait à la parole." Kinder, welche noch nicht reden können, und noch unbekannt mit den unterschiedenen Tönen sind, aus denen die Sprache besteht, finden in der Mimik das einzige Hülfsmittel zu verstehen, und sich verständlich zu machen. Ja sogar die klügeren Thiere sehen es ihren Herrn oft an den Mienen an, was sie von ihnen verlangen. Declamation und Mimik sind also ein natürliches Verständigungsmittel der Menschen, und man darf behaupten ihre erste natürliche Sprache. Sicher waren die Töne mit denen man zuerst einige Dinge bezeichnete, ein blosses Auskunftsmittel, um den Gebehrden zu Hülfe zu kommen, bis man fand, daß die bis ins Unendliche gehende Modulation der Töne, einen reicheren Stoff sich zu verständigen enthalte, als die Ur- oder Zeichensprache. So lange eine Sprache nicht reich ist, muß die Declamation, oder das Gewicht, welches man auf den Ton legt, zum Ersatz dienen. Wird die Sprache aber reicher, so werden die Dinge durch feinere Veränderungen der Töne bezeichnet, und das natürliche Verständigungsmittel wird überflüßig gemacht; ja man bedient sich desselben geflissentlich oft nicht mehr, weil man die Absicht haben kann, sich unter mehreren gegenwärtigen Personen nur einer oder wenigen verständlich machen zu wollen, man muß sich also schon durch kein allgemein verständliches Mittel ausdrücken.

Diesen Zweck kann der Schauspieler nie haben, er will jedem Zuschauer gleich verständlich werden, seine Sprache muß anschaulich darstellen was er vorträgt, mithin muß er alle Hülfsmittel in Bewegung sezzen, welche dazu dienen können; er muß die Ursprache so fertig reden wie die conventionelle, seine Mienen, sein Ton, sein ganzes Wesen muß das ausdrücken was er sagt; man muß besonders in Hauptscenen ihn verste-

hen

hen können, wenn man gleich taub wäre. Ein großer Schauspieler tritt in großen Scenen vielleicht blos auf, ohne zu reden, und weiß in seiner Haltung, seiner Mine, mit der er den Redenden anhört alles zu legen, was die vollständigste Beschreibung des Charakters, den er uns darstellen wird, überflüssig machen könnte.

Es giebt Menschen, welche, wenn sie andere redend einführen, den Ton ihrer Stimme, ihren Gang, ihre Gebehrden nachahmen, ja sogar leblose Dinge zu personificiren wissen. Von diesen kann man behaupten, daß sie natürliches Talent zu Schauspielern haben. Da, wo dieses fehlt muß es durch ein eisernes Studium ersetzt werden, durch ein Studium des Menschen auf dem Schauspiele der Natur und der Convenienz. Ohne dieses ist es unmöglich sich einen Charakter gleichsam zuzueignen, und ihn gut und mit Wahrheit durchzuführen.

Man wird bei Liebhabertheatern, wo jedes Mitglied sich selbst seine Rolle wählt, bemerken, daß der Charakter, welchen es darzustellen übernimt, entweder mit seinem eigenthümlichen Charakter, oder doch mit dem, den es zu besitzen affectiret, übereinstimmet. Natürlich wird diese Darstellung leicht; unser natürliches Wesen zu behalten ist unendlich leichter, als sich in ein fremdes hinein zu denken; und in die Nüancen eines Charakters, den man zum Theil oder ganz zu besitzen wähnt, oder wünscht, hat man sich so oft und so viel hineingedacht, daß uns seine Darstellung für einen Augenblick nicht schwer fallen kann.

Ferner dienet zum Beweise, wie sehr das Studium der Handlungsweise jener Personen, welche man darstellet, erforderlich ist, daß unsere deutschen Schauspieler, denen der Umgang mit Personen aus höheren Ständen größtentheils versagt ist, diese gemeiniglich schlecht, oder höchstens mittelmässig darstellen; hingegen Personen geringerer Stände mit Wahrheit und nach der Natur copiren. Diese nemlich haben sie täglich vor Augen, können ihre Handlungsweise studiren und sich zueignen; jene kennen sie blos von ferne, und sehen in dieser Ferne nicht welche Nüancen einen Charakter zusammenhalten, der oft ganz das Gleis seiner Eigenthümlichkeit zu verlassen scheint. Dieß muß denn natürlich große Ungleichheiten im Spiel bewirken, und der Natur und Wahrheit Eintrag thun. Ein solcher Große ist wie ein Pantin der Luftsprünge macht, ohne zu wissen warum? und man sieht allenthalben den Faden der ihn zusammenflickte und bewegt. Kaiser und Könige sitzen auf ihren Thronen, wie Brutheunen auf den Nestern, und lassen keinen Augenblick den Reichsapfel oder Scepter aus den Händen, um

sich wie andere Menschen zu bewegen und zu handeln. Unglaublich frostig sind diese Großen; sie scheinen selbst im Nachtrocke einer altkastilianischen Etiquette unterworfen zu seyn.

Daraus erhellet was man wirklich von einem Schauspieler erwarten darf: daß er wenigstens, so zu sagen, von sich selbst ablasse, und durch seine eigenen Angelegenheiten, keine fremden Zusätze in die Vorstellung einmische. Wenn aber seine eigene Person gleichsam mit der, welche er darstellt, verwebt ist, wenn er in Declamation, Minenspiel, Gang und Anstand das ganze Gewicht des Charakters zu legen versteht, wenn er sich die Zeichen oder Ursprache der Person zu eigen macht, die er auf die Bühne bringt, dann vollendet er die Täuschung, den Genuß des Zuschauers, und sein Triumph ist entschieden.

Wer hier aber nicht die ganze Größe dieser Forderung fühlt, wem es nicht einleuchtet, wie viel Genie, Gegenwart des Geistes, Selbstverläugnung und tiefgeschöpfte Menschenkenntniß erfordert wird, um ihr Genüge zu leisten, der — nun der wird sich nicht leicht die Fertigkeit verschaffen, ein richtiges Urtheil über die Vorstellung zu fällen. Wer jenes aber im ganzen Sinne fühlt, dem wird es auch einleuchten, welche Schwierigkeiten ein guter Schauspieler zu bekämpfen hat, und welche größeren noch der Dichter überwinden muß, der sich in jedem seiner entworfenen Charaktere, nach Sprache, Vortrag, Declamation und Mimik, hineindenken, dem alles, was der Schauspieler auszuführen hat, im Geiste vorschweben muß. So wird es leicht begreiflich, wie jene Pilze, welche auf unsern Bühnen in wenigen Stunden empor schießen, nur so kurz vegetiren. Sie erhalten blos die Dauer ihrer Existenz von einigen Sattei mortali, welche der Dichter hineinstreuete, einigen Schmeicheleien, welche er irgend einer zum Theil oder größtentheils herrschenden Meinung, machte. So lange diese besteht, gefällt das Stück; mit der Aenderung desselben, fällt es nebst seinem Urheber in die Finsterniß der Vergessenheit. Da hingegen ein vollendetes Kunstwerk, durch den ächten Stempel, den der Dichter seinen Personen aufdrückt, Sitten und Handlungen verewigt und vergegenwärtiget, die vielleicht der Denkart und dem Costüm welches gerade herrschend ist, das Wiederspiel halten. Dennoch verliert es nichts von seinem Werthe, nichts von dem Eindrucke, denn die Natur reclamirt ihre allgewaltigen Rechte.

Noch mögte es hingehen, daß jetzt die Lieferungen neuer Theaterstücke so schlecht ausfallen; man ist ja durch nichts gezwungen jenes elende Machwerk von Stücken zu lesen oder aufführ-

führen zu sehen, von denen die Meßkatalogen wimmeln, wenn nicht die Misgeburten der Dichtkunst auch unreife Früchtlinge unter den Schauspielern erzeugten. Die angehenden Künstler erhalten eine falsche Richtung, einen unrichtigen Begriff von ihrer Bestimmung, und die ächten Schauspieler vernachlässigen sich dadurch. Wer mag sich con amore in eine Rolle einstudiren, in der er jeden Augenblick gegen Wahrscheinlichkeit, Anständigkeit und guten Ton anstößt? Wo es dem vollendetsten Künstler unmöglich fallen würde, allen Schutt wegzuräumen, den der ungeübte oder nachlässige Dichter stehen ließ, und der der Ansicht und dem Ebenmaaße des Gebäudes zum wesentlichsten Nachtheile gereichet. Aus diesem erhellet, daß man, um den Schauspieler richtig und mit Gerechtigkeit zu beurtheilen, den Werth des Stückes in größere Betrachtung zu ziehen hat, in welchem man ihn siehet. Hat der Dichter alles geleistet, was man von ihm zu fordern berechtiget ist, hat er dem Schauspieler richtig vorgearbeitet, stehet dieser durch Alter und Figur mit seiner Rolle in keinem auffallenden Mißverhältnisse, und er verhunzt sie denn, so ist das Parterre berechtigt nach aller Strenge gegen ihn zu verfahren; es fehlt ihm entweder an Talent, an Ausbildung, an Fleiß, oder an allem zugleich. Gelingt ihm eine solche Rolle, so kann man wenigstens erwarten, daß ihm die Kraft nicht versagt ist, in jeder das Möglichste zu thun. Gelingt es denn dem Directeur, seine Gesellschaft mit dem Hauche der Ehre zu beleben, und sie mit dem Talismann des Wetteifers zu beseelen, wird ihr die Wahrheit tief eingeprägt: daß Vernachläßigung des Spiels eine Geringschätzung des Publicums anzeige; wenn dieses sein Geld und seine Zeit nicht an Verfolgung der Privatintriguen der Schauspieler und Schauspielerinnen wendet; hingegen ein gegründeres Recht hat, die Helden des Schauspiels, und nicht die des Schauspielhauses, aufgeführt zu sehen, so wird Ehre und Beifall die Kunst krönen.

Die Localmängel, welche hier dem Gedeihen der Schauspielkunst entgegen stehen, gehören nicht hieher. Einige derselben werden von selbst gehoben werden, wenn die Kunst die Attraction verstärkt; andere lassen sich noch leichter heben.

Einen Wunsch erlaube man mir, diesem anzuhängen. Er ist der: daß man die eigentlichen Rechte des Parterre reclamire, und die Gallerie und oberen Logen zur Ordnung verweise. Von jeher, und an allen Orten steht es dem Parterre, und nur ihm allein zu, lauten Beifall oder Tadel zu ertheilen; Hier fängt die Gallerie nicht selten an und das Parterre wird ihr Nachhall; die gebildetere Classe wird

durch

durch die ungebildetere bewegt und hingerissen, Statt daß es umgekehrt seyn sollte. Der Gentlemann im Parterre muß besser wissen, richtiger fühlen, was schön, wahr, anständig, oder unanständig, unwahr und schlecht ist, als das bunnte Gemisch, welches die Bürger im Himmelreiche formiret. Welchen schädlichen Einfluß dies übrigens auf die Sitten und auf die Kunst haben muß, ist klar.

Endlich wird keinen die Behauptung befremden, daß Hannover alle Mittel hat, sich ein höchst vorzügliches Theater zu verschaffen. Es geschieht schon viel für dasselbe, und es fehlt nur an einer Impulsion, so würde noch viel mehr geschehen. Unser Publicum ist im Ganzen aufgeklärt und geöllbet, wie, sollte es zur Vervollkommnung eines für Moralität und guten Ton gleich wichtigen Vergnügens nicht mitwirken?

Meine Methode die Reseda in hohe Pyramiden zu ziehen.

Da ich die Reseda, Reseda odorata Linn. sehr liebe, und mich ihr Geruch ungemein erquickt und stärkt, so habe ich alle Fenster meiner Studirstube und zwei Nebenzimmer mit dieser wohlriechenden Pflanze besetzt, und pflege sie gewöhnlich in Pyramiden zu ziehen, die nicht selten eine Höhe von einigen Ellen erlangen. Ich verfahre damit auf folgende Art;

In jeden mit gut zubereiteter Blumenerde gefüllten Topf bringe ich drei junge Resedapflanzen, die ich in einiger Entfernung von einander pflanze, und in deren Mitte ich einen Stock setze, an dem ich die Pflanzen sobald ich sie fassen kann mit Bast fest binde. Die jungen Pflanzen verwahre ich so lange vor der Sonne bis sie fest angewachsen sind. Ueberhaupt haben die Fenster meiner Zimmer die Lage nach Mitternacht, und daher nur wenig Sonne, etwa früh Morgens eine Stunde oder zwei, und freie Luft gebe ich ihnen ganz und gar nicht. Der Mangel der Sonne besonders in den wärmeren Stunden schwächt sie nicht, und der Mangel der Luft schützet sie für dem Kübenschmetterling Papilio Rapae Linn. der seine Eier gern auf die Reseda legt, dessen Raupe die Blätter der Reseda gierig frißt, und deren Verheerung man oft spät genug gewahr wird, da die Raupe mit den Resedablättern eine Farbe hat. Gleichwohl lasse ich meine Reseda nicht ganz ohne Luft. In meiner Studirstube so wie in den beiden Neben-

zim-

zimmern, stehen nicht nur im Sommer alle Thüren offen, sondern auch, versteht sich ebenfalls im Sommer und bei stillen warmen Tagen, in einem Rückzimmer zwei oder drei Fensterflügel, so, daß die Luft gleichwohl freien Durchzug hat, und sich der Rübenschmetterling nicht einschleichen kann.

Sind nun die Pflanzen so hoch, daß sie die ersten Blumen treiben: so nehme ich ihnen diese Blumen, und die Pflanzen schiessen nun sichtbar in die Höhe, treiben auch viele Nebenzweige, die ich nun stets an das Stäbchen binde; dabei begiesse ich meine Töpfe zwar alle Tage, vorzüglich im Sommer, aber so mäßig, daß ich mit zwei Pfund Wasser wohl 20 Töpfe tränke. Bei dieser Behandlung wachsen die Resedapflanzen so schnell, daß sie im ersten Jahre, wo ich sie gegen Johannistag pflanze, wenigstens die Höhe einer Elle erreichen, und schon viele Blumen treiben, deren ich nun keine mehr raube.

Es ist überhaupt bekannt, daß die Reseda schnell und büschicht wächst, daher man auch aus ihr allerlei Figuren bilden könnte. Nimt man ihr zum Beispiel die ersten Blüthen einmal, so kann man ihr dadurch einen hohen Stamm bereiten, und einstens hatte ich von einer einzigen Pflanze einen Kranz geflochten, der auf einem über 12 Zoll hohen Stamme ruhete.

Da ich die mit Reseda bepflanzten Töpfe im Fenster stehen habe, so brauche ich auch keine besondere und mühsame Anstalten zu treffen, den Saamen aufzufangen. Er fällt auf die sehr breiten Fensterbänke und ich lese den völlig reifen Saamen im Herbste sorgfältig auf.

Wenn gleich die Reseda im 7ten Bande des Linnäischen Pflanzensystems Seite 32. eine zweijährige Pflanze heißt; so kann ich sie doch vier auch fünf Jahre erhalten, wobei freilich alles auf die Behandlung im Winter ankömmt. Im Freien überlebt sie selten einen Winter, indeß pflanzt sie sich in meinem kleinen Gärtchen, der sehr viel Schuß hat, selbst fort, indem der ausgefallene Saame jährlich neue Pflanzen hervorbringt, und das beweiset, daß der Resedasaame im Freien nicht leicht erfrieret. Schwerer und mißlicher ist es die Reseda in einem Zimmer auszuwintern. In einem Nebenzimmer, wo doch die eindringende Wärme meiner Studirstube einen temperirten Zustand bewürkte, habe ich immer die meisten Pflanzen verlohren. Ich verfahre daher folgender Gestalt. Ich setze die Töpfe in das Fenster meiner Studirstube so nahe an die Glasscheiben, daß die Aeste und Zweige das Glas berühren, und begiesse sie täglich, doch nur mäßig. Ich pflege so viele Aeste und Zweige sorgfältig an die Glasscheiben anzulegen, als

ich

ich nur kann, denn diese Zweige erhalten sich im Winter gewiß, da die entgegengesetzten, die nemlich nach dem geheizten Zimmer zu stehen, im Winter abzusterben pflegen. Die Vorhänge meiner Fenster sind zugezogen, und so verwahret, daß die Hitze des geheizten Zimmers, sie nicht unmittelbar berühren kann. Gleichwohl stirbt ein Theil der Pflanze jährlich ab, und nur derjenige Theil, der an der Glasscheibe anliegt, erhält sich wahrscheinlich darum, weil die innere Wärme des Zimmers die äussere Kälte dergestalt mässiget, daß die Pflanze nicht ermatten und absterben kann. Im Frühjahre reinige ich die abgestorbenen Zweige, so weit sie todt sind; welches nicht selten bis an die Erde des Topfs reicht, und sondere sie von den gesunden ab, und nun fängt auch der beschnittene Theil so mächtig zu treiben an, daß gegen Johannistag der Stock an Stärke gegen das vorhergehende Jahr überaus viel gewonnen hat, und in diesem Jahre kann ich der Pflanze eine Höhe von drei Ellen geben, wenn ich die obern Blüthen fleissig abnehme.

E. W.

Eine der Gesundheit dienlichere Zubereitung des Kaffee's.

Man gießt am Abend zuvor, als der Kaffee fertig seyn soll, auf die gewöhnliche Menge gemahlenen Kaffees in einen Topf so viel warmes oder kaltes Wasser, daß das Wasser einen Zoll über dem Kaffee steht, und läßt ihn so verschlossen stehen bis am Morgen. Frühmorgens gießt man das darauf stehende Wasser in eine Schaale ab, und gießt auf den Kaffee im Topfe so viel kochendes Wasser, als man gewöhnlich dazu braucht, rührt alles auf, verschließt den Topf mit einem Deckel, und läßt den Kaffee setzen. Bevor man ihn einschenkt, gießt man das die Nacht darüber gestandene Wasser dazu. — Oder man weicht eine größere Menge gemahlnen Kaffee's für mehrere Tage in Wasser ein, und nimt Morgens ein gehöriges Maaß davon heraus, und behandelt diesen wie den vorigen, nur daß man hierbei auch von dem überstehenden Wasser dazu nehmen muß. Wenn er sich nicht klar absetzt, so war er zu stark gebrannt.

Hannöverisches Magazin.

19tes Stück.

Freitag, den 8ten März 1799.

Ueber die eigenthümlichen charakteristischen Züge des weiblichen Gemüths und ihren Unterschied von den des männlichen.

(Probe einer deutschen Bearbeitung des englischen Werks: An Enquiry into the duties of the female sex, by Thomas Gisborne 1798. *). — „Untersuchung über die Pflichten des weiblichen Geschlechts.")

von Herrn H. L. Bonath in Oldenburg.

Wenn ein Schriftsteller bei der Mittheilung seiner Bemerkungen über die, dem weiblichen Geschlecht obliegenden Pflichten, seine Ideen und Schlüsse aus den Quellen der Natur und Wahrheit zu schöpfen wünscht: so muß er vor allen Dingen das charakteristische Gepräge bestimmen, was die Gottheit dem Gemüthe des Weibes aufdrückte, oder die Hauptzüge, durch welche sie alle Talente und Anlagen des Weibes von den des Mannes unterschied.

Denn eben aus diesen ursprünglichen Zeichen der Absicht des Schöpfers, verbunden mit den, in unsern Religionsurkunden vorkommenden klaren Be-

*) Gisborne's vortrefliche Schrift ist in England mit verdientem Beifall aufgenommen und binnen einem Jahre dreimal neu aufgelegt. Aber er hat auch, selbst nach dem Urtheil der Engländer, alle Schriftsteller, (Gregory, Fordyce, Mrs. Chapone, Miß More, Burton u. a.) die für das brittische schöne Geschlecht ähnliche Werke abfaßten, an Vollständigkeit und Bestimmtheit übertroffen. Sein Plan umfaßt die allgemeinen und besondern Pflichten des Weibes in und ausser der Ehe. Seine Bemerkungen beziehen sich zwar vorzüglich auf das weibliche Geschlecht in den höhern und mittlern Classen der Gesellschaft, aber sie können doch Leserinnen aus allen Ständen sehr nützlich seyn. Praktische Welt- und Menschenkenntniß, genaue Beobachtung der Sitten des wirklichen Lebens; tiefe Bekanntschaft mit dem weiblichen Herzen;

Beweisen des göttlichen Willens, läßt sich allein mit Gewißheit auf den Kreis der weiblichen Pflichten und auf den wahren Gehalt des weiblichen Charakters schließen.

Weibliche Vortreflichkeit ist in verschiedenen Ländern und Zeiten auf sehr verschiedener Wage gewogen worden. Der Maaßstab, nach welchem tief in Barbarei versunkene Nationen sie fast immer schätzten war — sklavische Furcht und Fähigkeit zu harten Arbeiten. Man werfe einen Blick auf das häusliche Leben der wilden Stämme in der alten und neuen Welt und sehe, welche Tochter und Gattin, nach ihren Begriffen die beste ist. Es wird diejenige seyn, die den Wechsel der Jahreszeiten, die brennende Sonnenhitze, den nächtlichen Thau vorzüglich ausdauernd ertragen kann; — die vom Morgen bis zum Abend, durch Wälder u. Sümpfe wandernd, zuerst ein Bündel Brennholz auf ihren Schultern zur Hütte bringt, wo die Männer in träger Gleichgültigkeit ihrer harren; — die mit der größten Emsigkeit nach Wurzeln im Walde sucht, mit dem glücklichsten Erfolge Muscheln längst dem Gestade sammelt, und mit beispiellosem Muth in den Meersbuchten untertaucht, um Seeigel zu finden; — die träufelnd und hungrig vor ihrem Gatten das steht, indeß er, gemächlich hingestreckt, das Werk ihres Fleißes und ihrer Anstrengung verschlingt; — die, ohne zu murren, ohne durch einen Blick ihre Ungeduld zu verrathen, auf seine zögernde Erlaubniß wartet, und mit der demüthigsten Dankbarkeit die Brocken und elenden Reste, die sein Gaum verschmäht, schnell verzehrt und dann rasch wieder zur Arbeit will; — kurz, die am geduldigsten die größte Sklaverei und Lieblosigkeit erträgt. — Sobald aber Nationen anfangen, sich aus der groben Barbarei empor zu heben, so wird jeder Schritt, den sie auf der Bahn der Bildung und Verfeinerung vorwärts thun, durch Beweise edlerer Behandlung und vernünftigerer Achtung

zarte reine Empfindungen; eine edle und ruhige Sprache — geben diesem Schriftsteller ein Recht, in dem wichtigen Charakter eines Nationallehrers aufzutreten und über weibliche Pflichten zu schreiben. Der Uebersetzer vermißte ein ähnliches deutsches Werk; durch eine Uebertragung des englischen in seine Muttersprache hofft er diese Lücke auszufüllen. Anmerkungen, die eine stete Hinsicht auf das deutsche Frauenzimmer nöthig machen, und einige Abhandlungen über gewisse, im Original nicht berührte Punkte, werden der Uebersetzung beigefügt werden. Er kündigt hiemit das Werk auf Subscription an. Es wird ein Alphabet stark, und der Preis für die Unterschreibenden 1 Thl. seyn. Die Herren Buchhändler Helwing in Hannover und Schulze d. J. in Celle nehmen bis zu Ostern Subscription an. Das Werk selbst wird gegen Johannis erscheinen.

tung der Weiber bezeichnet. Und so wie ihre Meinungen und ihr Betragen in Absicht auf das weibliche Geschlecht berichtigt und veredelt werden, schreiten sie immer weiter fort auf dem Wege der Kultur.

Es ist begreiflich, daß unter rohen ungebildeten Nationen die Frauenwürde eben so wenig richtig erkannt als in ihrem wahren Lichte dargestellt werden kann. Auch dürfen wir uns um so weniger über die oben mitgetheilten verkehrten Ideen der Indianer und Hottentotten wundern, wenn wir an die irrigen Meinungen denken, die, mehr oder weniger, unter gebildeten Völkern selbst in neuern Zeiten gangbar waren und noch sind. So war z. B. ehemals die Idee herrschend, daß ein Frauenzimmer, was die Kunst zu kochen und einzumachen, zu nähen und zu sticken meisterhaft verstand, schon dadurch alle soliden Eigenschaften in sich vereine, und den Gipfel aller weiblichen Vollkommenheit errungen habe. Allein jetzt ist es allgemein angenommen, daß die Verstandeskräfte des Weibes nicht einzig auf die Kenntnisse und Geschicklichkeiten der Haushälterin und Näherin eingeschränkt sind. Scharfsinn, Geschmack, selbst Gelehrsamkeit, erschienen mit unter den weiblichen Naturgaben und Kenntnissen. Es traten sogar von Zeit zu Zeit kühne Verfechter des schwächern Geschlechts auf, die, mit lauter mißbilligender Stimme, das stärkere anklagten und sein ungerechtes Monopol der Verachtung Preis gaben. Sie forderten für ihre Clienten gleichen Rang, gleiches Ansehen in jedem Departement des Wissens und der Gelehrsamkeit, und behaupteten eine solche vollkommene Gleichheit zwischen dem gekränkten Weibe und dem usurpirenden Manne, daß sie dem letztern kaum die Beschwerden des Kriegs und die verwickelten Geschäfte des Staats, als ihm ausschließlich angehörend, einräumten.

Die Schwärmerei hochfliegender, vielleicht gut meinender Enthusiasten, darf und kann keinen Einfluß auf die gegenwärtige Untersuchung haben. Nur auf dem Wege ruhigen Nachdenkens ist Wahrheit zu finden, und diesen will ich fortzuwandeln suchen.

Die Allmacht, die das menschliche Geschlecht ins Daseyn rief, hat mit unendlicher Weisheit schon bei der Bildung der körperlichen Gestalt auf die Geschäfte und Verrichtungen Rücksicht genommen, welche jedem der beiden Geschlechter insbesondere aufgetragen werden sollten. Sie begabte den Mann, auf den der Anbau des Erdbodens, die Aufführung von Gebäuden, und jene Vertheidigungsmaaßregeln fallen sollten, die eine beschwerliche gefahrvolle Anstrengung erfordern, mit Glieder- und Muskelkraft, mit einer starken, zu sauren

Arbeiten tüchtigen Leibesbeschaffenheit. Sie goß dagegen den weiblichen Körper in eine zartere Form, und gab ihm ein feineres Faserngewebe, weil er in den kultivirten Ländern, an keine härtere Arbeiten, als an häusliche Geschäfte gewiesen ist. — Aber um die Schwäche vor der Unterdrükkung der sich fühlenden Ueberlegenheit zu schüzen, gab Sie denen, die jene Eigenschaften nicht erhielten, das Vermögen — zu fesseln und zu bezaubern; und ersezte den Mangel an Muskelkraft völlig durch Symmetrie und Ausdruck, durch Schönheit und Grazie.

Nach einem ähnlichen, nicht minder weisheitsvollen Plane scheint mir die Gottheit den beiden Geschlechtern die Geisteskräfte und Verstandesgaben ausgetheilt zu haben. Die Gesetzgebung, Rechtsgelehrsamkeit, Politik; die Regierungskunst in allen ihren Zweigen; dunkle gelehrte Untersuchungen, und die unerschöpflichen Tiefen der Philosophie; die Kenntnisse, welche zur Schifffahrt und zu weit ausgedehnten Handelsunternehmungen erforderlich sind; die Künste der Vertheidigung und des Angriffs zu Wasser und zu Lande: — alle diese und ähnliche Studien, Geschäfte und Anstrengungen, welche gänzlich für den Mann bestimmt sind, heischen die Thätigkeit eines Geistes, dem ein hoher, umfassender Verstand, eine gespannte, unermüdete Aufmerksamkeit zu Theil ward, die in dem Grade das Weib zur Erfüllung seiner gewöhnlichen Hausgeschäfte nicht bedarf. Es ließ sich also natürlich erwarten (und diese Erfahrung scheint mir durch Erwartung gerechtfertigt), daß der Geber alles Guten dem Manne diese Kräfte in so reichem Maaße, als es die einmal vorhandene Nothwendigkeit forderte, verleihen, aber dem weiblichen Gemüthe sparsamer ertheilen würde. Es ließ sich gleichfalls natürlich erwarten, daß Er bei der Austheilung anderer Eigenschaften und Talente, die zwar beiden Geschlechtern nüzlich und wichtig, aber besonders doch für die Sphäre des Weibes geeignet sind, diesem nun auch dasjenige reichlicher geben würde, was es am meisten bedurfte. — Und so verhält es sich wirklich. Denn in Munterkeit und Lebhaftigkeit, in schneller Fassungskraft, und Fülle der Erfindung, so wie in der Kunst, die Stirne des Gelehrten zu erheitern, den ermüdeten Geist des Geschäftsmannes und Denkers zu erfrischen, und über den ganzen Familienkreis das frohe reizende Lächeln der Gemüthlichkeit zu verbreiten — darin ist das weibliche Gemüth durchaus unübertreffbar.

Darf sich nun der Mann, stolz auf die ihm eingeräumte Ueberlegenheit in Hinsicht des tief eindringenden Verstandes, rühmen, daß das Resultat der Untersuchung zu seinem Vor-

Vortheil auffiel? — Ich denke, es ist zum Triumphe noch zu früh: denn noch ist die Rechnung nicht abgeschlossen; noch ist ein Punkt zu betrachten übrig, der die Wage wieder völlig in's Gleichgewicht bringen wird.

Bis jetzt ist nemlich der natürliche Werth des weiblichen Charakters nur noch sehr unvollständig entwikkelt. Um ihn genau zu schätzen, muß der Blick des Denkers nicht blos auf die Betrachtung der Verstandeskräfte beschränkt, sondern auch auf die Eigenschaften und Gefühle des weiblichen Herzens ausgedehnt werden.

Wenn wir Beispiele aufstellen sollten, von den liebenswürdigsten Trieben und Neigungen in der menschlichen Natur; Beispiele von Sittsamkeit, edler Sympathie; von raschem, thätigem Wohlwollen und warmer anschmiegender Liebe: — wo würden wir sie suchen und finden können, als bei der Schwester, Tochter, Gattin? Diese Gaben bilden die Glorie des Weibes; sie leuchten durch das Dunkel roher Barbarei a), und verbreiten über

a) Capitain Carver und andere Schriftsteller, die uns Beschreibungen von den wilden Stämmen in der Neuen Welt gegeben haben, bemerken die eheliche und mütterliche Zärtlichkeit der nordamerikanischen Indianerinnen. Diese erscheint im Contrast mit der groben Gefühllosigkeit der Männer nur noch auffallender. Admiral Byron giebt in seiner Erzählung des, in der Nähe der Magellanischen Meerenge erlittenen Schiffbruchs, und des darauf erlebten Ungemachs, einige sprechende und interessante Beispiele des Mitleids und Wohlwollens, was die Weiber der indianischen Führer ihm und seinen Begleitern erwiesen; Beispiele, die ebenfalls ganz im Contrast mit dem Betragen der Männer stehen. Ohne Auctoritäten und Citationen über einen Gegenstand zu häufen, der wohl keinem zweifelhaft scheinen kann, will ich nur, statt aller weitern Zeugnisse, die bestimmte Erklärung eines Mannes anführen, der mit seltenem Beobachtungsgeiste durch viele, weit von einander entlegene Erdgegenden reisete, und fast in allen Ländern, die er besuchte, den schweren Druck des Unglücks erfuhr.

„Immer" — dies sind seine Worte — „immer fand ich das Frauen„zimmer in allen Ländern gefällig, zuvorkommend, mitleidig, menschlich. „Es ist überall heiter und froh, schüchtern und sittsam. Nicht langsam, „wie der Mann, ist das Weib rasch zu edlen großmüthigen Handlungen. „Es kennt keinen Stolz, keine Anmaßung, keinen Uebermuth, sondern „ist voller Artigkeit, und liebt geselligen Umgang. Es ist vielleicht dem „Irrthum mehr ausgesetzt, als der Mann, allein es übertrift diesen im „Ganzen an Tugend und guten Handlungen. Nie wandte ich mich mit der „Sprache des Anstandes und der Freundschaft an ein cultivirtes oder „wildes Frauenzimmer, ohne eine aufrichtige und freundschaftliche Antwort „zu

über verfeinerte Staaten den hellsten, lieblichsten Glanz.

Selten ist der Mann so kurzsichtig, dem Weibe in den Punkten, wovon hier die Rede ist, den Vorgang streitig zu machen. Aber er sucht dagegen seine eignen Vorzüge zu vergrössern, indem er durch höheren Muth charakterisirt zu seyn behauptet. —

Man darf indessen wohl fragen, ob denn die angegebene Behauptung ausser allem Zweifel gesetzt, ob sie nicht vielmehr noch sehr problematisch sey? Denn, gesetzt, das Herz eines Weibes schaudre zurück vor schrecklichen, blutigen Gefechten: was würde daraus folgen? Die kühne Entschlossenheit, die den Gefahren des Krieges trotzt, ist bei den meisten Männern vorzüglich nur Folge der Gewohnheit und andrer äussern Ursachen. Muth gilt für die gewöhnlichste Eigenschaft eines Kriegers. Und warum ist er so gewöhnlich? Nicht sowohl, weil die mehrsten Männer im Besitz eines sehr grossen Fonds angebohrner Entschlossenheit sind, als weil dieser Fond durch Disciplin, Uebung, Sympathie, Anfeurung, Furcht vor Schande, und durch Durst nach Ruhm und Auszeichnung fast ins Unendliche vergrössert werden kann. Diese Ursachen wirken jedoch nicht blos auf Männer. Man hat gefunden, daß in Städten, welche die Schrecken einer langen Belagerung ausstanden, die niederfallende Bombe in vielen Fällen kaum mehr Bestürzung unter den weiblichen Gliedern der Bürgerfamilien, als unter ihren Brüdern und Gatten hervorbrachte b).

In-

„zu erhalten. Ganz anders war es oft mit den Männern! — Wo ich „auch immer reisete, im unwirthlichen Dänemark, im biedern Schweden, „im beeiseten Lappland, im rohen ungeschlachten Finnland, im unbegränzten russischen Gebiet, in den weitgedehnten Regionen des umherstreifenden „Tartars — da zeigte sich allenthalben und immer, wenn ich hungrig, „kalt, krank, oder krank war, das weibliche Geschlecht wohlthätig „gegen mich. Und was dieses liebevolle Wohlwollen noch erhöhete, war „die ungezwungene, gütige Art, mit der man es ausübte; so, daß mir „der Trunk noch einmal so süß, und der grobe Bissen noch einmal so „erquickend schmeckte."

Siehe Ledyard's Nachr. in den proceedings of the Association for making discoveries in the interior Parts of Africa. London 1790. 4. p. 44.

b) Es würde leicht seyn, durch mehrere Beispiele aus alten Geschichtsschreibern zu beweisen, daß nicht selten unter halb cultivirten Nationen, Weiber mit unerschüttertem Muth die Gefahren und Strapazen der Feldzüge bestanden haben.

Dr.

Indessen warum will man auch persönlichen Muth nur vor Batterien, auf Schiffsverdecken und Schlachtfeldern suchen? Er zeiget sich nicht minder in der Krankenstube, auf dem Schmerzenlager, an dem Orte der Abgeschiedenheit, wo uns Sorgen, Kummer und vereitelte Aussichten ängstigen. Wenn der Wechsel des Glücks ertragen, Ueberfluß mit Mangel, Glanz mit Dunkelheit vertauscht werden mußte: da haben sich die Weiber, der Erfahrung zufolge, am Muthe nicht viel kleiner als die Männer bewiesen. In Hinsicht der Erduldung entkräftender, schmerzhafter Krankheiten ist nun vollends ohne Widerrede das schwächere Geschlecht das stärkste. Man frage die Aerzte, welche unter ihren Kranken bei den langwierigsten und empfindlichsten Curen die größten Beispiele von Festigkeit, Geduld und Resignation gaben: sie werden gewiß ihre weiblichen Patienten nennen. — Ich will hiemit keineswegs den Einfluß ableugnen, welchen zum Theil Disciplin und Gewohnheit, wie es so oft der Fall mit dem thätigsten Muth des Soldaten ist, auf jene Ruhe und Entschlossenheit, haben können: denn im Allgemeinen hat das Weib keine so feste und starke Gesundheit als der Mann. Nur kann ich einer andern Behaup-

tung

Dr. Henry bemerkt in seiner Geschichte Englands (Band V. Seite 545.), wo er die Sitten der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts schildert, „daß „die Wildheit jener unglücklichen Zeiten, selbst das schöne sanfte Geschlecht „ansteckte, und viele Damen vom Stande antrieb, Waffen zu nehmen und „den Herren zu folgen." Er führt auch einen glaubwürdigen Schriftsteller an, nach welchem „viele Edelfrauen, sowohl aus Frankreich, als England, „an der Belagerung von Sens im Jahre 1420. Theil nahmen" u. s. w.

Wie sehr Gewohnheit selbst jene Art von Muth, die Gefühllosigkeit gegen Gefahren heißen sollte, hervorbringen kann, sieht man wohl nirgends auffallender, als an den Bewohnern des Vesuvs und andrer Vulkane. Mit der unbefangensten Sorglosigkeit leben sie hier, und lassen sich, wenn die Gegend durch wiederholte Ausbrüche verwüstet wird, nicht abschrecken, sie sogleich wieder zu beziehen. Bei diesen Vorfällen zeigt das weibliche Herz, vermöge der Angewöhnung eben so wenig Furcht, als das männliche Beim letzten Ausbruche des Vesuvs kehrten 1800 Einwohner, die von der überströmenden, durch das Centrum der Stadt fließenden Lava aus Torre del Greco vertrieben waren, noch ehe die Ruinen erkalteten, zurück, um ihre Häuser wieder aufzubauen. Man machte ihnen von Neapel aus mehrere Anerbietungen, sich in einer minder gefahrvollen Gegend niederzulassen; aber sie schlugen es bestimmt aus. Wir hören nicht, daß das weibliche Geschlecht in die Männer drang, den Vorschlag anzunehmen, oder daß es durch Vorstellungen die Rückkehr nach der Stelle, von welcher die brennende Flut sie vertrieben hatte, zu verhindern suchte.

tung nicht beipflichten, daß nemlich Frauenzimmer wegen des zartern Gewebes ihrer Form, bei der Amputation eines Gliedes, oder sonst bei körperlichen Leiden, nicht in dem Grade Schmerzen fühlen sollten, als unter gleichen Umständen die festen Muskeln und starken Nerven der Männer; und daß jenen schon ein kleineres Maaß von Tapferkeit hinreiche, die Operation so gut als diese auszuhalten. Diese Behauptung ist nicht bewiesen und kann nicht bewiesen werden. Wer weiß denn, daß in einem feineren Gewebe die Nerven nicht eben so sehr empfindlich sind, als in einem stärkern? Wer weiß, daß sie dort nicht noch empfindlicher sind als hier? Wie kann ich körperliche oder geistige Schmerzen, die jeder andere Mensch ausser mir fühlt, dem Grade nach schätzen? Wie können hier überall Vergleichungen angestellt werden, da in Hinsicht des einen zu vergleichenden Punktes völlige Unwissenheit nothwendig herrschen muß? Wenn äusserlich das Weib dieselbe Gemüthsfestigkeit, wie der Mann äussert: wie darf eine Theorie, die durch Experimente nicht bestätigt werden kann, zu der Behauptung berechtigen, daß es in Absicht der innern Wirklichkeit dem Manne nachstehe? — Uebrigens wundre sich keiner darüber, daß die Vorsehung dem andern Geschlechte im Ganzen ein Maaß von natürlichem Muth verliehen haben sollte, welches — (ich sage absichtlich nicht mehr, um ganz wahr zu bleiben) — welches nicht viel geringer ist, als das, was Sie den Männern gab, die gleichwohl weit mehrere gefahrvolle, beherzigte Thätigkeit heischende Auftritte zu erleben haben. Denn, würde ein beträchtlicher Fond innern und verborgenen Muths der natürlichen Zartheit des weiblichen Gemüths nicht das Gleichgewicht halten: wie wollte, diese Zartheit, die unter cultivirten Völkern durch Verfeinerung und Gemächlichkeit zunimt, alle die Widerwärtigkeiten und Schmerzen erdulden können, welche auch sie in dieser Unterwelt bestürmen? Man mag aber endlich den Muth des Weibes im Vergleich mit dem des Mannes bestimmen, wie man will: so gebührt doch dem erstern wenigstens der Ruhm: daß er weniger mechanisch durch Gewohnheit und Beispiel hervorgebracht ist, weniger Anstrich von Ehrgeiz hat, weniger mit Gefühllosigkeit vermischt ist, und ungleich öfter aus der einzigen Quelle ächter Geistesstärke, aus festen und lebendigen Religionsgrundsätzen fließt, als der männliche.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

20tes Stück.

Montag, den 11ten März 1799.

Ueber die eigenthümlichen charakteristischen Züge des weiblichen Gemüths und ihren Unterschied von den des männlichen.

(Schluß.)

In den vorhergehenden Umrissen habe ich von dem weiblichen Charakter eine Skizze zu geben versucht, wie er in seiner gewöhnlichen Gestalt, nicht wie er in seiner Abweichung von der Regel erscheint. Bei solchen Untersuchungen sieht man auf das Allgemeine, nicht auf die besondern Ausnahmen. Daß diese häufig vorkommen müssen, darf wohl keinen befremden. Wie unendlich mannichfaltig ist nicht die Natur; wie groß ist nicht die Zahl der lebenden Menschen; die sich alle durch mehr oder mindre sichtbare Linien, in Gemüthsgaben wie in Gesichtszügen unterscheiden! Es giebt tausend Lagen und Umstände, in welche die Menschen geworfen werden; Umstände, die besondere Talente wecken und ausbilden, zu besonderer Thätigkeit und Bestrebung reißen sollen. Es ließen sich daher leicht aus jedem Geschlecht Beispiele von Personen anführen, die diejenigen Eigenschaften, welche in der Regel am meisten bei dem andern Geschlechte anzutreffen sind, im hohen Grade besaßen. Es ließen sich selbst Beispiele von Weibern aufstellen, die an Tiefe und Umfang des Verstandes kaum von den größten Männern übertroffen wurden; so wie umgekehrt Beispiele von Männern, die den Weibern in lebendiger Phantasie, Zartheit des Gefühls und in Wärme der Liebe nicht viel nachgeben. Nicht minder finden sich in jedem Geschlecht Personen, die jene Eigenschaften, welche man als charakteristische Züge bei ihnen hätte voraussetzen sollen, gar nicht, oder nur sehr unvollkommen besitzen. — Allein alle diese angeführten Fälle sind bloße Abweichungen vom gewöhnlichen Laufe der Dinge, in deren Darstellung ich hier nicht

unnöthiger Weise weitläuftig seyn will.

Unter den Fehlern und Lastern, welche die menschliche Natur beseelen, sind einige, die mit gleicher Gewalt beide Geschlechter beherrschen; indeß andere, zufolge der Eigenthümlichkeiten des Geschlechtscharakters, die durch die verschiedenen, für das eine Geschlecht mehr als für das andere geeigneten Geschäfte, noch um so sichtbarer werden, ihren Einfluß vorzüglich nur auf das eine derselben äussern. So sind unter Weibern, in deren Busen Zartgefühl und Achtung für Anstand noch nicht gänzlich erloschen, unmäßiger Genuß des Weins und die Sprache grober Sittenlosigkeit fast ganz unbekannte Dinge; und wer sich von ihnen dieser Laster schuldig machte, würde für ein zum unvernünftigen Thiere herabgesunkenes Wesen gehalten werden. — Auf der andern Seite giebt es aber auch Schwächen und Versuchungen, denen das weibliche Herz wegen seiner natürlichen Einrichtung und Stimmung besonders ausgesetzt ist. Diese verrätherischen Feinde untergraben und bestürmen zu sehr den Frieden und die Vortrefflichkeit des Weibes, als daß nicht das Auge der Erziehung unverwandt auf sie gerichtet werden sollte. Wenn sie nicht gänzlich besiegt wurden: so wird die höchste moralische Wachsamkeit selbst bis an's Ende des Lebens erforderlich seyn. Ich muß mich hierüber etwas näher erklären.

Die rege Munterkeit und lebendige Einbildungskraft — die das Weib so unverkennbar vor dem Manne auszeichnen — haben sehr nachtheilige Tendenzen. Sie führen zur Unbeständigkeit des Charakters, zur Liebe für das Neue, zur Frivolität und Kleinigkeitssucht, zur Abneigung gegen alle vernünftige, regelmäßige Thätigkeit, zum Widerwillen gegen ernstere Studien, und zur unrichtigen Schätzung ihres Werths; zur übertriebenen Achtung für Witz und glänzende Talente, zum Durst nach Bewunderung und Beifall, zur Eitelkeit und Affectation. Sie tragen gleichfalls dazu bei, das sanfte milde Temperament manchen Gefahren bloßzustellen, und die natürlichen Gemüthsstimmungen durch Grille und Eigensinn flatterhaft, durch Reizbarkeit ungewiß zu machen. — Manche der bereits angeführten Schwächen und Fehler, werden gelegentlich noch durch eine, den Weibern eigenthümliche sehr feine Empfindsamkeit vergrößert. So bezaubernd und liebenswürdig, so reich an irdischen Segnungen diese Empfindsamkeit auch ist, so hat sie doch manche Nachtheile, die ihre Zauberreitze vermindern. Sie ist leidenschaftlichen Ausschweifungen ausgesetzt, sie begünstigt Zuneigungen gegen Unwürdige; sie ist oft die Quelle von Argwohn, mürrischer Laune und

grund-

grundloser Unzufriedenheit; sie artet zuweilen in Kraftlosigkeit und Entmuthung aus, und rühmt sich dann noch gar der Charakterschwäche, die sie hervorbrachte. Vermischt mit mütterlicher Zärtlichkeit, erscheint sie oft ganz blind gegen die Fehler der Kinder und zum Verderben derselben nachgiebig gegen alle ihre Wünsche. — Auch im gewöhnlichen Umgange ist der Einfluß dieser Empfindsamkeit sichtbar. Sie macht Anspruch auf eine so innige, vielleicht leidenschaftliche Wärme ihrer Freunde und Bekannten, als vernünftiger Weise nicht erwartet werden konnte, und nimt dann, wenn sie sich in der grundlosen Erwartung getäuscht sieht, mehr mit Unwillen und Kälte, als mit Herzlichkeit die Aeusserungen aufrichtiger, nicht überspannter Achtung auf. Mag sie auch gemeinhin den Busen des Weibes mit Versöhnlichkeit und Wohlwollen erfüllen: so fühlt sie doch zu Zeiten eine unbedeutende Beleidigung so tief, daß das Herz von diesem Augenblick an fast unvertilgbare Vorurtheile hegt, und fast nie seine Abneigung verliert.

In einem Falle, vielleicht in mehreren, trägt die Feinheit der weiblichen Form, in Verbindung mit einigen bereits erwähnten Dispositionen, dazu bei, den Verstand irre zu leiten. Das Bewußtseyn, keine körperliche Stärke zu besitzen, um jeden Angriff abwehren zu können, veranlaßt das andere Geschlecht an den Männern Tapferkeit und Muth, wovon es Schutz erwartet, viel zu hoch zu schätzen. Daher zum Theil die Erscheinung, daß das Weib nicht blos die wahrhaftig lobenswürdigen Beweise der Tapferkeit bewundert, sondern nicht selten selbst dem Manne Beifall ertheilt, der göttlichen und menschlichen Gesetzen trotzend, jener vernunft- und gefühllosen Sitte des Duells huldigt, sein eignes Leben auf das Spiel setzt und das des Mitbruders zu rauben sucht. —

Die wichtigsten Wirkungen dieser Ursachen werden im Verlauf der Untersuchung bemerkt werden. Es ist genug, gegenwärtig die Ursachen selbst aufgezählt zu haben. Nur muß ich hier noch einer Quelle weiblicher Irrthümer und Tugendgefahren Erwähnung thun, die, da sie nicht aus den Gemüths-Eigenthümlichkeiten entspringt, bis jetzt nicht angeführt wurde: ich meine das Bewußtseyn, sich durch persönliche Reitze auszuzeichnen. Die Wirkungen, die dieses Bewußtseyn auf den weiblichen Charakter äussert, sind an sich schon sehr auffallend. Aber sie verbinden sich zuletzt auch noch in vielen Fällen mit andern, die aus den bereits angegebenen Eigenschaften und Naturanlagen fließen. Im Verfolg des Werks wird ihrer gehörige Erwähnung geschehen.

Witterung zu Curhaven am Ausfluß der Elbe 1798.

Im Monat October.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.
Morgen.	8.	8.	6.	3.	5.	1.
Mittage.	8.	9.	8.	0.	5.	1.
Abende.	8.	9.	8.	1.	4.	1.
Mitternächte.	8.	9.	7.	2.	4.	1.
Ganze Tage.	8.	$8\frac{3}{4}$.	$7\frac{1}{4}$.	$1\frac{1}{2}$.	$4\frac{1}{2}$.	1.

1 Abend Nordlicht; 18 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morgens vor Sonn. Aufg. 44, 6 / Mittags im Schatten 56, 7 } Gr. Fahrnh.

gr. den 17ten Oct. 66 Gr.

kl. den 23ten Oct. 35 Gr.

Mittlere correcte Barometerhöhe, unmittelbar an der Oberfläche des Meers.

30, 079 Zoll engl. { gr. d. 4ten; 30, 386 Zoll. / kl. d. 29ten; 29, 682 Zoll.

Gesammter Niederschlag 2, 67 Zoll Regenwasser; gr. d. 19ten; 0, 52 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft 0, 77 Zoll;

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad $\frac{7}{10}$ Minuten.

gr. den 15ten; 20 Gr. 5 Minuten.

kl. den 28ten u. 30ten; 19 Gr. 56 Minuten.

Mittlere Inclination derselben 73 Gr. 15 Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	$7\frac{1}{2}$.	$7\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	3.	2.	1.	2.	$6\frac{1}{2}$.	1.
Mittage.	$9\frac{1}{2}$.	$6\frac{1}{2}$.	3.	3.	2.	0.	3.	4.	0.
Abende.	$6\frac{1}{2}$.	$5\frac{1}{2}$.	$4\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	1.	2.	$7\frac{1}{2}$.	0.
Mitternächte.	6.	6.	$4\frac{1}{2}$.	2.	$1\frac{1}{2}$.	1.	$1\frac{1}{2}$.	$8\frac{1}{2}$.	0.
Ganze Tage.	$7\frac{3}{8}$.	$6\frac{3}{8}$.	$3\frac{1}{8}$.	$2\frac{5}{8}$.	$1\frac{3}{4}$.	$\frac{3}{4}$.	$2\frac{1}{8}$.	$6\frac{5}{8}$.	$\frac{1}{4}$.

Mit

Mittlere Geschwindigkeit der Winde ist nicht beobachtet.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 9,92 / Abend. 10,94 } Fuß

gr. den 12ten; 16,0 Fuß. Wind NW; Geschwindigkeit caret.

kl. den 18ten; 7,3 Fuß. Wind SO; Geschwindigkeit caret.

Im Monat November.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	2.	5.	11.	1.	7.	1.	1	2.
Mittage.	2.	11.	6.	1.	9.	1.	σ	0.
Abende.	4.	9.	7.	0.	10.	0.	0	0.
Mittern.	5.	7.	6.	0.	12.	0.	0	0.
Ganze Tage.	3¼.	8.	7½.	⅓.	9⅓.	½.	¼.	½.

1 Abend Nordlicht; 3 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen Aufgang 36, 3 / Mittags im Schatten 42, 3 } Gr. Fahrnh.

größte den 2ten, 60 Grad; kleinste den 25ten, 21 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers

29,726 Zoll engl. { größte d. 17, 30, 111 Zoll. / kleinste d. 9, 28, 954 Zoll. }

Gesammter Niederschlag 4, 07 Zoll Regen- Hagel- und Schneewasser, gr. d. 11; 0, 89 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft, 0, 72 Zoll,

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 3⅕ Minuten.

größte den 21ten, 20 Grad 11 Minuten.

kleinste den 4ten, 19 Gr. 57 Minuten.

Mittlere Inclination derselben 73 Gr. 15 Minuten.

Der

Der Wind iſt geweſen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	$2\frac{1}{2}$.	$13\frac{1}{2}$.	$5\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	1.	4.	2.	1.	0.
Mittage.	$2\frac{1}{2}$.	$11\frac{1}{2}$.	$5\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	1.	3.	$2\frac{1}{2}$.	$3\frac{1}{2}$.	0.
Abende.	$2\frac{1}{2}$.	10.	6.	$1\frac{1}{2}$.	1.	2.	2.	4.	1.
Mitternächte.	$2\frac{1}{2}$.	$11\frac{1}{2}$.	4.	1.	3.	1.	3.	3.	1.
Ganze Tage.	$2\frac{1}{2}$.	$11\frac{1}{2}$.	$5\frac{1}{4}$.	$\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{2}$.	$2\frac{3}{4}$.	$2\frac{7}{8}$.	$\frac{1}{2}$.

Mittlere Geſchwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	
23, 4	22, 4	29, 0	16, 0	25, 5	28, 5	36, 2	24, 4	Fuß.

größte den 6ten; Wind WSW. 44 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 10, 49 / Abend. 9, 91 } Fuß.

größte den 11ten; 15, 15 Fuß. Wind W. Geſchwindigkeit 41 Fuß.

kleinſte den 22ten; 7, 35 Fuß. Wind OSO. Geſchwindigkeit 43 Fuß.

Im Monat December.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Schnee.	Reif.
Morgen.	4.	5.	8.	2.	3.	4.	5.
Mittage.	8.	6.	8.	3.	3.	2.	1.
Abende.	10.	7.	8.	2.	2.	1.	1.
Mittern.	15.	2.	9.	3.	1.	1.	0.
Ganze Tage.	$9\frac{1}{4}$.	5.	$8\frac{1}{4}$.	$2\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{4}$.	2.	$1\frac{3}{4}$.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 24, 1 / Mittags im Schatten 28, 4 } Gr. Fahrnh.

größte d. 2ten, 45 Grad.

kleinſte d. 27ten, $\frac{1}{2}$ Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers

30, 102 Zoll engl. { größte d. 30ten 30, 826 Zoll. / kleinſte d. 2ten 29, 352 Zoll.

Gu

Gesammter Niederschl. 0, 81 Zoll Regenwasser;
0, 31 Zoll Schneewasser.

größte d. 3, 0 16 Zoll.

Ausdünstung in freier Luft ist wegen Frost nicht beobachtet.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Gr. 4⅔ Minuten.

größte d. 21ten, 20 Gr. 8 Minuten.
kleinste d. 13ten, 19 Gr. 54 Minuten.

Mittlere Inclination derselben 73 Grad 15 Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	2.	4½.	2.	½.	1½.	2.	9.	6½.	3.
Mittage.	1½.	4½.	2½.	1.	½.	5.	7½.	6½.	2.
Abende.	1½.	4.	2.	½.	1½.	3½.	8½.	7½.	2.
Mitternächte.	1.	2.	4.	½.	1½.	3½.	9½.	6.	3.
Ganze Tage.	1½.	3¾.	2⅝.	⅝.	1¼.	3½.	8⅝.	6⅝.	2½.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde.

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	
11, 0	21, 1	22, 0	37, 0	16, 0	25, 9	28, 6	19 2.	Fuß.

größte d. 31ten, Wind O.; 42 Fuß.

Höhe der Meeresfluthen ist wegen Frost und Eis nicht beobachtet.

* * *

Die Kälte im December ist sehr groß, und größer, als in diesem Monate hier gewöhnlich ist, gewesen. Das Thermometer ist in den Weihnachtstagen bis sehr nahe auf den Nullpunkt nach Fahrenh. gefallen. Im Jahr 1795. den 22ten Januar stand es auf 3 Gr. Fahrenh., aber 1789. den 3ten und 4ten Januar stand es hier 5 Grad unter Null. — Bekanntlich ist die größte Kälte in der Nähe der See selten oder nie so groß als weiter landeinwärts. —

C. W.

Anfragen.

1.

Hat man noch keine gründliche Anleitung zur Blumentreibung in gewöhnlichen Wohnzimmern, zum Beispiel zur Wintertreiberei der Rosen, Hyacinthen, Ranunkeln u. dergl.? Grotjans Winterbelustigungen sind in diesem Fache wohl bekannt, allein diese leisten nicht das Gewünschte. Sollte Jemandem ein neueres hierin belehrendes Werk bekannt seyn, der würde sich vielen Blumenliebhabern höchstverbindlich machen, wenn er dasselbe durch dieses hannöverische Magazin oder im Reichs-Anzeiger nennen wollte. Im Fall aber dies Fach noch nicht weiter bearbeitet seyn sollte, würde nicht ein Sachverständiger durch die Herausgabe einer solchen sich auf Erfahrung gründenden Anleitung seine gute Rechnung finden?

2.

Bei den jetzt allgemeiner werdenden Veredelungen der Schäfereien muß natürlich bei jedem Inhaber derselben der Wunsch entstehen, die veredelte Wolle auch zu eigenem Bedarf verarbeiten zu können. Kein Wollarbeiter versteht hier zu Lande die Kunst, selbige zu kämmen oder zu krätzen; und es scheint, als wenn solches wegen ihrer Kürze und Dichtheit auch nicht gut möglich ist. Wenn also Jemand die beste Methode, wodurch die spanische Wolle bei Fabriken zum Spinnen vorbereitet wird, durch diese Blätter bekannt machen wollte, so würde selbiger sich um das ökonomische Publikum ein nicht geringes Verdienst erwerben.

p. L. A. D.

3.

Welches sind die neuesten und besten Schriften über das in England und Holstein übliche Parceliren der Landgüter? Was ist für und gegen die Sache, und was für Cautelen sind bei dem Verparceliren zu beobachten?

A.

Dieser war anfänglich ganz erträglich. Die Zuckerpflanzungen wurden in Westindien immer zahlreicher, und jede suchte sich den Absatz durch billige Preise zu sichern und zu beschleunigen. Auch Zuckerraffinerien entstanden in Europa an mehreren Orten, und beeiferten sich aus eben diesem Grunde, alle Arbeiten abzukürzen, und durch allerlei kleine Vortheile den Preis angenehm zu machen. Da gewöhnte sich ganz Europa an den Gebrauch dieses ausländischen Produkts immer mehr und mehr, und in gleicher Maaße verlohr der vaterländische Honig, den unsere Vorfahren zur Würzung der Speisen und Versüßung der Arzneien allgemein gebraucht haben, alle Achtung, und nicht einmal die Waschweiber glauben noch die Möglichkeit, ihren Kaffee durch Honig oder Syrup süßen zu können.

Aber Ursachen, welche sich nicht abhalten ließen, steigern nun schon seit einigen Jahren den Preis dieser uns unentbehrlich gewordenen Waare. Ihr Verbrauch nimt in Europa beständig zu; ihre Gewinnung nimt ab und wird kostbarer. Der Boden in Westindien ist erschöpft, und fängt an, Dünger und die mühselige Bearbeitung zu fordern, durch welche unser Landmann die Getreideernten erzwinget. Auch dort vertheuret die Bevölkerung das gute Land. Das Ungeziefer, welches die Zuckerfelder verwüstet, vermehrt sich jährlich unwiderstehlich, so daß bereits manche Zuckerpflanzungen eingegangen sind. Auch die Neger werden seltener und kostbarer, und immer wird es schwerer, die, welche angekauft sind, unter dem Joche zu halten. Die politische Krätze, welche in Europa wüthet, äussert ihre Ansteckung schon in beiden Indien, und die große Gefahr nimt zu, daß endlich auch sogar die Neger die grausamen Mishandlungen grausam rächen werden. Der ganze Sklavenhandel, der schändlichste, der je getrieben worden, muß bald ganz aufhören, die hartherzigen Sklavenhändler von Liverpool mögen dawider schwatzen was sie wollen. Woher alsdann in Westindien die freien Arbeiter! wie hoch wird ihr Lohn seyn! Der Transport aller Waaren nach Europa wird immer kostbarer, aus Ursachen, die sich nicht alle erzählen lassen; aber vornemlich jetzt, da der Krieg derjenigen Nationen, welche sich für die aufgeklärtesten halten, in Räuberei ausartet. Auch die Raffinerien müssen den gesteigenen Preis der Feurung, der Arbeiten, die Erhöhung der Abgaben auf den Zucker schlagen. — Bald wird er so theuer seyn, daß wir gezwungen seyn werden, uns nach einem wohlfeileren Hülfsmittel umzusehen; bald wird er so theuer seyn, daß wir einmal wieder nachrechnen müssen, ob wir nicht

schon in Europa wohlfeileren Zucker gewinnen könnet. Eben so wird es uns mit dem Reis, mit dem Indig, mit der Baumwolle und mit andern Waaren ergehen, die wir bisher in Indien haben bauen lassen.

Aber, wie gesagt, alle europäische Pflanzen haben einen weit geringeren Gehalt an Zucker, und fordern viel mehr Kunst und Arbeit als das indische Rohr. Land, Arbeitslohn und Feurung ist viel theurer in Europa, wo die steigenden Abgaben alle Gewerbe immer mehr und mehr erschweren, niederdrücken und unmöglich machen. Inzwischen ist dadurch die Unmöglichkeit des deutschen Zuckers noch gar nicht erwiesen. Als die Sklaven zu fehlen anfingen, durch welche man die Bergwerke bauen ließ, glaubte man, der ganze Bergbau müsse aufhören, weil zu so einer gefährlichen und mühseligen Arbeit keine freie Arbeiter zu erhalten seyn würden, oder weil wenigstens ihr Lohn keine Ausbeute erlauben könnte. Aber der Bergbau ist wohlfeiler und vortheilhafter geworden, seitdem er von freien Leuten getrieben wird. Die Bergwerke im Bannat waren ergiebiger, als sie die Türken durch Sklaven bauen ließen, und sie tragen dennoch mehr ein, seitdem kein Sklave mehr einfährt.

Nemlich unendlich groß sind die Vortheile, welche die Industrie, die Tochter der Freiheit, mit Hülfe gelehrter Kentnisse, den Künsten nach und nach verleihet. Sie macht möglich, sicher, leicht und wohlfeil, was unter der Peitsche ungelehrter Aufseher immerhin gleich unmöglich, gleich schwer, stets einerlei bleibt. Die Zuckersiederei ist eine sehr zusammengesetzte Kunst, die Kenntniß der Chemie, der Naturlehre, der Landwirthschaft, der Mechanik, und Gott weiß! wie viele Kesntnisse zu ihrer Vervollkommnung braucht. Wie selten kommen solche an diejenigen, die sich als Aufseher nach Indien schicken lassen, und dort nur darauf sinnen, die Langeweile zu verscheuchen und so viel Geld zu machen, um bald nach Europa zurückkehren zu können. Alle Arbeiten sind dort noch so, wie vor zwei Jahrhunderten, und wenn allenfalls die Mühle zum Auspressen des Saftes oder sonst ein Umstand jetzt vortheilhafter ist, so ist dies wahrscheinlich die Erfindung eines gelehrten Europäers, der durch einen Zufall veranlasset, sich um diesen Theil der Technologie bekümmerte und die Verbesserung vorschlug. Aber wie viele und wie große Verbesserungen werden nach und nach entstehen, wenn diese Arbeiten in europäischen Ländern geschehen, in denen Künste und Wissenschaften blühen, wenn nemlich die Gelehrten fortfahren, sich mit den Gewerben bekannt zu machen und ihre Kenntnisse darauf anzuwenden, wenn

wenn die Hülfswissenschaften unter den Handwerkern verbreitet werden; wenn die Obern es einsehen, wie viel sie gewinnen und wie sehr sie sich ihre Pflichten erleichtern können durch die Beförderung der Wissenschaften und durch die Verbindung derselben mit den Künsten a).

Aus Berlin meldet man jetzt die Erfindung, aus inländischen Rüben verkäuflichen Zucker zu machen. Ohne etwas mehr davon zu wissen, muß man gestehen, Berlin sey der rechte Ort, woher sich so eine Erfindung erwarten läßt; da wo Gelehrte und Künstler vorzüglich geehrt werden, wo beide zahlreich sind, und Gelegenheit haben, sich kennen zu lernen; wo die Regierung schon längst mit der vortheilhaftesten Anwendung der Wissenschaft bekannt ist, und sogar ein Collegium von geschickten Männern angeordnet hat, welches neue Erfindungen aufsuchen, untersuchen und einführen soll b); aus so einem Lande, aus so einer Stadt kann wenigstens so eine Nachricht nicht unwahrscheinlich seyn. Gleichwohl möchte ich mich noch nicht für die Wahrheit jener Nachricht verbürgen. Man hat Beispiele, daß man das εὑρηκα zu früh gerufen hat.

Die Zeitungen melden, Herr Director Achard habe den Zucker aus den Runkelrüben gemacht. Die deutschen Benennungen der Pflanzen sind mißlich; sie bedeuten oft nicht überall einerlei Art oder Abart; dazu kömt noch, daß die ökonomischen Pflanzen gar vielen Abänderungen ausgesetzt sind, mit deren Bestimmung die Botaniker sich noch nicht genug beschäftigt haben. Aber gewiß ist, daß die Runkelrüben zu den Abkömlingen und nächsten Verwandten der rothen Rüben gehören. Man nennet sie auch Dickrüben, Raunschen, Rummelrüben, auch burgunder Rüben, und der Franzos de Commerell c) hat ihr den prächtigen Namen: la racine d'abondance ou de disette gegeben. Aber Turneps solle man sie nicht nennen. Unter diesem Namen verstehen die Engländer keine Mangoldrüben, keine

a) Gewiß wird auch in Westindien die Zuckergewinnung durch neue Verbesserungen gewinnen, wenn sie ohne Sklaven, ganz von freien Leuten getrieben wird; aber wahrscheinlich wird mehr als ein Jahrhundert nöthig seyn, ehe die dazu nöthigen Kenntnisse aus Europa dahin gelangen, und das wohlfeilere Arbeitslohn der Neger ersetzen können.

b) Man sehe (Reitemeyers) Frankfurter Meßanzeigen, oder Journal der Landesindustrie 1. S. 19.

c) S. physikalisch-ökonomische Bibliothek 15. S. 32.

keine Beta, sondern die gemeinen Kohlrüben, Brassica, wohin die Mairüben, Tellerüben und Steckrüben gehören. Gleichwohl kömt diese unrichtige Benennung hin und wieder vor, und ist vermuthlich daher entstanden, weil eine Art Kohlrübe (Brassica rapa) Guckelrübe heißt, welche man unter diesem Namen in Reicharts Land- und Gartenschatz 3. S. 170. beschrieben und unter Kerners ökonomisch. Pflanzen, Tab. 516. abgebildet findet.

Zur nähern Bestimmung der Runkelrüben erlaube man mir folgende Zeilen. Zu den Mangoldrüben gehören: 1) die rothe Rübe, Beta rubra vulgaris Bauh. welche jeder unter diesem Namen kennt, und sie allenfalls bei Kerner Tab. 251. abgebildet sehen kann. 2) Die gelbe Mangoldrübe, welche Spielmann in Olera Argentorat. I. p. 27.: Beta, radice Rapæ flava nennet, welche Kerner Tab. 235. unter dem Namen: Dickrüben, Rummelrüben abgebildet hat. Sie gleicht in allen Stücken der ersten Art, nur nicht in der Farbe der Rüben, welche ganz gelb ist; sie wird auch eben so, wie die rothe Rübe genußet, aber ihr Geschmack ist den meisten angenehm. 3) die eigentlich sogenannte Runkelrübe, die im Laube, in der Farbe der großen rothen, oft rothbraunen Ribben der Blätter und in der Bildung der Wurzeln gänzlich der ersten Art gleicht, und sich von dieser vornehmlich dadurch unterscheidet, daß die großen Wurzeln quer durchgeschnitten weiß sind, aber rothe Kreise haben; wiewohl die Röthe bei manchen ganz zu verschwinden scheint. Sie haben ein rothes Oberhäutchen; wenn dies zerkratzt wird, erblickt man gleich das weiße Fleisch; dagegen die rothen Rüben alsdann zu bluthen anfangen. Weil diese Art unter allen am höchsten zu wachsen scheint, so wird sie Beta altissima genannt.

In der Botanik nimt man jetzt zwei Arten von Mangold an, deren Kennzeichen aber unsicher sind; nemlich Beta vulgaris, wozu die rothe Rübe mit allen ihren Verwandten gehören soll, und B. cicla, wohin die eigentlich sogenannte Bete, die grüne, die weiße, auch die römische Bete oder schweizer Mangold gerechnet werden. So viel ich weiß, besteht der sicherste Charakter dieser beiden Arten darin, daß cicla nur Wurzeln hat, welche selten dicker als ein Daum werden, wie denn auch nur das Laub genutzt wird. Freilich ist es wahr, daß die Größe der Wurzeln sonst viel zu veränderlich ist, als daß man sie zu Unterscheidungszeichen wählen dürfte; aber noch sind mir keine Beobachtungen bekannt, daß die gemeine Bete jemals große fleischichte Rüben, so wie Mangold, erhalten hätte, und Miller versichert, in 40 Jah-

Jahren keinen Uebergang dieser beiden Arten bemerkt zu haben. Wenigstens sind die übrigen angegebenen Kennzeichen noch unsicherer. Die eigentliche Runkelrübe, B. altissima, soll, wie auch unser Ehrhart 7. S. 116. sagt, zu B. vulgaris gehören, aber sie hat gewiß nicht im ökonomischen Garten die gezähnten Kelchblätter, welche nur B. vulgaris, nicht B. cicla haben soll. Sie hat auch sehr oft eine dreifache Blume (Flores ternos), welche doch nur cicla haben soll, dagegen der B. vulgari flores congesti zugeschrieben werden d).

Man glaube nicht, daß diese botanische Critik für den neuen Gebrauch der Runkelrüben unwichtig sey. Nein, es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Zuckergehalt in den verschiedenen Abarten nicht einerlei seyn werde; so wie auch die Ausscheidung des Zukkers bei einer Art leichter als bei der andern seyn mögte. Es ist zu wünschen, daß diejenigen, welche Versuche machen wollen, die gewählte Abart gerade bestimmen mögen. Daß übrigens Beta altissima einen beträchtlichen Zuckergehalt hat, ist längst aus den Versuchen des seel. Marggrafs bekannt. Denn wahrscheinlich ist wohl, daß er eben diese gehabt hat; obgleich er ihr einen Bauhinschen Namen gegeben hat, der wohl keiner Mangoldrübe, sondern nur einer Bete, und zwar der weißen mit daumdicken Wurzeln, gehört, wie auch Spielmann 1. S. 25. gemeint hat.

Um die vortheilhafte Benutzung dieser Pflanze auf Zucker wahrscheinlich zu machen, kann man anführen, daß sie bei uns sehr leicht wächst; daß der Abfall der neuen Zuckersiederei zum Viehfutter dienen könnte; auch daß das Kraut von Menschen und Vieh gegessen wird, wiewohl es doch gewiß ist, daß man, um große Wurzeln zu erhalten, die Blätter nur sparsam abnehmen darf. Die Cultur ist auch allgemein bekannt, da die Pflanze schon in manchen Gegenden zur Futterung gebaut wird. Ich erhielt die ersten Saamen durch den Hrn. Landdrosten von Münchhausen, den ehrwürdigen Verfasser des Hausvaters, und die ersten Rüben, welche unsere Landleute hier gezogen haben, sind alle aus dem Saamen erwachsen, die aus dem ökonomischen Garten dazu weggegeben sind.

Aber sehr viele Umstände stehen jener neuen Benutzung im Wege. Die Pflanze fordert sehr gutes Land, fast ganz

d) Eben dies hat Schkuhr im botanischen Handbuche 1. S. 174. bemerkt. Aber Hr. Batsch in Geschichte der Pflanzen 2. S. 368. hat freilich geirret, indem er die wilde Rübe zu B. vulgaris und die Runkelrübe zu B. cicla rechnet, da doch letzte gewiß eine Abart der ersten ist.

ganz Gartenerde, und diese bis zu einer großen Tiefe, wenn anders die Rüben groß werden sollen. Solches Land ist theuer, und kann wahrscheinlich zu noch vortheilhaftern Produkten genutzt werden. Sie muß weitläuftig stehen, und vermuthlich wird es nöthig werden, die Saamen erst in Gärten aufgehen zu lassen, und hernach die jungen Pflanzen auf die Aecker, welche keiner Hut ausgesetzt sind, zu versetzen, wiewohl dadurch das Wachsthum der Wurzeln langsamer werden wird. Viel Arbeitslohn wird sie fordern, und dies ist hoch. Es wird also darauf ankommen, ob bei aller Kunst und Geschicklichkeit ein Zucker zu erhalten seyn werde, der bei gleicher Güte etwas wohlfeiler als der indische verkauft werden könne. Nichts ist leichter, als aus unsern Wurzeln Syrup zu machen; aber es werden gewiß noch viele geschickte Chemiker kostbare Versuche machen müssen, ehe daraus ein reiner, weißer, wohlfeilerer Zucker möglich werden kann.

Inzwischen sollen und können diese Bedenklichkeiten nicht von Versuchen abschrecken. Wer vermag es zu bestimmen, was dem Erfindungsgeiste möglich ist! Wie viel haben die Engländer durch vortheilhafte Maschinen und Einrichtungen möglich gemacht, was vorher wohl mancher gescheuter Mann für unmöglich erkläret hat. Wer weiß, welche Einwendungen und Einwürfe diejenigen zu bekämpfen gehabt haben, welche bei uns zuerst Taback, diese Pflanze des südlichen Amerikas, die viele Arbeit und gutes Land fordert, gebauet haben! Wie hoch wird jetzt das Land genutzet, was den Bauren zum Tabacksbau verpachtet wird!

Der Schluß folgt künftig.

Heitzung ohne Feuer.

Der Apotheker Carette Sobies zu Lille in Flandern erfand das schon zuvor von einem Bernhardiner-Ordensgeistlichen entdeckte Mittel: ein Zimmer zwei Stunden lang ohne Feuer in gleicher Wärme zu erhalten. Es besteht darin, man nimt eine zinnerne Flasche, ungefähr wie eine Wärmflasche, worauf der Deckel mit einer Schraube befestiget werden kann, legt einige Stücke Kalk, welche vorher mit kaltem Wasser angefeuchtet werden müssen, hinein, verschließt das Gefäß, und 2 Minuten darauf wird man es brennend heiß finden.

Hannöverisches Magazin.

22tes Stück.

Montag, den 18ten März 1799.

Vom deutschen Zucker.

(Schluß.)

Ein Freund hatte den Einfall: wenigstens würden die Versuche mit unsern Rüben den Zuckerpreis erniedrigen. Zuckersieder u. Kaufleute würden im Preise nachlassen, um den Absatz ungeschwächt beizubehalten und die deutschen Versuche zu vereiteln. Aber dies erwarte ich noch lange nicht. Zwar geschah so etwas, als vor einigen Jahren deutsche Papiermühlen das blaue oder violette Zuckerpapier zu verfertigen anfingen. Da setzten die Holländer den Preis so tief herunter, daß unsere Mühlen dabei nicht bestehen konnten, erhöheten ihn aber wieder, sobald die Deutschen die Unternehmung aufgegeben hatten. Ohne zu untersuchen, ob diese Erzählung ganz richtig sey, erinnere ich daran, daß das Zuckerpapier in Holland auf wenigen Mühlen reicher Familien gemacht wird, welche allenfalls gemeinschaftlicher Vortheil zu so einem Entschlusse vereinigen konnte; aber Zucker ist eine weit allgemeinere Waare; sie wird von zu vielen Nationen geliefert, als daß diese bald conspiriren könnten; und die deutschen Zuckerraffinerien können wohl gar nichts dabei thun, sie, die sich in ausser Hamburg, wo der große Zuckermarkt ist, kaum erhalten können. Aber wahrscheinlich wird der Zuckerpreis nach dem Frieden etwas fallen, zumal wenn die Zufuhr aus Ostindien ferner fortdauern sollte; da wäre es möglich, daß alsdann die Siedereien des Rübenzuckers, die nach den jetzigen Preisen berechnet wären, wieder mit Schaden eingehen müßten.

Diesen Betrachtungen füge ich noch eine andere bei. Sollten nicht Pflanzen bei uns gezogen werden können, welche noch reichhaltiger als jene Rüben wären? Vom Zuckerahorn, der in Amerika auf Zucker genutzt wird, jedoch, wie es nach den zuverläßigsten Berichten scheint, noch nicht mit großem Gewinn, will ich

nichts sagen. Man hat mit einer großen Menge Saft in Berlin Versuche angestellt, und ich habe einen ganz weißen Zucker gesehen, der als daraus bereitet vorgewiesen ward. Wir haben also auch von daher Nachricht zu erwarten, wie sich diese Nutzung zur Nutzung der Runkelrüben verhalte. Ich mögte wohl an die Sibirische oder Kamtschatkische Bärenklau, Heracleum sibiricum, erinnern, welche nach Versicherung der Reisenden, sehr zuckerreich seyn soll. Die abgeschabten Stengel sollen beim Trocknen, mit einem weißen Zuckerbeschlage überzogen werden. Sie werden alsdann zerstossen zur Würzung der Speisen gebraucht. Diese Pflanze, welche auch Brantewein giebt, von der aber Steller viel Böses sagt, verdient gewiß in mancher Rücksicht in Europa, wo sie, vermuthe ich, leicht wachsen wird, untersucht zu werden. Schon Strahlenberg hat ihrer gedacht in seiner Beschreibung Sibiriens. Stockholm 1730. 4. S. 430. Man sehe Stellers Beschreibung von Kamtschatka 1774. 8. S. 84. Kraschenninikow von Kamtschatka S. 103. Allgem. Histor. der Reisen Th. 20. S. 260. Botanisches Magazin St. 12. S. 55., welches ich aber selbst nicht gelesen habe. Ein Verzeichniß vieler zuckerhaltigen Pflanzen findet man in Böhmers technologischen Pflanzen. 1. S. 731. und in Gatterers neuem Forstmagazin 3. S. 80.

N. S. Erst nachdem ich diesen Aufsatz geschrieben hatte, und absenden wollte, erhalte ich St. 11. und 12. der Hamburg. Addreß. Comt. Nachr., worin Hr. Prof. Büsch Bedenklichkeiten wider den neuen Zucker macht. Jeder wird gern das Urtheil eines so gründlichen Gelehrten lesen, welcher in der Nachbarschaft der größten Kaufleute und Raffineriten manche Nachrichten nutzen kann, welche an andere nicht wohl kommen können. Ich merke daraus an, Herr Büsch meint, der Zuckerplantagen würden immer noch mehr werden, welches ich oben bezweifelt habe. Ferner hat Hr. B. die Hofnung, der Zucker werde nach dem Frieden wieder zum alten Mittelpreise herunter sinken. Dies wollen wir unsern Nachkommen wünschen. Die Schrift: Der neueste deutsche Stellvertreter des indischen Zukkers. Berlin 8. habe ich noch nicht gesehen.

G., den 21sten Febr. 1799. J. B.

Ueber

Ueber die Nothwendigkeit physikalischer und mathematischer Kenntnisse in der Oekonomie.

von

J. G. L. Blumhof,

der churfürstl. sächs. ökonom. Sozietät zu Leipzig Ehrenmitgliede.

Die Oekonomie in ihrem ganzen Umfange ist eine der ausgebreitesten und weitläuftigsten Wissenschaften, zu deren vollkommenen Erlernung und richtigen Ausübung ein ganzes Menschenalter erforderlich ist. Denn sie ist die Wissenschaft, die leichtesten und besten Mittel in derjenigen Ordnung anzuwenden, daß man dadurch den größten Nutzen und Vortheil aus seinen Nahrungsgewerben ziehe. Es sind dazu eine Menge von Hülfswissenschaften nöthig, ohne welche die Gewinnung und Benutzung der Naturprodukte nicht systematisch betrieben werden kann. Diesen Satz bestätigt die tägliche Erfahrung. Zwar sind noch viele von dem Vorurtheile verblendet, daß nichts leichter sey, als ein Oekonom, ein Landwirth zu seyn — daß es genug sey, wenn man zu säen und zu pflanzen wisse, die praktischen Handarbeiten verstehe, und allenfalls einen ungefähren Ueberschlag von Einnahme und Ausgabe machen könne. Man sieht oft die Landwirthschaft als ein letztes Hülfsmittel an, das man noch im Falle der Noth ergreifen könne, und mancher, dem seine Plane in der großen Welt mißlungen sind, glaubt sich ohne weitere Vorbereitung fähig, einem Landgute vorzustehen. Aber da irrt man sich gewaltig, und kann man je etwas einen Mißgriff nennen, so ist es gewiß dieses. Denn zur Landwirthschaft gehören Grundsätze und Erfahrungen, ein richtiger Scharfblick das Ganze zu übersehen und zu überschlagen: ob man bei seiner Wirthschaft Schaden oder Vortheil habe.

Schon aus dem Vorhergehenden erhellet, daß ich hier nicht den gewöhnlichen Bauer verstehe, welcher ein kleines Eigenthum zu bewirthschaften hat. Dieser braucht freilich den kleinsten Theil derjenigen Kenntnisse, welche ich von einem denkenden Oekonomen fordere, weil er in seinem beschränkten Wirkungskreise sich leichter fortzuhelfen im Stande ist. Aber derjenige, welcher eine ansehnliche

Pachtung, ein Landgut, oder eine große Meierei bewirthschaften will, der muß sich durchaus mit den nöthigen Hülfskenntnissen bekannt machen, wenn er seinen Haushalt mit Nutzen führen, und sich ein Vermögen dabei erwerben will. Mögte ich so glücklich seyn, durch diese Gedanken zur Aufhebung eines Vorurtheils mitzuwirken, was dem gemeinen Wesen eben so schädlich, als die Lotteriesucht einem geldarmen Staate ist!

Ich theile die Hülfskenntnisse zur Oekonomie in zwei Haupttheile ein, nemlich in physikalische und mathematische. Von beiden sey es mir erlaubt, etwas umständlicher zu handeln.

I.

Unter den physischen oder naturwissenschaftlichen Kenntnissen eines Landwirths steht die Naturgeschichte oben an. Mehrere Zweige dieser weitläuftigen Wissenschaft, dürfen ihm nicht ganz unbekannt seyn, wenn man auch gleich kein vollkommenes System von ihm erwarten kann. Wie! ein Mann der sich immer mit der Veredlung der Naturprodukte beschäftigt, sollte der nicht, diese Natur näher zu kennen begierig seyn, aus deren Schooße alles hervorgeht, was Leben und Wirksamkeit hat? Sollte es ihm nicht äusserst wichtig seyn von dem Bau der Thiere und Pflanzen, ihrer Organisation, ihrer Lebensart, ihren Verwandlungen ꝛc. eine zureichende Kenntniß zu besitzen? Gewiß, es können sehr oft Fälle eintreten, wo er diese Kenntniß gar nicht entbehren kann.

Der Erdboden ist mit einer unendlichen Menge von Pflanzen, Bäumen und Sträuchern bedeckt, welche zum Theil den Landwirth hauptsächlich beschäftigen. Denn seine ganze Kunst bestehet darin, diese Pflanzen, Bäume und Sträucher, welche man mit einem Worte Gewächse nennt, zu gewinnen, zu veredlen und daraus den möglichst größten Nutzen zu ziehen. Er muß also Kenntniß der Gewächskunde oder der Botanik besitzen, um diese Gewächse nach ihren Namen, Wohnort, Charakter, äussern Kennzeichen und Gebrauch von einander zu unterscheiden. Die Botanik darf daher bei ihm nicht blos in einem trocknen Verzeichnisse der systematischen und Provinzialnamen bestehen, sondern ihm, der sich nicht wie der eigentliche Botaniker blos mit dem Aufsuchen und Ordnen, vielmehr mit der Kultur, der Veredlung derselben zu seinem eigenen und des Staates Nutzen und Wohlstand beschäftigt, sind andere Dinge dabei zu beobachten nöthig. Nur wähle er zum Gegenstande seiner botanischen Kenntnisse mehr solche Pflanzen und Gewächse, welche die Oekonomie zunächst betreffen, die unter seinem Himmelsstriche wachsen und gedeihen. Von fremden

Nauen gegeben ist, so muß man annehmen, daß sie ihn nicht kannten, und daß er ihnen unbekannt war. Dies ist aber nur möglich, wenn er ihnen fremd war, wenn er nicht zu ihnen gehörte, wenn er nicht ihr König

Substantive stehen, wenn sie durch die Präpositionen von, zu, mit, für, aus, bey, nach, in, auf, über, unter, vor, hinter, neben, zwischen, durch, wider, ohne, um, an, gegen, wegen, und durch die Präpositionen, die mit diesen zusammengesetzt sind, mit einander verbunden werden.

Z. E. Ein Mann von Verstande, ein Mann zu Pferde, ein Mann mit Geld, ein Mann für Geld, ein Mann aus Frankreich, ein Mann bey Hofe, ein Mann nach Frankreich, ein Mann in Frankreich, ein Mann auf Reisen, ein Mann über Land, ein Mann unter Soldaten, ein Mann vor Gericht, ein Mann hinter dem Ofen, ein Mann neben dem Ofen, ein Mann zwischen Thür und Angel, ein Mann durch Gewalt, ein Mann wider Willen, ein Mann ohne Geld, ein Mann um Geld, ein Mann an Geld, ein Mann gegen Geld, ein Mann wegen Geld, ein Mann von und zu Adel.

Anmerkung.

Wenn zwey Substantive durch die Präpositionen von, zu, mit, für, aus, bey, nach, in, auf, über, unter, vor, hinter, neben, zwischen, durch, wider, ohne, um, an, gegen, wegen, und durch die Präpositionen, die mit diesen zusammengesetzt sind, mit einander verbunden werden, so kann das erste Substantive entweder mit einem Artikel, oder ohne einen Artikel stehen.

Z. E. Ein Mann von Verstande, oder Verstand, ein Mann zu Pferde, oder Pferd, ein Mann mit Geld, oder Geld, ein Mann für Geld, oder Geld, ein Mann aus Frankreich, oder Frankreich, ein Mann bey Hofe, oder Hofe, ein Mann nach Frankreich, oder Frankreich, ein Mann in Frankreich, oder Frankreich, ein Mann auf Reisen, oder Reisen, ein Mann über Land, oder Land, ein Mann unter Soldaten, oder Soldaten, ein Mann vor Gericht, oder Gericht, ein Mann hinter dem Ofen, oder Ofen, ein Mann neben dem Ofen, oder Ofen, ein Mann zwischen Thür und Angel, oder Thür und Angel, ein Mann durch Gewalt, oder Gewalt, ein Mann wider Willen, oder Willen, ein Mann ohne Geld, oder Geld, ein Mann um Geld, oder Geld, ein Mann an Geld, oder Geld, ein Mann gegen Geld, oder Geld, ein Mann wegen Geld, oder Geld, ein Mann von und zu Adel, oder Adel.

Mechanik, der Akustik und der Optik. Ferner Bessel-Bessel, Ges. Abh. Bd. III, S. 1 ff. Leipzig 1876. Bessel hat sich mit der Theorie des Pendels, der Bestimmung der Schwerkraft, der Theorie der Bewegung der Himmelskörper, der Theorie der Instrumente, besonders der Fernrohre, und der Theorie der Beobachtungen beschäftigt.

Gesetz, betreffend die Ein- und Ausfuhr des Viehes, vom 25. Juni 1869 (Bundesgesetzbl. S. 245) wird hiermit aufgehoben.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 7. April 1880.

(L. S.) Wilhelm.

Fürst von Bismarck.

Anhang.

Gesetzentwurf, betreffend die Ausdehnung des Gesetzes über die Verwendung der Ueberschüsse der Reichseinnahmen vom 29. März 1877.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen etc. verordnen im Namen des Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesrathes und des Reichstages, was folgt:

Artikel I.

Das Gesetz, betreffend die Verwendung der Ueberschüsse der Reichseinnahmen, vom 29. März 1877 (Reichsgesetzbl. S. 109) wird dahin abgeändert:

1) daß an Stelle des Betrages von 40 Millionen Mark der Betrag von 50 Millionen Mark tritt;

2) daß an Stelle des Betrages von 24 Millionen Mark der Betrag von 30 Millionen Mark tritt.

Artikel II.

Dieses Gesetz tritt mit dem 1. April 1880 in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 7. April 1880.

(L. S.) Wilhelm.

Fürst von Bismarck.

Hannöverisches Magazin.

23tes Stück.

Freitag, den 22ten März 1799.

Ueber die Nothwendigkeit physikalischer und mathematischer Kenntnisse in der Oekonomie.

(Schluß.)

Die Physiker haben theils um den so unsichern Muthmassungen des Landwirths in Ansehung der Witterung zu Hülfe zu kommen, theils auch zu andern Zwekken, gewisse Instrumente erfunden, welche die Beschaffenheit der Witterung, den Grad der Wärme und Kälte, die Menge der Feuchtigkeiten, trockne Luft, die Stärke der Winde, Regen und Schnee anzeigen. Diese sind: Hygrometer, Anemometer, Barometer, Thermometer und andere. Ihre Kenntniß und ihr Gebrauch sind dem Landwirth sehr wichtig, weil ihre Construktion auf unumstößlichen Gesetzen der Physik beruhet.

Es ist kein geringer Vortheil für den Landwirth, wenn er die gewonnenen Naturalien auch selbst zu bearbeiten und zum unmittelbaren Handel als Kaufmannswaare zuzubereiten versteht. Wenigstens wird er beim Verkauf seiner Produkte den Werth derselben besser und richtiger schätzen können, und sie nicht zu seinem Nachtheil zu wohlfeil wegschlagen. Hiezu gehört Kenntniß der Technologie, oder der Fabriken und Manufakturen überhaupt. Besonders muß der Landwirth mit dem Zustande der Fabriken und Manufakturen desjenigen Landes, worin er lebt, bekannt seyn, damit er wisse, welche rohe Produkte er am vortheilhaftesten für dieselben bauen könne, und von welchen Fabriken er den meisten Absatz zu hoffen habe. Findet er, daß diese oder jene Manufakturen in einem Lande besonders im Flor stehen, so muß er auf den Anbau solcher Dinge raffiniren, welche der Gegenstand derselben sind, und viele Hände beschäftigen. Wenn er das kann, und seinen Vortheil streng zu berechnen versteht, dann ist er auf dem sichern Wege ein wohlhabender Mann, und als ein solcher,

eine der ersten Stützen des Staats zu werden.

Daß eine solche Kenntniß der Technologie nicht ohne Mathematik erlangt werden kann, versteht sich schon von selbst. Denn alle die mannigfaltigen und oft sehr zusammengesetzten Maschinen und Einrichtungen beruhen auf mathematischen Grundsätzen, ohne welche es nicht möglich ist, auch nur die einfachste Maschine zu Stande zu bringen.

Durch mathematische Kenntnisse wird der Landwirth in den Stand gesetzt, den Werth seiner Grundstücke genauer zu bestimmen, zu vermessen und in Anschlag zu bringen. Hiezu nützt ihm besonders die praktische Geometrie, welche ihm das Aufnehmen seiner Grundstücke und Verfertigung guter und richtiger Karten davon, zeigt. Dadurch beugt er vielen Gränz- und andern Streitigkeiten mit andern Nachbarn vor, und ist im Stande Jedem das Seinige zu bestimmen. Drohen Überschwemmungen oder reißende Ströme, die eigenmächtig die Schranken ihrer Ufer überschreiten wollen, seinen Feldern und Wiesen, dann weiß er als ein erfahrner Wasser- und Deichbaumeister sie durch haltbare Dämme und Uferbefestigungen in seiner Bahn zu erhalten, und so Unglück und Schaden zu verhüten. Er bepflanzt die Ufer derselben mit solchen Sträuchern und Pflanzen, deren Wurzeln das Ufer fest machen, weil ihm schon aus andern Beobachtungen bekannt ist, daß dergleichen Pflanzen und Sträucher sich mit ihren Wurzeln dergestalt in einander verschlingen, daß sie kaum durch die größte Gewalt aus einander gebracht werden können.

Die Hydrostatik macht den Landwirth geschickt, seine vielleicht oft der Ueberschwemmung ausgesetzten Wiesen durch zweckmäßig angelegte Abzugskanäle zu verbessern, so wie auch durch eine ähnliche Vorrichtung Wasser nach dürren Aeckern hinzuleiten.

Nicht weniger unentbehrlich ist dem Landwirth, neben der Arithmetik und jener unschätzbaren von Thaer erfundenen Kunst, deren Nothwendigkeit ich nicht erst zu beweisen brauche, endlich die Kenntniß der Baukunst. Diese lehrt ihn alle zu seinem Gewerbe nöthigen Gebäude und Einrichtungen zweckmäßig anzulegen und auszuführen, ihnen die gehörige Verbindung mit einander zu geben, und sie auch noch für die Nachkommen dauerhaft zu machen. Kurz, die Anwendung mathematischer und physikalischer Kenntnisse macht den Landwirth im eigentlichsten Verstande wohlhabend und zufrieden, und erhebt ihn dadurch weit über den bloßen Empiriker, der durch die Routine nach und nach doch nur den wenigsten Theil dieser Kenntnisse erwerben kann,

und daher oft Schaden und Nachtheil erleiden muß. Verbindet aber ein Landwirth beides, Theorie, d. h., alle die Kenntnisse, welcher ich im Vorhergehenden Erwähnung gethan, mit einer unverdrossenen Praxis, und läßt er sichs dabei angelegen seyn, mit dem Zeitalter an Kenntnissen fortzuschreiten: so ist er ein in jedem Betracht glücklicher Mann. Er pflegt seinen Geist im Schooße der Wissenschaften, und erhält seinen Körper durch stete Arbeit und Beschäftigung gesund. So lebt er mit der Ruhe eines Weisen, und mit stiller Resignation auf allen äussern Glanz und Prunk der großen Welt, dessen er nicht bedarf. — Und dreimal glücklich das Land, welches unter seinen Einwohnern recht viele solcher Landwirthe aufzählen kann, wodurch der ganze Stand geehrt und nach Verdienst belohnt wird!

Ist es dann wirklich so vortheilhaft, nach der Mode zu heirathen?

Zu den vornehmsten Ursachen der sittlichen Verschlimmerung unsers Zeitalters gehört unstreitig auch das Heirathen nach der Mode. Wie kann das jetzt lebende Geschlecht mit seiner nächsten Nachkommenschaft veredelt werden, wenn nicht bei der Wahl eines Standes, aus welchem die ersten Keime der allgemeinen Veredlung hervorgehen müssen, bereits mit auf Veredlung Rücksicht genommen wird? Die erste Erziehung des Menschen ist für die Bildung seines Characters auf die ganze Lebenszeit äusserst wichtig. Wo aber keine eheliche Glückseligkeit Statt findet — wie? sollte da eine gute Erziehung Statt finden? Entweder werden die aus einer Modeheirath entsprossenen Kinder gar nicht erzogen und gebildet, oder sie werden verbildet und schlecht erzogen. Denn, wem der eigentliche Zweck der Ehe — Glückseligkeit der Verehelichten und ihrer Kinder — nicht dann schon wichtig ist, bevor und indem er sein Ehebündniß schließt, der wird auch auf die rechte Erziehung der letztern wenig achten. Gleichwohl ist Erziehung der Kinder ein Hauptbestandtheil der Absichten dieses Standes und der Glückseligkeit, welche er darbietet. Denn dafür sind wir Menschen, daß wir nicht blos das Vergnügen meinen können, welches sinnliche Genüsse im Ehestande gewähren, oder daß wir nach Befriedigung des Triebes dazu uns weiter nicht um diejenigen bekümmern sollten, welche unserer Verbindung ihr Daseyn verdanken. Aus

diesen Ursachen hat auch die Bevölkerung der Welt, welche aus unregelmäßigen Umarmungen entspringt, so geringen Werth, weil sowohl manches uneheliche Kind durch Vernachlesung sein kurzes Leben wieder verliert, als auch die übrigen größtentheils aus Mangel der Erziehung für die Laster und für das Schwerdt der Obrigkeit erwachsen. — Eben das Verdienstliche und Edle, welches in einer guten Erziehung der Kinder liegt, überwiegt die Beschwerden derselben und der eigenthümlichen Lasten dieses Standes weit; und hier ist es, wo die vornehmste Quelle der ehelichen Glückseligkeit fließt. So darf man dereinst behaupten, daß in beiden Fällen die eheliche Glückseligkeit nur schwach seyn wird, wo entweder keine Kinder sind, oder wo die vorhandenen Kinder schlecht erzogen werden. Und eine allgemeine Erfahrung bestätiget diese Behauptung. — Ja; wie könnte eine Ehe glücklich seyn, bei deren Schließung man nicht auf persönliche Glückseligkeit, noch auf die künftige Glückseligkeit der zu erwartenden Kinder sieht? Dieses geschiehet aber nicht bei allen den Heirathen, die nach der Mode vollzogen werden. Hier ist Vermögen das Einzige und Alles, worauf die Ehelustigen Rücksicht nehmen. Hat die Braut nur eine ansehnliche Mitgabe, so kommt es auf die Beschaffenheit ihrer Person nicht an; alles andere sind Kleinigkeiten. Ist ihr Vermögen sehr beträchtlich: so wird sie selbst nur als eine kleine Beilage, die in vielen Fällen sogar unangenehm seyn mag, betrachtet. Der Mann will sich von dem Vermögen seiner Gattin entweder ganz ernähren, oder er will doch den größten Theil seiner Bedürfnisse davon bestreiten; unbekümmert darüber, daß vielleicht eine solche Umkehrung der Ordnung der Natur gefährlich werden könne. Da man nun nicht gern vom Capital, sondern viel lieber von den Zinsen desselben, lebt: so darf das Capital schon nicht ganz geringe seyn.

Um dieser Rücksicht willen heirathen Tausende, oft noch im hohen Junggesellenalter, welche ohne dieselbe gewiß nie die Reihe der Hagestolzen verringert haben würden.

Schon werden die Candidaten zu öffentlichen Aemtern durch Verspätung ihrer Beförderung, welche die Menge der Mitwerber nach sich zieht, vom Heirathen länger zurückgehalten. Nun haben sie zwar das Amt, was sie nähren soll. Allein, sie wollen sich es recht bequem machen — und nun geht eine neue Periode ihres Suchens nach einer reichen Erbin an. Ausnahmen finden immer daneben Statt; und es würde traurig für die Welt seyn, wenn sie nicht mehr Statt fänden. — Oft mögen daher dieselben Wirkungen ganz verschiedene Ursachen haben. Indessen sollte das,

was so oft Ausnahme ist, vielmehr Regel seyn! — In andern Fällen ist das Amt die Mitgabe. Eben so verkehrt! Wie es der Ordnung der Natur entgegen ist, daß die Frau den Mann ernähre; so ist es, nicht weniger gegen sie, daß der Ernährer das Mittel zum Ernähren aus der Hand derjenigen empfange, welcher er Unterhalt schuldig ist; dessen nicht zu erwähnen, daß allemal dieser Weg zum Amte einen schlechten Begriff von den Fähigkeiten und von der Wissenschaft des Candidaten giebt; sind auch solche Ehen gewiß höchst selten glücklich, wo die Gattin dem Gatten das Amt half. Der beständige Vorwurf: daß er, in der Natur das Haupt des ehelichen Verhältnisses und der Familie, durch diejenige Person zur Versorgung gelangte, welche die Hand der Natur ihm untergeordnet hat, dürfte nur gar zu oft die eheliche Glückseligkeit stören.

Ich will damit keineswegs behaupten, daß der weibliche Charakter keine Großmuth zulasse; damit würde ich den häufigsten erfreulichsten Erfahrungen widersprechen. Indessen scheue ich mich nicht, diese Behauptung in dem angezeigten bestimmten Falle völlig zu begründen. Immer bleibt der Mann, welcher so zu Amt und Würde gelangte, der Vasall und Lehnsträger seiner Frau; eine Sache, die das Weiberregiment unglaublich begünstigt und der Männerherrschaft den Dolch in die Brust stoßt. — Doch, wer achtet das, sobald die siegende Allgewalt der Mode gebietet? Man nimt das Amt fürerst an, unbesorgt, ob man auch hernach im Stande seyn werde, die eigenthümlichen Rechte des Mannes mit Würde und Weisheit zu behaupten: und so wird die Ehe gewiß unglücklich, blos aus dem einfachen Grunde, weil die Natur sich sehr ernsthaft rächt, sobald wir es wagen, ihren festen Gang zu stören, oder ihre Ordnung umzukehren.

Gleichwohl ist diese Art zu verfahren herrschender Geist unsers Zeitalters. Vermögen, reiche Mitgabe — dieses stehet einmal an der Tagesordnung: und nach der Tagesordnung richtet sich alles dergestalt, daß bereits ein gutes Herz und ein ansehnlicher Brautschatz als gleichbedeutende Ausdrücke gelten; womit man dessen, was noch wenigstens ein Bestandtheil einer glücklichen Ehe seyn könnte, auf die grausamste Weise spottet. Die Mitgabe gilt anstatt des guten Herzens, ja sie gilt weit mehr wie dasselbe. — Sobald ein Mann heirathen kann, so sucht entweder er selbst, oder andere suchen für ihn — oft ungebeten — eine reiche Gattin. Und, wie viele sind deren, die ganz ohne Amt und Versorgung nach einer solchen Gefährtin ihrer Tage einzig darum suchen und — wenn sie Leute darnach sind — auch finden, um sich von derselben ernähren zu lassen.

Es

Es soll damit nicht den armen Mädchen das Wort geredet werden. Armuth und Reichthum sind hier völlig gleichgültig. Denn beide sind oft mächtige Hindernisse glücklicher Ehen. Die Wahrheit liegt in der Mitte. So ist auch etwas Vermögen dem Anfange des ehelichen Verhältnisses gewöhnlich sehr ersprießlich; und ganz arme Ehegatten müssen nicht selten noch lange mit tausend Schwierigkeiten kämpfen, durch welche allein Vernunft, Beharrlichkeit und innige gegenseitige Liebe glücklich hindurchführen. — Es ist nur von Uebertreibungen die Rede. Uebertreibung im Heirathen nach der Mode ist herrschender Geist des Zeitalters. Dieser knüpfet so häufig das eheliche Band zwischen den seltsamsten Personen. Aeusserst ungleich an Körpergestalt und an Jahren und in Gesinnungen treten so Gatten in das eheliche Bündniß: und das Vermögen allein ebnet die auffallendsten Ungleichheiten a).

Sollte es nicht der Mühe werth seyn, über diesen Gegenstand einmal ernstlich nachzudenken und die Aufmerksamkeit des verständigen Lesers dieser beliebten und gelesenen Blätter auf denselben hinzulenken; zu einer Zeit, wo unglückliche Ehen und Ehescheidungen immer zahlreicher werden? Erregt auch dieser Aufsatz nicht große Sensation; so ist der Verfasser schon zufrieden, wenn er nur einige Aufmerksamkeit erwecket und würde es für den unerwartetsten, herrlichsten Lohn seiner Bemühung ansehen, wenn durch dieselbe die Zahl der unglücklichen Ehen auch nur um Eins verringert würde. — Es ist nicht schwer, nach reiflicher Ueberlegung zu finden, daß der Nachtheil, welchen das gewöhnliche Heirathen nach der Mode hervorbringt, die Vortheile weit überwiegt, welche vielleicht daraus entstehen mögen. Wie könnte dies anders seyn? Man übersieht ja gerade das, was zur glücklichen Ehe das Nothwendigste ist. Und dieses läßt sich auf folgende drei Stücke zurückführen: **Verstand, gute Gemüthsart und richtige Erziehung** b).

Ohne gesunden Verstand — wie könnte wohl Glückseligkeit in der Ehe Statt finden? Und doch — wie viele Candidaten des Eheslandes sehen nicht darauf, ob ein Mädchen Verstand habe! Welche Vorstellungen müssen solche von ehelicher Glückseligkeit haben! Die Folge zeigt es denn auch nur gar zu bald, daß man mit Gän-

a) Siehe götting. Taschenkalender 1789. die Monatsköpfe; besonders Nr. 5. 6. nebst der Erklärung S. 221, 222.

b) Gesundheit ist zwar auch nicht zu übersehen. Doch ist sie kein allgemeines Erforderniß. Sonst müßten alle Ungesunde nicht heirathen. —

Gänschen nicht sehr glücklich leben kann — was so leicht sich vorher denken ließ, daß man gewiß nicht nöthig hatte, diese Aufgabe durch eigne, oft sehr schmerzhafte, Erfahrung lösen zu lassen. —

Eben so wichtig ist eine gute Gemüthsart, ohne welche auch der höchste Verstand wenig Glückseligkeit verspricht: und es sind bekannte Wahrnehmungen, daß kluge Personen mit einem schlechten Herzen nur desto erfinderischer sind, einander das Leben peinlich zu machen. — Schon die Liebe — dieses erste Fundament der ehelichen Glückseligkeit — kann ohne gute Gemüthsart nicht herzlich, noch dauerhaft seyn.

Beides aber — Verstand und gute Gesinnung — müssen durch eine richtige Erziehung allererst ihre gehörige Bildung und ihren grösseren Werth empfangen. Ein natürlich guter Verstand und ein natürlich gutes Herz sind unverwerfliche und vortrefliche Anlagen zu guten und glücklichen Menschen. Wer weiß es aber nicht, daß der rohe Marmor von der Kunst erst seinen rechten Werth erhält? Der Marmor muß behauen, die menschlichen Anlagen müssen gehörig entwickelt werden. Die Erziehung thut Wunder auf beiden Seiten: sie bildet die kleinsten Anlagen herrlich aus und macht aus den rohesten Kindern die wohlgezogensten, edelsten Menschen: aber sie verbildet auch die besten Anlagen und verwischet die schönsten Züge von Edelsinn und Glückseligkeit. — Beklagenswürdiger Mann, der einem unerzogenen, verbildeten Mädchen die Hand bietet! Nun ist es zu spät, seine Gattin nachzubilden; die ersten üblen Eindrücke gingen zu tief, ihre Spuren sind unauslöschlich; er muß den Plagegeist so behalten, wie er ist. —

Eine richtige, das heißt eine für Mädchen gehörige zweckmäßige Erziehung, ist von unglaublichem Werthe. Wie manches Mädchen wird erzogen, aber nicht richtig — nicht so, wie es seine Anlagen, sein Stand und seine übrigen Verhältnisse erforderten. Nun muß es Zeitlebens die traurigsten Folgen davon theils selbst empfinden, theils durch sich über seinen Gatten verbreitet sehen. — Daher rührt es häufig, daß Personen von Stande und von den besten Aeltern unter ihren Stand, in welchen doch die Geburt sie erhob, heirathen müssen. Und, welch ein großes Hinderniß der glücklichen Ehe ist Ungleichheit des Standes! — Kann man es aus diesem Grunde den jungen Männern verdenken, die Mädchen von funfzehn bis achtzehn Jahren zu Gattinnen sich wählen und sie sich selbst für das Glück ihrer Ehe erziehen? Was anders bewog sie hiezu, als die gegründete Besorgniß,

unter den völlig erwachsenen Mädchen ihrer Bekanntschaft keine zu finden, welche durch richtige Erziehung die wichtige Fähigkeit den Gatten glücklich zu machen erhalten habe? Und, wenn man umherblicket in die Mädchenwelt vom sogenannten bon ton — wie kann man Besorgnisse dieser Art unnatürlich und übertrieben finden c)? Immer ist nur in solchen Fällen dem erziehenden Gatten das erforderliche Talent zur glücklichen Ausübung seiner Kunst zu wünschen — da diese Periode und dieses Verhältniß des Zöglings gegen den Erzieher der Kunst noch mehr zu schaffen machen.

Der Schluß folgt künftig.

c) Siehe neues hannöverisches Magazin 1798. St. 85., Gedanken die zu frühe Einführung junger Frauenzimmer in Gesellschaften betreffend.

Vom Einpöckeln des Schweinefleisches.

Von Speckschweinen werden, da die Seiten ganz bleiben und in den Rauch kommen, Füße, Ohren, Schnauße, Kopf, auch Stücken aus dem Rücken in die Pöckel gelegt, wenn man anders diese Theile nicht, ausser dem Kopfe, zu einer Gallerte gebrauchen will. Von andern Schweinen, die man nur zum Kochfleische haben will, werden alle Theile, wenn sie nicht zum Räuchern bestimmt sind, und zwar in großen Stücken in die Pöckel gelegt. So läßt man z. B. die Vorder- oder Hintervierte, oder die Schinken, ganz.

Beim Einpöckeln des Schweinefleisches verfährt man eben so wie beim Einpöckeln des Rindfleisches. Man muß ebenfalls Salpeter unter das Salz thun, damit das Fleisch davon schön roth werde. Man pflegt auch wohl die Schinken, die man nicht aus dem Rauche, sondern aus der Pöckel essen will, mitten unter das Pöckelrindfleisch in verspundeten Fässern mit einzulegen, um solche recht wohl behalten noch in der späteren Jahrszeit wohlschmeckend genießen zu können. Dasjenige Schweinefleisch, an welchem viele Knochen befindlich sind, hält sich in der Pöckel nicht so lange, als dasjenige, welches keine Knochen hat, daher muß man die Verspeisung dieses Fleisches, welches man auch gemeiniglich das kleine Fleisch nennt, nicht zu weit im Jahre hinaus verschieben. Es kommt überhaupt keine Fleischart in der Pöckel der Dauer des Rindfleisches bei, weshalb es sehr wohlgethan ist, wenn man Schinken oder Vorderviertel von Schweinen unter das Pöckelrindfleisch eingepackt hat. Dieses Fleisch wird man denn, wenn die zugespündeten Fleischfässer im Sommer geöfnet werden, eben noch so frisch und wohlschmeckend, als das Pöckelrindfleisch, finden.

Hannöverisches Magazin.

24tes Stück.

Montag, den 25ten März 1799.

Ist es denn wirklich so vortheilhaft nach der Mode zu heirathen?

(Schluß.)

Wer nach der Mode heirathet, der setzt gewiß seine künftige eheliche Glückseligkeit auf ein sehr hohes und sehr gefährliches Wagespiel. Macht denn Vermögen allein glücklich? Das ist doch eine der alltäglichsten Fragen, deren Beantwortung nur wenig Anstrengung fordert. Es würde höchst sonderbar scheinen, daß man von dieser eingestandenen Wahrnehmung so wenig Gebrauch macht, wenn es nicht bekannt wäre, wie oft die Menschen ihrer eignen besten Ueberzeugung entgegen handeln. Die nicht unbekannten Erfahrungen von tausend nach der Mode geschlossenen Verbindungen bestätigen dieses. Vermögen, Wohlstand, Ansehn und Rang — diese schönen Anlagen zu einer glücklichen Ehe, wo alles auf beiden Seiten gleich ist — vereinigen sich oft sehr erwünscht: aber, das Schönste — Glückseligkeit der Ehe — sucht man da vergebens. Eben die zu heftige Begierde nach Vermögen blendete dem Freier das Auge gegen alle die sichtbaren Hindernisse seiner glücklichen Ehe; und nun hat er gefunden was er suchte — aber auch zugleich, was er nicht suchte und nicht verlangte — eine Gattin, welche ihn nicht glücklich machen kann, und an welche er nun durch Fesseln, die er sich selbst freiwillig anlegte, gebunden ist. — Was hilft da doch alles Vermögen? Trauriger Anblick so vieler Gatten, die der Eigennutzen und die Mode verbanden, die entweder sich zur Qual verbunden zu seyn scheinen, oder deren Kaltsinn gegen einander doch deutlich genug verräth, daß sie nicht für einander paßten. Doch, gesetzt auch, das Vermögen, machte einen wesentlichen Theil der ehelichen Glückseligkeit aus — welches noch erst bewiesen werden muß — wie verlierbar ist dieser Bestand-

theil der Glückseligkeit! Und wehe dem, der nur diesen einzigen hätte! Eine reiche Gattin, vielleicht im Glanze erzogen und im Ueberflusse erwachsen, wird diese gewohnte Lebensart auch im ehelichen Verhältnisse fortsetzen wollen; vielleicht nun, da sie eine bedeutendere Rolle, als im jungfräulichen Stande spielt, mehr, als jemals im Glanze eine gewisse Größe suchen und um ihres eingebrachten Vermögens willen das unbezweifelteste Recht dazu zu haben glauben. Wie wenig reichen dazu oft die Zinsen ihres Capitals mit den Einkünften ihres Gatten hin? Selten ist auch eine glänzende Lebensart einer guten Einrichtung des Hauswesens sehr vortheilhaft, selbst wenn ein im Ueberflusse erzogenes Frauenzimmer gehörig zur richtigen Führung desselben angeleitet worden wäre, welches nicht häufig zu seyn pflegt. Wie bald werden Zinsen und Capital einer üppigen Gattin, die zumal nichts von vernünftiger Einrichtung des Hauswesens versteht, auch nicht Lust hat sich um solche Dinge, die sie unter ihrer Würde hält, zu bekümmern — zusammen schmelzen! — Vor diesem Erfolge können keine noch so beträchtlichen Massen von Reichthum sichern, wenn dieselben auch bis zu Tonnen Goldes reichten — und eine verschwenderische Frau kann den Mann weit früher arm machen, als ein verschwenderischer Mann Dürftigkeit über seine Gattin bringen wird, so lange diese noch daneben Ordnung hält und spart. — Hiezu kommt nun noch der sehr mögliche Fall, da man durch Unglücksfälle, Concurse von Schuldnern, an welche kein Mensch dachte, weil sie durch einen täuschenden Prunk ihren Credit zu erhalten wußten — und die in einem Zeitalter, wo der Luxus sein Haupt höher, als jemals, erhebt, gar nichts seltenes sind — durch Ereignisse und Umstände, woran die Gattin unschuldig ist, sein Vermögen beträchtlich verringert siehet.

Wie dann: wenn dies eingebüßte Vermögen unser ganzes eheliches Glück zugleich mit zerstörte? Unglückliche Gattin, der das begegnet! Selten wird der Ehegatte Ueberwindung und Billigkeit genug besitzen, sie, die doch an solchen Einbüßungen ganz unschuldig war, es nicht entgelten zu lassen — weil nun ihre Blöße und Armuth an bessern Vorzügen, nicht mehr gedeckt durch den Schimmer des Goldes, desto sichtbarer wird. Nun ist sie ihm auf einmal zuwider — die Person, welche er einzig um ihres Vermögens willen heirathete, da der nach Procenten angeschlagene Werth seiner Gattin dahin ist. Nun wäre er gern ihrer los, da sie jetzt nicht mehr ihn ernähren kann und da nun vielmehr er, von welchem jetzt die Natur ihre Rechte wiederfordert, seine Gattin ernähren soll. —

So

So vernachlässigt man auch durch das Heirathen nach der Mode seine eigne Bildung und Veredlung. Wir sind Menschen — das heißt, mit großen Anlagen zur Tugend und Vollkommenheit begabte Wesen. Unaufhörlich fortschreitende Bildung und Veredlung ist das höchste Ziel unsers Strebens. Wir mögen uns bilden und veredlen wollen oder nicht: so bleibt es doch ewig wahr, daß von unserer Bildung und Veredlung die höchste Glückseligkeit unserer Tage abhängt. Menschen, die ihre Bildung vernachlässigen, und den edlen Keim der Vervollkommnung in sich selbst absichtlich ersticken — sind verächtlich — es sey unter Stern und Krone, oder unter den armseligsten Lumpen. Dieses einzugestehn zwingt uns das Aller Herzen unauslöschlich eingedrückte höchste Sittengesetz und Gefühl von Recht und Unrecht. —

Aber — wie unaussprechlich verlieren wir auch an wahrer dauerhafter Glückseligkeit bei dem Mangel edler Gesinnungen! Und hievon hängt auch besonders das höchste Glück in der Ehe ab. Gatten, die recht glücklich leben sollen, darf dieser innere Werth nicht mangeln; oder, sie werden unglücklich in der Ehe seyn. Denn, die fortschreitende gegenseitige Bildung zur Tugend und Vollkommenheit macht unwidersprechlich die höchste Glückseligkeit ihrer Verbindung aus. Dadurch erhöhet sich jeder Genuß; dadurch verringert sich jedes Kummergefühl; dadurch schlingt sich das Band der Liebe um ihre Herzen noch fester. —

Wie können sich aber Gatten, die der Wind, daß ich so rede, zusammengewehet hat — an einander bilden? Werden sie sich nicht vielmehr an einander und durch einander verschlimmern? Werden sie einander nicht ihre schlechten Eigenschaften mittheilen? Dies ist eine sehr natürliche und gewöhnliche Wirkung des Heirathens nach der Mode. Die Menschheit verliert offenbar auch von dieser Seite durch den herrschenden Geist des Zeitalters: wie sie gewinnen würde, wenn diese verderbliche Mode abnähme. So aber ist es sicher, daß sie nur in den Fällen noch gewinnet, wo man nicht dem gewaltigen Zuge dieser Gebieterin folget, sondern auf die Neigung des Herzens und auf den Rath der Vernunft achtet — und auf die sittlichen Eigenschaften des Gatten hauptsächlich siehet. — Hier, und hier allein ist die Pflanzschule des Guten, wo die Menschheit gepflegt und durch deren Fortdauer gehindert wird, daß das Gute in der Menschenwelt ganz ausstirbt. —

Endlich handelt man auch durch das Heirathen nach der Mode sehr ungerecht gegen die Welt und Menschheit. Es fällt sogleich ins Auge, daß alle diejenigen, welche in der Wahl

ihrer Gattin einzig der Mode folgen, unbekümmert um die Welt nur für sich sorgen; wenigstens für sich zu sorgen glauben; obgleich damit in den mehrsten Fällen sehr schlecht für sie selbst gesorgt ist. — Man handelt unrecht durch unbesonnene Zurücksetzung so manches biedern Mädchens, welches Verstand, Gesundheit, gute Gemüthsart und edle Erziehung und kein anderes Verbrechen begangen hat, als daß es nicht reich ist. — Aus diesem bloßen Grunde wird so manches Mädchen vom Stande der reichen Bürgerin, oder gar der vermögenden Bäuerin nachgesetzt, welche aufgeblasen durch ihr Vermögen die Freier ihres Standes, mit welchen sie doch weit glücklicher, als mit Männern, für welche sie zu wenig Bildung haben, verachten und sich hinaufdrängen in die höheren Stände, während dem Jenen, deren Stellen sie einnahmen, nichts übrig blieb, als mit bescheidner Selbstverleugnung und Resignation die untersten Plätze einzunehmen, welche ihnen noch geboten werden und noch für sie etwa offen bleiben, nachdem die Stellen, welche ihnen mit Recht gebühreten, längst besetzt sind. — O! das Herz blutet dem Menschenfreunde, wenn er solche Mißverhältnisse, die gewiß nicht zum Glücke der Welt gereichen, wahrnimt! Nur die Folge rechtfertigt dann den Gang der Natur und rächt solche Ungerechtigkeiten, welche der Eigennutzen erfand, und welche die Mode heiligte — wenn auf beiden Seiten durch solche gewaltsame Umkehrungen ihrer Ordnung nur desto mehrere unglückliche Ehen entstehen. — Und ist nicht auch die Verschlimmerung unsers eignen Charakters Ungerechtigkeit gegen die Menschheit? Wenn das Vermögen allein die Wahl der Gattin bestimmt: so muß der Charakter darunter leiden. Wenn alles auf Eigennutzen berechnet ist: was für Folgen können da anders erwartet werden, als die, welche sich täglich ungesucht dem Auge darbieten? Uneinigkeit, Untreue, Hoffnung auf des andern Tod — dies sind die gewöhnlichen Wirkungen der Mode im ehelichen Verhältnisse in den vornehmsten Ständen und im Mittelstande. Wie traurig muß es da um das gegenseitige Lebensglück aussehen, wo solche Erscheinungen sich darbieten! —

Bedauernswürdige Kinder, welche durch solche Verbindungen ihr Daseyn empfangen! An Erziehung ist da wenig zu denken. Dagegen prägt sich durch den täglichen Anblick der lasterhaften Lebensart ihrer Aeltern dem jugendlichen Herzen der Eindruck des Bösen sehr früh und sehr tief ein: und dieselben Laster keimen und erheben sich zu seiner Zeit auch bei diesen, welche sie an so wichtigen Vorgängern mit dem wirksamsten Erfolge beständig wahrgenommen haben.

den. — Wenn man noch Ehrgefühl und Geduld hat: so ist die Hofnung der Auflösung einer so hassenswerthen Verbindung durch den bekannten Freund, der so manche Verwirrung ausgleicht und so manche Unregelmäßigkeit berichtigt — der Tod — oft noch das Letzte und Einzige, womit beide Theile sich trösten. Aber traurige Hofnung, die oft dann erst erfüllt wird, wenn es schon längst zu spät ist! — Und gewiß ist Trennung solcher Ehen, da beide Ehegatten — oder auch Einer — sich gegenseitig den Tod wünschen und einander zu überleben hoffen — weit besser, als deren Fortdauer. —

Dieses verstehet auch die lebende Welt vortreflich. Denn, in welchem Zeitalter waren Ehescheidungen wohl so häufig, als in dem gegenwärtigen? Die Ehe wird ja für nichts weiter, als für einen bürgerlichen Vertrag angesehen a); und schon ist die Welt so weit erleuchtet, daß man die Zuziehung eines Dieners der Religion zur Erhöhung der Heiligkeit dieses Bündnisses für sehr überflüssig und abgeschmackt hält, und daher die Abschaffung der Einsegnung des neuen Ehepaars durch den Prediger laut fordert b).

So handelt man endlich auch, ungerecht gegen die Menschheit durch das gegebene Beispiel im Heirathen nach der Mode. Der eine folgt dem andern. Die Beispiele des Unrechts und der Verkehrtheit finden tausend Nachahmer; und diese Nachahmung verstärkt sich durch den gewaltigen Trieb des Eigennutzens. Schon wirkt das Beispiel im Heirathen nach der Mode mit großer Gewalt und Schnelligkeit von oben herab bis in die niedrigsten Stände. Geld wird überall von Freiern gesucht; und Geld ist ihnen Hauptsache. Wer es nicht sucht, der wird für einfältig gehalten. Wer es findet, den preiset man in den ersten Wochen — da man noch nicht urtheilen kann — glücklich. — Hernach verstummt die Stimme des Lobpreisens von selbst, wo man der Erfahrung gar

zu

a) Zur Weisheit der republikanischen Aufklärung gehört auch, durch die neueste französische Mode sich auf gewisse Jahre zu verheirathen. Im October des politischen Journals 1798. unter den vermischten Nachrichten findet sich ein Beispiel eines französischen Ministers, der sich mit seiner Frau auf sechs Jahre verheirathet hat. S. 1096.

b) Der Vorschlag wurde vor mehreren Jahren bereits in einer sehr gelesenen Monatsschrift gethan. S. Zöllners Abhandlung: „Ist es rathsam, das „Ehebündniß noch ferner durch die Religion zu sanctiren?" Journal für Prediger XV. S. 175 f., welche eine treffende Widerlegung enthält.

zu früh ins Angesicht schlagen würde — indem der unglückliche Theil einsam sein Unglück beseufzet, oder, weil der Kummer so leserlich vor seiner Stirne geschrieben steht, daß er ihn durch Gold nicht wegzuwischen vermag. —

So war es nicht bei unsern ältesten ehrlichen Vorfahren. Bei den alten Germaniern mußte der Freier die Morgengabe bezahlen c). — Wir aber sind klüger geworden! — Gleichwohl wäre es zu wünschen, daß wir in vielen Stücken diesem unserm edlen Stammvolke, dessen wir uns nicht zu schämen brauchen, weniger unähnlich seyn mögten. So war den alten Deutschen auch nach ihres römischen Geschichtsschreibers Zeugnisse die Coquetterie — diese Pest glücklicher Ehen — unbekannt; und Keuschheit, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit waren ihnen desto bekanntere, eigenthümliche Tugenden d).

Doch, wieder zur Sache! — Es ist nicht zu streng geurtheilt, daß man durch das gegebne Beispiel gegen die Menschheit ungerecht handelt — in den Fällen nemlich, wo es in die Augen fällt, daß bei der Verbindung nicht die Braut, sondern ihr Geld gemeint war. Denn hier hat die Nachahmungssucht und die Begierde vornehm zu scheinen und nach dem guten Ton zu handeln, mehr Gewalt über den Menschen, als die zahlreichen Beispiele unglücklicher Ehen, welche die Mode schuf; die zur Warnung nicht hinreichen. — Sieht man dann, früher oder später, daß man unglücklich geheirathet hat: so bleibt nichts übrig, als die Beruhigung, wenn es eine ist — den guten Geschmack nicht verletzt, und nicht gegen die Mode geheirathet zu haben. —

Haßel. Müller.

c) Dotem non uxor marito, sed uxori maritus offert. Tac. d. M. G. c. 18.

d) Severa illic matrimonia. Nec ullam morum partem magis laudaveris, nam prope soli barbarorum singulis uxoribus contenti sunt, exceptis ad modum paucis, qui non libidine, sed ob nobilitatem plurimis nuptiis ambiuntur. ib.

Ueber

Ueber Kaffeesurrogate.

Mit Vergnügen werden von den mehrsten Lesern dieses Magazins die beiden Aufsätze gelesen seyn, welche kürzlich über Entbehrung ausländischer Bedürfnisse, besonders über den Gegenstand, durch den Gebrauch derer so glücklich ausgebreiteten allgemein nützlich gewordenen Kartoffeln, auch den ausländischen Kaffee zu entbehren, sie auch als Kaffee zu nutzen, erschienen sind.

Es gehet damit ganz gut, in mehreren hiesigen Haushaltungen, auch in der meinigen ist der Versuch nach Wunsch gerathen.

Eicheln statt Kaffee zu gebrauchen, empfohlen schon vor zwanzig Jahren einige Aerzte in öffentlichen Blättern, der Gesundheit wegen; jetzt spricht der theure Preis des Kaffees ein zweites Wort für die Eicheln.

Auch gelbe Möhren und rothe Carotten, auf die Art wie Zichorien gewürfelt geschnitten, getrocknet und wie Kaffee behandelt, sind als Kaffeesurrogat nicht ganz neu; besonders ist deren Gebrauch in Unterthüringen ziemlich allgemein.

In meinem Haushalte, worin nur des Morgens Kaffee getrunken wird, hat seit neun Jahren derselbe aus Eicheln (Eckern) und Möhren (Mohren, Wurzeln), jede zur Hälfte, bestanden. Die Eckern sind für sich allein gebraucht, etwas zu herbe, zu adstringirend, erfordern zu viel Süßigkeit, um den leider größtentheils gewohnten süßen Geschmack beim Kaffee hervor zu bringen; die Möhren aber allein sind etwas süß, zugleich aber ein wenig weichlich (labberich), oder haben Mangel an demjenigen wenig bitterlichen Geschmack, den man zugleich bei dem Süßeseyn gern im Kaffee hat. Beides mit einander aber, macht es einen sehr guten Kaffee.

Daß dieser zusammengesetzte Kaffee von halb Möhren und halb Eicheln gesund ist, davon überzeugt mich meine Erfahrung. — In den neun Jahren bin ich mit meiner zahlreichen Familie — auch meine Kinder, sogar die kleinsten, trinken von dem Kaffee — bei diesem Kaffee immer gesund gewesen.

Der Kaffee macht also in mehrem Haushalte eine ganz unbedeutende Ausgabe; nur mit einem Surrogate für den leider immer theurer werdenden Zucker will es noch nicht ganz glücken, und wenn mir die Summen, welche dafür ausgehen, im Lande behielten, ein

jedes

jedes Individium den grösten Theil des bisher dafür fortgegangenen Geldes in seiner Tasche behielte, so wie es für den Kaffee gar füglich schon geschehen kann; so würden wir viel gewonnen haben, und dadurch andern Bedürfnissen allgemein zu Hülfe kommen können, und selbst der Erziehung nicht die zweckmäßigen Hülfsmittel oft zu entstehen nöthig seyn. Leider sind ja fast alle Bedürfnisse in den letzten zehn Jahren so sehr gestiegen, daß es, besonders für den Stand der Dienerschaft des Landes, für den kleinen Rentier und den armen Stand, Stände, die ihre Einnahme nicht nach dem Steigen der Bedürfnisse steigen sehen, äusserst drückend ist, und ist allgemein ein gar wichtiger Gegenstand, in einem oder andern Bedürfnisse Ersparung der Art zu machen zu suchen, die dabei zugleich mit unserm und unsrer Nachkommenschaft physischem und moralischem Wohlstande zustimmt.

Ungleich stärkere Erweiterung der Bienenzucht gebe vielleicht ein Mittel ab, Honig für Zucker substituiren zu können.

Der vortrefliche Nahrungszweig, die Bienenzucht, sollte billig, meines Dafürhaltens, fast bei einem jeden Landprediger und Landschullehrer zuerst, und darauf unter dieser ihrer Leitung fast bei einem jeden Landmanne eingeführt und getrieben werden.

In meiner Küche wird zwar jetzt fast nichts wie Honig, kein Zucker gebraucht; allein, der Honig kostet hier das Pfund 6½ mgr. und ist im Gebrauche mit zwei Pfund Honig kaum so viel zu machen, als mit einem Pfunde Zucker; mithin ist auch der Honig jetzt sehr theuer.

Eine Art Syrup aus Gerstenmalz zu ziehen habe ich auch versucht, und gehet ganz gut; allein, der Himte Gerste kostet hier jetzt 34 mgr. bis 1 Thlr., ist also so theuer, daß darauf jetzt nicht viel zu rechnen stehet.

Zellerfeld.

C. H. Stünkel.
Eisenhüttenreiter

Hannöverisches Magazin.

25tes Stück.

Freitag, den 29ten März 1799.

Rettung der Kinderbälle.

Oder ein Paar Worte über den Aufsatz:
Ein Paar Worte über die sogenannten Kinderbälle.

(Siehe das 86te Stück dieses Mag. vom Jahre 1798.)

Die Aeusserung des Herrn Verfassers jenes schätzbaren Aufsatzes: daß er die Zweifel und Einwendungen, die man gegen seine Meinungen haben könnte, mit Vergnügen aufnehmen würde, bestimmt mich, einige Ideen über diesen Gegenstand hier öffentlich mitzutheilen. — Ob das lesende Publikum dadurch gewinnen wird? — wage ich nicht zu entscheiden. —

„Eine solche heftige Erschütte„rung des Bluts bei unsern „englischen und schottischen Tän„zen ꝛc. kann dem Körper des „noch im Wachsthume begriffe„nen Kindes unmöglich heilsam „seyn. —

Allerdings können diese Tänze dem gesunden Kinde heilsam seyn, weil sie den ganzen Körper in eine gleichartige Bewegung setzen *). Ein vortreffliches Mittel, die völlige Entwickelung der noch unentwickelten Theile zu befördern; und gerade eine solche wohlthätige Bewegung müssen die Kinder, vorzüglich weiblichen Geschlechts, im Winter gewöhnlich entbehren. Man sehe nur wie die mehrsten Kinder in dieser Jahrszeit den Tag hinbringen. Der Vor- und Nachmittag wird in der Schule ohne alle Bewegung, und in einer durch das Beisammensein mehrerer Kinder verdorbenen Stubenluft, zugebracht. Des Abends beschäftigt man sich mit Handarbeit, mit

*) Nur eine allgemeine und gleichartige Bewegung des Körpers, ist der Gesundheit zuträglich. Jede Bewegung, wobei nur einzelne Theile, oder ein Theil heftiger als der andere, bewegt wird, als beim Stricken, Spinnen ꝛc., ist schädlich. Das Schwingen (Swinging) der Engländer ist aus eben diesem Grunde die gesundeste Bewegung.

mit Kinderspielen, oder man geht mit der Frau Mama zum Thee. Die gewissesten Folgen einer solchen Lebensart sind, blasse kachektische Gesichtsfarbe, und eine Schwer- und Trägheit des ganzen Körpers. Es ist daher einleuchtend, wie äusserst zuträglich die Bewegung, welche unsere jetzigen Tänze gewähren, den Kindern seyn muß. Wirklich fühlen sich die Kinder auch wie neu geschaffen, wenn ihre, durch das fade Einerlei der Beschäftigung eingerostete Organe, durch einen raschen Tanz zu Zeiten geschmeidigt werden. Wenn auch hin und wieder eine kleine Unbändige so unmäßig im Genusse ist, daß sie nach dem Tanze keuchend und erschöpft auf einen Stuhl zurücksinkt, so ist eine solche kleine Ausschweifung bei einem gesunden Subjekte ohne alle nachtheiligen Folgen, für Entwickelung und Gesundheit. Eine Abweichung von der gewöhnlichen ordentlichen Lebensart, ist, wenn sie selten kömmt, unserer Gesundheit zuträglich. Zuweilen ein kleiner Rausch, oder ein rascher Tanz, bekommt vortreflich. Sie sind unserer Maschine ein Sporn und geben ihr Regsamkeit und neues Leben. Kommen indessen solche Ausschweifungen oft, so untergraben sie das Leben. Meine Leser mögen gefälligst bei dieser Gelegenheit Herrn Hufelands Buch, die Kunst das Leben zu verlängern, nachlesen.

„Die Nerven" — fährt unser Verfasser fort — „werden dabei (beim Tanzen) zu sehr „überspannt, als daß eine gänzliche Erschlaffung ausbleiben „sollte.

Die Nerven werden durch das Tanzen nicht im mindesten angegriffen (wenigstens durch das Tanzen auf den Kinderbällen nicht; das Walzen der Erwachsenen mag eine Ausnahme seyn). Die Rede ist doch nicht etwa von den Nerven derjenigen Muskeln, die beim Tanzen agiren? Diese sind ja schon unter den Muskeln mit begriffen. Der Herr Verfasser meint also das ganze Nervensystem, worauf aber meines Erachtens der Tanz weniger schädlichen Einfluß hat, als etwa eine Tasse lauwarmer Thee. Im Gegentheil, das Tanzen ist, als Bewegung des ganzen Körpers betrachtet, ein nervenstärkendes Mittel. — Nur Regsamkeit des jungen Körpers, und zu Zeiten eine Anstrengung desselben, die selbst bis zur Ermüdung gehen darf, schafft ihm Kraft und vollkommne Reife, und dem Nervensystem Festigkeit und Derbheit, mehr denn Kraftbrühen und die besten Mittel aus der Materia medica.

Ferner befördert das rasche Tanzen die allgemeine Ausdünstung, und dieses ist ein wichtiges Erforderniß, den Körper gesund zu erhalten. Wie viele Kinderkrankheiten entstehen nicht blos aus Mangel an der gehörigen Transpiration? Man denke nur an das bekannte häufige Uebel der Kinder,

der, die Mitesser (comidones, crinones), die all in Folge der vernachlässigten Hautkultur sind.

Selbst auf den Teint hat das rasche Tanzen zu Zeiten einen wohlthätigen Einfluß. — Ich kannte eine junge Dame, deren Teint an einigen Stellen durch eine wahre Desorganisation der Haut völlig verdorben war, alle äussere und innere Mittel halfen wenig. Das Uebel lag tiefer, wahrscheinlich war ein Fehler der Leber die Quelle desselben. Vom raschen Tanzen allein verspürte diese Dame die beste Würkung; ihr Teint wurde jedesmal nach einer solchen Tanzpartie um vieles besser. Diese Besserung stand mit dem vorhergegangenen Tanzen in auffallendem Verhältnisse; je rascher und anhaltender dieses war, je merklicher und dauerhafter war auch die Besserung.

Ich denke mir unsere englischen und schottischen Tänze als wahre Ersatzmittel der Gymnastik und der Bäder der Alten, welche letztere bei ihnen auch mehr im Gebrauche waren als bei uns. Ausserdem verlieren diese, dem Anschein nach für die Gesundheit gefährliche Tänze, schon dadurch vieles von ihren möglichen Nachtheilen, daß unsere Damen nicht mehr unter dem harten Drucke der Schnürbrüste seufzen, und durch Abschaffung der Hackenschuh sich von der unbequemen Nothwendigkeit befreiet haben, wie die Hühner auf den Zehen zu gehen. Vor dreißig Jahren durften freilich die Damen, in einer steifen Schnürbrust, mit hohen Stelzenschuhen und großen schwerfälligen steifen Röcken, nicht ohne bedenkliche Folgen für ihre Gesundheit, einen andern Tanz, als eine phlegmatische Menuet, oder Allemande, tanzen. — Preise Dich glücklich, Menschengeschlecht! daß jene Modepidemien, die Schnürbrüste, die Hackenschuh, der schottische Tanz, Dich nicht zugleich heimgesucht haben. Vereint führen sie Siechheit und Verderben mit sich.

Ich könnte noch manches Gute von unsern Modetänzen sagen, es liegt aber ausser den Gränzen meines Vorwurfs. Vielleicht mache ich zu einer andern Zeit den Panegyrikus dieser von so vielen verschrienen Tänze, und alsdann ein Mehreres.

Ehe ich aber weiter gehe, noch eine Frage. Was heißt das: „Die Nerven ꝛc. sind so sehr gespannt, daß „eine Erschlaffung erfolgen muß?"

In der thierischen Maschine sind ja die Nerven nicht wie Saiten auf einem Instrumente aufgespannt, die, wenn sie von dem Künstler straffer angezogen werden, als es die Zusammensetzung des Instruments zuläßt, den Wirbel desselben zurückschnellen, und sich dadurch völlig abspannen. — Nein, so hat die Natur ihre

Geschöpfe nicht geschaffen. Wahrscheinlich wollte der Herr Verfasser sagen: Die Nerven werden durch den zu starken Reiz kränklich reizbar.

Ueber den moralischen Schaden, den der Herr Verfasser als Folgen der Kinderbälle ansehen will, habe ich folgendes zu sagen:

Der Fleiß und die Thätigkeit werden freilich durch den Ball unterbrochen, vielleicht auch einige Stunden vor- und nachher; allein eine solche kurze Abmüssigung von Geschäften ist, besonders für Kinder, eher ein scientifischer Gewinn, als Verlust. Es giebt ja keinen so mächtigen Sporn zur Thätigkeit, als das Bewußtseyn nach der vollbrachten Arbeit, durch eine angenehme Zerstreuung sich erholen zu können. Man arbeitet alsdann so gerne, die Arbeit gelingt so wohl, und die Zeit während derselben fliehet auf dem leichten Fittig der frohen Erwartung so schnell und sanft dahin, daß man sich oft selbst wundert, der Vollbringung schon so nahe zu seyn. Ich war einst ein großer Freund vom Schauspiel; jedesmal wenn ich wußte, daß bald eins meiner Lieblingsstücke gegeben werden sollte, arbeitete ich in der Zeit mit doppeltem Fleiße, und alles gerieth mir vorzüglich. Der Gedanke an die angenehmen Stunden, die mir das Theater gewähren würde, wars, der meinem Thun einen besondern Schwung gab.

Vorzüglich aber ist dieses bei Kindern der Fall, diese sehen einem Vergnügen, welches sie erwartet, freudiger entgegen, als der erwachsene Mensch. Je jünger wir sind, je heiterer und schöner dünkt uns die ferne Zukunft, mit freudigem und und ungetrübtem Herzen sehen wir ihr daher in den Jahren der zarten Jugend entgegen. Dem reiferen Menschen aber erscheint die Zukunft deutlicher und weniger glänzend; daher entdeckt dieser nicht selten ihre Flecken und Schattenpartien, die sich dem kurzsichtigen jüngern Auge entziehen. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit unserm physischen Sehen. In der Jugend sind wir Myopen, im Alter werden wir Preßbyopen. —

Aus dem Gesagten erhellt zur Gnüge, daß die Kinderbälle von der Seite, den Fleiß und die Arbeitslust der Kinder eher anfeuern als behindern. Ich füge noch hinzu, daß der Termin zu diesen Lustpartien gewöhnlich nicht sehr lange vorher festgesetzt wird, und daß sie höchstens nur alle sechs oder vier Wochen einmal kommen. Indessen gebe ich gerne zu, daß vielleicht einige Familien hievon eine Ausnahme machen; diese sind allerdings zu tadeln, und ich wünsche ihnen durch die Rüge des Herrn X. Y. Z. völlige Bekehrung.

Den Hang, sich zu putzen und durch schönes Tanzen zu gefallen, der

durch

durch die Kinderbälle bei einigen Kindern vielleicht erweckt wird, sehe ich nicht, wie der Herr Verfasser, als einen giftigen Anhauch für den sittlichen Charakter derselben an. Meines Erachtens sollte man vielmehr diesen Hang auf eine vernünftige Art zu befördern suchen; denn was vermag wohl die äussere Schönheit eines jungen Mädchens mächtiger zu heben, als ein geschmackvoller Anzug, ein graziöser Anstand, (der ein Vorzug der guten Tänzerin zu seyn pflegt) und die Fähigkeit schön zu tanzen? — Kann nicht eben dadurch, daß einzelne von den Kindern sich im Tanzen so auszeichnen, daß sie Aufmerksamkeit erregen, bei andern, die vielleicht nicht so viele natürliche Anlage zum Tanzen besitzen, eine edle Nacheiferung veranlaßt werden, durch das Auszeichnen in andern Wissenschaften, mit ihren Gespielinnen wieder ins Gleichgewicht zu kommen? — Auf diese Art können diese Kinderbelustigungen sogar eine Quelle des Guten für die Kinder werden.

Was die männliche Jugend betrift, so kann ich mich nicht überreden, daß der Hang zum Kleiderputz, der ihnen, wie der Herr Verfasser glaubt, durch die Kinderbälle eingeimpft wird, sie in der Folge von vielen Beschäftigungen abziehen wird. Man betrachte nur die studirende Jugend auf Universitäten. Diejenigen, die ihren Leib auf Kosten ihres Kopfs putzen, sind gewöhnlich solche Jünglinge, die im Hause ihrer Aeltern wenig Gelegenheit und Mittel hatten, ihren angebohrnen Trieb zur Eitelkeit zu befriedigen. Da sie sich nun auf Universitäten gewöhnlich selbst überlassen sind, so hängen sie ungestört ihrer Eitelkeit nach; sie finden jetzt besonders Wohlgefallen an ihrem geschmückten Selbst, das sie sonst nie so elegant gesehen haben, und so artet diese Neigung schnell in leidenschaftliche Putzsucht aus. Angebohrne Anlagen und Neigungen flammen dadurch am leichtesten zu heftiger Leidenschaft empor, wenn diese lange Zeit unterdrückt waren, und auf einmal freies Feld gewinnen. So wird der sanfte Strom reißend und verheerend, wenn der Damm, der einige Zeit seinen Lauf gehemmt hatte, plötzlich durchbrochen ward. — Dieses könnte auf interessante Ideen über die Vorbereitung der Jugend zum Universitäts-Leben leiten. — Uebrigens weiß jeder, daß die mehrsten jungen Leute, die auf Universitäten nichts lernen, daselbst andere Störungen und Abhaltungen zu finden wissen, als den unschuldigen Kleiderputz; stieß auch einmal aus einer unschuldigen Handlung, durch mannigfaltig verwickelte Windungen, für einige Individuen ein Uebel, so darf uns ein solches einzelnes Beispiel die Handlung selbst nicht verdächtig machen, und uns für immer dagegen einnehmen. Wie wenig würde in

die-

diesem Leben für uns genießbar bleiben, wenn wir bei jedem Unternehmer mit einem schwarzen milzsüchtigen Mißtrauen uns ängstigen sollten? — Freude und Genuß, würden bald aus unserer Mitte fliehen, und uns ein schales trübseliges Leben zurücklassen.

Uebrigens fehlen viele unserer Sittenverbeßrer oft darin, daß sie mehr die Schatten- als die Lichtseite einer Handlung auffassen und darstellen. Gewöhnlich ist dieses Kränklichkeit und ein Zug von hypochondrischer Stimmung — Daher glückt diesen die Besserung des Menschen so selten. — Nie wird uns der gelbsüchtige Kranke, dem seine Krankheit die Gegenstände widrig gelb malt, überreden, daß die Farbe der Rose nicht schön sey. Wir werden nur mißtrauisch gegen ihn, und glauben ihm nicht, wenn er auch einmal recht siehet. — Sapienti sat.

Beitrag zu der Abhandlung im neuen hannöver. Magazin Stück 90. und 91., vom Jahre 1798.:

Wie ist den Cassendefekten und Unordnungen im Rechnungswesen möglichst vorzubeugen?

So manche wichtige Punkte der Verfasser obiger Abhandlung auch berühret hat; so ist doch dieser ungemein interessante Gegenstand bei weitem noch nicht erschöpft. Mögten doch edeldenkende Patrioten und thätige Sachkenner mehrere Scherflein in dieser Hinsicht zum gemeinen Besten beitragen! Dies würde, wenn auch nicht gleich, doch mit der Zeit; wenn auch nicht allgemeinen, doch wenigstens partiellen Nutzen schaffen. Vielleicht bedürfte es indessen nur jener Anregung, um eine Summe gemeinnütziger Bemerkungen darüber in Umlauf zu bringen. Hier also nur jetzt einen vorläufigen Beitrag.

Keinem Rechnungsführer bei einer nur irgend beträchtlichen Casse müßte, ohne besondere Erlaubniß von Seiten der höheren Behörde, verstattet seyn, sich in weitschichtige kostspielige Unternehmungen, z. B. Bauten u. dgl., einzulassen. Wie mancher Cassendefekt ist nicht bei der Gelegenheit entstanden, und wie manche Unordnung in der Rechnungsführung war nicht die nächste Folge davon! Es würde zu weit getrieben seyn, wenn hier ein ausschließliches Verbot Statt finden sollte.

sollte. Nein; so arg ist es damit nicht gemeint. Nach Befinden der Umstände mag, auf geschehenes Ansuchen und eingereichte Vorstellung des Rechnungsführers, die Erlaubniß von der höheren Behörde bewilligt werden. Allein bei dieser Bewilligung erfolge eine nachdrückliche Warnung vor Unrichtigkeiten und Unordnungen, und dabei kündige man ausdrücklich, eine, unter diesen Umständen durchaus nothwendige unvermuthete öftere Controllirung und Revision an, und — halte mit Strenge darauf.

Wie mancher Rechnungsführer ist durch den irrigen Wahn unglücklich geworden, als wenn eine in die Casse gelegte, wenn auch ganz vollgültige, Obligation, oder anderes Papier von Geldes Werth, den baaren Geldvorrath, der immer vorhanden seyn soll, ersetze! Ueber diesen und andre ähnliche Punkte, z. B. Anticipirung der Besoldung, Umtauschung der eingenommenen Geldsorten gegen andere, und zwar nur auf kurze Zeit, um entweder einem Freunde zu dienen oder ein Paar Procente dabei zu gewinnen u. dgl. m., müßte eine besondere Instruction bei dem Rechnungs- und Cassenführer gleichsam die Stelle der zehn Gebote vertreten. In einer solchen Instruction könnten noch manche andere nothwendige Belehrungen und Vorschriften aufgenommen, und der Beamte darauf beeidigt werden. Ob es wohl rathsam seyn dürfte, ihm darin auch zu sagen: daß, bei einer Untersuchung der Casse, jedesmal mit der Revision des baaren Geldvorraths oder Versiegelung desselben der Anfang gemacht, und dann erst zur Durchsicht der Rechnungen geschritten werden würde? Den Grund hievon entdeckt gewiß jeder leicht, der weiß, wie oft, während der mühsamen und Zeit wegnehmenden Revision der Rechnungen, wenn diese vorangeht, noch wegen des etwanigen Geldedefekts ein — leider! gewöhnlich nur temporairer — Rath geschaft wird, und leicht geschaft werden kann. — Auch in die äusserste Verlegenheit versetzt, sagte mir einst ein Cassenführer, meide ich Vorausnahme meiner Besoldung oder Antasten des Geldes in der Casse, und wäre es auch nur die unbedeutendste Kleinigkeit. Lieber borge ich bei einem Freunde oder anderswo, und ich habe leicht Credit, weil ich zur Stunde den Wiederersatz versprechen und auch leisten kann. Meine Casse correspondirt mit meiner Uhr. — Wohl ihm, dem auf diese Weise so ganz von Besorgnissen und Vorwürfen freien, sicher gehenden Manne! Sey sein Beispiel Muster für Alle!

Es ist durchaus nicht gut und hat oft nachtheilige Folgen, wenn man von Seiten der höheren Behörde die Geldsummen in einigen Cassen sich anhäufen läßt. Sie werden dadurch eine wahre Bürde des Cassenführers.

Wars

Warum sollte man ihn die überflüssig vorräthigen Gelder nicht, vor der Zeit des Abschluß- oder Ablieferungstermins, auf Abschlag schon in runden Summen von einiger Beträchtlichkeit abliefern lassen, und ihn gar dazu strenge anhalten? Der Postschein über die Absendung, oder die Bescheinigung über die Einlieferung, sind oft bessere Contente der Casse, als die Geldsummen selbst, und vermindern so manche Besorgniß und Verantwortlichkeit des Cassenführers. Doch, was läßt sich nicht noch mehr hierüber sagen!

Zweckwidrige Einrichtung der Rechnungen ist allerdings eine gefährliche Klippe, woran so mancher rechtliche strenge Ordnung liebende Mann mit seinem Rechnungswesen scheiterte. Auf gute Einrichtung von Rechnungen und Tabellen verstehen sich selten Geschäftsmänner. Man sollte verwickelte Rechnungen, Sachkennern, und zwar mehreren, zur Prüfung vorlegen, und von ihren verbesserten Proben könnte man alsdann die beste wählen und belohnen. Sollte dies nicht Stoff zu Preisfragen abgeben? Freilich müßte Anwendung auf ein gewisses Locale, Bedingung dabei seyn.

Mir fällt hiebei das Formular zu einer Wirthschaftstabelle ein, welches zwischen Zwölf bis Sechszehn Fuß in die Breite maß, bei Einem Fuß Länge. Es wurde mir zur Prüfung vorgelegt, und ich fand, daß eine Fläche von anderthalb Fuß Höhe und zwei Fuß Breite zu einem gleichen Formular völlig hinreichend war. Gerade so gehts mit vielen Rechnungen. Das Ganze beruht auf theoretischen Grundsätzen, die freilich fast noch gar nicht zur genauen Untersuchung und allgemeinen Kunde gebracht worden sind. Es erfordert ferner Uebung; allein wie wenige junge Cameralisten kümmern sich darum. Die Entwerfung eines zweckmäßigen Formulars zu einer Tabelle über gewisse Gegenstände, ist, meines Wissens, bis jetzt noch zu keinem Probestück beim Examen im Cameralfache benutzt worden. Ob dies so ganz überflüssig wäre? — Ueberflüssig weitläuftige, undeutliche und zu mühsame Rechnungen, mögen diese Frage beantworten.

Für jetzt diese wenigen Bemerkungen; vielleicht folgen ihnen noch einige andere mit der Zeit nach.

G * * *

* * r.

Hannöverisches Magazin.

26tes Stück.

Montag, den 1ten April 1799.

Fragmentarische Bemerkungen über den Ursprung, Wachsthum und Verfall der Ordalien des deutschen Mittelalters.

vom

Artillerie-Secretair D. Koppe.

Sicherheit des Einzelnen durch das Ganze war unstreitig der Zweck, welchen die bisher nur durch Familienbande an einander geknüpften Menschen, bei ihrer ersten Vereinigung in einen Staatskörper unter Gesetz und Oberhaupt zu erreichen strebten. Strafgesetze gegen die Stöhrer dieser Sicherheit waren die ersten Früchte des neuen Vereins; und der Kriminalprozeß die erste Beschäftigung des neugebildeten Richteramtes. Aber der Zweck der Staatsverbindung wurde nicht alsobald erreicht. Die gewaltsamen Stöhrer der Sicherheit im Staat, jetzt durch Gesetze zu strafwürdigen Verbrechern gestempelt und durch ein mächtigeres Band als das der Furcht vor der persönlichen Uebermacht des anzugreifenden Individui gezügelt, wurden darum nicht seltener, aber doch vorsichtiger. Die Bosheit begann im Finstern zu schleichen; der Frevler verbarg sich, weil seine persönliche Stärke vor der gegen ihn vereinigten Kraft der Gesellschaft verschwand. So erhielt der bis jetzt nur in Exekution gesetzlicher Strafen bestehende Kriminalprozeß einen neuen Zusatz, Untersuchung und Entlarvung des verborgenen Verbrechens und seines Urhebers.

Nach dem Geiste der die verschiedenen Nationen beseelte, war der Zeitpunkt sehr verschieden, in welchem das Problem, durch welche Mittel ein im Finstern schleichendes Verbrechen ans Licht zu ziehen sey, zuerst einer Auflösung bedurfte. Je größer die Energie, die körperliche Stärke, der Freiheitssinn eines Volks war, desto länger wurden Verbrechen öffentlich, im Gefühl der eignen Kraft, u. und gleichsam dem Gesetz zum

Trotz begangen; desto später bewog Furcht vor Strafen den Frevler irgend eine Maske zu suchen, die in seinen Augen allererst seinen Frevel ihm entehrend erscheinen ließ. Bei keinem Volke jedoch wurde der Richter, wegen dienlicher Mittel zur Entdekkung heimlicher Verbrecher so spät in Verlegenheit gesetzt, als bei den Deutschen. Fälle dieser Art wurden erst in der frühern Hälfte des sogenannten Mittelalters häufig genug, um die Frage zu veranlassen, wie man ihren gemeinschaftlichen Wirkungen begegnen könne; und das Mittel auf welches man hier wie bei allen Nationen celtischen Ursprungs gerieth, waren die Gottesurthel oder Ordalien.

Ein Institut, welches in der Geschichte des deutschen Kriminalrechts einen so wichtigen Platz behauptet, welches einer richtigen Kriminaljustizpflege in unserm Vaterlande so lange im Wege gestanden, die Verdammung so manches Unschuldigen, die Lossprechung so manches Schuldigen verursacht, und endlich die Einmischung des Clerus in weltliche Händel, folglich auch das Wachsthum seiner Macht und seines Ansehens so entschieden begünstiget hat — ein solches Institut verdient wohl, daß man seine Entstehung aus den ersten Quellen aufzuspüren und zu entwickeln suche. Und da stößt man denn bei dieser Untersuchung, wie bei hundert ähnlichen auf die so häufig in der Geschichte bestätigte Wahrheit, daß auch die Ordalien dem gemißbrauchten Christenthume das heißt Pfaffenthum des frühern Mittelalters ihr Wachsthum, ihr Ansehen, ja vielleicht ihren ersten Ursprung verdanken. In der That erweckt es ein unangenehmes Gefühl in der Brust eines jeden für Wahrheit und Menschenwohl lebhaft empfindenden Geschichtforschers, wenn er so häufig zu beobachten gezwungen wird, wie gerade die Religion, deren wohlthätiger Zweck nur durch ihre innigste Verbindung mit den Handlungen, den Privat- und bürgerlichen Verhältnissen des Menschen erreicht werden konnte und sollte, gerade durch eine solche Verbindung nur zu oft ihres Zwecks gänzlich verfehlte.

Es hat daher auch Schriftsteller gegeben, welche die historische Wahrheit ihrem Enthusiasmus für die christliche Lehre aufopferten, und um von dieser einen Vorwurf, der doch eigentlich nicht sie, sondern nur ihre Verfälscher trift, abzuwälzen, die Ordalien als bloße Ueberbleibsel des Heidenthums, welche der Christianismus freilich nicht frühzeitig genug auszurotten vermogte, keineswegs aber begünstiget habe, darstellten. Und in der That läßt sich nicht läugnen, daß auch bei den heidnischen Nationen des Alterthums schon Beispiele eines solchen Bestrebens, durch vermuthete übernatürliche Einwirkung der Gottheit die dem menschlichen Auge verborgenen Spuren begangener Verbrechen zu entdecken gefuns

funden werden. Als die Antigone, beim Sophokles, ihren erschlagenen Bruder zur Erde bestattet, und die, um dies zu verhindern gesetzten Wächter überlistet hat, so gehen diese in ihrer ersten Bestürzung zum Könige, betheuren ihre Unschuld, und erbieten sich, zum Beweise derselben glühendes Eisen in den Händen zu tragen oder durch flammendes Feuer hindurch zu gehen a).

Valerius Maximus erzählt von einer Vestalin, die, als sie einer Verletzung ihres jungfräulichen Gelübdes beschuldiget ward, vor den Augen des versammelten Volks sich reinigte, indem sie aus der Tiber Wasser in ein Sieb schöpfte, und in demselben es zum Tempel der Vesta trug b). Auch erzählt man von dem Bache Seix bei Ephesus, daß man ihn zum Beweise der verlohrnen oder bewahrten jungfräulichen Tugend gebraucht habe. Das Mädchen mit welchem man die Probe anzustellen für gut fand, wurde entkleidet in diesen Bach geführt. War sie schuldlos, so floß das Wasser in seiner gewohnten Ruhe fort, und benetzte kaum ihre Waden, war sie hingegen schuldig, so wuchs es — dies ist die Sage — mit ungestümem Brausen, und stieg bis zum Halse der Verbrecherin empor c).

Was unsere heidnische Vorältern, und überhaupt alle Nationen celtischen Ursprungs betrift, so glaubt unter andern der berühmte J. H. Böhmer d) auch bei diesen schon wirkliche Ordalien anzutreffen. Er beruft sich vorzüglich auf zwei Stellen alter Schriftsteller, namentlich die Verse beim Claudian

— — Galli —
Quos nascentes explorat gurgite Rhenus,
Quosque rigat retro pernicior unda Garumnæ e).

und die Nachricht beim Vellejus Paterkulus

Germanos lites armis discernere non jure terminare f).

Jene Verse des Claudians werden von den alten Commentatoren, welche bekanntlich eine ungemeine Behendigkeit in Erfindung angeblich historischer Notizen zum Behuf einer bequemen Interpretation dunkler Stellen besizzen, folgender Gestalt erklärt,

„es sey eine Sitte der celtischen Nationen gewesen, daß der Ehe-

a) Sophocl. Antigone vers 265 - 268. ex edit. Brunk. T. II.
b) Valer. Max lib. VIII., cap. 1. §. 5.
c) Achilles Tatius de amorib. Clitophont. et Leucippes L. IX.
d) In seiner Abhandlung de probat. in criminalib. spuria, in seinen exercitat. ad ff. T. IV. p. 144. seq.
e) Lib. II. in Rufin. vers. 112. seq.
f) Lib. II. cap. 118.

mann, welcher seine Frau im Verdacht eines Ehebruchs hatte, und das von ihr geborne Kind nicht für das seinige anerkennen wollte, dieſes Kind in einen Fluß geworfen habe, um durch den Umstand ob es schwimme oder zu Boden sinke, die Wahrheit ans Licht zu bringen."

Das wäre dann freilich eine Art von Gottesurthel gewesen.

Allein mich dünkt, die angezogenen Verse lassen sich bei weitem ungezwungener aus der ehemals bei den Esten und noch jetzt bei vielen wilden Völkern herrschenden Sitte erklären, ihre neugebornen Kinder in ein kaltes Flußbad zu tauchen, wodurch die gesunden gestärkt, die schwächlichen und kranken aber, zu ihrem eigenen und der Nation Besten je eher je lieber wieder von der Welt geschaft wurden!! Der Ausdruck „quos explorat" stimmt mit dieser Erklärung vollkommen überein, und um so mehr, als es sonderbar wäre anzunehmen, der Dichter habe ein ganzes Volk durch eine gerade nur dem Laster einiger Wenigen in der Nation entsprechende Sitte charakterisiren wollen.

In der angezogenen Stelle des Vellejus finde ich nicht die erste Spur der nachher als Gottesurthel gebrauchten gerichtlichen Zweikämpfe, sondern vielmehr nur in besonderer Rücksicht auf unsere Vorältern, eine Bestätigung des allgemeinen historischen Satzes daß der rohe Naturmensch die ihm wiederfahrnen Beleidigungen sowohl als seine Händel über Mein und Dein im Wege der Selbsthülfe und nicht im Wege Rechtens ausmacht. Entstand zwischen zwei Cheruskern oder Katten ein Streit über das Eigenthum eines Rindes oder Pferdes, so kämpften sie, und der Sieger führte das Thier heim, der Ueberwundene ließ es geschehen, nicht weil man glaubte, die Gottheit habe dadurch, daß sie ihn unterliegen ließ, die Rechtsfrage wer Eigenthümer sey, entschieden, sondern weil er sich genöthiget fand, dem Rechte des Stärkern nachzugeben.

Beim Tacitus, diesem Orakel der Sitten und Gebräuche unserer ältesten Stammväter, treffen wir von der Existenz eigentlicher Ordalien unter den Deutschen keine Spur an. Denn man muß sich sehr wohl hüten, mit diesem nicht die allerdings sehr häufig vorkommenden Orakel, zu verwechseln. Durch die Orakel wohin bei den Germanien die heiligen Loose, das Wiehern der weißen Rosse im heiligen Haine u. s. w. gehörte, sollte die Gottheit künftige Begebenheiten enthüllen, durch die Ordalien aber geschehene und nur den menschlichen Augen verborgen gebliebene Handlungen ans Licht ziehen.

Bei den Deutschen daher, wenn gleich bei andern heidnischen Natio-

nen

Sect. 1. Of the Original Weakness, and Corruption of Mankind.

Chap. 1. Of the Original Weakness of Mankind.

1. Of the Original Weakness of Mankind, and the Cause thereof.

2. Of the Original Corruption of Mankind, and the Cause thereof.

3. Of the Effects of Original Corruption.

4. Of the Effects of Original Corruption, continued.

5. Of the Effects of Original Corruption, continued.

6. Of the Effects of Original Corruption, continued.

7. Of the Effects of Original Corruption, continued.

8. Of the Effects of Original Corruption, continued.

9. Of the Effects of Original Corruption, continued.

10. Of the Effects of Original Corruption, continued.

11. Of the Effects of Original Corruption, continued.

12. Of the Effects of Original Corruption, continued.

13. Of the Effects of Original Corruption, continued.

14. Of the Effects of Original Corruption, continued.

15. Of the Effects of Original Corruption, continued.

16. Of the Effects of Original Corruption, continued.

17. Of the Effects of Original Corruption, continued.

18. Of the Effects of Original Corruption, continued.

19. Of the Effects of Original Corruption, continued.

20. Of the Effects of Original Corruption, continued.

21. Of the Effects of Original Corruption, continued.

22. Of the Effects of Original Corruption, continued.

23. Of the Effects of Original Corruption, continued.

24. Of the Effects of Original Corruption, continued.

25. Of the Effects of Original Corruption, continued.

26. Of the Effects of Original Corruption, continued.

27. Of the Effects of Original Corruption, continued.

28. Of the Effects of Original Corruption, continued.

29. Of the Effects of Original Corruption, continued.

30. Of the Effects of Original Corruption, continued.

31. Of the Effects of Original Corruption, continued.

32. Of the Effects of Original Corruption, continued.

33. Of the Effects of Original Corruption, continued.

34. Of the Effects of Original Corruption, continued.

35. Of the Effects of Original Corruption, continued.

36. Of the Effects of Original Corruption, continued.

37. Of the Effects of Original Corruption, continued.

38. Of the Effects of Original Corruption, continued.

39. Of the Effects of Original Corruption, continued.

40. Of the Effects of Original Corruption, continued.

41. Of the Effects of Original Corruption, continued.

42. Of the Effects of Original Corruption, continued.

43. Of the Effects of Original Corruption, continued.

44. Of the Effects of Original Corruption, continued.

45. Of the Effects of Original Corruption, continued.

46. Of the Effects of Original Corruption, continued.

47. Of the Effects of Original Corruption, continued.

48. Of the Effects of Original Corruption, continued.

49. Of the Effects of Original Corruption, continued.

50. Of the Effects of Original Corruption, continued.

51. Of the Effects of Original Corruption, continued.

52. Of the Effects of Original Corruption, continued.

53. Of the Effects of Original Corruption, continued.

54. Of the Effects of Original Corruption, continued.

55. Of the Effects of Original Corruption, continued.

56. Of the Effects of Original Corruption, continued.

57. Of the Effects of Original Corruption, continued.

58. Of the Effects of Original Corruption, continued.

59. Of the Effects of Original Corruption, continued.

60. Of the Effects of Original Corruption, continued.

61. Of the Effects of Original Corruption, continued.

62. Of the Effects of Original Corruption, continued.

63. Of the Effects of Original Corruption, continued.

64. Of the Effects of Original Corruption, continued.

65. Of the Effects of Original Corruption, continued.

66. Of the Effects of Original Corruption, continued.

67. Of the Effects of Original Corruption, continued.

68. Of the Effects of Original Corruption, continued.

69. Of the Effects of Original Corruption, continued.

70. Of the Effects of Original Corruption, continued.

71. Of the Effects of Original Corruption, continued.

72. Of the Effects of Original Corruption, continued.

73. Of the Effects of Original Corruption, continued.

74. Of the Effects of Original Corruption, continued.

75. Of the Effects of Original Corruption, continued.

76. Of the Effects of Original Corruption, continued.

77. Of the Effects of Original Corruption, continued.

78. Of the Effects of Original Corruption, continued.

79. Of the Effects of Original Corruption, continued.

80. Of the Effects of Original Corruption, continued.

81. Of the Effects of Original Corruption, continued.

82. Of the Effects of Original Corruption, continued.

83. Of the Effects of Original Corruption, continued.

84. Of the Effects of Original Corruption, continued.

85. Of the Effects of Original Corruption, continued.

86. Of the Effects of Original Corruption, continued.

87. Of the Effects of Original Corruption, continued.

88. Of the Effects of Original Corruption, continued.

89. Of the Effects of Original Corruption, continued.

90. Of the Effects of Original Corruption, continued.

91. Of the Effects of Original Corruption, continued.

92. Of the Effects of Original Corruption, continued.

93. Of the Effects of Original Corruption, continued.

94. Of the Effects of Original Corruption, continued.

95. Of the Effects of Original Corruption, continued.

96. Of the Effects of Original Corruption, continued.

97. Of the Effects of Original Corruption, continued.

98. Of the Effects of Original Corruption, continued.

99. Of the Effects of Original Corruption, continued.

100. Of the Effects of Original Corruption, continued.

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6. Fig. 7. Fig. 8. Fig. 9. Fig. 10. Fig. 11. Fig. 12. Fig. 13. Fig. 14. Fig. 15. Fig. 16. Fig. 17. Fig. 18. Fig. 19. Fig. 20. Fig.

im Mittelalter Gottes Urtheil über einen angeschuldigten Verbrecher herabrufenden Priester ein, zu glauben, daß die Gottheit nun wirklich sein Verbrechen oder seine Unschuld ans Tages Licht ziehen würde. Das Loos mußte ihm fallen, wie es das Interesse der Kirche heischte; hatte diese in einem besonderen Falle gar kein Interesse, so ließ man den blinden Zufall walten, und war in beiden Fällen der unbedingten Ehrfurcht des staunenden Laien gegen den Fingerzeig Gottes durch seiner Priester Hand gleich versichert.

Uebrigens scheint mir hier eine Bemerkung am rechten Orte zu stehen,

welche meines Wissens noch von keinem Bearbeiter dieser Materie gemacht ist; daß man den natürlichen, und mit dem gewöhnlichen Laufe der Dinge übereinstimmenden Ausgang der Gottesurthel in den meisten Fällen wider den Angeklagten, den anscheinend übernatürlichen aber für ihn deutete: gleichsam als ob die Priester eine thätliche Widersetzung eher um der Rettung als um der Verdammung eines Menschen willen, vor ihren Gewissen verantworten zu können geglaubt, oder der Lehre von Gottes Barmherzigkeit zu widersprechen gefürchtet hätten, wenn sie dem Volke nicht Gelegenheit geben zu glauben, daß dieser Gott lieber die Tugend als das

qu'elle eponsa successivement. Elle ne le fut pas moin par le malheur qu'elle eut d'etre accusée d'impudicité, et par la maniere eclatante dont elle justifia son innocence. On dit, que sa trop grande familiarité avec Alwin evêque de Winchester donna lieu à cette accusation. On ajoute qu'Edouart eut la foiblesse d'ecouter cette accusation portée contre la reine sa mere. Il fit plus. Cette princesse indignée d'une calomnie qui noirceissoit sa reputation n'en put souffrir la flestrissure, et, pour en lever tout le supçon, elle demanda d'etre admise à l'epreuve du feu appellée ordalion. C'etoit une maniere de justification qu'on pratiquoit alors comme on pratiquoit dans la suite celle de l'eau pour les sorciers, l'une et l'autre egalement temeraires et condamnables. La premiere etoit fort ancienne et, soit que le dêmon en fut l'auteur, soit qu'elle dût son etabliſſement, à ces fourbes, qui se jouent de la credulité du peuple, elle se pratiquoit parmi les payens, et l'histoire fait mention d'une ville, qu'elle nomme Feronie (au pied du mont Soracte) dont on disoit que les habitans avoient cette vertu miraculeuse, de pouvoir marcher pieds nuds sur des charbons ardens, sans se brûler. Quoiqu'il en soit, la reine voulut en passer par ce terrible examen et le faible monarque son fils n'eut point de honte de le permettre. Elle en sortit à son honneur, marcha pieds nuds sur les charbons allumés et n'en reçut point de dommage. Ainsi son innocence fut hautement reconnuie. On dit que l'evêque de Winchester refusa de subir la même epreuve, non parcequ'il se sentoit coupable, mais, parcequ'il ne vouloit point, disait-il, tenter Dieu et lui demander un miracle pour confondre ses accusateurs et justifier son innocence."

Ferdinand, von Gottes Gnaden, Erwählter Römischer Kayser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Hispanien, Hungarn, Böheim, Dalmatien, Croatien und Sclavonien König, Erz-Herzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgund, Steyer, Kärnten und Crain, Marggraf zu Mähren, Graf zu Tyrol, etc. etc.

Publication und Patent an Ihro, von Gottes Gnaden, Römisch-Kayserl. auch zu Hungarn und Böheim Königl. Majestät, Unsern allergnädigsten Herrn, wegen Verbesserung der Münz-Ordnung.

Hannöverisches Magazin.

27tes Stück.

Freitag, den 5ten April 1799.

Fragmentarische Bemerkungen über den Ursprung, Wachsthum und Verfall der Ordalien des deutschen Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Mehrere höchst günstige, theils aus dem Nationalgeiste der Völker deutscher Abkunft, theils aus der juristischen Ungeschicklichkeit jener Zeiten, theils auch aus der Autorität der leider so oft gemißbrauchten Bibel selbst sich ergebenden Umstände, beförderten das Wachsthum der einmal eingeführten Ordalien gar sehr. Im Mosaischen Gesetze finden sich unläugbare Spuren einiger durch Moses selbst bei den Israeliten eingeführten Gottesurthel. So sollte ein des Ehebruchs von ihrem Manne angeklagtes aber nicht überwiesenes Weib, vor den Priester gebracht werden, der, unter mannigfachen Ceremonien und Beschwörungen, ihr geweihetes Bitterwasser zu trinken gab, und aus dem Umstande, ob nach dem Genusse desselben ihr Leib schwoll oder nicht, sie schuldig oder unschuldig erklärte a). So sollte man einen muthmaaßlichen Dieb ins göttliche Heiligthum führen, und seine Schuld oder Unschuld auf dem Ausspruche der Gottheit beruhen lassen b). So wurden die heiligen Loose gebraucht, um den Urheber des, unter Josua, an der babylonischen Beute verübten Diebstahls zu entdecken, und Achan den das Loos traf, zum Tode verurtheilt c). Es gehört für unsern Zweck nicht, zu untersuchen, ob dem israelitischen Gesetzgeber bei diesen Verordnungen, die Idee vorschwebte, den ohnehin schon sehr großen Einfluß des Priesterstandes in die Privatangelegenheiten des Volks dadurch zu vermehren, oder ob er vernünftig genug war,

a) 4. B. Mos. 5., 19 ff.
b) 2. B. Mos. 22., 8. — 9.
c) Josua 7.

war, die Wirkung der von ihm vorgeschriebenen Gottesurthel, auf den Aberglauben des Volks nur in sofern zu berechnen, daß dadurch der wirkliche Verbrecher zu einem freiwilligen Geständnisse seiner Missethat veranlaßt werden mögte; genug diese Ordalien des alten Testaments, deren unmittelbar göttlichen Ursprung man damals noch nicht zu bezweifeln wagte, waren ein neuer Deckmantel, unter dem die politischen Absichten der deutschen Priester sich verstecken, und ein Beweisgrund mehr, durch welchen die Unaufgeklärten des Volks überzeugt werden konnten, daß derselbe Gott, welcher zu Moses und Josuas Zeiten das Verbrechen ans Licht gezogen hatte, auch jetzt ihnen als Christen seinen Ausspruch nicht versagen werde.

Der dem historischen Mittelalter überhaupt als allgemeiner Charakter anklebende Sinn fürs Wunderbare und Uebernatürliche darf gleichfalls als ein wesentlicher Beförderer der Ordalien nicht ausser Acht gelassen werden. Unmittelbarer Einfluß der Geisterwelt und namentlich der Heiligen auf menschliche Schicksale, Wunder und Zeichen aller Art gehörten damals so sehr zur Tagesordnung des menschlichen Verstandes, und wurden durch priesterliches Interesse so unglaublich vervielfacht, daß ein Zweifler in diesem Punkt für einen Wahnwitzigen oder einen gotteslästernden Frevler gehalten worden wäre. Wenn nun aber das Zeitalter von einem Wunder auf das andere schloß, wenn es nicht zweifelte, daß der Gott, der durch seine Heiligen in so vielen Mirakeln sich täglich verherrliche, auch zur Entdeckung und Bestrafung der Verbrechen, an einem unmittelbaren Eingriff in dem Lauf des Schicksals es nicht werde ermangeln lassen, so war in dieser Schlußart offenbar nichts falsch, als die zweite Prämisse; und diese Unrichtigkeit dieser Prämisse allgemein einleuchtend zu demonstriren. Das ist ja selbst der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts bis jetzt in unserm deutschen Vaterlande unmöglich gewesen.

Auch der so stark hervorstechende Krieger- und Ritterssinn der Zeitperiode, in welche der Gebrauch der Ordalien vorzüglich fällt, trug zu ihrem Wachsthume das Seinige bei. Gar zu natürlich und dem noch in der Wiege schlummernden Menschenverstande gar zu angemessen ist die Vorstellung, daß der Liebling des Volks, der Tapfere, auch ein Liebling der Gottheit, und als solcher ohne Makel seyn müsse: gewissermaaßen liegt etwas Erhabenes und Großes in dem Volksglauben der die Deutschen überzeugte, daß gekränkte Unschuld im Kampf nicht unterliegen und der größte Vorzug, den jenes Zeitalter kannte, Tapferkeit und siegende Stärke nicht eine Eigenschaft des entschiedenen Verbrechers seyn könne.

Als

Gott, und dem Mammon dienen. Darum sage ich euch: Sorget nicht für eure Seele, was ihr essen oder trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht die Seele mehr denn die Speise, und der Leib mehr denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuren, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch. Seid ihr nicht viel mehr denn sie? Wer ist unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget? Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde an, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch aber, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als deren eine. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er nicht viel mehr euch kleiden, ihr Kleingläubigen? Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr solches alles bedürfet. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Darum sorget nicht für den andern Tag; der andere Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag sein eigen Übel habe.

Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Denn mit welchem Gerichte ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welchem Maß ihr messet, wird euch gemessen werden. Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und nimmst nicht wahr den Balken in deinem Auge? Oder wie darfst du sagen zu deinem Bruder: Halt still, ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen, und siehe, ein Balken ist in deinem Auge? Du Heuchler, ziehe zuvor den Balken aus deinem Auge, und alsdann besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest.

Gebet das Heiligtum nicht den Hunden, und werfet eure Perlen nicht vor die Säue, auf daß sie dieselbigen nicht zertreten mit ihren Füßen, und wenden sich und zerreißen euch.

Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer da bittet, der empfähet; und wer da suchet, der findet; und wer da anklopfet, dem wird aufgetan. Oder welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet um ein Brot, der ihm einen Stein dafür biete? Oder so er ihn um einen Fisch bittet, der ihm eine Schlange dafür biete? So nun ihr, die ihr arg seid, wisset euren Kindern gute Gaben zu geben, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel denen gute Dinge geben, die ihn darum bitten?

Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch. Das ist das Gesetz und die Propheten.

Gehet ein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis abführt, und ihrer sind viele, die darauf wandeln. Und die Pforte ist eng, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und wenige sind ihrer, die ihn finden.

Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln? Also ein jeglicher guter Baum bringt gute Früchte, aber ein faul Baum bringt arge Früchte. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, auch kann ein faul Baum nicht gute Früchte bringen. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Darum an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Nicht ein jeglicher, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich kommen, sondern der den Willen tut meines Vaters im Himmel. Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt? haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? haben wir nicht in deinem Namen viele Taten getan? Und dann will ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt; weichet von mir, ihr Übeltäter!

Wer diese meine Rede hört und tut sie, der ist einem klugen Manne gleich, der sein Haus auf einen Felsen baute. Da nun ein Platzregen fiel und kamen Wasserströme und wehten die Winde und stießen an das Haus, fiel es doch nicht; denn es war auf einen Felsen gegründet. Wer aber diese meine Rede hört und tut sie nicht, der ist einem törichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand baute. Da nun ein Platzregen fiel und kamen Wasserströme und wehten die Winde und stießen an das Haus, fiel es und tat einen großen Fall.

Spittler, in einem seiner Meisterwerke e) sagt, daß die Unmöglichkeit unter zerstreut lebenden Menschen immer erst sieben Zeugen zusammen zu treiben, besonders in wichtigeren Fällen, den Gebrauch der Gottesurthel empfahl, da der Richter, der keine Untersuchungskunst verstand, und freie Menschen, die ihre Freiheit fühlten, nicht nach willkührlichem Gutdünken ohne allgemein fühlbare Evidenz richten durfte, kein anderes Mittel hatte, als den Himmel entscheiden zu lassen, oder das Anerbieten zu ergreifen, daß eine von beiden Partheien that, ihr Recht durch den Ausgang eines Zweikampfes oder irgend eines anderen Gottesurthels zu beweisen.

In der That hat auch selbst jenes in der Brust unserer Vorfahren stets so rege und wirksame Freiheitsgefühl den Ordalien einen mächtigen Vorschub geleistet. Und, wenn wir von der damals unter der Laienklasse des Volks allgemein anerkannten Untrüglichkeit der Gottesurthel ausgehen, so liegt etwas sehr Großes und Erhabenes in der Vorstellung, daß der freie deutsche Mann, nicht vor dem, mannigfaltigen Irrthümern unterworfenen Ausspruche des irdischen Richters, der ein Mensch war wie er, sondern nur vor dem Urtheile seines Gottes sich beugte.

Ob von den Päbsten selbst der Gebrauch der Ordalien jemals gesetzlich gebilliget, oder nur als ein der Kirche vortheilhafter Mißbrauch tolerirt, oder anhaltend gemißbilliget, und nur durch die Connivenz des subordinirten Clerus beibehalten worden sey — dies ist eine historische Frage, welche zu einer weitläuftigeren Discussion, als der Zweck dieser Blätter mir verstattet, sich allerdings wohl eignen mögte. Zwar dürfte allerdings — die Sache a priori betrachtet — es sonderbar scheinen, wenn das Oberhaupt der Kirche eine Sitte nicht thätig begünstigt haben sollte, von welcher für die Bereicherung dieser Kirche sowohl als den Ehrgeiz ihrer Vorsteher so viel zu erwarten war, und würklich geleistet wurde. Man weiß aus tausendfältigen Beispielen, wie sorgfältig und planmäßig die römischen Bischöfe alles benutzten, wodurch nur irgend jenen beiden Punkten den einzigen um welche sich ihre Regierungssorgen dreheten, Vorschub geleistet werden konnte. Allein wenn man bedenkt, daß die wichtigsten der Kirche aus den Ordalien erwachsenden Vortheile unmittelbar in der Regel dem subordinirten Clerus, und erst mittelbar dem geistlichen Oberhaupte desselben zufloßen, wenn man sich aus der Geschichte erinnert, daß dieses geistliche Oberhaupt seine Herr-

e) In seiner Geschichte des Fürstenthums Calenberg. Th. I. S. 39.

deo). Eben so wenig kann der historische Umstand, daß Gregor VII. im Jahr 1077. durch das Gottesurthel der Eucharistie von dem Verdacht eines unerlaubten Umganges mit der schönen Mathilde sich öffentlich zu reinigen für gut fand p), gegen den oben von mir aufgestellten Satz beweisen. Ganz etwas anders ist es eine herrschende Gewohnheit gesetzlich authorisiren, und sich derselben etwa in irgend einer Verlegenheit, aus politischen Absichten, zu seinem Vortheil bedienen. Das letztere war hier der Fall. Gregor wagte alles, wenn er nicht dem Clerus die Zunge band der wegen des von ihm eingeführten Cölibats seine in den Armen der schönen Mathilde genossenen Privatfreuden mit doppeltem Neide betrachtete. Dies geschah am füglichsten durch ein Gottesurthel; denn der Clerus, wenn er gleich vielleicht die Unzulänglichkeit dieses Beweises fühlte, war gezwungen ihn um der Vortheile willen, gelten zu lassen, die ihm selbst täglich aus ähnlichen Beweisen zuströmten.

Da nun übrigens von einem jeden durch Ordalien zu führenden Kriminalbeweise, von der Gottheit ein Ausspruch über Schuld oder Unschuld erwartet ward, so nahm natürlich ein jeder solcher an und für sich juristischer Actus die Natur einer Religionshandlung an. Jedesmal mußte die Gottheit, durch den Mund ihrer Priester um ein Urthel gebeten, jedesmal der Körper, aus dessen physischen Wirkungen jenes Urthel abstrahirt werden sollte, durch Priesterhand geweihet und mit besondern Formeln beschworen werden, um ihn einer übernatürlichen Darstellung des Fingerzeigs Gottes fähig zu machen. Daher pflegten alle solche Handlungen gewöhnlich mit einer Messe und andern gottesdienstlichen Ceremonien eröfnet zu werden: dann folgten die Beschwörungsformeln, welche natürlich, nach den verschiedenen Arten des vorzunehmenden Gottesurtheils variirten q). Dann trat der Angeklagte hinzu und unterwarf sich der Probe: eine abermalige Messe beschloß die Handlung, welcher, wenn die Gottheit gegen den Angeschuldigten entschieden hatte, sehr oft die Execution auf dem Fuß zu folgen pflegte.

Wenn man ein in der Geschichte nur periodisch vorkommendes Institut in seine ersten Quellen, in die ersten

o) Georgisch. corp. jur. German. p. 873. capitul. 4. ad a. 823.
p) Lambert. Schafnaburg. ad ann. 1077.
q) Ein Beispiel einer solchen, bei der siedenden Wasserprobe, üblich gewesenen Beschwörungsformel finden wir beim Baluzius a. a. O. T. II. p. 641. Sie lautet in einer wörtlichen Uebersetzung also, „Ich beschwöre dich Creatur Was-

Ein Gedicht, das Sie mir zugeschickt haben, ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Ich bitte Sie, mir es nochmals zu senden. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihre Gedichte nicht kenne, weil ich sie nicht lese. Ich habe Ihnen auch gesagt, daß ich Ihre Gedichte nicht lese, weil ich sie nicht kenne. Ich habe Ihnen auch

niederen Clerus, nie legislatorisch authorisirt worden sind. Als die Päbste und späterhin gar öffentlich dagegen zu eifern begannen, die sogenannte Purgatio vulgaris als eine sträfliche Versuchung Gottes ausdrücklich verbot[illegible]nd ihr die purgatio canonica oder den Reinigungseid substituirten r) da konnte es, bei dem damals allgemein herrschenden Glauben an die Untrüglichkeit der römischen Bischöfe nicht fehlen, daß nicht der Credit eines religiösen Instituts hätte sinken sollen, welches so laut von denen gemißbilligt wurde, durch deren aufgedrückten Stempel allein ein Religionssatz zum allgemein gültigen Kirchendogma werden konnte. Dem niederen Clerus wurde es nun sehr schwer, den Volksglauben, untrüglichen Pabstbullen zum Trotz, auf seiner Seite zu erhalten. Zugleich bedurfte, nach diesen Bullen, die fernere Ausübung der Ordalien, einer gewissen Verheimlichung, einer gewissen Vorsicht, weil sie gesetzwidrig geworden war, und immer schadet das dem Vertrauen auf die Wirksamkeit eines Mittels, welches über Recht und Unrecht entscheiden soll, da es im Charakter des Menschen liegt, für nichts so sehr als für ans Licht gezogene Unschuld die unbedingteste Publicität zu wünschen.

Der Schluß folgt künftig.

r) Tit. X. de purgat. vulg.

Beantwortung der im 43sten Stück des neuen hannöverischen Magazins vom vorigen Jahre befindlichen Anfrage, die Vertilgung der Ratzen betreffend.

Nachdem ich viele Kosten verwandt hatte, mich dieses Ungeziefers zu entledigen, nahm ich auf Anrathen eines Freundes ein Stück weiches Zunderschwamm, zerschnitt solchen in Stücke, ungefähr eines halben Gulden groß, ließ solches in altem Fett auf sehr gelinden Kohlen in einem Topf braten, doch nicht hart, nahm dieses an verschiedenen Stellen, wo die Ratzen, ihre Gänge hatten, fest, daß keine Katzen dazu kommen konnten; diese Procedur nahm ich in der Dämmerung vor, damit sie dem frischen Geruch nachspüren konnten. Des andern Morgens war der Schwamm verzehrt, und ich bin seit einigen Jahren von dieser unangenehmen Gesellschaft ganz frei, welche mir vorher vielen Schaden auf meinen Kornböden gemacht hatte.

L. C.

Hannöverisches Magazin.

28tes Stück.

Montag, den 8ten April 1799.

Fragmentarische Bemerkungen über den Ursprung, Wachsthum und Verfall der Ordalien des deutschen Mittelalters.

(Schluß.)

Ausserordentlich wurden durch Einführung der fremden Rechte, die Bemühungen der Päbste in dieser Hinsicht begünstiget. Wenn gleich der kriminalistische Theil des römischen Rechts bei weitem der unvollendetste desselben ist, so konnte er doch in Vergleich mit der damaligen Verfassung des deutschen Kriminalrechts noch als ein Schatz weiser, zweckmäßiger und geretchter Grundsätze über Verbrechen und Strafen betrachtet werden. Die auf den jetzt hin und wieder in Deutschland gestifteten Universitäten immer mehr in Aufnahme kommenden Professoren des römischen Rechts bekämpften die ursprünglich deutschen Kriminaljustiz-Mißbräuche und namentlich die Ordalien um desto heftiger, als diese auch im kanonischen Rechte verboten, und sie gewöhnlich Doctores juris utriusque waren, auch natürlich Einfluß und Ansehen der Rechtsgelehrten, mit aller unmittelbaren Einmischung der Gottheit in Justizsachen immer im umgekehrtem Verhältniß stand. Sie empfahlen die im römischen Rechte gebilligte Tortur als ein Surrogat der Gottesurtheil, und bald wurde, da die Doctores juris in kurzem nicht nur das Monopol der theoretischen Rechtsgelehrsamkeit, sondern auch einen großen Theil der juristischen Praxis mittelst Errichtung der Schöppenstühle und Oberhöfe an sich zogen, diese Tortur in Deutschland so allgemein, daß sie schon in der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Carl V. dem Reinigungseide, ohne einige Erwähnung der Ordalien, als Mittel zur Erforschung der Wahrheit allein zur Seite steht. Ob durch diesen Tausch für deutsche Kriminaljustiz viel gewonnen ward, mag dahin gestellt bleiben, wenn gleich sich vielleicht erweisen ließe, daß die Tortur, in den Händen eines gewissenlosen und unwissenden Richters, zu einem eben so

gefährlichen Werkzeuge als das Gottesurthel in den Händen eigennütziger Pfaffen wird.

Beinahe vor allen andern aber trug zum allmähligen Verfalle der Ordalien die Entstehung der sich immer mehr vervielfältigenden Städte und die damit zusammenhängende Entstehung eines eigenen Bürgerstandes bei. Abgerechnet, daß einzelne Arten der Gottesurthel, namentlich das judicium duellicum nur von Rittern und Edlen gebraucht werden konnten, und also die Möglichkeit ihres Gebrauchs in eben dem Verhältniß sank, in welchem eine nicht ritterbürtige Volksklasse zahlreich und bedeutend wurde, so stellte sich ihrer Anwendung im Allgemeinen auch das Locale der Städte wirksam entgegen. Innerhalb ihrer Mauern hatte sich eine zahlreichere bürgerliche Gesellschaft auf einen bestimmten Punkt vereiniget, die vorherige Unmöglichkeit unter einzeln lebenden durch Felder und Wälder von einander getrennten Menschen, in jedem einzelnen Kriminalfall, erst sieben Zeugen zusammen zu treiben, hatte aufgehört, überdem wurden die Verbrechen in den Städten unter den Augen des Volks verübt und das allgemeine Gerücht, wer Recht oder Unrecht habe, war in den meisten Fällen so ehrwürdig und entscheidend, daß entweder Gottesurthel bald um ihre Glaubwürdigkeit kommen mußten, oder der Gebrauch derselben vom Richter nicht länger zugelassen wurde a). Allmählig kam es dann auch zu positiven gesetzlichen Erörterungen dieses Punkts; und wir finden schon in den ältesten Urkunden für Münden von 1246., und für Holzminden von 1245. b) daß es verboten war, auf ein Ordale zu erkennen, wenn nicht beide Partheien, ein gewiß höchst seltener Fall, sich demselben freiwillig unterwerfen wollten.

Indessen konnte natürlich ein Institut, welches die Nation seit mehreren Jahrhunderten gewissermaaßen als einen Theil ihrer Religion, als ein Palladium ihrer Freiheit und ihres kriegerischen Geistes zu achten sich gewöhnt hatte, nicht auf einmal, und nicht ohne harten Kampf gänzlich ausgerottet werden. Vorzüglich lange erhielten sich die Ueberbleibsel desselben im gerichtlichen Zweikampfe und in den sogenannten Hexenproben, wovon der Grund nicht schwer einzusehen ist. Der deutsche Ritter, der überhaupt die fremden geschriebenen Rechte als das Grab seiner Privilegien und seiner Freiheit betrachtete, und deswegen so lange er konnte, ihrer Einführung aus allen Kräften entgegenstrebte, der überhaupt so ungern

a) Spittler Geschichte des Fürstenthums Calenberg I. S. 41.
b) Origg Guelf. IV. 65. 201. Falke tradit. Corbej. add. p. 930.

Ecclesiæ Romanæ, ut ipsi Romani Pontifices, qui ex eo tempore Ecclesiam illam rexerunt, ipsi Cardinales, qui eam ornarunt, ipsi Romani Principes, qui eam dotarunt, ipsi Romani Cives, qui eam frequentarunt, ipsi denique Romani Martyres, qui eam sanguine suo consecrarunt, ut omnes hi, inquam, Romani fuerint, ut Romana Ecclesia, ut Romanus Pontifex, ut Romanus Cardinalis, ut Romanus Princeps, ut Romanus Civis, ut Romanus Martyr, ut Romanus denique omnis, qui Romæ vel Romanus fuit, vel Romanus esse voluit, ut Romanus, inquam,

$$\begin{aligned} \text{Ist } \mathfrak{A} \text{ eine Matrix, so ist } \mathfrak{A}^{-1} \text{ die Matrix} \\ \text{mit } \mathfrak{A}\mathfrak{A}^{-1} = \mathfrak{A}^{-1}\mathfrak{A} = \mathfrak{E}. \end{aligned}$$

$$\begin{aligned} \text{Ist } \mathfrak{A} \text{ eine Matrix, so ist } \mathfrak{A}^{-1} \text{ die Matrix} \\ \text{mit } \mathfrak{A}\mathfrak{A}^{-1} = \mathfrak{A}^{-1}\mathfrak{A} = \mathfrak{E}. \end{aligned}$$

Gesetz

über die Ausübung der Heilkunde und über das Apothekenwesen.

Vom 28. August 1935.

Der Reichstag hat das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird:

Erster Abschnitt.

Ausübung der Heilkunde.

§ 1. (1) Wer, ohne als Arzt bestallt zu sein, die Heilkunde ausüben will, bedarf dazu der Erlaubnis.

(2) Die Erlaubnis wird auf Antrag erteilt.

§ 2. Die Erlaubnis darf nur erteilt werden, wenn der Antragsteller

1. die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt,
2. unbescholten ist,
3. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 51, 52 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe von mehr als sechs Monaten verurteilt worden ist,
4. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 80 bis 90 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
5. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 218 bis 220 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
6. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 223 bis 226 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe von mehr als sechs Monaten verurteilt worden ist,
7. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 249 bis 251, 253, 255 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
8. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 263 bis 265, 267 bis 269 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe von mehr als sechs Monaten verurteilt worden ist,
9. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 284, 285 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
10. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 292, 294 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
11. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 302a, 302b des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
12. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 303 bis 305 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
13. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 306 bis 308, 310 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
14. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 311, 312 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
15. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 315 bis 319 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
16. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 324 bis 326 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
17. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 328 bis 330 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
18. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 331 bis 334 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
19. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 340, 341 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
20. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 343, 344 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
21. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 346 bis 348 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
22. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 350 bis 352 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
23. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 353a bis 353c des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
24. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 354 bis 357 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
25. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 358 bis 360 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
26. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 361 bis 363 des Strafgesetzbuches zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist,
27. nicht wegen Verbrechens oder Vergehens nach den §§ 364 bis

anzulegen. Und doch braucht der praktische Rechtsgelehrte täglich Bücher; wenigstens wenn er irgend rechtlich und zweckmäßig arbeiten will, und seinen Zweck nicht schon dann als erreicht, und seine Bestimmung als erfüllt ansieht, wenn der Bogen nur voll, und das Geld damit verdient ist.

Der Büchergebrauch bei praktischen Rechtsgelehrten hat überdem, vielleicht verschieden von andern Disciplinen, auch noch das Eigene, daß es bei demselben meist nicht auf eigentliches anhaltendes Studium der Bücher, sondern nur auf ein einzelnes, oft höchst seltenes Benutzen derselben abgesehen ist. Wer studirt ganze Folianten oder Quartanten über einzelne Materien, oder eine Consilien- oder Responsensammlung von Folianten durch! Es können Monate und Jahre vergehen, in welchen man dieses oder jenes Buch nicht gebraucht. Auf den Fall der bloßen Möglichkeit eines künftigen, vielleicht höchst seltenen Gebrauchs eines Buchs, seine Bibliothek zu vervollständigen, kann also natürlich nicht Jedermanns Sache seyn.

Diese Betrachtungen leiten auf die Frage: ob es denn nicht möglich seyn sollte, den Mangel einer eigenen größeren Bibliothek durch irgend eine zweckmäßige Einrichtung zu ersetzen, und in unsern jetzigen bücherreichen und geldarmen Zeiten dem praktischen Rechtsgelehrten den bedeutenden Aufwand, den eine eigene Bibliothek erfordert, wenigstens dem größten Theile nach, zu ersparen?

Durch die Freigebigkeit eines vor mehreren Jahren verstorbenen hiesigen, patriotisch denkenden Arztes, den seine Lage in den Stand setzte, sich bei dem hiesigen, besonders medicinischen Publikum, einen dauernden Namen zu stiften, erhielten die hiesigen Aerzte eine vortrefliche, zu ihrem Gebrauche offen stehende Bibliothek.

Wir Juristen mögten vielleicht noch lange auf einen ähnlichen Glücksfall vergebens warten müssen. Könnten wir denn aber nicht auf andere Art selbst die Hände ans Werk legen? Ließe sich denn nicht auf eine andere Weise, als durch eine solche wohlthätige Stiftung eines reichen Bibliothekbesitzers, eine, gewissermaaßen öffentliche praktische juristische Bibliothek fundiren, und, in Absicht ihrer Dauer, sicher stellen?

Es ist eine solche Absicht wirklich zu Stande gekommen zu Rostock a) seit dem Jahre 1786., und zu Helmstädt b) wurde sie wenigstens projectirt.

a) S. Koppens niedersächs. Archiv für Jurisprudenz und Litteratur, 1. Band, 1. St., vom Jahre 1788. S. 56. 57.

b) S. des Hr. Oberappellationsraths (damaligen Professors zu Helmstädt) Theod. Hagemanns Vorschlag zu einer juristischen Lesebibliothek, Helmst. 1786. 8.

tirt. Meine Idee ist inzwischen von diesen Instituten nicht entlehnt; wohl aber haben diese zwei Beispiele mich in meiner Ueberzeugung von der Ausführbarkeit derselben bestärkt.

Also, sollte es hier in Hannover wünschenswerth und ausführbar seyn, daß Jemand eine — in den weiter unten zu bemerkenden Hinsichten — möglichst vollständige praktisch juristische Bibliothek anlegte, und, unter gewissen festzusetzenden Bedingungen, Andern den Gebrauch derselben verstattete; und würde, durch Beitritt einer hinreichenden Anzahl hiesiger praktischer Rechtsgelehrten und anderer Geschäftsmänner, auf Entschädigung des Unternehmers für Geld- und Zeitaufwand, und auf gesicherte Dauer des Instituts gerechnet werden können?

Das wäre die Frage, die ich hier vorerst nur noch ganz im Allgemeinen und blos zu dem Zwecke vorlege, um vorläufig zu erforschen, wie diese Idee im Ganzen aufgenommen werden dürfte, und ob es sich der Mühe verlohnen werde, einen speciellen Plan der Sache zu entwerfen, bekannt zu machen, und zum Beitritt dazu einzuladen.

I. Der Bestand einer solchen, in Absicht des Gebrauchs gewissermaaßen öffentlichen Bibliothek, eines Privati würde ungefähr folgender seyn müssen:

a) Einzelne Traktate über alle einzelne speciellere Materien, vorzüglich des bürgerlichen Privatrechts, aber auch der andern Rechtstheile, jedoch mit einigen, wenigstens vorerst nothwendigen Einschränkungen, z. B. in Absicht des Staatsrechts und einzelner besonderer Rechte, z. B. des Seerechts u. s. w.

Dies Fach würde bei der fast unübersehbaren Menge von Schriften dieser Art, eines der größesten aber auch der brauchbarsten Fächer der Bibliothek, werden, indem man natürlicher Weise sicherer, nützlicher und bequemer in vollständigen Bearbeitungen einer einzelnen speziellen Rechtsmaterie das sucht und findet, was man zu finden wünscht, als in Compendiensystemen und Decisionen- Consilien- und Responsensammlungen.

b) Sammlung einzelner Schriften einzelner Rechtsgelehrten, in Operibus, Opusculis, Exercitationibus, Electis, und wie die Titel mehr heißen.

c) Sammlung vermischter juristischer Schriften. Beobachtungen, Abhandlungen, Ausführungen, unter mancherlei Titeln, als:

Magazine, Archive, Beiträge, Beobachtung u. s. w.

d)

d) Eine mögl. vollständige Sammlung von Consilien, Responsen, Decisionen, Rechtsfällen, welche jetzt noch von wirklichem praktischem Gebrauche und Nutzen sind, mithin natürlich, mit Ausschluß aller schon längst so gänzlich veralteten, daß man kaum mehr die Namen ihrer Urheber jetzt noch kennt. Allenfalls und bei einer hinreichenden Anzahl Interessenten endlich noch

e) eine ansehnliche Sammlung von Dissertationen, die nach und nach etwa auf 10 bis 12000 Stücke und höher gebracht werden müßte.

Es ließe sich noch eine größere Erweiterung des Instituts denken, die aber von der mehrern oder mindern Unterstützung abhängen würde. Staatsrecht, z. B. besonders Reichsstaatsrecht, liegt zum Theil zwar ausser dem Geschäftskreise der meisten hiesigen praktischen Rechtsgelehrten; und die Schriften über dasselbe würden also nicht zu den ersten Bedürfnissen einer hiesigen praktischen juristischen Bibliothek gehören. Doch kann auch der Advokat häufig genug in den Fall kommen, z. B. die größern Moserschen Werke über das Staatsrecht, die Sammlungen von Staatsschriften, die Staatscanzleien, Reichsarchive u. s. w. benutzen zu müssen. Auch das kanonische Recht, besonders das katholische, bliebe, aus leicht zu erachtenden Gründen, ausgeschlossen; jedoch liessen sich in der Folge auch bei demselben Ausnahmen machen, z. B. in Absicht einiger der wichtigsten größern Systeme des katholischen Kirchenrechts, welche zu gebrauchen auch der hiesige praktische Rechtsgelehrte allerdings in den Fall kommen kann.

Der Schluß folgt künftig.

---

* * * * * * *

Das, im 61sten Stück dieses Magazins, vom vorigen Jahre, Seite 999. angeführte Mittel, den Durchfall der Kälber betreffend, welches in von Willburgs Anleitung zur Erkenntniß und Heilung der Krankheiten des Rindviehes, 1776., Seite 247. u. f. zu finden, kann ich ebenfalls aus eigener Erfahrung, so wie das, daselbst Seite 202. gegen das Blutharnen des Rindviehes, angegebene Mittel als zuverläßig empfehlen.

F. G. v. H.

Hannöverisches Magazin.

29tes Stück.

Freitag, den 12ten April 1799.

Verzeichniß der Lectionen,

die auf dem Königlichen Pädagogio zu Ilfeld von Ostern bis Michaelis 1799. gehalten werden solten.

Von der Einrichtung unsers Lectionenverzeichnisses ist eine kleine Veränderung beliebt worden, die übrigens in den Lectionen selbst keine Veränderung macht. Bisher wurden diese gewöhnlich in der Ordnung angezeigt, in welcher die Lehrer auf einander folgen; wir glauben aber, daß es zu einer leichtern Uebersicht des ganzen Studienplans, und zur Belehrung derer, welche eine Nachricht von unsern Arbeiten zunächst angehet, beitragen werde, wenn wir für die Zukunft eine andere Ordnung vorziehen. Da nemlich alle einzelne Gegenstände des gewöhnlichen Schulunterrichts entweder zu den Sprachen, theils den alten, theils neuern, oder zu Wissenschaften gehören; so zeigen wir diesmal unsere Lectionen unter diesen beiden Rubriken an, und fügen dasjenige, was darunter ganz eigentlich nicht begriffen ist, am Schlusse in einem Anhange bei, und werden sie auf gleiche Weise auch in der Folge bekannt machen.

I. Sprachen.

In Ansehung der lateinischen Sprache sind sämtliche Scholaren in drei Classen vertheilt.

Die untere oder Vorbereitungsclasse unterrichtet der Rector Pätz in den Elementen der Sprache am Montage und Donnerstage von 3 — 4: erklärt ihr zugleich mit beständiger Anwendung des Elementarunterrichts in zwei andern Stunden, am Dienstage und Freitage von 5 — 6, den Aurelius Victor de Cæsaribus, und läßt sie wöchentlich einmal von einem deutschen Aufsatze eine lateinische Uebersetzung fertigen, die, nachdem sie vorher schriftlich verbessert worden, öffentlich beurtheilt wird, am Freitage von 8 — 9.

nemlich am Montage und Donnerstage von 5 — 6, die von Döring herausgegebenen Eclogas veterum poetarum latinorum.

Ausserdem setzt derselbe, wie immer, für künftige Juristen zur Erklärung des Textes der Institutionen, und für Mediciner zum Lesen des Celsus einige Privatstunden aus; so wie auch von den übrigen Lehrern in der lateinischen Sprache noch besonderer Unterricht in Privatstunden gegeben wird.

In der griechischen Sprache wird in vier auf einander folgenden, von den lateinischen Ordnungen übrigens unabhängigen Classen, Unterricht gegeben.

Die untere oder Vorbereitungsclasse wird vom Collaborator Müller in den Fundamenten der Sprache unterrichtet, wobei zugleich die Heinzelmannische Sammlung kleiner Aufsätze gelesen wird: am Montage und Donnerstage von 5 — 6, am Dienstage und Freitage von 2 — 3.

Mit der zweiten prosaischen Classe fährt der Collaborator Pätz fort, die Auszüge aus Diodor im 2ten Theile der von Stroth edirten Aegyptiacorum zu lesen: Montags und Donnerstags von 5 — 6, Dienstags und Freitags von 4 — 5.

Der ersten prosaischen Classe erklärt der Conrector, in den zuletzt genannten vier Stunden, den von Marus herausgegebenen Panegyricus des Isocrates, nach dessen Endigung Plato's erster und zweiter Alcibiades gelesen werden sollen. Einigen aus dieser Ordnung, die eine selecte Classe ausmachen, wird er ein Paar Comödien des Aristophanes, vorerst die Vögel, und dann den Plutus erklären: Dienstags und Freitags von 11 — 12.

Die Beschäftigung derer, welche die griechische Sprache nicht lernen, während dieser griechischen Lehrstunden ist theils schon vorhin bei der lateinischen Sprache angezeigt worden, theils wird sie unten noch weiter bestimmt werden.

In der hebräischen Sprache unterrichtet der Collaborator Müller diejenigen, welche Theologie studiren wollen, am Montage und Donnerstage von 11 — 12, in den Anfangsgründen der Sprache nach Diederichs mit Hezels Zusätzen vermehrten Grammatik, und legt zur Uebung im Analysiren leichte Stellen aus einem historischen Buche des A. T. zum Grunde.

In der deutschen Sprache wird die untere Classe vom Subconrector Grotefend, und die erste oder obere vom Conrector unterwiesen und geübt: am Dienstage und Freitage von 10 — 11. Der Subconrector braucht bei seinem Unterrichte Adelungs Sprachlehre — der Conrector aber Eschenburgs Theorie; in beiden Lectionen aber wird ausser der theore-

lischen Unterweisung vorzüglich auf Uebung in eigenen Versuchen, die nach den Kräften der Scholaren bestimmt werden, gesehen. Die Uebung der obersten lateinischen Classe in deutschen Aufsätzen ist mit der logischen Lection verbunden.

In der unter den drei obern Lehrern halbjährig abwechselnden Nachmittags-Lection, Mittwochs und Sonnabends von 4 — 5, in welcher der ganze Cötus beisammen ist, werden gewöhnlich deutsche, bald prosaische, bald poetische Schriften gelesen und genau erklärt. Im bevorstehenden Sommer wird der Conrector in derselben Klopstocks Hermannsschlacht, und nach deren Beendigung dessen Hermann und die Fürsten erklären.

Für die französische Sprache ist ein eigner Lehrer, der Lector Schulenburg, vorhanden, und die Scholaren sind in fünf Classen vertheilt.

Die fünfte oder unterste Classe bestehet aus Anfängern, und wird in der Grammatik unterwiesen, und deren Anwendung zugleich in Beispielen leichter französischer Stücke gezeigt: Dienstags und Freitags von 6 — 7.

Die vierte Classe liefet die französische Uebersetzung des Campischen Robinson, und erhält Anweisung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische: Montags und Donnerstags von 6 — 7.

Mit der dritten wird der zum Gebrauche der Schulen herausgegebene Auszug aus Anacharsis Reisen gelesen, und die Uebung im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische fortgesetzt: Montags und Donnerstags von 11 — 12.

Die zweite Classe liefet les Fables choisies par Mr. de la Fontaine, die nach geschehener Erklärung in französischer Prosa von den Scholaren nacherzählt werden. Auch werden hier schon grössere Aufsätze in der Sprache gefertigt: am Dienstage und Freitage von 11 — 12.

In der ersten und obersten Classe werden die Briefe und Satyren von Boileau gelesen, und bei deren Erklärung sowohl, als der Beurtheilung der eingelieferten französischen Aufsätze, die Uebung im Sprechen fortgesetzt: Mittwochs und Sonnabends von 11 — 12.

Der Privatunterricht, den der Lector ausserdem noch auf Verlangen giebt, wird nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten eines jeden bestimmt.

Die englische u. italiänische Sprache wird blos in Privatstunden gelehrt. In der englischen geben der Conrector und Subconrector — in der italiänischen aber allein der Conrector Unterricht. Beide mählen die zu lesenden Schriften nach den Fähigkeiten und Kenntnissen der Untergebenen, und stellen zugleich Uebungen im Schreiben dieser Sprachen an.

II. Wissenschaften.

Den Religionsunterricht besorgt der Rector, und trägt die christliche Glaubenslehre nach Grisbachs Anleitung zum Studium der populären Dogmatik am Montage und Donnerstage von 8 — 9 so vor, daß dabei zugleich auf die christliche Sittenlehre Rücksicht genommen wird. Er wird im bevorstehenden Sommer mit dem Compendium zu Ende kommen.

Eben derselbe hält eine encyclopädische Lection hauptsächlich für diejenigen Scholaren, die demnächst zur Akademie abzugehen gedenken, auf deren gewähltes Studium also auch bei der Wahl der vorzutragenden besondern Encyclopädie Rücksicht genommen wird: Dienstags und Freitags von 2 — 3.

Die römischen Alterthümer, die alte Geographie und die Mythologie werden den beiden obern lateinischen Classen abwechselnd vorgetragen, so, daß für die römischen Alterthümer ein Jahr, und für jede der beiden andern Wissenschaften ein halbes Jahr bestimmt ist. Diesen Unterricht giebt der Collaborator Päz, und er wird diesmal die alte Geographie lehren, wobei vorzüglich auf diejenigen Länder gesehen wird, deren Kenntniß bei Lesung der Classiker vornemlich nothwendig ist: Montags und Donnerstags von 3 — 4.

In der neuen Geographie, in Ansehung welcher der Cötus, wie dies der Fall bei der Geschichte und Mathematik ist, in zwei Classen vertheilt ist, unterrichtet der Collaborator Müller die untere Classe, und wird, da die Beschreibung von Europa beendigt worden, die übrigen Erdtheile durchzugehen anfangen. Die obere Classe wird vom Subconrector unterwiesen. Er hat noch einige europäische Länder zu beschreiben, und geht dann gleichfalls zu den übrigen Theilen der Erde fort. In dieser letztern Lection wird mit der Geographie auch Statistik verbunden. Beide Lehrer bedienen sich des Fabrischen Handbuches als Leitfaden. Dienstags und Freitags von 9 — 10.

Eine Zeitungsstunde wird für die untere geographische Classe vom Collaborator Päz, und für die obere vom Subconrector gehalten, am Montage von 10 — 11.

Den Unterricht in der Universalgeschichte hat der Conrector allein, und legt dabei das Schröckh'sche Lehrbuch zum Grunde. Der zweiten Classe trägt er die neuere Geschichte vor und ist bis auf die Reformation gekommen, von da an er bis auf unsere Zeiten die Geschichte erzählen wird: Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10. In der alten Geschichte, die er der ersten Classe vorträgt, setzt er den Unterricht vom sechsten Zeitraume, oder von Alexander an fort: Dienstags und Freitags von 3 — 4.

Die

Die reine Mathematik lehrt der Subconrector und er wird in beiden Classen den Cursus mit der Arithmetik von neuem anfangen. Die untere Classe unterrichtet er in den Anfangsgründen, und geht mit ihr bis zur Lehre von den Proportionen fort, am Dienstage und Freitage von 3 — 4. Die obere Ordnung aber wird in den schwerern Lehren unterwiesen: Mittwochs und Sonnabends von 9 – 10. In beiden werden Klügels Anfangsgründe zum Leitfaden gebraucht.

Die Naturgeschichte trägt gleichfalls der Subconrector vor, und Zuhörer sind die Mitglieder der obersten und mittlern lateinischen Classe. In den beiden letztern Semestern ist die Naturgeschichte der Erde und die Mineralogie gelehrt worden; für das angehende halbe Jahr ist die Geschichte des Pflanzen- und Thierreichs bestimmt, so, daß die erstere ganz — und die letztere zum Theil abgehandelt werden wird. Bei dieser vornemlich wird das Blumenbachische Handbuch zum Grunde gelegt werden: Donnerstags von 10 — 11 und Sonnabends von 8 — 9.

In der Naturlehre wird von demselben Lehrer die oberste lateinische Classe nach Nicolai's Handbuche unterrichtet, und selbiges von vorn angefangen, Dienstags und Freitags von 8 — 9.

Die Logik, die gleichfalls von vorn wieder anfangen wird, lehrt der Subconrector die oberste lateinische Classe, und es wird dabei Jacob's Grundriß der allgemeinen Logik gebraucht: am Mittwochen und Sonnabend von 10 bis 11. Daß von den Zuhörern in dieser Lection auch größere deutsche Aufsätze gefertigt werden, ist bei der deutschen Sprache bereits bemerkt worden.

Von den Lehrern und Collaboratoren wird abwechselnd, Mittwochs von 1 — 3, auf dem Bibliothekszimmer ein Conversatorium gehalten, und jeder derselben übt auch wöchentlich einmal eine ihm zugetheilte Anzahl von Scholaren im Declamiren.

Im practischen Rechnen wird die erste arithmetische Classe, die vornemlich aus denjenigen Untergebenen besteht, welche die griechische Sprache nicht erlernen, vom Subconrector geübt: Dienstags und Freitags von 4 — 5; in der zweiten Classe besorgt es der Cantor Kandelhart in eben diesen Stunden.

In der Calligraphie unterrichtet gleichfalls der Cantor Kandelhart die untere latein. Classe, am Montage und Donnerstage von 4 — 5.

Das Zeichnen und Malen lehrt der Zeichenmeister Wiegleb.

Unterweisung in der Musik geben drei Maitres, der Organist Zimmermann

mann im Clavierspielen; der Musikus Meyer auf der Geige, Flöte und Clarinette, und der Cantor Handelhart auf der Harfe und in Vocalmusik. Auch halten diese Musiklehrer am Dienstage und Freitage nach Tische, zur Uebung der Scholaren im Zusammenspielen, ein Collegium Musikum, an welchem auch Lehrer Antheil nehmen.

Der Musikus und Tanzmeister Meyer ertheilt im Tanzen die nöthige Unterweisung.

Etwas über den Mohn und dessen leichteste Bearbeitung zu Mohndl.

Der Nutzen des Mohndls im Haushalte ist bekannt genug; es dient zum Sallat, Eierkuchen damit zu backen, zum Brennen u. s. w.

Die beste Zeit zum Säen des Mohnsaamen ist die erste Hälfte des Aprils, und der Mohn mit verschlossenen Köpfen ist der beste zum Anbau, weil von dessen Saamen nichts verloren geht. Der offene Mohn liefert zwar mehr Saamen, allein wenn die Pflanzen desselben vom Winde stark beweget, oder gar niedergeschlagen werden, so fällt der Saame aus und geht verloren. Um das Land, worauf man Mohn bauen will, doppelt zu benutzen, säet man auf einen Morgen mit einem Pfund Mohn zugleich ungefähr zwei Pfund Möhren- oder gelbe Wurzelnsaamen aus. Wollte man mehr denn ein Pfund Mohn auf einen Morgen säen, so würden die Pflanzen zu dicht stehen, die Mohnköpfe zu klein bleiben, und nicht viel Saamen liefern.

Wenn die Pflanzen bis zwei Zoll hoch herangewachsen sind, muß das Land gegätet werden, und findet man denn zu viel Pflanzen darauf, so werden die überflüssigen weggezogen, so, daß jede Pflanze einer kleinen Spanne lang von einander zu stehen kömmt.

Bisher hat besonders das Oeffnen der Mohnköpfe noch manchen Landmann vom Mohnbau im großen abgehalten, denn gewöhnlich schneidet man die Mohnköpfe, wenn sie reif sind, auf dem Lande von der Pflanze ab, und schüttet sie zum Trocknen auf Böden, wo sie leicht schimmlich werden und wodurch der Saame Schaden leidet, das Oel aber einen üblen Geschmack bekömmt.

Ich verfahre mit dem Einernten meines Mohns auf folgende leichte Art: Sobald der Mohn reif ist, lasse ich die Pflanzen aufziehen und in kleine Bündel binden. Beim Zusam-

sammenbinden müssen die Köpfe egal gelegt werden; die Bunde werden, wie anderes Getreide, auf dem Lande in Stiegen gestellet, und in 10 bis 12 Tagen, nach Beschaffenheit der Witterung, wenn die Köpfe gehörig trocken sind, eingefahren. Das Öffnen der Köpfe verrichte ich vermittelst einer Schneidelade, auf welcher ich solche durchschneiden lasse, da denn aller Saame aus selbigen rein heraus kömmt.

Das Aushülsen oder Ausmachen des Saamen mit Handmessern ist viel zu weitläuftig, denn ein Mann kann mit der Schneidelade in einem halben Tage mehr Mohnköpfe öffnen, als 10 und mehr Personen solches in einem Tage mit Handmessern zu thun im Stande sind.

Wenn der Mohn vom Lande aufgezogen ist, dann reinigt man die Wurzeln abermals etwas vom Unkraute, und es werden solche alsdann noch recht gut zur Vieh- besonders Schweinefutterung.

So lange das Mohnöl noch frisch ist, muß man es nicht essen, sondern solches erst 4 bis 6 Wochen stehen lassen, damit der noch darin befindliche trübe Milchsaft sich zu Boden senke, es sodann aber in andere Gefäße abklaren. Während sich das Mohnöl setzt, dürfen die Gefäße nicht dicht verstopft werden, sondern man muß sie nur mit einer Blase zubinden, in die Blase aber mit einer Nadel einige Löcher stechen, damit das Oel ausdünsten kann. Je älter das Oel wird, desto besser ist es, und nachdem es auf andere Gefäße abgeklart ist, werden solche fest zu gemacht.

Zu wünschen wäre es, daß der Mohn häufiger angebauet würde, weil er wohlschmeckend und sehr ergiebig ist.

Die Schullehrer auf dem Lande würden ihren Schulkindern einen sehr großen Dienst leisten, und die Landwirthschaft sehr dadurch befördern, wenn sie wöchentlich von einem der ältesten Schulknaben dieses Magazin den sämmtlichen Kindern vorlesen, und diejenigen Artikel, welche zur Verbesserung der Oekonomie abzwecken, abschreiben ließen, damit solche in Zukunft guten Gebrauch davon machen könnten. Der alte Ackersmann bleibt gern bei seinen alten Gebräuchen; die jüngern aber würden belehrter, und aufmerksam ihres Lehrers Rath befolgen.

Linden.

J. Poske,
Königlicher Gärtner.

Hannöverisches Magazin.

30tes Stück.

Montag, den 15ten April 1799.

Ueber die Frage:
Ist das laufende Seculum mit dem 31ten December 1799. oder 1800. vollendet?

In dem gentleman's magazine vom Jahre 1798. ist diese, nach einer allgemein anerkannten Practik längst entschiedene Frage, aus einer Grille des D. Price, wornach er sich für den 31ten December 1799. erklärt, zuerst im Umlauf gekommen, und wahrscheinlich hat dieses die Veranlassung gegeben, daß auch Deutsche sich damit befasset, und für D. Price's Meinung, die, wie man kaum glauben sollte, in England große Autoritäten, und also in Deutschland Nachbeter gefunden, decidiret haben.

Wenn man diese Frage ohne Vorurtheil und ohne seine Zuflucht zu Sophismen zu nehmen ansieht; so wird sich wohl nicht leicht Jemand finden, der 99 für 100 annimt, und selbst die Herren, welche die Grille behaupten, daß das laufende Seculum mit dem Ende des 99ten Jahrs voll sey, werden nicht geneigt seyn, 99 statt 100 anzunehmen, wenn ihnen Jemand die letztere Summe schuldig ist, oder wenn sie eine Pachtung auf 10 Jahr geschlossen haben, nicht nach Ablauf des 9ten Jahrs einen 10jährigen Pachtzins entrichten.

Eigentlich wissen sie selber nicht recht was sie wollen; sie fingiren also ein 0 Jahr was vorangegangen seyn soll, weil das erste Jahr allererst mit dem Eintrit des folgenden da sey, zählen nichts desto weniger aber das 0 Jahr als 1 mit, und suchen auf diese Weise eine widersinnige, wenigstens ganz ungewöhnliche Berechnung einzuführen. Sie nennen in dieser Maaße nach Vorausschickung des 0 Jahrs dasjenige, was jedermann das zweite nennt, das erste, und entscheiden nach dieser nirgends erwiesenen, nirgends anerkannten Grille, über das Seculum. Die Beweise aber, woran es, wie gewöhnlich, der Heterodoxie am wenigsten fehlt, die diese neue Berechnung als nothwendig darlegen sollen; beweisen jedoch entweder den Satz durchaus nicht, oder

Ferrum, Cuprum, Argentum, Aurum, Platina, Mercurius, Stannum, Plumbum, Bismuthum, Zincum, Antimonium, Arsenicum, Cobaltum, Nickelum, Manganesium, Wolframium, Molybdenum, Chromium, Uranium, Titanium, Tellurium, Cerium, Lanthanum, Didymium, Yttrium, Erbium, Terbium, Thorium, Zirconium, Beryllium, Aluminium, Magnesium, Calcium, Strontium, Barium, Lithium, Natrium, Kalium.

ap. 18 Jac. 1 in Fin. 1 Car. 1 c. 1 Car. 2 c. 1 Car. 3 c. 1 Geo. 1 c. 1 Geo. 2 c. 1 Geo. 3 c. 1 Geo. 4 c. 1 Will. 4 c. 1 Vict. 1 c. 1 Vict. 2 c. 1 Vict. 3 c. 1 Vict. 4 c. 1 Vict. 5 c. 1 Vict. 6 c. 1 Vict. 7 c. 1 Vict. 8 c. 1 Vict. 9 c. 1 Vict. 10 c. 1 Vict.

und wir alle, die weisen Herren eingeschlossen, die wir bisher die laufende Centurie des 18ten Seculums genannt, haben uns gewaltig geirret, da wir an die o Centurie nicht gedacht, die wir doch voraussetzen müssen, und denn folgt wieder, daß sich die christliche Zeitrechnung um 100 Jahre, nemlich um das o Seculum, was zwar ein o Seculum ist, aber wenn es auf's Zählen ankäme, als 1 in die Summe gerechnet werden muß, verrechnet habe. Wir haben auf diese Weise, nicht wie jeder bisher geglaubt, das 18te laufende Seculum, sondern 18 volle Secula, und das jetzo laufende 99te Jahr überhin, mithin ist, wenn dieses laufende 99te Jahr voll wird, und mit dem Zusatz des o Jahrs was vorangegangen, das Seculum voll ist, zu gleicher Zeit mit dem Zusatz des o Seculi das 19te Seculum voll, und es fehlt an der 2ten Chiliade nur noch eine Centurie, worin wir sodann treten. Wie aber eben das, was bei den Jahren und Centurien Rechens ist, wenn man nicht unbillig und consequent seyn will, auch bei den Jahrtausenden gelten muß, so giebt es auch ein o Jahrtausend, was vorangegangen ist.

Wenn wir also bisher in dem Wahn gestanden, daß wir in der 2ten Chiliade nach Christi Geburt wären, so ist das ein sehr beträchtlicher Irrthum, da wir bereits mit dem o Jahrtausend in der 3ten Chiliade sind, nun aber fehlen ganze 1000 Jahre in der christlichen Zeitrechnung; wir stehen nicht im 1799ten Jahre nach Christi Beschneidung, wie jeder Laye bisher geglaubt hat, sondern im 2ten Tausend und 9ten Jahrhundert der vulgairen Berechnung, oder im 29ten Seculo, und wir schreiben den 25ten Februar a. c. nach der bisher allgemein üblichen Weise, nicht 1799., sonder 2900., oder 2899 volle Jahre u. 1 Monat u. 25 Tage im hundertsten. Die o Jahre, o Secula und o Chiliade gehörig mitgerechnet — was doch die weisen Herren nicht alles wissen! denn, es läßt sich nicht denken, daß sie uns diese Demonstration, die aus ihren Prämissen nothwendig folgt, leugnen werden.

Bisher war es üblich, die Ordinal- und Cardinalzahl zu verwechseln, statt im ersten Jahre zu sagen, sagt man gerne das erste Jahr, oder das Jahr 1, ungeachtet es nicht vollendet ist, wenn das aber bisher in der bekannten Welt vorgegangen, ohne daß darum 9 zu 10 geworden, so brauchen wir einen neuen Beweis, warum dieses, was nirgends anstößig gewesen, bei dem Seculo nicht Statt finden können, und anders seyn müssen; wenn ich Jemanden, der den 1ten Mai 1790. eine 10jährig Pacht angenommen, den 25ten Mai desselben Jahrs frage, welches Pachtjahr ist es? so wird er ohne Bedenken erwiedern, es ist mein erstes Pachtjahr, oder das Pachtjahr 1, und er hat Recht solches zu thun, da das Jahr einen Complexum von integrirenden Theilen enthält, und also, da es schon zum

Theil existiret, auch die Benennung des ersten Jahrs verdient; strenge genommen müßte er freilich sagen: ich stehe in dem ersten Jahre der Pachtung; wollte er aber nun Statt dessen sagen: es ist mein o Jahr, so würde ihn nach dem Sprachgebrauche kein Mensch verstehen, und er würde, wenn das o Jahr vollendet worden, seiner Benennung ungeachtet, die einjährige Pacht des ersten Jahrs schuldig seyn, wenigstens sein Pachtherr das o Jahr als eins mitrechnen. Eben so ist es mit einer 100jährigen Pacht, die den 1ten Jan. 1701. angegangen, wollte der Pachtherr am Ende des 1799ten Jahrs einen 100jährigen Pachtzins fordern, so wird ihn sowohl der Pächter, als das Gericht, wenn die Sache dahin gelangte, auslachen, so lange er nicht erweiset, daß ein o Jahr vorausgegangen sey, welches zu den 99 Jahren gerechnet werden müsse, und da dieser Beweis unmöglich ist, wenn die Pachtung den 1ten Januar 1701. wirklich angegangen ist, so muß er mit einem Pachtzins von 99 Jahren vorlieb nehmen; will aber der Verpächter das Jahr vom 1ten Januar 1701. bis 1702. nicht das erste, sondern das o Jahr, und das vom 1ten Januar 1702. bis 1703. das erste Jahr nennen, so mag er das, denn läuft es aber auf eine Logomachie hinaus, und er darf im Jahr 1799. nur 98 zählen, die mit dem o Jahr vom 1ten Januar 1701. bis 1702. am Ende des 1799ten Jahrs 99 ausmachen, und das Jahr vom 1ten Januar 1800. bis zum 1ten Januar 1801. wird nöthig seyn, um die hundertjährige Pachtung voll zu machen. Hieran wird kein Mensch zweifeln, und gerade so ist es mit den 100 Jahren des Secult.

So lange also noch unerwiesen ist, daß man von Christi Beschneidung an, unter Benennung des Jahrs, nicht das laufende ur vollendete, sondern das vollendete vergangene verstanden habe, oder welch s einerlei, daß vor dem sogenannten Jahr 1 ein o Jahr vorausgegangen sey; ein Beweis, den wir hiernächst ebenfalls von der Centurie in Rücksicht der Chiliade, und von der Chiliade selbst zu fordern haben, müssen die Herren uns erlauben, über ihre Berechnung als eine Posse zu lachen, und bei der einmal so allgemein angenommenen Weise zu bleiben, so bald jedoch der Beweis geführt ist, wollen wir aufhören 1799. zu sagen, da wir mit dem o Jahr im 100sten stehen, alsdenn bleibt aber, des wohl geführten Beweises ungeachtet, dennoch keine Auskunft übrig, als daß die Herren sich entschließen, das o Jahr aufzugeben, und das jetzige laufende nach dem einmal allgemein eingeführten Gebrauche ebenfalls das 100ste zu nennen, da der so veraltete Gebrauch zu eigensinnig ist, als daß man es dahin zu bringen die Hofnung haben könnte, lediglich bei der Secularberechnung, ein o Jahr, was ausserdem nicht vorkömmt, 99 Jahre lang, und

also beinahe zweier Menschen Alter hindurch, in petto zu behalten, und solches, wenn das bisher sogenannte 99te Jahr vollendet worden, allererst mitzuzählen.

Daß es aber ein allgemeiner Gebrauch sey, das laufende unvollendete Jahr als ein vollendetes zu benennen, und also die Herren sich nicht auslegen können, den Beweis des 0Jahrs zu führen, mögen einige Beispiele, wenn es bezweifelt werden könnte, darthun.

Seine Königliche Majestät traten den 15ten October 1760. die Regierung an, von dem Tage an wurden nun alle öffentliche Akten sowohl in England als bei uns im ersten und nicht im 0Jahre Seiner Königlichen Majestät Regierung datirt, und das Jahr vom 15ten October 1760. bis 1761. hieß das 1te oder das Jahr 1 Seiner Königlichen Majestät Regierung; so wie das jetzt laufende das 39te heißt, ungeachtet es erst den 15ten October a. c. voll ist; sobald aber dieser Termin da ist, hört auch das 39te auf, und das 40te beginnt, und wird genannt, da der Zeitraum, der alle die Momente die seinen Complexum ausmachen in sich faßt, nicht mehr existirt, mithin nothwendig, den Momenten, die zu einem neuen bestimmten Zeitraum gehören, nachstehen muß, und es ist Unsinn, das, was der Dauer nach gänzlich aufgehört hat, noch als daurend zu benennen, hingegen dasjenige, was wirklich in seiner Dauer steht, und sich von Moment zu Moment seiner Vollkommenheit nähert, mithin in seinen Theilen schon wirklich existirt, nicht zu benennen, und ihm den Namen des Vergangenen zu geben.

Eben so zählten die vereinigten Staaten von Amerika, wie sie sich zur freien Republik declariret hatten, von dem dato dieser Declaration an, das 1te Jahr der Republik; eben so machen es die Franzosen, die doch sonst so vielen Unsinn in Umlauf gebracht haben, sie nannten das Jahr, was sich mit der Declaration anfing, das 1te Jahr der Republik, und zählten in der Maaße fort, ohne an ein Jahr 0 zu denken, und in eben der Maaße wird derjenige, der 6 Schock Nüsse zählen soll und im 6ten Schock gefragt wird: welches ist es? ohne Bedenken sagen: das 6te, und jeder ihn verstehen, nemlich: daß er im 6ten Schocke zähle; und so zählt man in der ganzen bekannten Welt alle Quantitäten und Zeiträume, besonders die, welche einer langen Dauer zu ihrer Vollendung bedürfen, und es wäre kaum zu glauben, daß Price's Grille von einem Jahre 0, die eigentlich Unsinn ist, so viele Nachahmer finden können, wenn man nicht wüßte, daß es der Genius des Seculi, wenigstens der letzten Decade sey, die heterodoxesten Sätze aufzugreifen, sie mit Phrasen und Sophismen aufzupußen, und denn in die Welt zu schicken.

Genau genommen ist es also bei dem meisten Herren ein vorsetzlicher

Irr-

Irrthum, wenn sie die laufende Jahrzahl, die so allgemein für die laufende genommen wird, für die schon vollendete annehmen, lediglich um nur heterodox zu seyn, um nur etwas zu sagen, was noch nicht gesagt ist, es mag solches an Wahnsinn oder an Weisheit gränzen; wären sie für lauter Aufklärung einer Aufklärung fähig, so könnte jeder ihnen sagen, daß der allgemeine Gebrauch bisher gewesen sey, bei der Jahrszahl sich das laufende Jahr zu gedenken, und daß dadurch eine entsetzliche Weitläuftigkeit vermieden wurde, da man ausser dieser receipirten Benennung, zum B. den 25ten Februar a. c., sagen müßte: 1798 Jahre und 1 Monat 25 Tage des 1799sten Jahrs, denn, das laufende Jahr durch das vergangene nicht mehr existirende Jahr zu benennen, oder ein o Jahr in petto zu behalten, dazu wird sich keiner verstehen; bei Stunden, die nur einen kleinen Raum begreifen, geht dieses zur Noth an, von solchen sagt man, wenn es auf keine Bestimmung ankömmt, z. E. in der 6ten Stunde, es ist 5 Uhr, sobald es aber auf Bestimmung ankömmt, sagt man z. B. 5 Uhr 30 Minuten, oder in der 6ten Stunde nach Mitternacht, oder es ist halb 6; bei Stunden könnte man immer damit abkommen, wenn man nur die vollendeten Stunden und Minuten der laufenden Stunde angebe, und es ist nicht dringend, der laufenden Stunde schon ehe sie vollendet ist, ihren Namen zu geben, bei Jahren aber, wo ein Complexus von 365 Tagen ist, wo wenigstens Monate und Tage angegeben werden müssen, ist das schon schwieriger, wenn man bestimmt seyn will, und also sind alle Nationen darin einig, den Tag des laufenden Jahrs, z. E. den 25ten Februar 1799. zu benennen, wodurch man jedem verständlich wird; sollte man dagegen nach der o Grille in dem laufenden Jahre das vollendete benennen, so müßte doch eine Bestimmung des Zeitpunkts in dem laufenden hinzukommen, und dann wäre es, wenn nicht Unsinn, wenigstens eine unnütze Weitläuftigkeit; z. B. daß jetzo laufende 1799ste Jahr soll mit dem o Jahr das 100ste seyn, hat aber seine Benennung 99 von dem Jahre, das angeblich schon den 1ten Januar 1799. vollendet seyn soll; wenn ich nun sage, den 25ten Febr. 1799., so ist es Unsinn, da der 25te Febr. des 1799sten Jahrs als das 99ste Jahr schon vollendet worden, ebenfalls schon ein Jahr vorher da gewesen ist, und nicht mehr existirt, der 25te Februar aber, wovon hier die Rede ist, zum hundertsten Jahre gehört, jener 25te Febr. also nicht mehr die Benennung des jetzo laufenden 25ten Febr. abgeben kann, und nun bliebe kein Mittel übrig um verständlich zu werden, als zu sagen, 1799. den 25ten Februar im 100sten Jahre; dafür wäre es denn doch wohl klüger, den 15ten Febr. 1799., oder, wenn das supponirte o Jahr

vor der bekannten Zeitrechnung erwiesen worden, den 25ten Febr. 1800. zu sagen. Wenn also z. B. die o Herren den 30ten December 1799., auf die Frage: wie viele Jahre sind es nach Christi Geburt? vorausgesetzt, daß wir nach ihrer Grille im 100sten stehen, sagen: 1799 Jahre, so sagen sie eine Unwahrheit, sie müssen alsdenn sagen: 1799 Jahre 11 Monate und 30 Tage bis 100sten, wenn sie zu gewissenhaft sind, das 100ste, da es noch nicht vollendet ist, schon zu bekennen.

Bei diesen Umständen also, da die o Herren, wenigstens den Beweis des o Jahrs vor der usuellen christlichen Zeitrechnung schuldig sind, wenn wir ihnen auch den Beweis des o Seculi und des o Jahrtausend schenken wollen, und die Benennung des laufenden, obgleich nicht vollendeten Jahrs, mit dem gesunden Menschenverstande harmonirt, wenigstens durch einen allgemein receipirten Gebrauch autorisiret ist, wird es wohl dabei sein Bewenden haben, daß das laufende Jahr allererst das 1799ste sey, und wir annoch das hundertste, nemlich das 1800ste gebrauchen, um das Seculum zu vollenden.

Sollt dieses nicht genügen, und Jemand annoch einer grösseren Ueberzeugung bedürfen, daß die Grille von dem o Jahre nichts mehr und nichts weniger als eine Grille sey, dem empfehle ich das Eingangs erwähnte gentleman's magazine von Aug. 1798. Seite 676 f., und ich darf es thun, ein englisches Blatt zu allegiren, da die Grille ursprünglich englisch und mir nicht bekannt ist, daß sich bereits der Nachbarn einer, davon es an allen Enden und Orten geben soll, schon darüber in öffentlichen Schriften hören lassen. *)

Hannover. H.

*) Kurz, wenn man hundert Sanduhren nimt und eine nach der andern ablaufen läßt, so sind alle hundert zusammen nicht eher abgelaufen, bis die hundertste selbst ganz abgelaufen ist; und niemand wird auf den Einfall gerathen, die erste Sanduhr mit Nro o. zu bezeichnen, um zu behaupten, daß die Sanduhren mit der neun und neunzigsten sämtlich abgelaufen wären.

5.

Neueste Weltkunde.

1801.

Wien, den 1. Jänner.

Se. Majestät der Kaiser haben dem Hofrathe und Professor der Medicin, Herrn Joseph Frank, das Ritterkreuz des Leopoldordens zu verleihen geruhet.

Se. Majestät der Kaiser haben dem Hofrathe und Professor der Medicin, Herrn Joseph Frank, das Ritterkreuz des Leopoldordens zu verleihen geruhet.

Mr. Hall, Mr. Hall, Mr. Hall,

auch hoffen, (zumal wenn in der Folge der Plan, so wie ich schon oben berührte, erweitert auf das Cameral- und Polizeifach z. B. extendirt und so auch auf den Geschäftsmann im weitern Sinne des Worts Rücksicht genommen werden könnte,) daß das Institut demnächst auch noch von andern Seiten her durch Beitritt unterstützt und begünstigt würde. Um indessen nicht eine doch vielleicht vergebliche Arbeit zu thun, habe ich einen speciellen Plan noch zur Zeit nicht entwerfen mögen. Diese, nur im Großen hingeworfenen Ideen sind, wie ich schon gesagt habe, dazu bestimmt, zu erfahren, wie die Sache im Ganzen aufgenommen werden und welche Unterstützung sie finden dürfte. Findet sie dieselbe, wie sie erforderlich ist, so werde ich einen speciellern Plan ausarbeiten, drucken lassen, vertheilen und zum Beitritt einladen. Wer meine Idee im Ganzen billigt, und bei der Ausführung derselben sich zu interessiren geneigt seyn mögte, der habe die Güte entweder mir selbst solches schriftlich anzuzeigen, oder einen versiegelten Zettel mit seinem Namen und der Bemerkung: Jurist. Bibliothy. Institut, im K. Ch. Intelligenzcomtoir, mit der ebenmäßigen Aufschrift: Jurist. Bibliothy. Institut — abgeben zu lassen. Gebunden wird natürlicher Weise durch diese erste eventuelle Zusicherung seines Beitritts noch Niemand: denn nachher kömmt es noch erst auf den speciellern Plan an. Nach Ablauf eines Monats werde ich dann beurtheilen können, ob die Sache zu realisiren stehe oder nicht, und davon das weitere öffentlich anzeigen.

Hannover. G. H. Böttcher, Advokat.

Franz Leberecht Kampe,
weil. Senator, Bauherr und Mechanikus zu Göttingen.

Ein Beweis, daß Deutschlands Künstler eben die Stufe der Geschicklichkeit erreichen können, worauf die berühmtesten englischen, französischen und andere ausländische Künstler stehen.

Biographien verdienstvoller Künstler sind in mehr als einer Hinsicht nützlich. Unter andern zeigen sie erst, wie weit es der Mensch durch unermüdeten Fleiß bringen kann, und können denn dadurch auch andere zur Nacheiferung anzufeuern Gelegenheit geben. Leicht einzusehen ist die Ursache, warum Deutschland, der Hauptsitz der Gelehrsamkeit, in verschiedenen Künsten, worunter besonders auch die mechanischen gehören, noch

Weigand, Karl Theodor, von Aschaffenburg, Dr. jur., Geheimer Rath, Ritter des Ludwigsordens, Mitglied der Kammer der Reichsräthe, Präsident des Appellationsgerichts des Rheinkreises, Vorstand der Gesellschaft für Pfälzische Geschichte und Volkskunde, geb. zu Speyer 1. Juli 1788, † zu Speyer 1. Juli 1858.

Sein Vater, Johann Nepomuk Weigand, war Hofgerichtsrath in Speyer, seine Mutter Maria Anna Elisabeth, geb. Hoffmann, die Tochter eines Hofgerichtsrathes in Mannheim. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog 1806 die Universität Heidelberg, wo er Rechtswissenschaft studirte, und 1808 die Universität Landshut, wo er 1809 die Doctorwürde erwarb. Nachdem er 1810 in Speyer die Advocatur ausgeübt hatte, wurde er 1811 Assessor bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises, 1814 Rath bei demselben, 1816 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1818 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1819 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1825 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1826 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1827 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1828 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1829 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1830 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1831 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1832 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1833 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1834 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1835 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1836 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1837 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1838 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1839 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1840 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1841 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1842 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1843 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1844 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1845 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1846 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1847 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1848 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1849 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1850 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1851 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1852 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1853 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1854 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1855 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1856 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1857 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1858 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken.

Weigand, Karl Theodor, von Aschaffenburg, Dr. jur., Geheimer Rath, Ritter des Ludwigsordens, Mitglied der Kammer der Reichsräthe, Präsident des Appellationsgerichts des Rheinkreises, Vorstand der Gesellschaft für Pfälzische Geschichte und Volkskunde, geb. zu Speyer 1. Juli 1788, † zu Speyer 1. Juli 1858.

Sein Vater, Johann Nepomuk Weigand, war Hofgerichtsrath in Speyer, seine Mutter Maria Anna Elisabeth, geb. Hoffmann, die Tochter eines Hofgerichtsrathes in Mannheim. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog 1806 die Universität Heidelberg, wo er Rechtswissenschaft studirte, und 1808 die Universität Landshut, wo er 1809 die Doctorwürde erwarb. Nachdem er 1810 in Speyer die Advocatur ausgeübt hatte, wurde er 1811 Assessor bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises, 1814 Rath bei demselben, 1816 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1818 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1819 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1825 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1826 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1827 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1828 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1829 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1830 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1831 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1832 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1833 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1834 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1835 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1836 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1837 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1838 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1839 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1840 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1841 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1842 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1843 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1844 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1845 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1846 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1847 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1848 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1849 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1850 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1851 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1852 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1853 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1854 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1855 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1856 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken, 1857 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Speyer, 1858 Rath bei dem Appellationsgerichte des Rheinkreises in Zweibrücken.

Künstler theils die Versuche des Graveſands, welche bewiesen, daß das Wasser, welches durch eine konische Röhre empor getrieben wurde, nicht zu der Höhe gelangt; die es durch die cylindrische mit einer durchlöcherten Platte geschlossene Röhre erreichte, theils auch die auf gewisse höhere Rechnungen sich gründende Theorie, deren Resultat den Vorzug der cylinschen Röhren klar vor Augen legt. Ausserdem ist es ausgemacht, daß die Friction in einer kegelförmigen Röhre, bei einer gleich stark polirten Fläche, stärker ist, als in der cylindrischen Dazu kömmt nun noch für letztere der Vortheil, daß man alsdann das Rohr, welches sonst 6 bis 8 Fuß lang seyn muß, weit kürzer machen kann, wodurch wieder beträchtliche Vortheile entspringen.

Herr Hofrath Karsten war der erste, der diese Grundsätze bei der Verbesserung einer Feuerspritze zu Güstrow anwandte a). Er fand da durch Versuche, daß die verbesserte Spritze, deren Rohr nicht einmal cylindrisch gemacht war, sondern nur bei der Mündung erweitert wurde, wenigstens anderthalb mal so weit reichte, daß der Strahl, ehe er sich in Tropfen auflöse, sich auf eine weit größere Strecke zusammenhalte, als vorher, und daß die Spritze auch leichter als vorher zu behandeln sey.

Ohne von diesen Versuchen gehört zu haben, machte Kampe bei einer alten göttingischen Spritze mit dem spitz zugehenden Rohre eine Veränderung, so, daß er statt dessen ein kupfernes cylindrisches, also von gleicher Weite, $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser anbrachte. Seine Versuche, die er mit der so verbesserten Spritze machte, ergaben denn ebenfalls die ungemeinen Vorzüge dieser Veränderung, und brachten das Resultat zum Vorschein, daß, nach aufgeschraubtem Aufsatze von 1 Zoll Oefnung, der Wasserstrahl am höchsten getrieben wurde. Unser Künstler hat diese Versuche aufgezeichnet, und sie stehen, nebst noch mehrern, das Spritzenwesen betreffenden, nützlichen Bemerkungen, in den göttingischen allgemeinen Unterhaltungen b) gedruckt.

Durch die lehrreichen Versuche des Herrn Kampe wurde auch der allgemeine falsche Satz widerlegt, daß ein stär-

a) Siehe Lehrbegrif der gesammten Mathematik, von W. J. G. Karsten. 5ter Theil Seite 734.

b) 86, 99 und 100stes Stück. Man sehe auch Karstens Lehrbegrif der gesammten Mathematik. 5ter Theil Seite 735 u. f.

stärkerer Wasserstrahl mehr Kraft brauche, als ein dünnerer, wenn beide gleich hoch gehen sollen.

Enthielten alle nützliche Anstalten in Städten immer solche Vorsteher, als Kampe war, die mit guten dazu erforderlichen theoretischen Kenntnissen selbst die praktische Handarbeit verbänden, wie viele Vortheile würden nicht dadurch fürs allgemeine Beste erwachsen!

Kampe besaß auch ungemeine Geschicklichkeit in Verfertigung optischer und anderer mathematischer und physikalischer Instrumente. Er war in Deutschland fast der einzige, der auf eine ganz vorzügliche Art gregorische Spiegeltelescope verfertigte, deren Gebrauch auf der Erde mit so vieler Genauigkeit und Bequemlichkeit verbunden ist. Kein englischer oder französischer Künstler konnte die Composition, woraus die Spiegel bestanden, besser treffen und die Arbeit an diesen optischen Werkzeugen mit mehrerer Akkuratesse verrichten, als unser Kampe. Man findet, daß dieselben, von des thätigen Künstlers Hand verfertigt, noch häufig mit Nutzen gebraucht werden.

Auch unsere Sternwarte hat noch mehrere Instrumente von Kampe aufzuweisen, die ein stetes Denkmal für seine große Geschicklichkeit seyn werden. Unter andern befinden sich daselbst ein Paar astronomische Uhren, die mit so großer Genauigkeit zu Observationen gebraucht werden, als nur immer die besten englischen Uhren zu leisten im Stande seyn können. Ein Quadrant von 1 Fuß rheinl. im Halbmesser mit unbeweglichem Fernrohre, ist von ihm mit der äussersten Vollkommenheit verfertigt. An ihm befindet sich ein sehr genauer Vernier, welchen kein englischer Künstler mit größerer Akkuratesse zu bearbeiten im Stande gewesen wäre. Der berühmte göttingisch. Astronom Tobias Mayer bediente sich dieses Quadrantens zur Beobachtung und Bestimmung übereinstimmender Höhen, und ließ ihn statt des daran befindlichen Verniers mit einem Mikrometer seiner Art versehen. Ausserdem ist noch von Kampe auf dem Observatorio ein Quadrant von 2 Fuß mit beweglichem Fernrohre und einem Azimuthalkreise, imgleichen eine parallatische Maschine u. s. w.

Sehr viele Vorzüge hatten die von Kampe verfertigten Luftpumpen; die äußern Zierrathen abgerechnet, standen sie um nichts hinter den besten englischen. Herr Hofrath Kästner besitzt eine Luftpumpe von Kampens kunstreicher Hand nach Smeatons Art bearbeitet; sie kostet 80 Rthlr. In dem physik. Kab. des kürzl. verstorbenen Hrn. Hofr. Lichtenberg befindet sich eine ähnliche von einem engl. Künstler verfertigt; diese kömmt mit den dazu gehörigen Apparaten

auf

auf 400 Rthlr. Die Würkungen beider Maschinen sind fast gleich. Und doch, welcher Unterschied zwischen den Preisen! Aber es ist nun einmal so, englische Arbeit erhält englische Bezahlung; die Vorzüge der deutschen werden übersehen, weil sie doch einmal deutsch sind. Man würde sie für vortreflich halten, wenn man nur darauf bedacht gewesen wäre, das Wort englisch unterzuschieben. So viel vermag das einmal festgewurzelte Vorurtheil!

Aus diesem allen wird nun wohl Jeder sehen, daß Kampe es an Fleiß und Geschicklichkeit mit jedem der berühmtesten auswärtigen Künstler aufnehmen konnte, und daß auch in Deutschland die mechanischen Künste sich eben so hoch, als in andern Ländern erheben würden, wenn man sie nur bei einem Deutschen gehörig zu schätzen wüßte. Zweckten sie auf Gegenstände des Luxus ab; so würden, leider! zu unsern Zeiten die Künstler wohl eher ihr Glück machen, und mehr Ruhm und Ehre einernten.

Ich schließe zuletzt diese Abhandlung noch mit dem Wunsche, daß man das, zum besten der mechanischen Künste in Deutschland gesagte doch recht beherzigen möge, und daß durch Kampens Beispiel jenes gerügte Vorurtheil ausgerottet seyn möge, welches auf Künste und Wissenschaften von jeher einen so schädlichen Einfluß gehabt hat.

Göttingen. J. L. M. Poppe.

Beantwortung der Anfrage über den Winterblumenbau im 20sten Stücke des neuen hanndverischen Magazins von diesem Jahre.

Eine sehr gute, auf Erfahrung gegründete Anleitung zur Wintertreiberei der Blumen im Zimmer, sowohl der vorzüglichsten Zwiebelblumen, als anderer Blumen, zum Exempel der Rose, Nelke, Syringa u. a., findet man im 5ten und folgenden Stücke des hanndverischen Magazins von 1787. Eine andere kürzere Belehrung über die Winterflor einiger Blumen steht ebenfalls im 99sten Stücke dieses Magazins vom Jahre 1785.

P. M.

Hannöverisches Magazin.

32tes Stück.

Montag, den 22ten April 1799.

Etwas über den unweisen Fleiß studirender Jünglinge, vorzüglich kurz vor den akademischen Jahren *).

Aus dem Lateinischen des verstorbenen Superintendenten und vormaligen Direktors Ballhorn.

Erster Abschnitt.

Vor ungefähr 9 Jahren machte der Schriftsteller, welchem Deutschlands sittliche Bildung so viel verdankt, der Herr Professor Gellert a), auf die Fehler der Studirenden in einer kleinen Schrift aufmerksam, die, wie Alles, womit uns Gellert beschenkt, höchst schätzbar ist. Für mich als Schulmann mußte diese dem Geiste des Zeitalters so ganz angemessene Schrift vorzüglich

*) De peccatis diligentium &c. Hannov. 1763.

Es wird gewiß vielen, auch ganz abgesehen von denen, welche allein in den Schriften des Tages Nahrung oder Ruhe finden, auffallend seyn, wie der Uebersetzer den Inhalt einer vor 30 Jahren erschienenen lateinischen Abhandlung jetzt noch in einer gemeinnützigen Wochenschrift mittheilen, jetzt also noch für denselben ein verbreiteteres Interesse erwarten konnte! Er glaubt daher folgende Bemerkung zu seiner Entschuldigung benutzen zu müssen: Der Verfasser, der einer bedeutenden Schule Niedersachsens vorstand, entwirft in dieser Schrift gelegentlich ein Sittengemälde der studirenden Jugend seiner Zeit und seines Orts, welches denen, welche Vergleichungen des Aelteren mit dem Neueren lieben, und mit den damaligen Verhältnissen etwas bekannt sind, noch immer sehr willkommen seyn kann. Zwei der ersten jetztlebenden deutschen Staatsmänner und ein großer Theil der Geschäftsmänner des Churfürstenthums sind auch in dieser Schule gebildet. Manche der letzteren werden sich vielleicht in diesem Aufsatze wiederfinden, und auch den Freunden Leisewitz's, Moritz's u. Iffland's, welche auch einst der hannöverischen Schule angehörten, wird vielleicht eine oder die andere Reflexion des Verfassers schon in Bezug auf ihre Lieblinge einiger Aufmerksamkeit werth scheinen.

a) Samml. verm. Schriften. Th. 2. S. 227 u. f.

Wahlkreis 1 (Ostpreußen) Nr. 1 der Liste der Abgeordneten, Nr. 1 der Liste der Ersatzmänner, Nr. 1 der Liste der Nachrücker

„mit mit einem wissenschaft„lichen Geiste *);"

gewiß würden sie dann nicht gegen die Natur anstreiten, und ihre Kräfte beim Studium der Wissenschaften verschwenden, sondern, nach reifli cher Ueberlegung, jener Stelle des Dichters Beifall geben, der sagt d):

„Wenn ich dann zu solchen
„Aufschlüssen in der Natur
„nicht zu gelangen vermag,
„wenn mein Blut dabei kalt
„bleibt, und mir am Herzen
„stockt: so lebe ich mit Ver„gnügen auf dem Lande, in
„Thälern, in der Kühlung
„des rieselnden Bachs, un„bekümmert um die Ehre
„der großen Welt **)."

Jünglinge, welche mit den herrlichsten Talenten von der Natur ausgestattet sind, fallen in einen andern Fehler. Sie wählen sich auf dem Gebiete der Wissenschaften nicht dasjenige Feld, zu welchem ihr Herz, ihr Verstand und ihre Neigung sie gleichsam bei der Hand hinzuleiten schien. Wie viele junge Theologen giebt es nicht, denen, bei einer nähern Beobachtung ihres Benehmens, ganz die Reinheit der Sitten und des Charakters fehlt, welche ein künftiger Religionslehrer nothwendig besitzen muß! Und wie viele weihen sich dagegen der hohen Priesterschaft der Gerechtigkeit unter dem blendenden Vorwande, daß sie zu fein, zu gewissenhaft dächten, um positive Religion zu lehren; wenn sie gleich auf der andern Seite im Betragen und Umgange nicht den mindesten Sinn für Recht und Billigkeit blicken lassen, und so das Priesterthum, wozu sie sich bekennen, im Herzen verleugnen! So weit von einem Fehler, den gemeiniglich die Aeltern begehen, und den künftig die Söhne büßen müssen.

Ein häufigerer und jungen Leuten mehr eigenthümlicher Fehler besteht darin, daß sie nie den gehörigen Ueberschlag ihrer Arbeiten machen, und in ihrem Studirplan sich stets verrechnen, daß sie Nichts mit Ueberlegung und derjenigen Ordnung betreiben, die verlangt, daß man allmählig von dem Leichtern zum Schwerern übergehn solle. Sie gleichen einem thörigten Baumeister, der,

*) — partitum singula quemque
Nobilitant; hunc forma decens, hunc robur in armis,
Hunc rigor, hunc pietas, illum sollertia juris.

d) Virg. Georg. Lib. II. v. 483. sq.

**) Sin his ne possim naturæ accedere partes,
Frigidus obstiterit circum præcordia sanguis:
Rura mihi et rigui placeant in vallibus amnes,
Flumina amem, silvasque inglorius.

und bekümmert um das Fundament des Hauses, schon an dem Balkenwerke und den feinern Verzierungen, welche die schönen Künste gewähren, arbeiten ließe. Wie thörigt ist dies Verfahren bei wissenschaftlichen Gegenständen! Denn ist überhaupt bei allen Verrichtungen im menschlichen Leben der Einfluß der Ordnung fast unbegreiflich *) groß, so ist dies ganz vorzüglich bei wissenschaftlichen Arbeiten der Fall, so, daß diejenigen sich schon großer Fortschritte rühmen können, die nur erst den Plan ihres Studiums gehörig entworfen und berechnet haben. Bei den Weisen aller Zeiten ist hierüber nur Eine Stimme. So schrieb Galenus, dieser große Arzt, die Zierde seines Jahrhunderts, sein vortreffliches Werk über die Methode und Ordnung, welche er beim Lesen seiner Werke angewandt wissen wollte. Dies gestand, um von den Neuern nur einen einzigen zu nennen, Bülfinger ein e):

„Ich mögte wünschen" — sagt dieser eminente Denker — „daß „diejenigen, welche ein hohes „Ziel erreichen wollen, sich, wenn „ich so sagen darf, der Leitern bedienten. Fliegen kann der „Mensch nicht, und selbst bei „Vögeln ist diese Fertigkeit verschieden: auch sie lieben beim „Fluge Ruhepörter. Ich will gern „eingestehen, daß die Schritte an „Geschwindigkeit und Weite, und „die Wege an Ebenheit und Maaß „verschieden sind; ich will eingestehn, daß zwar ein Unterschied „statt findet, ob man zu Fuß ist, „oder sich einer Sensie, eines „Pferdes, eines Wagens, eines „Schiffes bedient; aber den Glauben lasse ich mir nicht nehmen, „daß man nie große Fortschritte „machen, nie die größtmögliche „Vollkommenheit erreichen könne, „wenn man die ersten Grundsätze „vernachlässiget; daß man nie „Schwierigkeiten überwinden lerne, wenn man das leichtere nicht „kennt; daß man nie durch eigne „Erfahrungen groß und berühmt „werde, wenn man nicht vorher „die Kenntnisse und Erfahrungen „anderer benutzt hat."

Wenn diese Worte voll Weisheit und Wahrheit sind, wie verkehrt ist dann der Fleiß derjenigen jungen Leute, die sich allein um Dinge bekümmern, welche Gegenstände des Wissens für das männliche Alter ausmachen, und dagegen dasjenige vernachlässigen, was durchaus für die Jugend gehört! Dies ist der Fall bei denen, welche ohne alle philosophische Kenntniß von den menschlichen Pflichten, ohne alle Kunde der Geschichte und des römischen Alterthums, wodurch

*) numen ordinis.

e) de præcip. quibusd. discend. reg. p. 16. ed. Jen. 1748.

durch so vielen dunkeln Stellen der Gesetzgebung erst Leben und Licht verschafft wird, Justinians Heiligthum betreten. Was soll ich ferner von den jungen Theologen sagen, welche auf Schulen, statt des Studiums der alten Sprachen und der Geschichte, dieser Stütze der positiven Religion, weit lieber voreilige Versuche anstellen wollen, ob ihre Zunge geläufiger als ihr Geist sey, und ob sie ihre unbeschreibliche Unwissenheit durch eine glückliche Suade zu decken im Stande sind. Es kann im täglichen Umgange keine dreistere *) Leute als diese Art Jünglinge geben. Ihr Zweck ist ja auch nur zu blenden, und von dem großen Haufen, der sich von dem Scheine blenden läßt, angestaunt zu werden. Ich will zugeben, daß solche Vorübungen im Predigen jungen der Akademie nahen Leuten nicht gänzlich versagt werden können, weil sich alsdann von der Annehmlichkeit ihrer Aussprache, ihres Ausdrucks und ihres Anstandes sicherer urtheilen läßt. Indessen zeigt doch leider die tägliche Erfahrung, daß diese, dem bescheidenen Jünglinge zu gönnenden, Predigtübungen gemeiniglich nicht sowohl zu diesem nützlichen Zweck, als vielmehr aus eitler Großthuerei angestellt werden, und daß die Frucht dieses unreifen Fleißes gemeiniglich die sey, daß sie auch nachher, als Männer, nur halbe wissenschaftliche Bildung auf die Kanzel bringen. Sie sind freilich dagegen dann oft die feinsten und geschicktesten Plünderer fremder Schätze. Welchen lächerlichen Fleiß würde man aber oft verschwenden sehen, wenn man manche Jünglinge bei ihrer Lektüre und bei ihrem Studiren überraschen wollte! Wie viele, und dazu oft so ganz heterogene Dinge pfropfen sie nicht dem Gedächtniß in einem Tage, in einer Stunde ein! Kaum haben sie eine Menge von Vokabeln und Redensarten auswendig gelernt, so nehmen sie schon in ungestümer Eile einige philosophische und mathematische Brocken zu sich; noch ist die Stunde nicht verflossen, und sie haben schon einige Seiten aus einem Buche, das gar auf jene Wissenschaften keinen Bezug hat, mit Heißhunger verschlungen.

Huart f) sagt: „So wie nicht „das, was wir in einem Tage essen „und trinken, sondern das, was der „Magen verdauet und in Saft und „Blut verwandelt, den Körper erhält, „eben so wird auch nicht dadurch, „was wir schnell lesen, sondern dadurch, was wir allmählig und mit „Ruhe fassen und gleichsam wiederkäuen, unser Herz und unser Geist genähret."

Zwei-

*) confidentiloquius.

f) Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften; aus dem Spanischen übersetzt von Lessing. Zerbst 1752.

Zweiter Abschnitt *).

Ich konnte nicht hoffen, daß meine neulich mitgetheilten Ideen den Beifall erhalten würden, womit ich mich von sachkundigen Männern beehrt sehe. Ich wage es daher jetzt erst, den Faden mit etwas mehr Muth wieder anzuknüpfen.

Ich glaube mit Grunde alle diejenigen Jünglinge, welche ohne alle Anlage sich dem Studium der Wissenschaften widmen, so wie ihre schlimmen Rathgeber getadelt zu haben. Ich schilderte dabei ohne Schonung den Schaden einer unordentlichen und flüchtigen Lektüre. Ein gleicher Tadel trift nun aber auch diejenigen, welche von dem Gebrauche vieler Bücher große wissenschaftliche Fortschritte hoffen. Sie machen sich von der Gelehrsamkeit ganz falsche Begriffe.

Ich rede hier begreiflich nicht von der Eitelkeit derer, die sich Bibliotheken sammlen, nicht zur Nahrung für ihren Geist, sondern zur Bekleidung leerer Wände, und so Männern nachahmen, die mit oft königlichem Aufwande aus höchst rühmlichem Patriotismus, in ihren Samulungen die Geistesweke aller Zeiten dem Untergange und der Vergessenheit entreißen. Schon Luzian g) hat diese Scheingelehrsamkeit vortreflich abgefertigt.

Ich rede hier nur mit Jünglingen, deren Fleiß in einem übergroßen wissenschaftlichen Eifer und in dem Wahne besteht, daß sie dann erst zu einer wahren und ausgebreiteten Gelehrsamkeit gelangen würden, wenn sie, gleich den Bienen, aus mancherlei Büchern schöpften und dasjenige aushöben, was ihnen vorzüglich vortheilhaft zu seyn dünkt. Hätten die guten Leute den feinen Geruch der Bienen, wüßten sie, wie diese, das Gute von dem Schlechten abzusondern, und hätten sie auch ihre Zellen schon fertig, um ihre wissenschaftliche Beute, jede, in das ihr bestimmte Fach einzutragen, so hätte ich keine Veranlassung zum Tadel. Aber sowohl die Auswahl in der Lektüre, als auch die Kunst das Gelesene zu ordnen, setzt weit mehr Klugheit, weit mehr Scharfsinn und Uebung voraus, als man von diesen Jünglingen, selbst wenn sie schon für die Akademie reif sind, erwarten darf. Die unausbleibliche Folge ihres Fehlers ist, daß sie bei solchen Schriften, welche ein scharfes Raisonnement und eine gewisse Stärke der Seele fordern, statt großen Nutzen aus denselben zu ziehen, in Verlegenheit gerathen. Vorzüglich muß dies der Fall in unseren Zeiten seyn, wo eine Fluth von sehr em-

*) De peccatis diligentium libell. post. Hannov. 1764.

g) Tom. II. opp. p. 378 sqq. ed. Grævii.

empfohlnen und gepriesenen Büchern eben so sehr als in ältern Zeiten die große Seltenheit derselben der wahren Gelehrsamkeit schadet. Möchten sie doch lieber Seneka's h) goldenen Ausspruch beherzigen: „Der ist nir„gends zu Hause, der es allerwärts „ist. Der Reisende trift zwar immer „Wirthshäuser an; selten aber stiftet „er Freundschaften. Dieses ist gerade „der Fall desjenigen, der sich mit dem „Geiste keines Schriftstellers vertraut „macht, sondern jedes Buch, was „ihm vorkömmt, im Fluge durchläuft. „Viele Bücher zerstreuen und äng„stigen den Geist. Kann man nicht „so viele Bücher lesen, als man be„sitzt; so ist es gewiß hinreichend, so „viele zu haben, als man gerade zu „lesen im Stande ist. Die klassi„schen — und ich mögte hinzusetzen — „die vom Lehrer oder einem an„dern weisen Rathgeber empfohlnen „Werke lese man ja, und, wenn man „wohl einmal den Trieb fühlt, zu an„dern Büchern überzugehn, so kehre „man doch immer zu den erstern „zurück."

Für diejenigen, welche neuere Autoritäten lieber als alte setzen, führe ich hier Jacob Sakcioli aus an i), einen der ersten Wiederhersteller der römischen Literatur in Italien: „Hü„tet Euch, Jünglinge! Ueberall stel„let man Euch nach! Dies ist um „so gefährlicher, da es Eure vermeint„lichen Freunde thun. Verderbt Eu„ren Geist nicht durch schlechte Bü„cher; verwirret ihn nicht durch zu „vieles lesen. Bedenkt Euer Alter, „Eure Hauptwissenschaften, meine „Liebe zu Euch. Ich unternehme „nichts, ohne vorher durch große und „ausgemachte Gründe überzeugt zu „seyn, daß Ihr Nutzen davon haben „werdet."

Diesen Jünglingen sind diejenigen sehr ähnlich, die ihre todten Lehrer lieber hören, als die lebendigen, oder, wie ich es vielleicht richtiger ausdrücke, ihrem Genie Alles verdanken wollen. Am unverzeihlichsten ist es, wenn diejenigen sich von diesem Vorurtheile hinreißen lassen, welche öffentliche Lehranstalten zu ihrer Bildung besuchen. Handeln nicht diese Bücherschlemmer *) gerade wie die Volontairs, die um die Taktik zu studiren zu Friedrichs und Ferdinands Lägern reisen, und dennoch daselbst weiter nichts thun, als daß sie den Polybius, den Cäsar und den Vegetius lesen? Doch ich will nicht zu streng seyn, und, ungeachtet die erfahrensten und feinsten Kenner der Litteratur k) die Seltenheit bewiesen hat

h) Epist. II.
i) Orationum II. p. 44. ed. Lipsi. rec.
*) Librorum helluones.
k) Fabrizius Abriß einer allgemeinen Historie der Gelehrten. Erster Theil. Kap. 1. S. 40.

haben, so will ich doch zugeben, daß diese Autodidakten etwas Nützliches zu leisten vermögend sind, und daß auch die Erfahrung diese Möglichkeit bestätige. Aber geläugnet werden kann es doch wohl nicht, daß diese Art von Gelehrsamkeit, deren Erlangung mit so unsäglicher Mühe verknüpft ist, selten recht praktisch, recht den Verhältnissen des geschäftigen Lebens angemessen, und — wenn ich so sagen darf — populär genug sey. Und sehr begreiflich! Es liegt einmal in der Natur des Menschen, auf das, was er mit vieler Mühe errungen hat, etwas stolz zu seyn, und diese seine erworbenen Schätze wie Mysterien zu bewachen, in welche kein Ungeweihter hineinblicken darf. Wie wird aber jemand das, was er in der Jugend ohne Ordnung gelernt hat, gründlich und mit Ordnung andern mittheilen können? Das höchste Gesetz der Ordnung bei wissenschaftlichen Dingen besteht in der Vorschrift:

„daß man das Meiste für eine „gelegenere Zeit aufschieben, dies „ses auswählen, jenes zurücksez„zen solle." l)

So weit von einem Fehler, dessen Folgen nicht sowohl unsre Schulen als die Universitäten empfinden. Nur dies einzige, dies goldne, dies nicht genug unsern Jünglingen zu empfehlende Wort von Plinius m) setze ich noch hinzu:

„Immer ist Gelegenheit zum Le„sen, aber nicht immer zum „Hören. Ausserdem dringt die „lebendige Rede weit mehr ein, „als man gewöhnlich glaubt. „Denn wenn auch vielleicht die „Sprache in einem Buche lichts„voller und schöner ist, als der „mündliche Vortrag, so prägen „sich doch die Eindrücke, welche „die lebendige Rede, das Gesicht, „der Anstand und die Action des „Lehrers auf uns machen, weit „tiefer dem Gemüthe ein."

Oft gesellet sich ein Fehler zu dem andern. Jünglinge, welche sich in solchen Bibliotheken vergraben, haben oft, trotz aller solcher gelehrten Hülfsmittel, kaum einigen Nutzen von ihren Bemühungen, ungeachtet sie mehrere nützliche Zwecke durch eine Arbeit erreichen könnten.

Der Schluß folgt künftig.

1) Pleraque differat et præsens in tempus omittat,
hoc amet, hoc spernat.
Hor. de art. poet. v. 44. 46.

m) Lib. II. ep. 3.

Hannöverisches Magazin.

33tes Stück.

Freitag, den 26ten April 1799.

Etwas über den unweisen Fleiß studirender Jünglinge, vorzüglich kurz vor den akademischen Jahren.

(Schluß.)

Wie viele treibt der Nutzen oder die Schönheit der englischen und französischen Sprache dazu an, starke Bände in diesen Sprachen zu verschlingen, und nicht Stunden, sondern ganze Tage ihnen zu widmen!

Aber wie armselig ist oft der Inhalt! Wie unbesonnen, wie unglücklich die Wahl! Gewöhnlich sind sie am emsigsten bei solchen Büchern, die gar nicht für sie gehören, die sie nicht einmal verstehen; bei Dingen, die sie lieber vergessen mögten.

Glaubt nicht, meine jungen Freunde, daß ich euch alle Romane und alle Werke, die mehr zur Aufheiterung und Abspannung des Geistes, als zu seiner Schärfung und Uebung dienen, untersagen wolle! Nein! die Musen wünschen oft diese Abwechselungen. Die Tugend rührt und erquickt unser Herz auch im Bilde, wenn sie nur mit dem treffenden, meisterhaften Pinsel, den alle Menschen bewundern müssen, — mit Wahrheit gezeichnet ist.

Da indessen die Geschichte, diese weise Lehrerin der Wirklichkeit, diese treue Rathgeberin im menschlichen Leben, mir den weitesten Schauplatz von Handlungen, nicht idealischen Handlungen eröffnet, da sie mich durch treffende, große, wirkliche Beispiele unterrichtet, so mögte ich, wenn ich auf Sprachübung und Geistesnahrung zugleich bei meiner Lektüre Rücksicht nähme, und dann auch die Menge der Bücher und die Kürze meines Lebens bedächte, die es mir zur Pflicht macht, Werke der schönen Litteratur, die zu viel Zeit kosten, nicht zu studiren, dann mögte ich gewiß weit lieber den Robertson, als den Richardson, weit lieber den Thuanus und den Crevier, als dicke Bände französischer

Memoires und Romane lesen, wenn ich andere Zeit hätte, ganze Tage einer Lieblingslektüre zu widmen.

Meine Erinnerungen treffen begreiflich nicht diejenigen, welche Gelegenheit und Masse genug haben, ihren Geistesluxus zu befriedigen, sondern meine Jünglinge, die mit ihrer Zeit sparsam umzugehen schuldig sind. Und doch, dächte ich, könnte man selbst den, der es weiß, daß er keine Musse übrig hat, und dessen Amtspflicht es mit sich bringt, ernsthafte Wissenschaften zu treiben — selbst wenn er ein vollendeter Mann ist — wiederum mit vollem Recht befragen: „Willst du nicht „überlegen, wie viel Zeit dir unerwartete Krankheiten, dein öffentliches Amt, deine Familie, deine „Tagsordnung, dein Schlaf wegnimt? Bedenk dein Lebensziel! Es „faßt so vieles nicht!" a) Aber auch die Jünglinge verdienen eine ernsthafte Rüge, welche ganze Tage nicht sowohl den alten Denkmählern der schönsten Empfindung und des gelautertsten Geschmacks, als vielmehr den großen Werken des Geistes und des Geschmacks, die unser Jahrhundert hervorbringen, widmen. Die tägliche Erfahrung zeigt dies. Nichts Vorzügliches kann in Frankreich, England und Deutschland in Werken der schönen Litteratur erscheinen: sogleich wissen es, lesen es, haschen es viele Jünglinge auf. Nur leise darf man Voltaire's Namen nennen, und gleich lassen sich seine vertrauten Freunde hören. Bringt man die Rede auf Boileau; schnell rezitiren sie von ihm ein ganzes Gedicht. Bittet man sie, von Kleist und Hagedorn etwas mitzutheilen; keine Sylbe werden sie verfehlen. Selbst mit Milton und Shakespeare machen sie Bekanntschaft, ungeachtet die Manier und Schreibart dieser letzten Dichter nicht immer musterhaft ist und gewiß viel Eignes und Schwieriges hat *). Führt man sie aber aus diesem Tempe zu jenen Denkmählern Athens und Roms, und befragt sie nicht etwa um solche Dinge, mit welchen sie ungern, nur aus Gehorsam gegen die Lehrer, einige Bekanntschaft gemacht haben, wie kindisch unerfahren, wie fremd werden sie sich benehmen! Es ist hier nicht der Ort, den gewiß sehr delikaten Punkt, die Vergleichung der Alten mit den Neuern zu berühren. Ich wenigstens erkenne zu sehr den Werth der großen Köpfe meines Jahrhunderts, um mit Denina b) die vermessene Be-

a) Senec ep. LXXXVIII.

*) Im Jahre 1764. war man denn doch wirklich noch frugal und bescheiden. Wie viel hätte hier der neueste Jugend- und Sittenbeobachter noch hinzu zu setzen!

b) Discorso sopra le vicende della letteratura. Turin 1761.

Behauptung zu wagen, daß die schönen Künste und die spekulative Philosophie in den letzten 2000 Jahren mit nichts Vorzüglichem, nichts Auffallendem bereichert worden wären. Nur dies ist meine Meinung, daß unsre Jünglinge, unsre den erstern Wissenschaften sich widmenden Jünglinge weniger fehlen werden, wenn sie einen größern Werth auf die alten als auf die neuern Meisterwerke legen, als im Gegentheil. Denn jenen Irrthum können sie, wenn sie dermaleinst Männer sind, leicht verbessern: den letztern hingegen nur mit großer Mühe.

Also auch dieser Fleiß, meine jungen Freunde, den Ihr mit Recht den Geisteswerken unsers Zeitalters widmet, habe seine Gränzen! Kennt und benutzet frühzeitig seine Schätze; beschauet seine Meisterwerke; vernachlässigt dabei aber nicht die großen Muster des Alterthums, mit denen unsre vorzüglichsten Köpfe sich so gern verglichen sehen, weil sie gerade diese Vergleichung für die schönste Empfehlung halten!

Ihr begeht nicht selten noch einen Fehler, über welchen ich Euch meine freundschaftliche Erinnerung nur leise ins Ohr lispeln mögte, damit die feinen süßen Herrchen, die sich durch einen gewissen Anstand in den Zirkeln der feinen Welt, vorzüglich der Damen, zu produziren wissen, es ja nicht hören, und wohl gar sich dadurch gehoben fühlen.

Mein guter Rath ist der! Da nur die Kenntnisse, welche wir auch andern mitzutheilen verstehen, für uns und für die Welt ein reiner Gewinn sind, zur Erreichung dieses Zwecks aber durchaus erforderlich ist, daß wir unsre Kenntnisse mit Annehmlichkeit vorzutragen, und selbst die Talente andrer Gesellschafter gehörig zu benutzen, ja selbst den unschuldigen Conventionen unsrer Zeit nachzugeben wissen müssen, so verstehen sich diejenigen Jünglinge wenig auf ihren Vortheil, die sich stets hinter ihren Büchern verschanzt halten, und in die Zusammenkünfte der feinen Welt — wenn sie auch Gelegenheit dazu hätten — nur mit Furcht und Zittern und gezwungen eintreten. Es ist hier wohl nicht der Ort die Ursachen aufzusuchen, warum so viele Menschen fast ganz ohne Kenntnisse, fast ohne irgend ein Talent, etwa die Kunst ausgenommen, den Launen und Einfällen Andrer — ich will nicht gerade sagen auf eine unedle Art — nachzugeben, es sehr oft weiter in der Welt bringen, als die, welche alles Uebrige — nur dieses Talent nicht — reichlich von der Natur bekommen haben. Von weit größerm Belang ist hingegen das, was ich jetzt sagen will: Ich glaube nemlich gern, daß man die Lehrsätze der Wissenschaften, und allenfalls selbst ihren schulgerechten Vortrag vom Lehrer und aus Büchern erlernen könne; — aber, daß

mān auch die eingesammelten Kenntnisse zum allgemeinen Nutzen auf das zweckmäßigste verwende; daß man populär und zu rechter Zeit zu reden verstehe, daß man den eignen Charakter und die Gewohnheiten seines Zeitalters studire, daß man, wenn man andre beurtheilen will, sich in seinem eignen Betragen sittlich und vorsichtig benehmen c), daß man, um auf den großen Haufen mit Glück und Würde zu wirken, als Schriftsteller und Redner auftrete: diese so große, so schwere Kunst, wird, glaube ich, nicht sowohl aus Büchern und in den Hörsälen der Weisheit und Rhetorik, als vielmehr im Umgange und in den geselligen Zirkeln erlernt. Von dem untrüglichen Mittel, allgemeine Achtung und Liebe sich zu erwerben, welches uns allein der Umgang mit gebildeten Menschen gewährt, der Feinheit unsrer Sitten und unsrer Denkart will ich hier gar nichts sagen; denn fehlt diese Euch, so werdet Ihr Euch umsonst in Unschuld und Tugend einhüllen.

Meine Gedanken haben mich weiter geführt, als ich anfangs die Absicht hatte; vielleicht selbst weiter, als es denen angenehm ist, die am allerwenigsten in der Richtung ihres Fleißes fehlen. Und doch muß ich noch einen Fehler rügen, dessen große Allgemeinheit ich aus Erfahrung kenne. Es ist nemlich nicht selten der Fall, daß unsre Jünglinge von den dreien vorzüglichen Kräften, womit unsre Seele ausgerüstet ist, nur eine einzige üben, und die übrigen völlig vernachlässigen. Einige nemlich üben, und zermartern ihr Gedächtniß so, daß man darauf schwören sollte, sie hätten nie etwas gedacht, nie etwas überlegt. Andre verachten freilich jene trockne Gedächtnißübung, zugleich aber auch die höhere und schärfere Benutzung des Verstandes. Immer lassen sie sich von ihrem spielenden Witze und von ihrer Phantasie hinreißen und bringen ihren tändelnden Genius in Gedichtchen, Späßen und Possen Opfer über Opfer. Sie glauben der Fleiß selbst zu seyn, und — spielen. Andre wiederum ekelt dies alles an. Mit stolzem Schritte eilen sie zu dem erhabenen Heiligthum der Weisheit; alle Gedächtnißübung verachten sie, als wäre sie für erhabene Seelen ein Hinderniß, und unanständig für die Höhe ihrer Laufbahn; alles, was die Phantasie uns darbietet, belächeln sie als Kinderspiele, die für den vollendeten Mann keine Reize haben können. Alle diese guten Leute irren. Denn, wenn ich gleich überzeugt bin, daß das Verhältniß dieser drei Kräfte zu einander nicht bei allen gleich ist, so wissen wir doch so viel daß wenn die Natur auch eine von ihnen sparsamer verliehen oder kaum eine Spur davon ertheilt hätte, ihre Gaben durch

c) Agnoscat mores vita legatque suos. Martial Lib. VII. ep. 3. v. 20.

durch Gebrauch und Uebung vervollkommnet werden können, und daß diese Vervollkommnung um so mehr Pflicht sey, da die Harmonie dieser Kräfte so fruchtbar, so groß, so bewundernswürdig ist. Denn so wie derjenige, der ein Gebäude in einem edlen Stil aufführen lassen will, nicht bloß alle Baumaterialien bei der Hand haben muß, sondern auch eines Kunstkenners bedarf, der die Regeln der Symmetrie und des Schönen vorschreibt, zu diesem Zweck aber auch das beurtheilende Auge eines Baumeisters erfordert wird, der die Beschaffenheit des Baumaterials untersucht, der die Festigkeit des Erdbodens, worauf das Gebäude stehen soll, zu untersuchen, kurz das, was den ersten Erfordernissen des Hauses am meisten zuträglich ist, zu beurtheilen hat, so müssen auch diejenigen, welche die Wissenschaften gründlich studiren wollen, nicht blos das Gedächtniß, dieses Magazin ihrer zu verarbeitenden Ideen, sondern auch die Erfindungskraft, welche die Aehnlichkeiten der Dinge und ihre Bilder aus zuführt, bereichern; dann aber auch die höheren Seelenkräfte, namentlich ihre Vernunft, sorgfältig ausbilden. Vernachlässiget daher keine dieser Kräfte! Gebt Eurer Leidenschaft für das Schöne nicht so weit nach, daß Ihr vor den Gegenständen, welche Scharfsinn und angespannte Aufmerksamkeit fordern, zurückbebt! Benutzet das Gedächtniß, dies glückliche Geschenk der Natur, wenn es Euch noch so treu ist, um so fleißiger, je schneller es abnimt.

Mit Recht sagt schon Plinius d): „Diese Seelenkraft ist sehr leicht ver„letzt. Alter, Krankheit, ein Fall, „ein Stoß kann es uns rauben."

Ein Wort noch von dem unweisen Fleiße einiger Wenigen, denen ein bis tief in die Nacht fortgesetztes Studiren nicht genügt, sondern die ganze Nächte durchwachen! Mögten sie doch statt gelehrt zu werden und gelehrt zu scheinen, lieber gesund seyn und leben wollen! Ich will diesen Punkt indessen lieber nur leise berühren, als unvorsichtig der Sinnlichkeit vieler Jünglinglinge das Wort reden, „welche, der Wollust und dem „Schlafe ergeben, ohne Kenntniß „und Bildung ihr Leben hinbringen. „Ihnen dient ganz wider die Absicht „der Natur der Körper zur Wollust, „und ihre Seele ist ihnen zur Last e)."

Wenn aber diejenigen fehlen, deren Fleiß der Gesundheit und dem Leben gefährlich ist, wie viel mehr die, welche es mit Gefahr ihres Herzens thun! So handeln diejenigen, welche den hohen Muth und die Kraft zu verkennen

d) Hist. nat Lib. VII. cap. 24.

e) Sallust. de bell. Cat. cap. 2.

nen wagen, womit religiöse Gefühle den Menschen bei wissenschaftlichen Arbeiten zu erheben vermögen. Wenn nun gleich diese Jünglinge in ihrer Unweisheit nicht so weit gehen, das Daseyn eines Welturhebers zu leugnen — ich mag es nicht denken! — so verkennen sie doch gewiß gänzlich das wohlthuende Gefühl, welches im Menschen durch die Kraft, sich über das Irrdische zu erheben, geweckt wird, und wodurch er so wirksam seine dauernde Glückseligkeit befördert. Dies ist der Fall bei denen, welche die Zeit für verlohren halten, die der Gottesverehrung und namentlich dem öffentlichen Gottesdienste gewidmet wird f).

Livius erzählt, daß Scipio an dem Tage im Jahre, an welchem er über Hannibal in Afrika siegte, alle Amtsgeschäfte ausgesetzt habe, und jedesmal aufs Capitol gegangen sey, um Jupiter, Juno, Minerva und den übrigen Gottheiten der erhabenen Tempelburg zu danken, daß sie ihm an diesem so wichtigen Tage die Kraft und den Geist verliehen hätten, dem Vaterlande nützlich zu seyn g). An einem andern Orte erwähnt er des Camillus, der vor seinen Mitbürgern laut geäussert hätte, daß alle, welche ihr Vertrauen auf die Götter setzten und im Unglück nicht verzagten, glücklich wären h). Und, um von den unzähligen ähnlichen Beispielen und Aussprüchen des Alterthums nur noch dies Einzige anzuführen, was kann hierüber schöner und rührender gesagt werden, als jene Worte von Porphyrius, welche Marcilius Ficinus anführt i): „Da Gott unser „Schicksal lenkt und die Bestimmung „desselben nur von ihm abhängt, so „verdient er unsre Verehrung. Wir „sind seine Kinder, und deswegen „bringen wir ihm unsre innigste Liebe „dar. Ohne Ehrfurcht vor ihm sind „wir verwaiseten Kindern gleich. „Liebst du daher die Tugend; so ver„ehre den, der ganz Tugend ist, denn „die Achtung für die Tugend wird „dich tugendhaft machen."

Wenn nun schon diese alten Weisen glaubten, daß man nichts ohne den Rath, die Hülfe und die Verehrung der Götter mit Kraft und Glück unternehmen könne, wie müssen denn die

f) Da ich aus Erfahrung weiß, wie fein oft Jünglinge, wenn sie an einem Orte leben, der nicht das Glück hat, dessen Dienste ich so innig fühle, große Muster religiöser Beredsamkeit zu besitzen, ihre Versäumniß zu beschönigen pflegen: so muß ich ihnen zu ihrer Zurechtweisung die von der theologischen Facultät zu Göttingen neulich ausgefertigte Schrift: Der Prediger und seine Zuhörer in ihrem wahren Verhältniß betrachtet, anempfehlen.

g) Lib. XXXVIII. cap. 51.

h) Ibid Lib. V. cap. 51.

i) Comment. in Platonis Timæum cap. VI.

die Theilnehmer der erhabenſten und vortreflichſten Religion, die eine ſo vollkommne Belehrung über die Pflichten giebt, geſinnt ſeyn! Sollet Ihr alſo, meine Freunde, in der Ausübung dieſer Erſten der Pflichten nachläſſig geweſen ſeyn: wohlan denn, ſo benutzt alle Mittel und Wege, welche ſie Euch zeigt, dieſen dem wahren Fleiß gewiß am meiſten entgegenſtehenden Fehler zu verbeſſern!

Etwas für Thierärzte und Oekonomen, vorzüglich für Federviehliebhaber.

Vor 1½ Jahren erhielt ich von einem angeſehenen auswärtigen Manne, einem ſehr großen Liebhaber von ſchönem Federvieh, zwei große ächt aſtrachaniſche Hennen nebſt einem vorzüglich ſchön gezeichneten aſtrachaniſchen Hahn, der, beiläufig ſey es geſagt, 9 Pfund wiegt, 3 Ellen hoch, und wohl der gröſſte Hahn in Hannover iſt, zum Geſchenk. Die eine von dieſen beiden aſtrachaniſchen Hennen hatte, da ich ſie erhielt, an der linken Lende einen ungefähr einer Wallnuß großen Klumpen oder Gewächs, das ſich beim Anfühlen in der Haut des Thiers hin und her ſchieben ließ, indeſſen auf deſſen Geſundheit, Munterkeit und Freßluſt gar keinen Einfluß hatte. Jeden Tag um den andern legte dieſe Henne ihr Ei, und voriges Jahr hat ſie auch ausgebrütet. Das Lendengewächs wurde nach und nach immer größer und ſchwerer, erhielt zuletzt die Größe einer ſtarken geballten Mannshand, und hinderte nunmehr die übrigens ganz geſunde fleißig legende Henne merklich am Gehen. Ein hieſiger geſchickter Wundarzt hatte die Güte für mich, am 17ten März dem Thiere das Gewächs wegzunehmen, und zu unſerer großen Verwunderung fanden wir ſolches inwendig mit einer harten ſchwieligten Haut, wie die Magenhaut beim Federvieh, ausgefüttert, die an einer Stelle ſchon etwas angegangen war, und ganz mit trockner feiner Stauberde und feinem trocknen Sande angefüllt. Die Operation ſchien dem Thiere wenig, oder gar keine Schmerzen zu verurſachen, auch verlor es dabei nur wenige Tropfen Bluts. Gleich nach der Operation fraß meine Henne wieder eben ſo munter wie zuvor, den Tag darauf legte ſie wieder ihr Ei, und bis jetzt iſt ſie völlig geſund. Ich ſchickte unſerm würdigen Hrn. Doktor Heine das abgeſchnittene Gewächs zu, mit dem Erſuchen, mir ſeine Meinung darüber gütigſt mitzutheilen, welche Bitte denn auch dieſer erfahrne Arzt in nachſtehendem Billet erfüllt hat.

Hannover. G. F. Wehrs.

P. P.

Das Gewächs, welches Ew. Wohlgeb. mir zuzuſchicken die Güte hatten, iſt gewiß eine ſeltene und merk-

würdige Erscheinung und immer einer Bekanntmachung werth Es ist nicht wahrscheinl., daß, wie Sie meinen, der in demselben enthaltene Sand durch einen eignen Kanal vom Kropfe aus dahin sollte gelangt seyn, weil in diesem Fall

1) nicht blos Sand, sondern auch andere verschluckte Dinge darin würden gefunden seyn. Vorzüglich leicht aber würde Wasser durch die Oefnung des Kropfes einen Ausweg gefunden und im Zellgewebe unter der Haut sich verbreitet haben;
2) würde bei der zuletzt merklich zunehmenden Größe der Geschwulst ein Kanal, durch welchen so vieles passirt, auch an Weite haben zunehmen und sehr in die Augen fallen müssen. Nun aber war
3) der Sand in einem ringsum verschlossenen sehr festen und schwieligten Sack enthalten, und dieser Umstand bestimmt die Gattung von Geschwülsten, wohin man diese zu rechnen hat, nemlich die Sack- oder Balggeschwülste (tumores cystici).

Am menschlichen Körper ist die Sackgeschwulst nichts seltenes, und gewöhnlich ist sie mit einer lymphatischen Feuchtigkeit oder Fett angefüllt. Oft aber trift man die auffallendsten Dinge, als Knochen, steinigte Concremente und Haare in ihnen an, deren Entstehungsart genugthuend zu erklären nicht weniger schwer seyn mögte, wie im vorliegenden Falle die Ansammlung des Sandes. So viel ist gewiß, daß bei der Sackgeschwulst am Menschen jene auffallenden Erscheinungen nicht ihren Grund in einer Translokation bereits ausgebildeter Substanzen haben, sondern daß sie durch allmählige Ab- und Ansetzung von den nächstliegenden Gefäßen aus erzeugt werden; und auf ähnliche Art muß bei der erwiesenen Unmöglichkeit eines Kanals vom Kropfe aus auch gegenwärtige Ansammlung entstanden seyn.

Das Federvieh nimt bekanntlich ausser dem Futter vielen Sand und erdigte Partikeln zu sich, welches theils zur Beförderung der Verdauung, theils zur Bildung der Eierschalen beim Huhn nothwendig zu seyn scheint. Letzterer Ursach willen geht gewiß ein beträchtlicher Theil jener Stoffe zu den Säften über. Nun ist's möglich, daß eine Abweichung von den gewohnten oder angemessenen Nahrungsmitteln das Thier bestimmen können, mehrere erdigte Partikeln aufzunehmen, wie zu Erreichung jener Endzwecke nöthig ist, und daß folglich im gegenwärtigen Falle die Versetzung des Thiers auf einen fremden Boden die Veranlassung zu einer Uebersüllung und daher erfolgten widernatürlichen Ablagerung jener erdigten Stoffe gab.

Ob diese Muthmaßung gegründet sey oder nicht, werden Thierärzte und Oekonomen am richtigsten zu entscheiden im Stande seyn.

Ich verharre übrigens ꝛc.

Hannover,
d. 26ten März 1799.

W. Heine, Dr.

Hannöverisches Magazin.

34tes Stück.

Montag, den 29ten April 1799.

Würde und Glückseligkeit.

Es ist ein nur allzubekannter Fehler, zu entzweien und einander entgegen zu setzen, was zwar in den Begriffen unterschieden, aber mit einander vereinigt werden muß, wenn das Gute und Vollkommene, was man beabsichtiget, Statt finden soll. So hat man Glauben und gute Werke, Güte und Gerechtigkeit, guten Verstand und guten Willen, Theorie und Erfahrung, Vernunft und Gefühl, speculative und praktische Vernunft, oft ohne die dabei nöthige Vorsicht und Mäßigung getrennt und einander entgegen gesetzt; oder das Eine mit unweiser Verachtung des Andern erhoben.

Es ist leichter, die Quellen dieses Fehlers, in der Einseitigkeit der Beobachtung, der Vorliebe für eigene oder eigen scheinende Ansicht, im Geiste des Widerspruchs, im Hange zum Paradoxen, zu starken, mit der Bestimmtheit der Begriffe selten sich gut vertragenden Ausdrücken, zu entdecken; als die nachtheiligen Folgen desselben für Lehre und Leben zu berechnen. Aufklärung des kürzesten und sichersten Weges zum Ziele kann, unmittelbar wenigstens, dadurch nicht entstehn.

Eine ähnliche unpassende Entzweiung wird itzt mit den Begriffen von Glückseligkeit und Würde versucht. Man fordert Streben nach der letzten unter Verzicht auf die erste; erlaubt sich die härtesten Beschuldigungen gegen diejenigen, die Würde und Genuß mit einander vereinigen, die durch Weisheit und Tugend der Glückseligkeit theilhaftig werden wollen. Möchte man doch, mit der dem Freunde der Wahrheit so anständigen Ruhe, die Begriffe, um die man streitet, erst recht deutlich machen. Der unerbauliche Streit würde, wenn man anders Wahrheit zum Ziele hat, dann bald ein Ende nehmen.

Was heißt denn Glückseligkeit? Menschliche versteht sich. Nicht Gewährung eines und des andern Wun-

sches; oder kurze, vorübergehende Zufriedenheit mit sich und seinem Zustande; sondern möglichste, gründliche und dauerhafte Befriedigung aller wesentlichen Triebe; und wenn Einschränkungen dabei unvermeidlich sind, solche Einschränkungen und Aufopferungen, bei welchen am wenigsten verlohren wird, Reue am wenigsten zu befürchten ist.

Und Würde des Menschen? Was ihn sich selbst und andern achtbar macht; macht, daß man ihn freiwillig zum Führer und Muster wählt, weil man in der Annehmung seines Sinnes sich zufriedener und erhabener fühlt als bei seinem eigenen; willig seinen Geboten gehorcht, weil man seiner Weisheit traut, auch wo man sie nicht erreicht; wünscht thun zu können, was er thut, weil alles sein Thun so gut, so passend ist. Dies die Würde des Menschen im eminenten Sinne, wie sie ein Mensch vor dem andern hat; im Grunde doch dasselbe, was dem Menschen als Menschen Würde giebt, Vernunft. Wenn man einem Thiere vor dem andern ein Analogon dieser Würde zugestehen wollte; so könnte es nur in so weit geschehen, als den Thieren auch ein Analogon der Vernunft beigelegt wird.

Um seine menschliche Würde zu behaupten, braucht der Mensch sich nicht zu schämen, Mensch zu seyn; braucht nicht zu leugnen, daß er thierische Bedürfnisse hat, und daß ihm bei deren Befriedigung wohler ist, als bei der Entbehrung; braucht sichs nicht zu verbergen, daß er ein abhängiges Geschöpf ist, das mit Kräften wirket, die ihm gegeben sind, in einer Welt, die er nicht selbst gemacht hat. Seyn wollen, was man nicht ist, und nicht seyn kann, ist nicht Würde, sondern Wahnsinn, oder der nächste Weg dazu.

Was Würde haben soll, muß gut seyn in Beziehung auf große Zwecke. Was bloß viel ist, ohne zugleich gut zu seyn, ausnehmende Kraft und Geschicklichkeit übel oder doch nicht aufs beste angewendet, kann in Erstaunen setzen, aber Hochachtung eben so wenig bewirken, als das Gute in Beziehung auf kleinliche Zwecke. Die Kunst des Gauklers, die Geschicklichkeit des Spielers und die Schlauheit des Intriganten sind ohne Würde.

Würde unterscheidet sich von Großthuerei darin, daß diese mehr ankündiget als leistet, jene umgekehrt; diese durch Herabsetzung anderer sich heben will, jene des fremden Verdienstes sich freut. Der Großthuer unternimmt vermessen, was, wenn es auch glückt, kein Vernünftiger ihm nachthut; das würdige Verhalten bleibt musterhaft, was für einen Erfolg es auch einmal gehabt haben mag.

Und wie verhalten sich denn nun Würde und Glückseligkeit zu einander? Wird

Wird eine durch die andere ausgeschlossen? Kann eine ohne die andere bestehn?

Daß es Menschen gegeben hat, und noch giebt, die der Glückseligkeit, die sie suchen, Würde aufopfern, ist ausser Streit. Und diese Erfahrung ist vielleicht die erste Veranlassung jenes Eifers gegen das Streben nach Glückseligkeit. Aber wenn ein Irrthum den andern verzeihlicher macht; so hört dieser darum doch nicht auf, Irrthum, und als solcher gefährlich zu seyn.

Streben nach Würde mit Verachtung der Glückseligkeit und Vernachlässigung der Sorge für sie kann ebenfowohl auf höchst verderbliche Abwege führen, als das Streben nach Glückseligkeit mit Vernachlässigung der Würde.

Sorge für eigene Glückseligkeit ohne Sorge für Erhaltung und Erstrebung menschlicher Würde kann den Thiermenschen zwar von Zeit zu Zeit mit seinem Zustande so zufrieden machen, daß er ihn gegen keinen andern vertauschen möchte, — was kennt er auch für andere? — daß er glaubt und bisweilen rühmt, Götterseligkeiten zu geniessen — wie er sie nemlich aus schmutzigen Romanen kennt. Aber was der Thiermensch glaubt und rühmt, kann nicht die Einsicht des vernünftigen Wesens aufheben. Wer das nicht versteht und begreift, daß es noch einen andern und unendlich höhern Genuß giebt, als den thierischen; mit dem läßt sich freilich nicht streiten. Zum Glück kann kein Mensch so ganz Thier seyn, daß nicht seine höhere Kraft und Bestimmung doch bisweilen sich regten. Wenn er dann seine Gefühle sich aufkläret oder aufklären läßt; so wird er bald einsehen lernen, daß nicht alle Freuden von einer Art sind; wofern nicht Streitsucht und Sophisterei dazwischen kommen.

Aber Streben nach äussern Gütern und dem Genusse derselben beraubt nicht nur der höhern Seligkeiten, die allein aus dem Bewußtseyn eines innern Werthes entspringen; sondern bringt am Ende auch oft um den Besitz und vollen Genuß jener äußern Güter, die das einzige Ziel waren.

Denn was ist der Mensch — heisse er, nach zufälligen Verhältnissen, wie er wolle — was vermag er, ohne den Beistand, ohne Zuneigung, Achtung und Vertrauen anderer Menschen? Und was kann diese ihm gewähren und sichern, ohne Verdienst und Würdigkeit? Wie mancher, der Herr seyn könnte und sollte, ist durch niedriges Streben nach Genuß zum Sklaven geworden; zum Sklaven des Dieners oder der Magd. Wie mancher, der seine Nahrung kümmerlich erschmeichelt, oder, um seinen Gaumen zu kitzeln, schmählichen Druck und Verachtung duldet, könnte geben, statt so zu nehmen,

wenn er gelernt hätte, zu verdienen; oder würde glücklicher entbehren, wenn er wüßte, was Würde ist.

Der Gedanke an Würde bewahrt vor Uebereilungen und Thorheiten, zu welchen aufwallende Sinnlichkeit oder schwache Nachgiebigkeit bisweilen auch den Gutgesinnten hinreiss'n können; er bewahret Leben und Gesundheit, indem er von Ausschweifungen abhält, die die Kraft zum Wirken rauben. Er giebt den Muth zu großen Pflichterfüllungen, bei welchen, wenn sie auch das Leben kosteten, doch weniger verlohren geht, als bei der Erhaltung des Lebens mit Schande. a)

Ein Volk, das Ruhe und Genuß des Wenigen, das ihm übrig ist, allen andern Betrachtungen vorzieht, an Brod und Schauspielen genug hat, ist eine leichte Beute des kühnsten Wüthrigs.

Andere glücklich machen wollen, ohne dabei ihre und seine eigene Würde zu bedenken, verfehlt eben so gewiß des Ziels.

Das ist die dumme Gutherzigkeit, die den Müßiggänger zum Gauner, das leichtsinnige Mädchen zur liederlichen Dirne, den lüsternen Knaben zum üppigen Verschwender macht.

Aber auch die Sorge für eigene Würde darf von unsern Bemühungen um Vergnügen und Zufriedenheit anderer sich nie entfernen. Auf unserer Würde und der Achtung, die sie uns verschafft, beruht ja größtentheils unser Vermögen zum Besten anderer zu wirken, und der Werth des Guten, was sie von uns empfangen. Das Gute was man thut, wird durch Würde erhöht, wie das Schöne durch die Grazie; beide gehören zur guten Art etwas zu thun oder zu sagen. Würde ist beim Manne, was Grazie bei der Frau ist. b) Darinne stimmen beide mit einander überein, daß bei dem, was man thut, nicht die mindeste

a) Summum crede nefas, animam praeferre pudori, et propter vitam vivendi perdere cauſſas.

b) In allgemeiner Hinsicht. Da aber das Gute auch eine schöne Form annehmen kann, und das Laster immer häßlich ist: so schliessen jene Vollkommenheiten einander nicht schlechterdings aus. In einer gebildeten guten Frau können Würde und Grazie beisammen seyn. Ein freches Weib hat weder Grazie noch Würde. Daß wir dem würdigen Manne nicht auch Grazie zuerkennen, kömmt theils daher, daß Würde für ihn genug ist, theils auch die Zartheit der Grazie — wenn die Natur ihn auch mit dieser ausgestattet hätte — eine Anstrengung, wie die Ausbildung der Vernunft zu seiner Bestimmung erfordert, schwerlich verträgt. Ringen vollends nach Grazie wäre für die Würde

deste Verlegenheit, nicht das Ansehn seyn muß, als ob es einem Mühe machte. Darin unterscheiden sie sich aber von einander, daß Grazie Ausdruck der Freiheit in gefälliger Darstellung des Schönen, vermöge sichern Gefühles, ist; Würde Ausdruck der gebildeten Vernunft, im festen Bewußtseyn recht zu handeln. Güte ist ohne Würde, sobald sie das Werk der Sinnlichkeit ist.

Streben nach Würde mit Verzicht auf Glückseligkeit nimmt sich in der Lehre freilich besser aus. Dabei scheint dasjenige doch gesichert, was nicht bloß Gegenstand der Begierde, sondern Gegenstand der Achtung und eines höhern Triebes ist. Es ist auch Selbsttäuschung dabei möglich und erklärbar; ohne daß man nöthig hat, dem Verdachte Raum zu geben, daß zum Hausbedarf Distinctionen in petto behalten, oder im Aufriß des prächtigen Gebäudes unangezeigte Hinterthüren zu erwarten seyn möchten. Ein dunkles Bewußtseyn der natürlichen Verbindung zwischen Glückseligkeit und Würde; eine Stärkung, die schon im Gedanken an Würde liegt, deren Gefühl, so lange es währt, glauben macht, daß man nichts weiter nöthig habe, können die Besorgniß einer üblen Wahl zurück, und die Täuschung lange unterhalten.

Aber da es mit der Lehre allein hier nicht gethan, und um Täuschung uns gar nicht zu thun ist: so wollen wir genauer zusehen, wie gefährlich auch diese Einseitigkeit der Vorstellungen werden könnte.

Da möchte nun zwar nicht so sehr, wenigstens nicht so unmittelbar, für das eigene Wohlergehn dessen zu fürchten seyn, der mit scheinbarem Verzicht auf Glückseligkeit nur nach Würde zu streben sich vornimmt. Denn so fern er das letzte sich wirklich angelegen seyn läßt, kann er nicht anders als glücklich sich fühlen, und auch manchen äussern Vortheil ungesucht dadurch erreichen. Auch wird, wo es Noth thut, die Natur ihre Rechte gegen die allzustolze Lehre zu behaupten wissen.

Aber wenn ihn auch Glückseligkeit anderer nicht kümmert; wenn er glaubt alles für sie gethan zu haben, wenn er sie an seiner Würde Antheil nehmen läßt: wehe dem Volke, das einen solchen Regenten bekäme. Kriege aus stolzem Eigensinn und Herrschsucht, Menschen der Ruhmbegierde, der eingebildeten Ehre des Tages, zu Tausenden aufgeopfert, ein glänzender Hofstaat in der Mitte armer Unterthanen, wären natürliche Folgen dieser Denkart. c)

Und

des Mannes noch gefährlicher, als nach Witz haschen. Senatum non decet urbanitas.

c) Wollte jemand hier einwenden, dieß sey nicht die Würde, welche jene andern meinen: so können wir antworten, unsere Glückseligkeit sey auch nicht die,

Und der Schwärmer, der Kraft und Beruf zu haben glaubte, Welten und Staaten umzuschaffen, wird sich um so weniger scheuen, die mit seinen Entwürfen streitenden, wenn gleich zur Erhaltung der Ordnung und Glückseligkeit noch so nothwendigen Meinungen und Verhältnisse zu bestürmen; wenn ihm, was er Würde nennt, alles, Glückseligkeit verächtlich oder gar nichts ist. Wenn seine Würde zuletzt sogar forderte, daß er kein Gesetz und keine Herrschaft anerkennte, als die er selbst gesetzt hat, keinen von ihm unabhängigen Thron: wohin könnte er kommen, wohin andere verführen?

Aber käme es auch so weit nicht: trotziger Eigensinn unter vermeintter Selbstständigkeit, undankbare Verkennung der täglichen Wohlthaten einer schaffenden und schützenden Vorsehung, in der erträumten Selbstgenügsamkeit sind allzugefährliche Führer eines so abhängigen Geschöpfes, als der Mensch in der wirklichen Welt ist und bleibt, als daß es damit lange gut gehen könnte.

Um nicht in den Schlamm niedriger Lüste zu versinken, ist es nicht nöthig, über die Sphäre der Menschheit emporzustreben, mit der Gefahr ohnmächtig, wer weiß in welchen Abgrund, herabzustürzen. Streben nach Glückseligkeit und nach Würde besteht mit einander; beides nach angemessenen Begriffen gedacht, folgt eines aus dem andern. Streben nach Glückseligkeit ohne Sorge für Würde, heißt den Zweck wollen, und das wesentliche Mittel vernachlässigen. Streben nach Würde, ohne Hinsicht auf das, was Wohlgefallen, Zufriedenheit, Wohlseyn giebt und erhält, ist ein leeres Spiel mit Formen ohne Stoff; ein Streben nach consequenten Schlußfolgen ohne Sorge für Gehalt und Wahrheit der Voraussetzungen.

Wenn man auch nicht sagen will, daß dem Rechtschaffenen seine Würde selbst Genuß ist; weil er sich nicht leicht genug thut, nicht denkt, daß er schon errungen habe, wornach er strebt, nicht vom Bewußtseyn dessen, was er ist, gekitzelt wird, wie der Eitle und Eingebildete: so ist sie es dennoch, was ihn am meisten glücklich und zufrieden macht. Sie macht, daß er das Gute, was in und um ihn ist, ruhig genießt; sie entfernt oder mäßiget die Furcht vor dem, was kommen kann, durch welche der Genuß derer, die, was sie sind, alles ausser sich haben, so oft schmerzhaft

die sie uns anlichten; und wir verhöhnen nicht alle Würde, wie sie alle Glückseligkeit; die unrechte Anwendung des wahren Begriffes aber ist auf der einen Seite so leicht, als auf der andern.

Hannöverisches Magazin.

35tes Stück.

Freitag, den 3ten Mai 1799.

Würde und Glückseligkeit.

(Schluß.)

Wie sicher wäre für die Glückseligkeit aller gesorgt; wenn jeder so auf die seinige bedacht wäre; oder, um die Erfüllung des Wunsches denkbarer zu machen, wenn der Edlen, die diesen vernünftigen Grundsatz befolgten, immer mehr würden.

Wie glücklich würden die Ehen seyn; wenn die Frau immer des Mannes Gehülfin, nie seine kostbare Puppöttin seyn wollte; er ihr Herr, nicht daß sie seinen Lüsten diente, sondern nur, daß er sie schützte und leitete, wo sie seine Hülfe nöthig hat, in dieser Würde sich glücklich fühlte, auch wenn sie ihm nicht mehr Gehülfin seyn kann; für alle Mühe und Sorgen hinreichend belohnt durch den Anblick zu ähnlichen Gesinnungen heranwachsender oder schon gebildeter Kinder.

Wie glücklich die Staaten; wenn unter denen, die das öffentliche Wohl befördern sollen und können, diejenigen immer seltener würden, welche, aufgefordert für dasselbe sich zu bemühen, erst fragen können: was hab' ich davon?

Immer weniger derer, welche behaglich schwelgen können, während tausende um sie herum Noth leiden.

Immer weniger der Unterthanen, für die der Staat und seine Verwalter nie genug thun; während sie mit Saumseligkeit und Widerwillen die kleinste Abgabe entrichten.

Viel empfangen und genießen, und so wenig als möglich dafür thun wollen; noch einmal, dies ist eben so niedrig als unbillig. Viel für andere thun, und für sich selbst — nicht gar nichts — aber wenig begehren; das ist würdiges Streben nach Glückseligkeit, wie fern sie von aussen kömmt. Viel des Aeussern ist nicht nöthig. —

Zu unsern Zeiten? Wo man so vieles, um anderer, um der Meinung willen, haben und mitmachen muß?

Wenn in unsern Zeiten, um anständig und zufrieden zu leben, des Aeussern mehr allerdings nöthig ist, als in der ersten Einfalt der Natur: so ist auch dies Mehrere, ohne daß es nöthig ist, nach unwürdigen Mitteln sich umzusehen, ungleich leichter zu erlangen, als es dem Wilden ist, sich das Wenige zu verschaffen, was er braucht. Dann bleibt unser Hauptsatz auch darum noch wahr, weil die Begriffe von Wenig und Viel immer relativ, hier also in einem jetzt noch passenden Sinne zu verstehen sind. So wird der alte Ausspruch noch immer wahr befunden werden: Si ad naturam vixeris, nunquam pauper eris; si ad opionem, nunquam dives.

Die Cyrenaische Schule etwa ausgenommen, lehrten die berühmtesten Sittenlehrer der Vorzeit alle in diesem Geiste. Der Stoiker, der die Würde seines idealischen Weisen bisweilen in allzustarken Ausdrücken pries, ihn nichts begehren und nichts fürchten liess, erkannte ihm doch, und ihm allein, Glückseligkeit zu. Epikur auf der andern Seite, dessen Philosophie sich als Kunst zu geniessen ankündiget, und einige der gröbsten Irrthümer enthält, fand doch, in seiner letzten, schmerzhaften Krankheit, Beruhigung und Stärkung in seiner Würde, im Bewußtseyn dessen, was er gethan hatte; so, daß Cicero, sonst sein bitterer Feind, kein Bedenken trägt, seinen Tod mit dem Tode eines Epaminondas und Leonidas in Vergleichung zu setzen.

Schöner aber und inniger finden sich reine Würde ohne Ueberspannung, Seelengröße und liebevollste Hinsicht auf Bedürfniß und Glückseligkeit nirgends vereiniget, als in der Lehre und im Leben dessen, nach dem wir uns nennen.

Nicht in die Welt gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er andern diene, unbekümmert, wo er sein Haupt hinlege, ging er umher, wohl zu thun; speisete die Hungrigen, heilte die Kranken, tröstete die Betrübten und freute sich mit den Fröhlichen. Er suchte nicht seine Ehre, sondern nur den Willen zu thun dessen, der ihn gesandt hatte. Aber im Bewußtseyn dieses hohen Berufes redete und schwieg er mit erhabener Würde, vor geistlichen und weltlichen Machthabern. Ohne in seinen Leiden die gerechten Gefühle der Menschheit zu verleugnen, in welchen er seinen Brüdern nicht ungleich seyn wollte; ohne einer bittenden Stimme zum Vater sich zu schämen; duldete und starb er mit einer Würde, die auch seine Feinde nicht ganz verkannten, wohlthuend bis ans Ende. Von

sei-

seinen Schülern und Nachfolgern aber forderte er nicht, daß sie der Glückseligkeit entsagen sollten; sondern nur, daß sie vor allem nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachteten; weil das Uebrige dann schon von selbst nachfolgen werde.

So mögte denn auch in neueren Ausdrücken immerhin gesagt werden: Verlangt doch nicht glücklich zu seyn, ohne euch der Glückseligkeit würdig und fähig zu machen. Erwartet nicht von Aussen, was vielmehr in euch und von euch selbst veranstaltet werden muß. Bildet eure Kräfte, veredelt eure Gesinnungen, macht euch geschickt Thaten zu thun, die ihr, in voller Besonnenheit, mit Wohlgefallen und Achtung denken könnt. So wird sichs mit dem Uebrigen meist von selbst geben.

Ihr werdet des Fremden um so mehr entbehren können; je mehr ihr an und in euch selbst habt. Aber ihr könnt auch darauf rechnen, daß wahrhaft gute Handlungen und Eigenschaften, verständiger Eifer zum Besten anderer thätig zu seyn, nicht so immer und so allgemein verkannt werden, daß sie von aussen her ganz unbelohnt blieben. Der Rechtschaffene wirkt zwar nicht zuförderst, noch weniger bloß, um dieses Lohns willen. Aber er darf ihn hoffen.

Alle Aussichten dazu ihm verschliessen, alle Ansprüche auf äussern Vortheil dem Verdienste versagen, alle Hinsicht auf eigene Glückseligkeit als thöricht oder unsittlich verwerfen; heißt den Menschen unmenschlich behandeln.

Man bildet und bessert die Menschen nicht, wenn man mehr von ihnen fordert, als sie leisten können; und das erhabenste Lehrsystem, wenn es über die Wahrheit weggeht, macht die Gläubigen höchstens zu Schwärmern; die leicht eben so gefährlich werden können, als niederträchtige Böswichte. Ohne es selbst zu wissen, machen sie oft mit diesen gemeine Sache, und arbeiten ihnen in die Hände.

Feder.

Ueber die Bedüngung der Kleefelder,

als Beantwortung der im 17ten St. des neuen hann. Magaz. befindlichen Anfrage: Kann man den Klee mit Kalk düngen, wie wird damit verfahren u. s. w.

Zwar nicht allenthalben, doch in vielen Gegenden unsers Churfürstenthums herrscht die Gewohnheit, die Kleefelder im Herbst mit Dünger

zu überstreuen, und auch in den meisten von dem Kleebau handelnden Schriften wird dieses Verfahren nicht nur nicht wenig angepriesen, sondern sogar als schlechterdings nothwendig dargestellt. Die Absichten, warum auf das Kleefeld Dünger gebracht wird, sind verschieden, und zwar

1) als Düngung,

2) den Klee vor dem Frost zu schüzzen,

3) dem Hut- und Triftrecht Einhalt zu thun.

Daß der auf das Kleefeld gebrachte und ausgestreuete Dünger dem Klee einige Nahrung giebt, ist nicht zu leugnen, denn durch den Regen und Schnee wird der auf dem Kleefelde ausgebreitete Mist ausgewaschen und dadurch dem Erdreich düngende Theile zugeführt. Aber daß diese Art zu düngen vortheilhaft seyn soll, daran hat man gegründete Ursachen zu zweifeln. Da der Mist oder Dünger nur auf der Oberfläche des Kleefeldes ausgebreitet wird, so kann keine Fäulniß, Auflösung und Ausscheidung Statt finden, und folglich können auch die Bestandtheile desselben nicht zu Nahrungssäften für die Gewächse zubereitet werden. Der Klee kann also durch eine solche Art zu düngen nur sehr wenige und keine andere Nahrungstheile erhalten, als was das Wasser bei einem Regen von dem ausgebreiteten Dünger aufzulösen vermag, und dem Erdreiche zuführet. Diese Auflösung aber ist nicht einmal eine eigentliche Auflösung, indem noch keine Fäulniß vorhergegangen, und also die Bestandtheile des Düngers noch in einer solchen Verbindung stehen, daß das Wasser seine auflösende Kraft nicht auf denselben äussern kann, sondern es ist vielmehr ein bloßes Auswaschen. Ausserdem daß das Kleefeld von dieser Düngungsart nur sehr wenige Nahrung zu erwarten hat, gehen sogar von diesen düngenden Theilen, welche der auf das Feld ausgestreuete Dünger absetzt, noch sehr viele durch das von dem Felde ablaufende Wasser verlohren.

Aus diesen eben angeführten Gründen leuchtet es genugsam hervor, daß, wenn man sein Kleefeld durch den auf der Oberfläche des Ackers ausgestreueten Mist zu düngen gedenkt, man seine Absicht ziemlich verfehlen müsse. Wen Gründe nicht überzeugen, der darf nur einige Versuche anstellen, und er wird bald wahrnehmen, daß die durch dieses Verfahren erlangten Vortheile die dabei gehabten Kosten und Mühe lange nicht ersetzen. Der Dünger, das Fuhrlohn und die Kosten, welche die Arbeit, den Dünger auf dem Kleefelde auszustreuen und im Frühjahre wieder wegzuschaffen, verursacht, müssen doch auch in Anschlag gebracht werden. Fällt zu der Zeit, wo der

Mist

Wir Ferdinand der Dritte von Gottes Gnaden Erwählter Römischer Kayser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Hungarn, Böheim, Dalmatien, Croatien und Sclavonien König, Erzherzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgund, Steyer, Kärnten, Crain und Würtemberg, Graf zu Tyrol etc. Thun kund und bekennen hiemit für Uns, Unsere Erben und Nachkommen, auch Unsere Erbkönigreiche und Erblande, wie daß Wir, nachdem Wir in Unserer Königlichen Residenzstadt Prag, Unsere Münzstätte daselbst, wegen der darinnen vorgegangenen Unordnungen, Unterschleifen und Mißbräuchen, auf eine Zeitlang einstellen lassen, Uns nunmehro gnädigst entschlossen haben, solche Münzstätte wieder zu eröffnen, und in Unserer Königlichen Residenzstadt Prag, auch Unserer Königlichen Stadt Kuttenberg, Münzen schlagen zu lassen, und zu dem Ende, Unsere Münzordnung, wie solche Unsere Vorfahren, Römische Kayser und Könige, Unsere Vorgänger, Könige in Böheim, Unsere Vorfahren, Herzoge in Oesterreich, Unsere Vorgänger, Grafen zu Tyrol, Unsere Vorfahren, Herzoge in Burgund, Unsere Vorgänger, Grafen zu Habsburg, Unsere Vorfahren, Herzoge in Steyer, Kärnten, Crain und Würtemberg, Unsere Vorgänger, Grafen zu Tyrol, Unsere Vorfahren, Herzoge in Burgund, Unsere Vorgänger, Grafen zu Habsburg, Unsere Vorfahren, Herzoge in Steyer, Kärnten, Crain und Würtemberg, Unsere Vorgänger, Grafen zu Tyrol etc. Thun kund und bekennen hiemit für Uns, Unsere Erben und Nachkommen, auch Unsere Erbkönigreiche und Erblande, wie daß Wir, nachdem Wir in Unserer Königlichen Residenzstadt Prag, Unsere Münzstätte daselbst, wegen der darinnen vorgegangenen Unordnungen, Unterschleifen und Mißbräuchen, auf eine Zeitlang einstellen lassen, Uns nunmehro gnädigst entschlossen haben, solche Münzstätte wieder zu eröffnen, und in Unserer Königlichen Residenzstadt Prag, auch Unserer Königlichen Stadt Kuttenberg, Münzen schlagen zu lassen, und zu dem Ende, Unsere Münzordnung, wie solche Unsere Vorfahren, Römische Kayser und Könige, Unsere Vorgänger, Könige in Böheim, Unsere Vorfahren, Herzoge in Oesterreich, Unsere Vorgänger, Grafen zu Tyrol, Unsere Vorfahren, Herzoge in Burgund, Unsere Vorgänger, Grafen zu Habsburg, Unsere Vorfahren, Herzoge in Steyer, Kärnten, Crain und Würtemberg, Unsere Vorgänger, Grafen zu Tyrol, Unsere Vorfahren, Herzoge in Burgund, Unsere Vorgänger, Grafen zu Habsburg, Unsere Vorfahren, Herzoge in Steyer, Kärnten, Crain und Würtemberg, Unsere Vorgänger, Grafen zu Tyrol etc. Thun kund und bekennen hiemit für Uns, Unsere Erben und Nachkommen, auch Unsere Erbkönigreiche und Erblande, wie daß Wir, nachdem Wir in Unserer Königlichen Residenzstadt Prag, Unsere Münzstätte daselbst, wegen der darinnen vorgegangenen Unordnungen, Unterschleifen und Mißbräuchen, auf eine Zeitlang einstellen lassen, Uns nunmehro gnädigst entschlossen haben, solche Münzstätte wieder zu eröffnen, und in Unserer Königlichen Residenzstadt Prag, auch Unserer Königlichen Stadt Kuttenberg, Münzen schlagen zu lassen, und zu dem Ende, Unsere Münzordnung, wie solche Unsere Vorfahren, Römische Kayser und Könige, Unsere Vorgänger, Könige in Böheim, Unsere Vorfahren, Herzoge in Oesterreich, Unsere Vorgänger, Grafen zu Tyrol, Unsere Vorfahren, Herzoge in Burgund, Unsere Vorgänger, Grafen zu Habsburg, Unsere Vorfahren, Herzoge in Steyer, Kärnten, Crain und Würtemberg, Unsere Vorgänger, Grafen zu Tyrol, Unsere Vorfahren, Herzoge in Burgund, Unsere Vorgänger, Grafen zu Habsburg, Unsere Vorfahren, Herzoge in Steyer, Kärnten, Crain und Würtemberg, Unsere Vorgänger, Grafen zu Tyrol etc.

Göttingischen bewiesen hat, wo die Kleefelder wenig oder gar nichts vom Froste gelitten haben. Nur da, wo in den Kleefeldern den Winter über Wasser stehen bleibt, und dieses bei einem Froste in Eis verwandelt wird, stirbt gewöhnlich der Klee ab; allein gegen dieses Uebel wird auch das Bedecken des Kleefeldes mit Mist nichts helfen, sondern wenn man nur dafür sorgt, daß nicht so leicht Wasser stehen bleiben kann, wird dem Uebel besser abgeholfen werden.

Streuet man den Mist nur ganz dünne auf das Feld, so ist es ja begreiflich, daß dies wenig Schutz gegen den Frost gewähren könne, bringt man ihn aber so dick auf das Feld, daß dadurch der Frost und die rauhen Winde abgehalten werden können, so ist dies ein Aufwand, der die Vortheile des Kleebaues gänzlich aufzehrt. Wozu also einen solchen Aufwand, da der Klee keinen Schutz gegen den Frost bedarf?

Endlich wird auch von vielen Landwirthen das Kleefeld in der Absicht mit Mist bedeckt, um dadurch den Klee gegen das Hut, und Triftrecht zu schützen. An solchen Orten, wo die Aufhebung desselben bisher noch nicht möglich war, oder wo die Gerechtigkeitspflege dieses Unwesen in Schutz nimt, — ist dieses Verfahren einigermaaßen zu entschuldigen, denn die Schaafe fressen nicht gern auf solchen Feldern, die nur mäßig mit Mist überstreuet sind.

Als Düngungsmittel für das Kleefeld bedient man sich in mehrern Ländern des Gypses, Kalkes und der Büchenasche, oder gewöhnlichen Holzasche, welche entweder unter einander gemischt, oder auch nur eine Sorte allein, auf das Kleefeld gestreuet werden. Dieses Uberstreuen geschiehet durch ein ordentliches Säen, und zwar eben so, wie man Getreide säet, nur mit dem Unterschiede, daß man, so viel als möglich, die Hand recht voll nimt. Auf einen calenbergischen Morgen rechnet man hier im Göttingischen zwei Metzen Kalk, oder eben so viel Gyps, da man den letzteren wohlfeiler erhalten kann; die zwei Metzen Gyps oder Kalk werden alsdann mit einer halben Metze wohlgereinigter und gesiebter Büchenasche vermengt und auf das Kleefeld gesäet.

Ueber die Verdienste des Kalkes, so wie des Gypses, in Rücksicht ihrer düngenden Kräfte, sowohl für den Klee, als auch für andere Feldfrüchte, sind aber die Oekonomen nicht unter sich einig. Einige haben die düngenden Kräfte derselben im Posaunenton gerühmt, andere behaupten gar, sie saugen die Felder aus; und beide Theile berufen sich auf die Erfahrung. Da nun beide Theile mit einerlei Argument auftreten,

sen, und damit entgegengesetzte Dinge beweisen; so ist dieses freilich sonderbar; allein, man darf sich nicht irre machen lassen, denn in der ökonomischen Welt ist man schon gewohnt, daß große und kleine, vornehme und gemeine Landwirthe und Oekonomen Erfahrung mit Wahrnehmung verwechseln. Vielleicht haben beide Recht, sobald sie sich bestimmter erklären, und der Widerspruch wird sich alsdann von selbst heben.

Der Kalk so wie der Gyps haben im eigentlichen Verstande keine düngende Kräfte, sondern da sie, wie bekannt, aus Kalkerde und Vitriolsäure bestehen, so beweisen sie nur als Kalkerde ihre auflösenden Kräfte auf düngende Körper, beschleunigen die Fäulniß derselben, und sind zur Zubereitung der Nahrungssäfte für die Gewächse beförderlich. Auf welche Art und Weise auch immer der Kalk und Gyps die Fruchtbarkeit der Gewächse, besonders des Klees, befördern mögen; (vielleicht bewerkstelligen sie eine Verbindung anderer einfachen Körper, wodurch alsdann Nahrungssäfte entstehen) so besitzen sie doch ursprünglich keine eigentlichen düngenden Kräfte. Daraus wird begreiflich, wie der Kalk und Gyps in Rücksicht des Gebrauchs zur Düngung einen solchen Widerspruch erfahren haben. Man hat wahrgenommen, daß eine Wiese, welche verschiedene Jahre hintereinander mit Gyps und Kalk zusammen vermischt bestreuet worden war, zwar in den ersten Jahren eine ausserordentliche Fruchtbarkeit gezeigt hat, in den folgenden Jahren aber eine weit größere Unfruchtbarkeit erfolgt ist, als vorher war; daher kam vorzüglich der Gyps in das Geschrei, er sauge das Feld aus. Andere haben die Wirkungen des Kalks und Gypses auf Kleefeldern gesehen; und da war es ihnen denn freilich nicht zu verdenken, wenn sie die düngenden Kräfte derselben über alles erhoben haben. Freilich trift der Fall sehr häufig ein, daß manche Menschen sehr gerne mehr sehen, als eigentlich zu sehen ist, und wird öfters Dingen ein Einfluß zugeschrieben, den sie gar nicht haben.

Indessen bleiben es doch offenbare Thatsachen, daß der Gyps und Kalk, jeder besonders, oder beide mit einander vermischt, das Wachsthum, vorzüglich des spanischen Klees, sehr befördern. Ein Landwirth, der sich mit wenigen Kosten den Kalk oder Gyps verschaffen kann, wird daher wohl thun, wenn er zuweilen sein spanisches Kleefeld damit bestreuet, oder wie man es hier nennet, büchset, um dadurch eine reichere Kleeernte zu erzielen. Die Gyps- und Kalksaat kann spät im Herbst, den Winter hindurch, in der ersten Hälfte des Aprils, und nachdem der Klee das erstemal abgeschnitten worden ist, so-

gleich

gleich auf die Kleestoppeln geschehen. Freilich hat man sich bei sehr trockner Witterung keinen sonderlichen Erfolg davon zu versprechen, aber desto besser wird es gelingen, wenn sich hinlänglicher Regen einstellt. Hierzu wird nun ungebrannter Kalk und Gyps genommen, [illegible] Gypsmühle klar gestampft oder gemahlen wird. Uebrigens aber ist der Gyps so wie der Kalk kein so nothwendiges Erforderniß zum Kleebau, daß man dieselben gar nicht entbehren könnte. Man darf nur ein gutes Feld wählen, so wird man reiche Kleeernten auch ohne Kalk- und Gypsbedüngung erhalten, und besonders in solchen Gegenden, wo die Natur dieselben nicht erzeugt, sondern [illegible] werden müssen, mögte die Kalk- oder Gypsdüngung keinen sonderlichen Vortheil gewähren.

K. Wdm.

Anfrage.

Sollte sich nicht ein Sachkundiger bemühen wollen, die seltene Erscheinung des Merkurs vor der Sonnenscheibe, welche den 7ten Mai dieses Jahrs sichtbar wird, auf eine für Layen faßliche Art zu beschreiben?

Errata im 30'en Stück dieses Magazins:

Seite	483	in der 3ten Zeile von unten fehlt:			ohne aber zu erwähnen,
–	484	in der 4ten Zeile von oben		statt	Die — die
–	484	Zeile	16 v. o.	statt	Evarechdoticalische — synnechdochische
–	485	–	1 v. o.	statt	Contract — Pachtcontract
–	485	–	5 v. u.	nach	wenn — sie
–	486	–	5 v. u.	statt	Jahren — Centurien
–	487	–	3 v. o.		das 18te Seculum
–	487	–	11 v. o.	statt	ankäme — ankömmt
–	489	–	16 v. o.	nach	gangen statt , — ;
–	490	–	10 v. o.	statt	unter Benennung — unter der Benennung
–	492	–	10 v. u.	statt	Nachahmer — Nachbeter
–	493	–	1 v. o.	statt	laufende Jahrzahl — Benennung des Jahrs
–	495	–	14 v. o.	statt	bekennen — benennen
–	496	–	4 v. u.	statt	davon — deren

Hannöverisches Magazin.

36tes Stück.

Montag, den 6ten Mai 1799.

Von einigen Bienenpflanzen.

Vom Herrn Kaufhaus-Commissair Schulz zu Lüneburg.

Schon vor einigen Jahren hatte ich mir vorgenommen, über einige Pflanzen, woraus die Bienen im Frühlinge, Sommer und Herbste Honig und Wachs sammlen, zu schreiben, und ward ich durch Bromwichs geübten Bienenwärter, aus dem Englischen übersezt, von Dr. E. F. Michaelis, dazu bewogen.

Dieser schreibt S. 19. der Uebersetzung: „der beste und schönste Honig ist der, welcher blos von Blumen geholet wird. Die Mignonette giebt in größerer Menge den schönsten und wohlriechendsten Honig, den ich hier zu Lande kenne: weil gedachte Mignonette den ganzen Sommer und Herbst bis zum Frost fort blühet; S. 20. Es giebt aber zweierlei Arten Mignonettenblumen, die eine ist ein wohlriechendes Sommergewächs, das nur ein Jahr dauert; und die andre hält mehrere Jahre aus, doch sind beide den Bienen in gleichem Grade nützlich und angenehm. Beide blühen ohne Unterlaß fort, bis sie der Frost zerstört, und geben die ganze schöne Jahreszeit über Wachs und Honig. S. 23. Die Bienen tragen auch große Vorräthe an Honig und Wachs von den Blüthen des Epheu ein: denn diese, ausgenommen die Mignonette, welche man die Honigblume a) nennt,

a) Diese Blume ist nicht sehr gemein und dem Verfasser ist vermuthlich ihr wahrer Name nicht bekannt, auch hiesige sehr gute Botanisten haben dieses Gewächs nicht mit Sicherheit bestimmen können. Der große zweifache Vortheil aber, da nicht nur die Menge, sondern auch die Güte des Honigs ansehnlich durch diese von dem Verfasser angegebene sogenannte Bienenblume (Bee Flower) vermehrt wurde; sollte billig Bienenliebaber dazu antreiben, sich in England

„nennt, ist, wie ich glaube, die letzte „Blüthe, von welcher die Bienen „Tracht holen; endlich S. 86. man „setze Orangeriebäume nahe ans Bie„nenhaus, oder bepflanze einige Qua„dratruthen mit allerlei aromati„schen Kräutern: Thymian, „Mignonette und dergleichen, so „wird der Honig von diesen Pflanzen „den Geschmack bekommen, und „wird dem aus den mittägigen „Ländern zu uns gebrachten ähn„lich werden.“

Diese reizende Beschreibung von den Vortheilen der Mignonette erweckte auch meinen Forschungsgeist, um desto mehr, da der Herr Uebersetzer des Bromwichs in der Note behauptet, daß sehr gute Botanisten in Leipzig dieses Gewächs nicht mit Sicherheit bestimmen können, und lange habe ich auch vergeblich geforscht, was Bromwich unter dem Provincialnamen Mignonette für eine Pflanze meinen könne, da er keine botanische Beschreibung davon gegeben hat.

Endlich fand ich in Lüders Lustgärtnerei B. 2. S. 514, daß nach Hanbury im complete Body of Planting and Gardening London 1771. fol. Vol. 2. p. 259. in England die Reseda (odorata) genannt werde, Sweet Reseda, or Egyptian Mignionette, und wenn man nun bedenkt, daß Bromwich S. 20. seines geübten Bienenwärters sagt, es gebe zweierlei Arten Mignonette, die eine ein wohlriechendes Sommergewächs, die andere aber halte mehrere Jahre aus, so siehet der Kräuterkenner leicht, daß unter der erstern Reseda odorata, Harnkraut, und unter der zweiten Reseda luteola, Wau, Gilbkraut verstanden werden müsse: denn erstere, welche auch von einigen Botanikern Reseda aegyptiaca genannt wird, stirbt im Freien im Winter ab, die zweite aber dauert mehrere Jahre.

Letztere wächset an mehrern Orten in Niedersachsen wild, auch um Lüneburg, theils in kalkichten, steinichten, theils in Leimboden ohne alle Wartung. b) Sie hat keinen, wenigstens einen sehr schwachen Geruch, und giebt also nur Wachs, dahingegen lässet sie sich an allen Orten ziehen, wo das Harnkraut (Reseda odorata) nicht fortkommen mögte; denn dieses ist

von einem Bienenwirth wegen dieser Blume: Mignonette, bestimmtere botanische Nachricht zu erbitten.

Anmerkung des Uebersetzers.

b) Von der Reseda luteola, Wau, erbiete ich mich, den Bienenliebhabern, welche Versuche damit anstellen wollen, unentgeltlich Saamen mitzutheilen, weil ich in dieser Absicht viel aufgenommen habe.

ist etwas empfindlich, und wächset nicht überall gleich gut; es scheint vielmehr gemilderte Schatten zu lieben. Der Wau kann im Herbste oder Frühjahre gesäet werden, gehet bald auf, blühet aber erst im zweiten Jahre.

Sie verträgt unsern Winter sehr gut, selbst die jungen zarten Pflanzen. Wie lange sie dauert, kann ich eigentlich nicht bestimmen; ich vermeine, beobachtet zu haben, daß sie nach 2 oder 3 Jahren abstirbt, und daher muß man sie alle Herbst, sobald nur der Saame recht reif und trocken ist, aussäen.

Die jungen Pflanzen müssen aber so verzogen werden, daß sie 2 Fuß von einander stehen, weil die auf 2 Fuß aufrecht stehenden Blüthenstengel sich weit ausbreiten.

Die ausgezogenen Pflanzen können wieder anders wohin verpflanzt werden; aber die aus dem Saamen gezogenen Pflanzen, welche stehen bleiben können, müssen nicht verpflanzt werden.

Die Vermuthung des Herrn Obergerichtsprocurator Münter im 58sten Stücke des neuen hannöv. Magazins 1798. ist also durch den Engländer zur Gewißheit geworden; und es ist sonderbar, daß man in Deutschland so viel später darauf gekommen ist, die Reseda odorata für ein Bienengewächs zu erklären.

Aber ausser dieser finde ich noch zwei andere Pflanzen, auf deren Blüthen die Bienen häufig gehen, nemlich Lycium europaeum, Bocksdorn, und Asclepias syriaca, syrische Seidenpflanze.

Der Bocksdorn, Lycium europaeum, blühet nach Beschaffenheit der Witterung vom April bis October sehr voll, und hohlen die Bienen Wachs aus den Blumen. Er läßt sich durch Ausläufer, welche er, wenn der Stamm etwas alt ist, in großer Menge giebet, leicht verpflanzen, und nimmt mit jedem Boden vorlieb, braucht auch gar keine Wartung. Doch liebt er die Morgensonne und einen freien Ort, und muß, wenn er recht gut gedeihen soll, angebunden werden.

Er könnte an den Immenzäunen, auch an andere Zäune gepflanzt, und daran hinauf gezogen werden, und würde den Reisenden einen sehr angenehmen Anblick geben: ja, man könnte lebendige Zäune, statt der todten, davon ziehen, wenn man den Bocksdorn dichte, etwa 2 Fuß auseinander, pflanzte, und seine langen schlanken Schößlinge in einander flechtete, auch etwa auf 6 Fuß einen Pfahl, zur bessern Haltung, setzte. Ein solcher lebendiger Zaun müßte nach Jahren so dichte werden, daß weder Menschen noch Vieh, ohne besondere Gewaltthätigkeit, durchdringen können: auch würde er mit der Zeit dem Imker Reisholz zum Verbrennen oder anderm Gebrauch liefern; denn die jungen Schößlinge sind zähe und zum Binden brauchbar: vielleicht

liessen sich auch Bienenkörbe daraus machen, die von aussen mit einer kitartigen Materie überzogen werden könnten.

Die dritte Bienenpflanze, von der ich hier schreibe, ist die syrische Seidenpflanze, Asclepias syriaca, und auf dieser habe ich die Bienen sehr häufig gefunden. Sie blühet zwar nur im Jun. und Jul., aber bringt sehr viele Blumen, und deren tuberosenartiger süßer Geruch läßt vermuthen, daß die Bienen viel Honig daraus holen.

Diese Pflanze kann dem Besitzer des Immenzaunes noch ausser der Erhaltung seiner Bienen, und der Gewinnung des Honigs und Wachses, viel Vortheile bringen.

Auf dem Saamen in den Kapseln sitzt die Seide, welche mit Baumwolle versponnen, ein sehr festes Gewebe, dem englischen Leder gleich, liefert, und anstatt der Federn in Betten, oder Decken gestopft, liefert sie das weichste Lager und die wärmste und zugleich leichteste Bedeckung.

Auch können daraus, mit einem Zusatze von Haasenhaaren, feine, leichte, dauerhafte Hüte, welche die schwarze Farbe sehr gut annehmen, verfertiget werden, welches ich aus vieljähriger Erfahrung bezeugen kann.

Aus dem Baste oder der Rinde der Stengel kann ein sehr festes Gespinnste, welches halb Baumwolle und halb Linnen ist, hauptsächlich aber ein sehr gutes Papier gewonnen werden. c)

Die syrische Seidenpflanze wird am leichtesten durch abgeschnittene Wurzeln, jedes Stück 5 bis 6 Zoll lang, vermehret, und werden im Herbste oder Frühling 1 Fuß tief der Länge nach, an einem Orte, wo viel Sonne ist, eingelegt, auch im ersten Jahre, hernach etwa ums vierte Jahr, mit etwas Dünger leicht bedeckt.

Nun brauchen sie keiner weitern Wartung, auch nicht des Gätens, weil sie auch durch den dichtesten Grasanger und festesten Boden, gleich dem Spargel, hervorkommen; und nun vermehren sie sich durch ihre sich weit ausbreitenden Wurzeln sehr schnell, so, daß sie auch nicht wieder auszurotten sind, denn Frost, Hitze und Nässe schaden ihnen nicht, auch die kleinste Wurzel, welche im Lande liegen geblieben ist, bringt wieder Stengel, Blüthen, Saamen und Seide.

Sollte der große vielfache Nutzen der beschriebenen Pflanzen, besonders der beiden letztern, nicht jeden Landmann

c) Siehe G. F. Wehrs Buch vom Papier ꝛc Halle 1789. Kap. 8. S. 545 f.; im gleichen dessen Supplemente zu diesem Werke, Hannover 1790. S. 93. Auch sind mehrere Aufsätze von diesem Verf. über den Manufakturgebrauch der syrischen Seidenpflanze im hannöverischen Magazin befindlich.

mann antreiben, sich davon einen Bienengarten anzupflanzen, und auf die so sehr einträgliche Bienenzucht zu legen? Aber unsere Landleute sind größtentheils zu träge, auch wohl zu dumm, neue nützliche Einrichtungen zu machen.

Es wird also wohl allein den fürstlichen Regierungen überlassen werden, wo nicht öffentliche Bienengärten anzulegen, doch den Landmann dazu durch Geschenke oder Ehrenmünzen anzulocken; vielleicht gar durch eine Art Strafe anzuhalten.

Die Bienenzucht wird eine solche Einrichtung gewiß eher verdienen, als der nur zur Pracht und Ueppigkeit dienende Seidenbau, der bekanntlich in den nördlichen Gegenden Deutschlands die aufgewandten Kosten nicht wieder einbringt.

Wie viele Vortheile würden sich aber nicht von der erweiterten Bienenzucht über ein ganzes Land verbreiten!

Der einheimische, wohlfeile Honig würde den ausländischen theuren Zucker und Sirup gewiß verdrängen, und der Geschäftsmann könnte sich zu seinen spätern Arbeiten der wohlfeilern Wachslichter, imgleichen auch deren gleichen stärkenden Lichts, wie auch ihrer balsamischen Ausdünstungen, zur Stärkung seiner Augen, und zur heilsamen Einathmung für die Lunge, bedienen, da er jetzt meistentheils eine Oellampe oder Talglichter gebrauchen, und deren dunkeln oder flackernden Schein zum Nachtheil der Augen sehen, und die russigten und ranzigten Ausdünstungen beider, zum größten Schaden seiner Gesundheit, einathmen muß.

Letztlich muß ich noch einer Bienenpflanze, welche Gleditsch in seinen vermischten Abhandlungen, Th. 2. S. 120. Betrachtung des Bienenstandes in der Mark-Brandenburg, empfiehlet, nemlich des Wintermeyrans, Origanum heracleoticum L. erwähnen.

Diese Pflanze muß eben die Honigtheile, welche der Quendel, Thymus serpillum L. Poley, Mentha pulegium L. und Thymian, Thymus vulgaris sativus L. besitzen, weil ihre Blüthen und Blätter einen süßen, gewürzhaften Geruch haben, und wird also gewiß eine nützliche Bienenpflanze seyn.

Sie ist durch Zertheilung der Wurzeln leicht fortzupflanzen, vermehrt sich durch Ausläufer stark, und gedeihet auf jeglichem Boden.

Der Wintermeyran muß also in den Immenzäunen fleißig angepflanzt werden, und darf auch in öffentlichen Bienengärten, welche etwa fürstliche Regierungen, Cammer- oder Commerzcollegien, auch Landwirthschafts-Gesellschaften anzulegen sich entschliessen sollten, nicht fehlen.

Auf Erfahrung sich gründender Vortheil, viel und guten Nelkensaamen zu erbauen.

Ein Beitrag zu der im 90sten Stücke des vorigjährigen neuen hannöverischen Magazin befindlichen Abhandlung: Ueber die Kultur der Nelke.

Schon seit mehreren Jahren habe ich manche Versuche mit allerlei in- und ausländischen Blumen, besonders mit Nelken, gemacht. Jetzt will ich durch diese Blätter einen davon bekannt machen, womit vielleicht manchem Nelkenfreunde gedient seyn mögte. Ich gebe nemlich ein auf Erfahrung gegründetes Mittel an die Hand, viel edlen Nelkensaamen zu ernten. Viel und gut ist zwar selten beisammen. Aber wer meinen Rath vernünftig prüft, und treu befolgt, wird beides bei einander haben, und mir nicht aus dem Horaz zurufen:

Quid tanto signum ferret hic promissor hiatu. —

Mein Vortheil besteht darin, daß ich im Frühjahre gute Saamennelken aus dem Lande in Töpfe pflanze, und solche hernach, wenn sie eine taugliche Blume zeigen, auf die Stellagen unter die übrigen schönen Sortimentsnelken, zur Befruchtung hinstelle. Die Sache verdient eine umständlichere Anzeige.

Ich setze voraus:

1) daß man seinen Nelkensaamen, woraus die Saamenblumen gezogen sind, entweder von einem wo nicht großen, doch auserlesenen Sortiment selbst erbauet, oder von einem Blumisten, der reines Herzens ist, und keine Finanzspekulation macht, erhalten habe. Ich pflege von keinen andern Sorten zu säen, als von weißen und gelben Picotten, von aschgrauen Feuerfaxen; von Famösen; von aschgrauen Doubletten und Bizarden; von rothen Picotten und Doubletten mit weiß, und von gelben englischen Doubletten und Bizarden. Den Saamen von andern Bizarden, Concordien, und Farbenblumen, halte ich des Säens nicht werth.

Fortes creantur fortibus & bonis.

2) Daß man die Kunst verstehet, sich vor Läusen, Milben und Flöhen zu sichern. Nelkenstöcke, welche mit dergleichen Ungeziefer behaftet sind, können so wenig eine gesunde schön blühende Nachkommenschaft versprechen, als venerische Väter und Mütter robuste Menschen zeugen können.

Ich sah ehemals eine Nelkenflor, bei welcher die Läuse ihre schwarzen Eier an die Stäbe, Nummernstöcke, Töpfe, ja an den Saamen der aufgesprungenen Kapseln geschmeißt hatten. Der Besitzer hatte im folgenden Jahre

auch

auch Einquartirung an seinen Saamennelken im Lande.

Wenn man nun seine aus gutem Saamen erzeugten Pflanzen im Lande überwintert hat; so pflanzt man im Frühjahre ein Paar hundert in Töpfe und pflegt sie gehörig, bis sie ihre Blumen ankündigen. Ist die Blume einfach, oder sonst pöbelhaft gezeichnet; so wirft man sie sogleich weg. Was aber den Stengel einer edlen Nelke hat (und unter zwölfhundert Pflanzen werden deren mehr als funfzig seyn), stellt man auf die Stellagen, unter die übrigen Nelken vom Stande. Diese Saamennelken bringen, weil sie noch alle jugendliche Kräfte beisammen haben, und ungestöhrt fortgewachsen sind, reichlich Saamen, reichlicher als Veteranen, die schon seit mehreren Jahren die Blumenaltäre geschmückt haben. Sie bringen auch edlen Saamen, der neue Schönheiten erwarten läßt, weil sie von den Sortimentsnelken mit befruchtet sind. Wollte jemand seine sämtlichen Saamennelken im Lande stehen lassen, bis sie Saamen brächten; so würde er sie des Saamenstaubes der Sortimentsnelken berauben, sie der Befruchtung des umherstehenden Pöbels Preiß geben, und pöbelhaften Nelkensaamen ernten. Ausserdem würde er sie dem Mißgeschick der Witterung aussetzen, und wenn Nässe in der Flor einfiele, würden wenig Kapseln Saamen enthalten. Wollte man die Pflanzen in der Blüthezeit mit einem Klumpen Erde aus[illegible] und in Töpfe setzen; so würden sie auch selbst bei der sorgfältigsten Behandlung im Wachsthume gestöhret werden. Es würde kaum die Blume gehörig blühen, geschweige tüchtiger Saame entstehen.

Ganz anders verhält sichs, wenn die Saamenpflanze seit dem Frühjahre ununterbrochen fortgewachsen ist, und auf die Stellage gestellt wird. Da kann man sicher auf viel und guten Saamen rechnen. Man hat dabei noch den Nebenvortheil, daß diese Saamenpflanzen viel und starke Ableger liefern, welche weder dem Bollwerden (der Hohlsucht) noch der Gelbsucht, noch andern Krankheiten, so ausgesetzt sind, als die Alten durch Zeit und Leiden entkräftete Pflanzen.

Soll aber der Nelkensaame seine höchste Vollkommenheit erlangen, so muß man ihn schlechterdings nicht eher abnehmen, als bis die Kapseln aufspringen; dies geschieht gewöhnlich im October. Alsdenn hat er erst seine gehörige Reife. Ein weiser Blumist wird auch, wenn er erntet, jede Art besonders sortiren. Dies wird ihm hernach das Vergnügen gewähren, die Natur bei Hervorbringung neuer Sorten zu belauschen. —

Hier könnte ich meine Abhandlung schließen. Ich kann aber der Versuchung nicht widerstehen, bei dieser Gelegenheit meine Gedanken von der künst-

künstlichen Befruchtung der Nelken bekannt zu machen. Viele Blumisten suchen darin das Geheimniß, herrlichen Saamen zu erbeuten. Der sel. Superintendent Klüpfel zu Weinsberg hat in seiner Abhandlung von Erziehung eines guten Nelkensaamen, welche 1780. zu Stuttgart herauskam, viel Rühmens von dieser künstlichen Befruchtung vermittelst des Haarpinsels gemacht. Auch ich beharrte lange auf dieser Speculation. Aus Begierde, himmelblaue Nelken (welche in der Stufenfolge der Natur gewiß noch in 50 Jahren erscheinen werden), zu erzwingen, befruchtete ich seit mehrern Jahren weisse und gelbe Nelken, mit dem Saamenstaube der Cichorie, Kornblume und Convolvulus tricolor. Aber niemals erfolgte von solcher Befruchtung das erwartete Product. Auch nicht ein himmelblauer Punkt oder Strich kam zum Vorschein. Ich dachte endlich nach allen vergeblich angewandten Versuchen: dieser Saamenstaub muß für das Pistill der Nelke zu heterogen seyn, — es ist gerade so, als wollte man Ceder mit Pilzen paaren. Ich suchte den Saamenstaub von aschgrauen Nelken, welche ins Bläuliche fallen, zu meiner Absicht zu benutzen. Einer meiner blumistischen Freunde bepinselte auf meinen Rath seine Nelken sorgfältig. Was war der Erfolg? — Als nachgehends die Saamennelken von dem erkünstelten Saamen zur Reife kamen; so hatten die vorzüglichsten Blumen etwa ein aschgraues Haar- oder Bandstreifchen auf einem Blumenblatte. Die übrigen Blätter waren ohne Zeichnungsfarbe. Keine einzige Blume hatte die erwartete Zeichnung. Wir wurden also überzeugt, daß die Erbauung schöner Nelken durch die Befruchtung des Haarpinsels eine bloße Chimäre sey.

Nach so manchen fruchtlosen Versuchen, durch künstliche Handgriffe Nelken zu befruchten, überlasse ich jetzt die ganze Zeugungsarbeit den Winden, Bienen, Käfern, Schmetterlingen und andern Insekten (Läuse und Milben ausgenommen), welche geschickter sind, als unsere Vernunftspinsel den Saamenstaub an seine Behörde zu bringen. Man gönne seinen Nelken in der Florzeit eine freie sonnenreiche Lage, welche den Zephyrs und honigliebenden Insekten zuträglich ist. Der Erfolg wird seyn:

Guter Aeltern bessere Kinder beglücken die Nachwelt mit noch edlerer Zucht.

Hannöverisches Magazin.

37tes Stück.

Freitag, den 10ten Mai 1799.

Witterung zu Curhaven am Ausfluß der Elbe 1799.

Im Monat Januar.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	4.	8.	9.	4.	0.	0.	1.	5.
Mittage.	6.	4.	12.	5.	2.	0.	2.	0.
Abende.	5.	2.	12.	9.	2.	0.	1.	0.
Mitternächte.	5.	2.	12.	9.	0.	0.	3.	0.
Ganze Tage.	5.	4.	11¼.	6¾.	1.	0.	1¾.	1¾.

2 Abende Nordlicht.

Mittlere Wärme { Morgens vor Sonn. Aufg. 25, 1 / Mittags im Schatten 30, 5 } Gr. Fahrnh.

gr. den 23ten Jan. 37 Gr. kl. den 21ten Jan. 14 Gr.

Mittlere correcte Barometerhöhe, unmittelbar an der Oberfläche des Meers.

30, 123 Zoll engl. { gr. d. 1ten; 30, 606 Zoll. / kl. d. 28ten; 29, 308 Zoll.

Gesammter Niederschl. 0, 29 Zoll Regenwasser, 0, 20 Zoll Schneewasser, gr. d. 26; 0, 21 Zoll.

Ausdünstung in freier Luft ist wegen Frost nicht beobachtet.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 3½ Minuten.

gr. den 18ten; 20 Gr. 11 Minuten.

kl. den 6ten; 19 Gr. 53 Minuten.

Mittlere Inclination derselben 73 Gr. 20½ Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stiller
Morgen.	4.	11.	7½.	1.	2.	½.	1½.	2½.	1.
Mittage.	4½.	9.	9.	1½.	0.	1.	1.	3.	2.
Abende.	5.	9½.	8.	1.	1.	1½.	1½.	2½.	2.
Mitternächte.	3½.	10.	9.	1.	1.	1½.	1.	2.	2.
Ganze Tage.	4¼.	9¾.	8½.	1⅛.	1.	1⅜.	1.	2½.	1⅞.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	
14,8	15,2	17,0	14,0	0,	9,0	18,5	13,7	Fuß.

größte den 1ten; Wind OSO. 29 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 9,80 / Abend. 9,73 } Fuß

gr. den 27ten; 12,2 Fuß. Wind NW.; Geschwindigkeit 18 Fuß.
kl. den 18ten; 7,8 Fuß. Wind SO; Geschwindigkeit 11 Fuß.

Barometerhöhe und Kälte sind in diesem Monat größer als gewöhnlich gewesen. — Den 25ten, des Morgens, sind verschiedener Orten in Frankreich Erderschütterungen wahrgenommen.

Im Monat Februar.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	2.	4.	5.	4.	3.	0.	6	4.
Mittage.	4.	7.	9.	1.	2.	0.	5	0.
Abende.	6.	7.	6.	2.	4.	0.	3	0.
Mittern.	8.	5.	8.	3.	2.	0.	2	0.
Ganze Tage.	5.	5¾.	7.	2½.	2¾.	0.	4.	1.

3 Abende Nordlicht.

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen Aufgang 22, 0 / Mittags im Schatten 29, 4 } Gr. Fahrnh.

größte den 24ten, 51 Grad; kleinste den 9ten, 0 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29,816 Zoll engl. { größte d. 10, 30, 375 Zoll. / kleinste d. 16, 29, 154 Zoll.

Gesammter Niederschl. 1, 18 Zoll Regenwasser;
0, 68 Zoll Schneewasser.

größte d. 19, 0 38 Zoll.

Ausdünstung in freier Luft ist wegen Frost nicht beobachtet.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Gr. 8½ Minuten.
größte d. 27ten, 20 Gr. 19 Minuten.
kleinste d. 7ten, 20 Gr. 2 Minuten.

Mittlere Inclination derselben 73 Gr. 22 Minuten.

Der

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	1 1/2.	7 1/2.	1 1/2.	2.	1/2.	3.	3 1/2.	8 1/2.	0.
Mittage.	2.	8.	2 1/2.	1 1/2.	1.	3.	4.	6.	0.
Abende.	1 1/2.	7.	4.	1.	1/2.	3 1/2.	6.	4 1/2.	0.
Mitternächte.	4.	4 1/2.	5.	1.	1/2.	2 1/2.	6.	4 1/2.	0.
Ganze Tage.	2 1/4.	6 1/4.	3 1/4.	1 3/8.	1/8.	3.	4 7/8.	5 7/8.	0.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde.

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	
10, 5	18, 1	30, 6	27, 3	13, 0	29, 0	25, 3	19 7.	Fuß.

größte d. 22ten, Wind WSW.; 36 Fuß.

Höhe der Meeresfluthen ist wegen Frost und Eis nicht beobachtet.

Dieser Monat hat sich durch aufferordentlichen continuirenden Frost, welcher im Durchschnitt 10 Gr. über gewöhnlich, sehr ausgezeichnet.

Im Monat März.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	3.	3.	16.	1.	2.	0.	3.	3.
Mittage.	9.	2.	15.	1.	1.	0.	3.	0.
Abende.	8.	3.	17.	0.	2.	0.	1.	0.
Mittern.	8.	4.	16.	0.	0.	0.	3.	0.
Ganze Tage.	7.	3.	16.	1/2.	1 1/4.	0.	2 1/4.	3/4.

Mittlere { Morg. v. Sonn. Aufg. 29, 4 } Gr. Fahrnh.
Wärme. { Mittags im Schatten 37, 7 }

größte d. 13ten, 49 Grad.
kleinste d. 30ten u. 31ten, 18 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers

29, 991 Zoll engl. { größte d. 5ten 30, 452 Zoll. / kleinste d. 28ten 29, 561 Zoll.

Gesammter Niederschlag 0, 44 Zoll Regenwasser; 0, 51 Zoll Schneewasser.
gr. d. 27ten; 0, 44 Zoll.

Ausdünstung in freier Luft ist wegen Frost nicht beobachtet.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad, $9\frac{1}{10}$ Minute.

größte den 21ten, 22ten, 23ten und 26ten 20 Grad 12 Minuten.

kleinste den 7ten, 20 Gr. 4 Minuten.

Mittlere Inclination derselben 73 Grad 15 Minuten.

Mittlere Inclination derselben, 73 Grad. 22 Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	1.	0.	$\frac{1}{2}$.	$3\frac{1}{2}$.	2.	6.	$9\frac{1}{2}$.	$8\frac{1}{2}$.	0.
Mittage.	$1\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{2}$.	1.	6.	10.	8.	0.
Abende.	0.	1.	0.	$2\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	4.	$12\frac{1}{2}$.	$8\frac{1}{2}$.	1.
Mitternachte.	0.	0.	0.	$2\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	$4\frac{1}{2}$.	12.	$9\frac{1}{2}$.	1.
Ganze Tage.	$\frac{5}{8}$.	$\frac{5}{8}$.	$\frac{1}{4}$.	$2\frac{3}{4}$.	1.	$5\frac{1}{8}$.	11.	$8\frac{5}{8}$.	1.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde.

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
7, 6	13, 3	8, 0	15, 6	11, 5	22, 7	21, 4	17, 9 Fuß.

größte d. 28ten, Wind OSO. 45 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 9, ∞ / Abend. 8, 73 } Fuß.

gr. d. 3ten; 11, 1 Fuß. Wind NW. Geschwindigk. 18 Fuß.

kleinste den 28ten; 6, 6 Fuß. Wind OSO. Geschwindigk. 45 Fuß.

Ungewöhnlich viel östlicher Wind ist mit strenger Kälte begleitet gewesen. Die Witterung dieses Monats ist der von 1789. sehr ähnlich.

Am Schluß des Monats liegen noch viele Schneehügel; Laub und Kräuter sind noch nicht ausgebrochen, auch noch keine Gartensämereien bestellt.

C. W.

Ueber

Ueber den Kaffee und dessen Surrogate.

Der Kaffee, ein auswärtiges Produkt zum Behuf eines Getränkes, das die leidige Mode erfand, macht jetzt einen der wichtigsten Handelsartikel aus. Bei seiner Einführung vor hundert Jahren war er, wie jetzt die Tichorie, nur ein Nebenartikel einzelner Krämer, und fand, bei der damals allgemeiner herrschenden Neigung zum Bier und Wein wenig Abgang. Auch da man anfing, ihn häufiger zu trinken, war der Handel immer noch sehr unbeträchtlich. Man pflegte damals gemeiniglich auf 4 Personen 1 Loth zu rechnen. Im Jahr 1694. kam der erste Kaffee in seiner natürlichen Gestalt nach Leipzig. Zuvor ward er aus Holland gebrannt geschickt. Wer hätte glauben sollen, daß dieser anfangs so unbedeutende Handel nach hundert Jahren beträchtlicher werden würde, als ehemals der so blühende Waidhandel in Sachsen und Thüringen? — Von der Zeit an gingen jährl. große Summen in das Ausland, und bald noch größere, seitdem die Mode, dieses warme Getränk zu trinken, auch unter den Bauern und Handarbeitern geltend ward. Dieser ansehnliche Geldverlust ist wohl für jedes Land eine der schädlichsten Folgen der zu übertriebenen Kaffee-Consumtion. Wenn auch mehrere Tausende in der Nähe und Ferne durch Hervorbringung, Zubereitung und Versendung, so wie durch den Verkauf dieses Produkts, ihren Unterhalt finden, wenn auch die Staatseinkünfte durch die darauf gelegten Abgaben beträchtlich vermehrt werden, und der Handelsmann durch den Verkauf viel gewinnt; so ist doch der Verlust im Ganzen immer wichtiger. Besonders leidet die ärmere Volksclasse, die noch immer, auch bei dem so hochgestiegenen Preise, einem so überflüssigen Getränke nicht entsagen kann.

Die Bierbrauerei, der einzige Nahrungszweig der meisten kleinen Städte, ist darüber allenthalben sehr gesunken. Jede Stadt hatte sonst mehr gangbare Brauhäuser, die jetzt zur Hälfte leer stehen, und verfallen. Wer noch brauet, liefert, um doch etwas bei dem so sehr verminderten Abgang zu gewinnen, ein dünnes geringhaltiges Getränk, das vor dem ehemaligen Nachbier wenig Vorzüge hat. Uebernahm sonst jedes einzelne Mitglied der Braugesellschaft ein ganzes Gebräude, so müssen jetzt mehrere zu diesem Behuf zusammentreten und es oft nur bei einem halben Gebräude bewenden lassen. Möchte man nur den übermäßigen Genuß des Kaffe's einschränken, und sich an das gesündere Bier gewöhnen, dann würden die Brauereien, zum größten Vortheil des Nahrungsstands, allenthalben sichtbar empor kommen. Aber dann müßte man auch freilich dafür sorgen, daß immer gesundes und nahrhaftes Bier geliefert würde! —

Den

Den schädlichen Einfluß des zu häufig und zu heiß genossenen Kaffeegetränks auf die menschliche Gesundheit zu bestimmen, ist Sache des Arztes. Als Laye kann ich hierüber nicht urtheilen. Doch habe ich oft von verständigen Aerzten gehört und mehrmals gelesen, daß der zu häufige Genuß warmer Getränke, besonders des Kaffee's, Magen und Eingeweide erschlaffe, und die Nerven ausserordentlich angreife, das zu heiße Trinken über dieses den Zähnen sehr schädlich sey. Leider scheint diese Beobachtung durch die Erfahrung bestätigt zu werden. Man kannte vormals keine handfestere Leute, als unsere Bauer. Bei einem felsenfesten Körperbau waren sie geschickt, die beschwerlichsten Arbeiten bis in ihr hohes Alter mit vieler Leichtigkeit zu verrichten, und blieben von vielen Krankheiten befreiet, die in ihrer gegenwärtigen Lage, bei einer verzärtelten Lebensart, ganz unvermeidlich sind; aber diese Handfestigkeit ist in unsern Zeiten sehr gesunken, und scheint immer mehr zu sinken. Dagegen sind gewisse Krankheiten, die von Nervenschwäche herrühren, rheumatische Zufälle, Hämorrhoiden ꝛc. unter dem Landmann herrschender geworden, die er sonst kaum dem Namen nach kannte. Die meisten Bauern werden jetzt, wie die Erfahrung lehrt, vor den Jahren alt und frühzeitig abgestumpft. Daß diese ungewöhnliche Entkräftung, ausser andern Ursachen, vorzüglich auch dem übermäßigen Kaffeetrinken zugeschrieben werden müsse, ist kaum zu bezweifeln. Noch schädlichere Folgen zieht der unzeitige und unordentliche Genuß dieses Getränkes unter der ärmeren Volksclasse nach sich. Hier giebt es viele Haushaltungen, wo man entweder aus Bequemlichkeit, oder aus vermeinter Sparsamkeit, auch wohl, um nicht in seinen Arbeiten zu lange aufgehalten zu werden, die Zubereitung der nöthigen Speisen unterläßt, und statt dessen heißen Kaffe, durch allerlei Zuthaten verfälscht, im überflüssigen Maaße, mit etwas schwarzem, oft auch ausgebacknem Brod oder Kartoffeln, genießt. Ohne Arzt zu seyn, ist es einem jeden leicht begreiflich, daß diese einfach scheinende Beköstigungsart, wenn sie zu oft wiederholt wird, keine gesunde Nahrung geben kann. Schädlich ist es auch, wenn Mutter und Kinderwärterinnen den Säuglingen oft schon in den ersten sechs Wochen, heißen Kaffe einschweigen, und wenn man überhaupt alle Kinder, ohne Rücksicht auf ihr Alter, an dem gemeinschaftlichen Kaffeegenuß Theil nehmen läßt. Man bildet sich ein, das sey ein rechter Labetrank und ein sehr bewährtes Stärkungsmittel für die Kleinen. Eifert man wider diesen Mißbrauch, so wird man wegen seines vermeinten Unverstandes bemitleidet oder verlacht. Mögten nur alle Aeltern des würdigen Hofr. Fausts Gesundheitskatechismus kennen, und die darin vorgetragenen guten Lehren befolgen, dann würde es hoffentlich um

die

die physische Erziehung der Kinder besser stehen!

Eine zu wenig erkannte schädliche Folge des übermäßigen Kaffeegenusses ist die vermehrte Holzconsumtion. In einer mäßig großen Stadt kann täglich leicht ein Klafter Holz zum Kaffeebrennen und Kochen verwendet werden. Dies beträgt, auf ein Jahr berechnet, für ein ganzes Land eine Summe von mehrern tausend Klaftern. Würde dieser übertriebene Aufwand eingeschränkt, und dagegen die Braunahrung erweitert, so würde gewiß viel Holz erspart werden können; denn offenbar sind die zahllosen kleinern Feuer in so vielen tausend Wirthschaften Holz verderbender, als einzelne große Feuer, wo man, wie in Brauhäusern, auf einmal Getränke in beträchtlicher Quantität zubereitet. Zwar behilft sich der Aermere zur Winterszeit durchs Kochen im Ofen, aber es würde ihm dann weniger an Brennholz fehlen, wenn er in der wärmern Jahrszeit nicht so viel auf das Kaffeekochen verwenden müßte.

Ueberhaupt muß man sich billig wundern, daß bei dem immer mehr steigenden Preise dieses Handelsartikels das übermäßige Kaffeetrinken mehr zu- als abzunehmen scheint. Ungeachtet der Preis des Kaffees und des dazu unentbehrlichen Zuckers um die Hälfte gestiegen ist, und das Pfund, das sonst für 6 bis 7 gr. erkauft ward, jetzt mit 18 bis 20 gr. bezahlt werden muß, so hat doch der Handelsmann nie mehr Kaffee und Zucker abgesetzt, als in den bisherigen leipziger Messen. Viele kaufen weit mehr, als sie zum Handelsbedarf nöthig hatten, weil sie ein noch höheres Aufsteigen der Preise befürchteten. Macht man von dieser seltenen Erscheinung den Schluß auf die Zukunft, so muß der Kaffee- und Zuckerhandel immer blühender und ausgebreiteter werden, je mehr diese Produkte im Preise steigen. Es wird nie an Abnehmern fehlen, sollte auch das Pfund einen Thaler, und noch höher zu stehen kommen.

Der Aermere kann hier freilich nicht gleichen Schritt halten, und doch will er das Kaffeetrinken nicht lassen, sey es auch nur um der Mode willen. Vielen ist es so zur andern Natur geworden, daß sie sich eben so schwer davon entwöhnen können, als der Säufer vom übermäßigen Genusse des Branteweins. Diesen armen Leuten zu helfen, die Mode in Ansehen zu erhalten, und sich beiläufig etwas zu erdenken, hat der Speculationsgeist verschiedene Surrogate erfunden, und sogar Kaffeeessenzen erdacht. Man hat alle Getreidearten, alle Hülsenfrüchte, ja sogar die Frucht der Eiche und Roßkastanie, Kakaoschalen u. s. w. versucht, und kaum ist ein zum Brennen taugliches Produkt des Pflanzenreichs übrig, das nicht die Kaffee-

trommel passiren mußte. Beinahe allgemeinen Beifall hat die Zichorie erhalten, ob mit Recht, kann ich nicht entscheiden; doch ist's glaublich, weil man an vielen Orten, und noch neuerlich zu Dresden, landesherrl. privilegirte Zichorienkaffee-Fabriken angelegt hat. — Eben so häufig werden in einigen Gegenden die Möhren oder gelben Rüben zu diesem Behuf angewendet. Ob diese weniger unschädlich sind, als die Zichorie, und überhaupt ohne Nachtheil der Gesundheit als Surrogat des Kaffee's benutzt werden können, wünschte ich von einsichtsvollen Aerzten in diesem Magazin zu erfahren. — Die neueste Entdeckung vom Sprachmeister Mitsching zu Dresden lieset man mit den Worten des Erfinders im Reichsanzeiger von diesem Jahre Nr. 8. Er nennet sein Produkt wilden Rosenkaffee, richtiger: Hagebuttenkaffee, und lehret die Bereitungsart sehr genau. Doch hat er nicht bemerkt, was eigentlich von der Frucht der wilden Rose gebrannt werden soll, ob die Frucht allein, von Saamenkörnern gereinigt, oder, wie es scheint, mit diesen zugleich. Der daselbst S. 79 in einer Anmerkung geäusserte Wunsch einer nähern Erklärung kommt zu spät, da der Erfinder im November vor. Jahrs zu Dresden verstorben ist.

Ueberhaupt bedarf es aller dieser Künsteleien nicht. Man entsage der Mode und gewöhne sich das Kaffeetrinken ab. Dann ist reines Bier oder Wasser mit etwas Wein vermischt, das beste Surrogat. Ich habe mich durch ein sehr leichtes Mittel von allen warmen Getränken entwöhnt, bin nun von manchen üblen Nervenzufällen befreiet, die mich sonst sehr plagten, und befinde mich, Gott lob! viel gesünder. — Handelsleute, und alle, die durch den Kaffee gewinnen, werden mit diesem gutgemeinten Vorschlage sehr unzufrieden seyn; ich glaube aber nicht, daß sie etwas zu fürchten haben. Die leidige Mode wird schon ihr Ansehen zu erhalten wissen, und das Sprichwort immer wahr bleiben: Usus est tyrannus!

Fr. A.

Hannöverisches Magazin.

38tes Stück.

Montag, den 13ten Mai 1799.

Ueber die vortheilhaftere Benutzung der Stangenschlag- und Unterhölzer.

Wenn auch die Fragen: Ob Baumholzwirthschaft vortheilhafter, als Stangenschlagholzwirthschaft, ist *); ob Stangenschlagholzreviere vortheilhafter, als die Unterholz- oder Buschholzreviere sind? Ob die Unterholzreviere sich vortheilhafter bewirthschaften lassen, als die beiden vorigen? und ob endlich die aus Baumholz und Unterholz bestehenden Reviere alle vorigen Bewirthschaftungsarten an Nutzbarkeit übertreffen? niemals allgemein entschieden werden können, indem bei der Wahl dieser oder jener Bewirthschaftungsarten die Ortsumstände jedesmal die Entscheidungsgründe bestimmen, so ist man doch im Stande, allgemeine auf mehrjährige Erfahrungen gegründete Regeln zur bessern Benutzung der Stangenschlag- und Unterhölzer festzusetzen.

Allein ehe ich diese Regeln mittheilen kann, muß ich noch verschiedene Bemerkungen für angehende Forstmänner und Forstwirthe — denn die Veteranen brauchen sie freilich nicht erst hier zu lesen — vorausschicken, welche theils den Boden und die Lage, theils die Holzarten selbst, theils ihren geschlossenen oder mit Blößen durchwebten Stand betreffen.

Kein Umstand hat auf die Kultur und Bewirthschaftung der Holzarten so großen Einfluß, als die Lage der Reviere und ihr Grund und Boden, welcher in Rücksicht auf seine Lage, entweder bergigt oder eben ist. So wie nun die ebenen Gegenden, theils trockene, theils feuchte, theils

*) Siehe die empfehlungswerthe vom Hrn. Bergrath Bechstein unter dem Titel: Diana herausgegebene Zeitschrift, Band 1.

theils nasse, theils tiefliegende, sumpfige und morastige Gegenden sind, so bestehen auch die Gebürgsgegenden entweder aus blossen Hügeln oder aus niedrigen Land- und Vorgebürgen, oder aus hohen Gebürgen, deren jede ihre eigenthümlichen Holzarten erfordert, z. B. auf Gebürgen nicht Weiden, Erlen u. s. w. und auf tief liegenden Gegenden nicht Büchen, Lerchenbäume u. s. w. und nur wenig Holzarten gedeihen gut, so wie die weiße Eller fast in jedem Boden und in jeder Lage.

In Ansehung des Grund und Bodens hat der Forstmann nur mit gemischten Erdarten zu thun, welche entweder fruchtbare, d. h. solche, wo die Bäume gut und fröhlich wachsen, oder unfruchtbare sind. Zu jenen rechnet man die aus verwesetem Laub und andern Pflanzentheilen entstandene Erde, die Moorerde, den Lehm, Thon, Mergel und Sand, die aber immer unter einander vermengt liegen, und blos nach den Hauptbestandtheilen ihren Namen erhalten. Ihre Eintheilung in gut, mittelmäßig und schlecht, in trocken, frisch, feucht und naß, hängt theils von der Mischung, theils von der Lage ab. Denn je mehr Sand beigemischt ist, desto schlechter wird die Erdart, und wenn Lehmboden, z. B. im Gebirge liegt, so heißt er trocken; liegt z. B. Sand in der Ebene, so nennt man ihn frisch. Zu diesen oder den unfruchtbaren, gehören der reine graue Sand, fester Thon, fester Mergel, schieferartige Lager und alle eisenhaltige Erden; und ihre Unfruchtbarkeit nimt in eben dem Grade zu, in welchem sie in der Lage noch höher in den Gebürgen und auf der Mittagsseite sich befinden.

Die meisten Abwechselungen der Erdarten, finden sich allemal in den ebenen nur mit niedrigen Hügeln durchschnittenen Forstgegenden oder in den sogenannten Landforsten, die auch ausschließend die nassen und morastigen Forsten enthalten, und überhaupt immer eine warme und milde Lage haben. In diesen Landforsten gedeihet alles Stangenschlagholz und alle Unterhölzer vorzüglich gut. Allein noch weit besser und schneller wachsen Stangenschlag- und Unterhölzer in den sogenannten Land- oder Mittelgebürgen, d. h. in Gegenden, wo Hügel mit niedrigen mehr kugel- als kegelförmigen Bergen abwechseln, weil der Boden an sich durch die jährlichen Auflösungen von Granit, Kalk, Mergel, Thon und Porphyr immer fruchtbarer wird, und weil die zwischen den Hügeln und Bergen liegenden Thäler und Gründe den besten und tiefsten Boden haben, in dessen die Abhänge selbst auch die schönsten Bäume und Sträucher liefern.

Wenn demnach der Boden gut ist, so muß der Forstwirth in seinen

Stam-

Stangenschlag- und Unterholzrevieren besondere Rücksicht auf den Anbau oder auf die Vermehrung der bessern Holzarten nehmen, weil ihr Nutzen mannigfaltiger und daher einträglicher ist. Denn in Ansehung des Nutzens rechnet man gegenwärtig nur immer nach Gelde; je mehr Geld also aus einem Gehaue gezogen werden kann, desto grössern Nutzen hat der Eigenthümer.

Bekanntlich lassen sich ausser den gewöhnlichen ganzen und halben Sträuchern auch alle Baumhölzer als Stangenschlag- und Unterholz benutzen, wenn sie vor ihrem 40sten Jahre abgetrieben werden; und gerade die als Stangenschlag- und Unterholz benutzten Baumhölzer liefern das beste Holz nicht nur, sondern auch den meisten Ertrag.

Die vorzüglichsten derselben für guten und mittlern Boden sind nachstehende, als: die Eiche, die Roth- oder Mastbuche, der Ahorn, die Ulmen oder Rüstern, der Hornbaum, die Esche, die Birke, die gemeine Eller, und die weiße nordische Eller, alle baumartig wachsende Weidenarten in feuchten und nassen Gegenden, der Ebereschen- oder Vogelbeerbaum, der Traubenkirschbaum (Prunus padus Linn.) u. s. w., als gespaltenes und Schnittnutzholz zu Bottich-, Kufen- Faß- und Tonnenreifen, zu Dach- und Zaunlatten, und das von Natur krumm gewachsene, theils zu Kahn- und Schiffbau auf großen Flüssen, theils zu allerhand ökonomischen Bedürfnissen, z. B. zu Jochen für Ochsen, Grassensenbäumen, Schlittenkufen u. s. w., alles gerade gewachsene aber, zu Wagendeichseln, Wagen- und Karrenbäumen, Wagen- und Pflugochsengründel, geraden Schlittenkufen für Schlepp-Schlitten, Hebebäumen, Spannrettel, Weinpfählen, z. B. von Eichen, Acazien u. s. w., zu Klapperstöcken für Gebürgsfuhrleute, Pflugsterzen, Peitschenstöcken, Wagenbrücken, Rungenschemmeln, Leisten u. s. w., gebrauchen. Siehe den Forst- und Jagdkalender für das J. 1797. Seite 109.

Am meisten aber verdienen diejenigen Stangenschlag- und Unterholzgehaue eine bessere Bewirthschaftung, in welchen die Eichen, Büchen, Ahorne, Rüstern, Eschen, Ellern und Birken die herrschenden Holzarten ausmachen.

Eine Hauptbenutzung der Eichen- Birken- und Ellern-Stangenschlag- und Unterhölzer zu Gerberlohe, die doch von Tage zu Tage seltener wird, ist bisher fast überall, die Herzoglich Braunschweig-Lüneburgischen Forsten und einige Gegenden im Hessen-Darmstädtischen ausgenommen, vernachlässigt worden, obgleich diese Holzarten gerade die beste Gerberlohe liefern, und ausser den genannten Provinzen hauptsächlich im Lüttichschen, in

Frankreich und in England dazu verwendet werden, daher auch diese Gerbereien die besten Lederſorten liefern.

Da es bei dem Abtreiben der Stangenſchlag- und Unterholzgehaue vorzüglich auf den Wiederausſchlag aus der Wurzel ankommt, und beſonders die Eichen nur in der Saftzeit kurz vor und während des Ausbruchs des Laubes ſich bequem abſchälen oder abborken laſſen, ſo können und dürfen die zum Abborken beſtimmten Eichenſtangen- und Unterholzgehaue entweder nur erſt im März abgetrieben werden; oder man muß ſie wie in England und im Lüttichſchen bereits das Jahr vorher beim zweiten Saftriebe auf dem Stamme abſchälen, und im folgenden Jahre im Monat Februar abtreiben, wenn ein glücklicher Wiederausſchlag aus der Wurzel erfolgen ſoll. Man fürchte keinesweges hiebei, daß die Güte der zu Nutzholz und zu Kohlenholze beſtimmten Stangen- und Unterhölzer durch dieſes Abſchälen auf dem Stamme verringert wird, ſondern lange Erfahrungen haben im Gegentheile bewieſen und beſtätigt, daß dergleichen auf dem Stamme abgeſchälte Hölzer weit feſter und dauerhafter, als die im Winter gefällten ſind, und daß die hier und da an ſolchen Hölzern vorfallende frühzeitige Fäulniß und der Wurmfraß von andern mitwirkenden Urſachen herrührt. Denn wenn die Güte des Holzes wirklich verlohren ginge, ſobald man es in der Saftzeit abtriebe oder auf dem Stamme abſchälte, ſo würden die Stabholz- und Schiffsbauholzhändler, welche in allem Betracht gewiß mit der größten Genauigkeit auf die höchſtmögliche Vollkommenheit des Holzes Rückſicht nehmen, nicht den größten Theil ihrer Hölzer ohne alles Bedenken im Safte abhauen laſſen.

Die einzige Unbequemlichkeit, welche das Abtreiben im Safte verurſacht, iſt das ſtarke Aufreiſſen der abgeſchälten Hölzer, die alsdenn von Stell- und Rademachern u. ſ. w. nicht gerne gekauft werden. Allein auch dieſes kann man verhindern, ſobald die abgeſchälten Stämme entweder nicht ſogleich ihrer belaubten Aeſte und Zweige beraubt werden, damit dieſe die Säfte ſchnell ausdünſten, oder wenn man die abgeſchälten Stangen ſchichtweiſe gelegt, an einem ſchattigten von der Sonne befreiten Orte austrocknen läßt. Hingegen bei dem ſchon auf dem Stamme abgeſchälten Nutzholze hat man das Aufreiſſen gar nicht, oder äuſſerſt ſelten, zu befürchten.

Bei den Birken und Ellern hingegen, welche ebenfalls Gerberlohe für leichte und geringere Lederſorten liefern, kann man das Abſchälen auf dem Stamme nicht mit der Sicherheit ausüben, weil die Wurzelſtöcke ſich verbluten, und alsdann nur wenige und ſchwache Sommerloden treiben, die meiſtentheils im nächſten

Win-

Winter wiederum vertrocknen, sondern man muß dergleichen Gehaue im Februar und im Anfange des März abtreiben, und bis zu den ersten warmen Frühlingstagen liegen lassen, wo die Knospen an den abgehauenen Stangen sich aufblättern, und alsdann schnell hinter einander abborken.

Wenn nur allein diese einzige Nebenbenutzung der Stangenschlag- und Unterhölzer in den deutschen Provinzen eingeführet würde, so könnte dadurch der Geldertrag eines jeden Gehaues wenigstens um den 8ten Theil erhöht werden, indem das Bedürfniß der Gerberlohe so äußerst beträchtlich ist. Denn z. B. nur allein die Gerbereien der beiden Städte, Braunschweig und Leipzig, brauchen jährlich für ungefähr zehntausend Thaler Gerberlohe, die sie, besonders in Leipzig, für die Zukunft kaum mehr aufzutreiben wissen.

Man müßte denn auch hier zu lande, wie in einigen Gegenden am Neckar, Mayn und Rhein gewöhnlich ist, auf jedem Reviere jährlich verschiedene Acker Landes mit Eicheln besäen, dergleichen Eichelkämpe alsdann nach zehn bis funfzehn Jahren ausroden, die Rinde abschälen u. s. w. wo denn der Boden selbst wiederum als Feld oder Wiese benutzt wird, Ein großer Theil der Güte des in den frankfurther Gerbereien verfertigten Leders rührt von dieser jungen Rinde her, weil dieselbe weit mehr laugenartige Säure enthält, als die alte, wovon überdies noch weit mehr zu einer und eben derselben Menge Leder genommen werden muß.

Uebrigens brauchte ich wohl kaum zu erinnern, daß auch die meisten ganzen und halben Sträucher in den Stangenschlag- und Unterholzgehauen mit Annahme der Gerberlohe sehr viel kleine Nutz- und Schirrhölzer liefern; z. B. die Haselnußsträucher, Schwarzdorn, Weißdornen, Kreußdornen, Hartriegel, Schwalkenbeersträucher, Faulbäume oder Pulverhölzer, Berberitzen, Liguster, oder Rheinweiden u. s. w., und besonders alle unsere Weidenarten, sie mögen nun als Unterhölzer, als Kopfweiden, oder als Uferweiden zu allerhand Flacharbeit angewendet werden. Eine vorzügliche Benutzung läßt sich von dem Schwarzdorne in Gegenden, wo Salzwerke sind, machen, weil er zum Gradiren der Soole das beste Reisigholz liefert, welches aber nicht älter als fünf Jahre seyn darf. Hiebei muß ich noch einer Erfahrung gedenken, die ich über den Wiederausschlag aus der Wurzel beim Schwarzdorne gemacht habe, und welche darin besteht, daß man diesen auch als Feuerholz nützlichen Strauch nie älter als funfzehn Jahre alt werden lassen sollte, weil er in zwanzigjährigen Gehauen gleichsam auf der Wurzel vertrocknet, und nur wenig Wurzelausschlag liefert.

Nach

Nach diesen Wirthschaftsgrundsätzen, welche einige Privatforstbesitzer hiesiger Gegend und in der Lausitz in Ausübung bringen lassen, und die ich ebenfalls vor zwanzig Jahren, wo ich als praktischer Landwirth zugleich die Aufsicht über die Gehaue führen mußte, schon beobachtete, werden die Gehaue überhaupt ohne Nachtheil des Feuerbedürfnisses um den dritten Theil höher als vorher benutzet.

Denn so wurde z. B. ein aus zwanzigjährigem Alter bestehendes Gehau fast nur auf 266 Thl. 16 ggr. benutzt, indem dasselbe 800 Schock Reisigholz à 8 ggr. lieferte, das man bloß zur Feurung bestimmte.

Gegenwärtig aber werden aus eben demselben Gehaue 406 Thl. 16 ggr. gelöset, und zwar:

1) Für 600 Schock Reisigholz zur Feurung à 12 ggr.	300 Thl.	— ggr.
2) Für das aus dem Gehaue ausgelesene Nutz- Scheer- und Böttcherholz	80 —	— —
3) Für einen viermaligen Umtrieb der im Gehaue befindlichen Schwarzdorne zum Gradiren der Soole, jedesmal 10 Schock à 16 ggr., zusammen 40 Schock	26 —	16 —
Macht	406 Thl.	16 ggr.

Da man nun in diesen Gehauen seit zwanzig Jahren angefangen hat, auf den darin befindlichen Blößen Eicheln nach dem jedesmaligen Abtriebe zu säen, so wird die Benutzung in der Folge durch die Abschälung der zwanzig und vier und zwanziger Stangen um vieles noch erhöhet werden.

In Ansehung des verringerten Reisigholzes zur Feurung bei der bessern Forstwirthschaftsart, hat man sich damit geholfen, daß die Oefen und alle wirthschaftliche Feurungseinrichtungen so gemacht worden sind, daß mit der Hälfte der Feurungsmaterialien eben dasselbe geleistet wird. Da nun die Holzersparniß auf dem Lande überhaupt ein Hauptmittel zur Erhaltung unserer Forsten ausmacht, so sollte im Ganzen genommen weit mehr von Seiten der Eigenthümer gethan werden, als bisher geschehen ist, und die hohe Forstpolizei sollte durch die zweckmäßigsten Verordnungen für die Verbesserung der ländlichen Feurungs-

Latus 380 Thl. — —

rungsanstalten, z. B. in Wirthschaftsgebäuden, Gesindestuben, in Ansehung der noch immer nicht abgeschafften einzelnen Dorfbackösen u. s. w. aufs ernsthafteste nicht nur sorgen, sondern auch auf die strengste Befolgung ihrer Verordnungen dringen.

Leipzig. M. F. G. Leonhardi, Professor.

Geographische Bestimmung von Hannover.

Vom Herrn Professor Seyffer.

(Auszug aus einem Schreiben desselben, in den allgem. geogr. Ephemeriden des Herrn von Zach. Auguststück 1798.)

Längst hätte ich gern Länge und Breite von Hannover bestimmt. Da Guenots chronometrische Bestimmung nicht glücken wollte, (allgem. Ephem. Märzstück S. 355.) so habe ich seitdem eine versucht. Ich bediente mich hierzu einer Hahnschen Cylinderuhr, von Henning in Tanstadt verfertiget, die während dem Aufziehen fortgeht, und halbe Sekunden schlägt, und deren Gang ich seit Jahren geprüft hatte. Da Hannover so nahe bei Göttingen ist, so darf man sich auch nur wenige Tage auf ihren Gang verlassen; übrigens habe ich sie mit aller Sorgfalt transportirt. Der Beobachtungsort war in dem Hofe des Königl. Georgsinstituts, das Instrument ein 5zolliger Spiegelsextant von Cary, mit dem ich einst die Breite von Göttingen (berlin. astron. Jahrbuch 1797. S. 218.) bestimmt hatte. Den 11ten Mai hatte ich in Göttingen die mittlere Zeit der Uhr, und den 13ten Mai hatte ich sie in Hannover an derselben Uhr mittelst correspondirender Sonnenhöhen. Nach Anbringung des zweitägigen mittlern Gangs der Uhr erhielt ich Hannover westlicher als Göttingen 48,15 Sekunden. Den 14ten Mai erhielt ich abermals die mittlere hannöverische Zeit; diesmal war die Meridiandifferenz zwischen Hannover und Göttingen 51,05 Sekunden. Den 16ten Mai war ich wieder in Göttingen; sogleich suchte ich in der mittlern Göttinger Zeit zu erhalten, um sie mit der Hannöverschen vom 14ten Mai zu vergleichen; dieser Vergleich gab Mittagsunterschied 49,57 Sekunden. Das Mittel aus allen drei Bestimmungen 49,6 Sekunden. Nehme ich ferner an den Mittagsunterschied zwischen der Pariser und

Göt-

Göttinger Sternwarte sey (nach meinen berechneten Sternbedeckungen A. G. Ephem. März. S. 286.) 30′. 20″,1 so kömmt hieraus Meridian differenz von Hannover und Paris 29′. 30″,4, folglich Länge von Hannover = 27°. 22′, 36″. Hofrath Lichtenberg findet (Comm. nov. Soc. Goetting. Tom. VII. p. 230.) zehn Zeitsekunden mehr. Die Breite von Hannover bestimmte ich mit demselbigen Hadley, wozu mir Herr Hofrath Feder freundschaftliche Hülfe leistete,

Den 13. Mai 52°. 22′. 19″.
Den 14. Mai 52. 22. 28″ 1/3.
Das Mittel in runder Zahl 52°. 22′. 24″.

Dieß stimmt bis auf wenige Sekunden mit Lichtenberg's, von Ende's, und Guenot's Angaben überein. Nehme ich aus allen zusammen das Mittel, so ergiebt sich für die Polhöhe von Hannover 52°. 22′. 22″ 1/2.

Von der baldigen Gewinnung guter Obstbäume, ohne Pfropfen und Okuliren, durch Absenken in der Höhe.

Man nimmt einen Topf nach der Größe des darnach zu ziehenden Zweiges oder Astes, macht durch den Boden des Topfes eine Oefnung, zieht den Zweig oder Ast durch, legt unten inwendig etwas vor, damit die Erde nicht herausfallen kann, bindet dieses Gefäß mit einem Stricke an einen starken Nebenast oder an den Stamm des Baumes an, und feuchtet die Erde, wenn es nöthig wird, zuweilen ein wenig an. Sobald man bei dem Nachsehen bemerkt, daß dieser Zweig in dem Topfe Wurzel geschlagen hat: so schneidet man ihn unter dem Topfe ab, und versetzt den bewurzelten Zweig mit der Erde, die an seinen Wurzeln hängt, an den Ort, wo man ihn haben will. — Diese Art, Obstbäume zu vermehren, ist so sicher als schnell, ja einigermaßen noch schneller als das Wurzelpfropfen, denn man erhält hier gleich einen bewurzelten fruchttragenden Ast.

Noch ist zu bemerken, daß man dabei auf die Gesundheit des Baumes und Zweiges, den man senken will, sehen muß, daß seine Rinde, und vorzüglich die Rinde des Zweiges nicht beschädigt oder moosig sey. Bei dem Abnehmen des Zweiges muß man nur das Glatte absägen, und ein völliges Glattschneiden des Platzes, wo der Zweig abgenommen wird, beobachten, denn wenn die Oberfläche rauh bleibt, so zieht sich die Feuchtigkeit hinein, und verursacht Fäulniß.

Was hier von den Obstbäumen gesagt worden, gilt ebenfalls auch vom Weinstocke.

Hannöverisches Magazin.

39tes Stück.

Freitag, den 17ten Mai 1799.

Rübenzucker.

In den letzten Monaten ist zwar sehr häufig über den Rübenzucker geschrieben und gesprochen worden, ich finde jedoch nicht, daß jemand die eigentliche Art angezeigt hätte, wie es am leichtesten und ohne Kosten anzufangen sey, daß der in der Runkelrübe enthaltene Zuckerstoff von den übrigen Substanzen derselben geschieden werde, daher könnte es vielleicht den Lesern dieser Blätter angenehm seyn, darüber eine kurze auf eigene Erfahrung begründete Anleitung zu finden.

Der Anbau der Runkelrübe, Beta vulgaris Linn., oder nach Beckmann Beta altissima, und daß solche gewöhnlich, nachdem die Pflanzen auf einem Saamenbeete früh im Frühjahr gezogen worden, auf tief gepflügten und gut gedüngten Acker nicht in frischen Mist 1½ Fuß im Quadrat von einander ausgepflanzt, auch den Sommer durch mehrmalen zu wiederholendes Behacken vom Unkraute müssen gereinigt werden, ist bekannt; es fehlt aber noch an sichern Erfahrungen darüber, durch welche Behandlungsart den Rüben selbst die mehrste Süssigkeit oder Zuckerstoff mitgetheilt werde, da die zu Berlin angestellten Versuche es erwiesen, daß sehr große und schwere durch den Kriegsrath Möldechen gezogene Rüben nicht so zuckerreich gewesen, als kleinere Rüben, welche im Halberstädtischen gezogen werden, daher es sehr wünschenswerth ist, daß erfahrne Landwirthe darüber Versuche anstellen mögen, durch welche Behandlungsart der Runkelrübe die mehrste Süssigkeit mitgetheilt werde, ob es besser sey, den Saamen gleich an die Stelle zu legen, wo die Rübe wachsen soll, oder die auf Saamenbeeten gezogene Pflanzen, wenn sie ihre gehörige Süßigkeit erlangt, zu verpflanzen, auch ob bei dem Behacken die Erde an die Rübe oder davon abgezogen werden müsse; endlich auch, ob das Abbladen zum Viehfutter

während des Sommers der Süßigkeit der Rübe schädlich oder vortheilhaft sey.

Wenn die Rüben zu gehöriger Zeit gepflanzt sind, werden selbige gegen Ende des Septembers oder Anfang Octobers ihre gehörige Größe und Reife erlangt haben, alsdann werden sie bei trockner Witterung aufgenommen, die Blätter zur Viehfütterung verbraucht, die Rüben selbst aber in Kellern oder Erdgruben, wo sie für starken Frost gesichert sind, aufbewahrt. Hiebei ist jedoch zu beobachten, daß mit den Runkelrüben nicht wie mit den gelben Wurzeln oder Mohrrüben verfahren werden darf, bei welchen man gewöhnlich mit den Blättern auch den obersten Theil der Wurzel abschneidet, sondern daß die Runkelrüben die obersten kleinen Blätter, welches der Landmann den Herzpoll nennt, behalten müssen.

Wenn demnächst die Rüben zum Auskochen des Zuckers sollen gebraucht werden, müssen selbige zuförderst sauber abgewaschen und gereinigt werden, auch hat man selbige wohl abgeschält, aber befunden, daß dieses gar nicht nothwendig sey. Wenn die Rüben gehörig gereinigt sind, müssen sie völlig zermalmet werden; bei Versuchen im Großen würde dieses sicher durch ein, einer Oel- oder Pulvermühle ähnliches Stampfwerk am geschwindesten geschehen können. Der Hr. Director Achard in Berlin hat sich bis jetzt hiezu einer großen cylinderförmigen von Blech verfertigten festliegenden Reibe bedient, wo mehrere Menschen neben einander stehend, mit Hülfe hölzerner oder eiserner Ringe, in welchen sie die Rüben befestigen, um sich auf der Reibe nicht Hände und Finger zu beschädigen, in kurzer Zeit eine Menge Rüben zermalmen können.

Diese zermalmten oder zerriebenen Rüben werden auf einer gewöhnlichen Oostpresse rein ausgepreßt, und will man genau verfahren, so kann, wenn der Saft abgelaufen, auf das Zurückgebliebene etwas heißes Wasser gegossen und dieses noch einmal ausgepreßt werden. Hiedurch wird man von 100 Pfund Runkelrüben 50 Pfund Saft erhalten.

Der ausgepreßte Saft darf nicht lange stehen, weil er nach 24 Stunden sauer wird, und dadurch an Zuckerstoff verliert; daher wird derselbe sogleich in kupfernen oder, welches vielleicht besser wäre, in zinnernen Gefäßen bis zu der Dicke des gewöhnlichen Birn- oder Wurzelmuses eingekocht. Durch Zusatz von etwas Eiweiß oder Ochsenblut kann das Auswerfen der Unreinigkeit durch den Schaum befördert werden; es ist dieses aber nicht nothwendig, da in

in den eigenen Bestandtheilen der Runkelrübe so viel eiweißartige Substanz enthalten ist, daß dadurch während des Kochens sich alle unreinen Theile absondern, und mit einem Schaumlöffel oben abgenommen werden können. Durch dieses Einkochen wird man von 50 Pfund rohen 15½ Pfund verdickten Saft erhalten.

Hiebei ist nur zu beobachten, daß die Flamme des Feuers nicht an die Seiten des Kessels schlagen, sondern denselben nur unten am Boden berühren dürfe, weil das Anbrennen des Saftes denselben zum Extrahiren des Zuckers gleich untauglich machen würde; daher wird auch, wenn eine große Quantität Saft eingekocht werden soll, dieses durch mehrere Kessel von verschiedener Größe sehr befördert werden können, wo der schon etwas eingekochte Saft in kleinere Kessel zu füllen und so völlig zu verdicken seyn wird.

Wenn der Saft die gehörige Steifigkeit erlangt hat, wird derselbe in dazu vorräthige flache offene Gefäße von Blech oder Steingut gegeben, so, daß er etwa 3 bis 4 Zoll hoch darin stehe. In diesen Gefäßen muß der Saft in einem dazu besonders geheizten Zimmer in einer Wärme von 80 Grad Fahrenh. so lange abdunsten, bis nach Verlauf von 24 Stunden, oder 2 Tagen, in diesem verdickten Saft kleine zwischen den Zähnen oder auf der Zunge als Sandkörner bemerkbare Zuckercrystallen angetroffen werden. Es wird auch der eingekochte Saft durch die Wärme des Zimmers, darin er zum Crystallisiren des Zuckers aufbewahrt wird, so weit abdunsten, daß die vorigen 15½ Pfund nur noch 10 Pfund crystallisirter Saft bleiben.

Dieser crystallisirte Saft wird nun endlich in dichte und starke Leinewänd gegeben, und in einer Presse stark ausgepreßt. Dieses ist der bisher noch unbekannt gewesene Kunstgriff, durch welchen man leicht den wirklichen Zucker vom Extractivstoff oder eigentlichen Syrup scheidet; denn durch dieses Pressen wird der Syrup ablaufen, der wirkliche Rohzucker, welcher dem Rohzucker oder Moscobade, welchen wir aus Westindien erhalten, an Güte vorzuziehen ist, in der Leinewand als eine trockne Substanz zurück bleiben; und es geben zehn Pfund crystallisirter Saft fünf Pfund Rohzucker und fünf Pfund Syrup.

Der Zucker ist sehr süß und so rein von Geschmack, daß er in unseren Küchen bei den meisten Speisen wird verbraucht werden können; wer aber auch dieses nicht will, wird ihn leicht an irgend eine Zuckerraffinerie absetzen, und für das daraus zu lösende sich seinen Zucker verschaffen können.

Der Syrup ist auch von feinem süßem und angenehmen Geschmack, folglich nicht nur in unseren Küchen, sondern auch als Surrogat der Butter auf Brod zu essen, sehr gut zu gebrauchen; in größern Quantitäten wird daraus ein dem Rum ähnliches geistiges Getränk gebrannt werden können. Auch ist es wohl nicht zu bezweifeln, daß, wegen der gesunden Bestandtheile der Runkelrübe, der daraus erhaltene Syrup bei Menschen, vorzüglich aber bei Vieh, als ein blutreinigendes Nahrungsmittel werde zu gebrauchen seyn.

Ob durch dieses Zuckerkochen aus Runkelrüben ein sehr ansehnlicher Gewinn zu erwarten stehe, getraue ich mir noch nicht zu behaupten, da jedoch diese ganze Verfahrungsart weder künstlich noch sehr kostbar ist, und mit den Geräthschaften, welche in jedem großen Haushalte vorräthig zu seyn pflegen, die ganze Sache ausgeführt werden kann, so glaube ich, es verdiene diese Erfindung, welche wir dem Hrn. Director Achart in Berlin verdanken, gewiß die Aufmerksamkeit und Prüfung aller Oekonomen, denn wenn auf einen calenbergischen Morgen zu 120 Quadratruthen, oder 30720 Quadratschuh, 20000 Stück Runkelrüben, jede zu zwei Pfund, sollten wachsen können, so würden diese 40000 Pfund Rüben nach den Achartschen Versuchen, deren Resultat mir von einem Augenzeugen mitgetheilt worden, 20000 Pfund Saft geben, nach dem Einkochen aber 6200 Pfund verdickter Saft blieben; dieser nach dem Abdunsten in 80 Grad Wärme bleibt 4000 Pfund candirter Saft, und durch das Auspressen des letztern würden folglich von einem Morgen 2000 Pfund Rohzucker und 2000 Pfund Syrup erfolgen.

Es ist mir zwar bekannt, daß die mehrsten solcher ökonomischen Berechnungen in der Erfahrung nicht zutreffen, und auf unerwartete Zufälle noch immer vieles abgerechnet werden müsse, wenn aber auch nur die Hälfte der obigen Berechnung als richtig sollte angenommen werden können, und daß ein Morgen nur 1000 Pf. Rohzucker und 1000 Pfund Syrup als reinen Ertrag liefern, wie sich solches nicht bezweifeln kann, so würde doch der Vortheil schon beträchtlich seyn, und durch vermehrten Anbau der Runkelrübe wenigstens der Preis des Zuckers sehr fallen müssen, welches bei großen Haushaltungen schon als ein beträchtlicher Gewinn zu berechnen seyn wird.

Schließlich kann ich auch nicht unbemerkt lassen, daß zwar schon seit langer Zeit die Runkelrüben in Stükken zerschnitten, gedörret, mäßig gebrannt und gemahlen, als ein sehr gutes und wohlthätiges Surrogat des Kaffees sind gebraucht worden, durch

den

den in der Rübe enthaltenen Zucker erhält dieses Getränk aber etwas, welches den Geschmack minder angenehm macht, wenn dagegen die Ueberbleibsel der ausgepreßten Runkelrüben mit Vorsicht getrocknet, alsdann nicht zu stark gebrannt und fein gemahlen werden, so erhält das daraus gekochte Getränk einen weit angenehmern Geschmack, und mit Zusatz von wenigem Kaffee, wird auch die feinste Zunge Mühe haben, dieses Getränk von reinem Kaffee zu unterscheiden.

Hannover.

Vorschlag zur Benutzung eines, dem Anschein nach, im hiesigen Lande noch ziemlich unbekannten Brennmaterials.

Es gehört unter die bekanntesten Erfahrungen unserer Zeiten, daß, sey es durch vermehrten Luxus, oder durch vermehrte Weichlichkeit, oder durch andere sehr natürliche Ursachen, das vornehmste Brennmaterial, das Holz, in allen Gegenden, wo man hinsieht, zu mangeln anfängt. Also kein Wort von der Nothwendigkeit solcher Vorschläge, als der vorliegende ist, was etwa zu seiner Entschuldigung dienen könnte; auch nichts davon, daß ich unberufen mich unterfange, dergleichen Vorschläge zu thun, die man sehr oft gehört, und durch deren Nichtbefolgung man deutlich genug zu erkennen gegeben hat, daß man sie nicht hören wolle. Nichts von alle dem; sondern gleich zur Sache.

Jeder, wer irgend einmal eine Lohgerberei besucht hat, wird bemerkt haben, daß man dort sehr viel Eichenrinde gebraucht. Diese Eichenrinde muß, ehe sie zerstoßen und auf das Leder gestreuet wird, zuvor von der obern Kruste gereinigt werden, weil diese zum Gerben untauglich ist. Da nun die Eichenrinde ohnehin sehr trocken werden muß, ehe sie gebraucht werden kann; so ist die obere Kruste ihrer Trockenheit wegen schon ein sehr gutes Brennmaterial, das aber noch ausserdem eine starke und ziemlich lange anhaltende Hitze giebt.

Jedoch in zu unbeträchtlicher Menge ist diese Kruste vorhanden, als daß die Benutzung derselben mit dazu beitragen könnte, dem überall drohenden Holzmangel auch nur in etwas zuvor zu kommen, wenn ihr nicht die ganze Eichenrinde zu Hülfe käme. Wenn nemlich das Leder eine Zeitlang mit der zerstoßenen Eichenrinde, welche

che die Gerber Lohe nennen, gegerbt ist; so wird die, zum fernern Gerben untauglich gewordene, Lohe von dem Leder weggenommen, und, wenigstens in meinem Vaterlande, an einem Orte aufbewahrt, wo sie der äussern Witterung ausgesetzt ist und einen gewissen Grad von Fäulniß annehmen kann. Von dieser Lohe nun, die in großen Gerbereien in beträchtlicher Menge vorhanden ist, wird alle Jahr zweimal eine Parthei Törfe gemacht, und da diese Törfe mit jener Kruste aus einerlei Stoffe bestehen: so kann man beide füglich ein Brennmaterial nennen, wie man denn auch am besten immer beide zusammen verbraucht. Daß aber wirklich diese Törfe eine große Lücke in unsern Holzremisen ausfüllen können, wird der bald einsehen, welcher weiß, wie viel Eichenrinde jährlich in den Gerbereien verbraucht wird, und nun erfährt, daß von dieser Rinde beim Gerben des Leders nichts verloren geht, ausser was etwa beim Zerstoßen der trocknen Rinde in Staub zerfliegt.

Diese Törfe geben nun zwar keine so starke, aber eine viel länger anhaltende Hitze, als jene Kruste; und ich kann meinen Lesern aus der Erfahrung sagen, daß, wenn man ein dikkes Stück Holz in den Ofen legt und an jeder Seite desselben einen dieser Törfe anlehnt, man über Kälte in seiner Stube den ganzen Tag nicht weiter zu klagen hat. Ja, ich kenne sogar mehrere Gerberhaushaltungen, wo sowohl in der Fabrik, als in den Oefen, und selbst auf dem Heerde, kein Stück eigentliches Holz verbrannt, sondern alles durch diese Törfe und die obere Kruste der Eichenrinde geheizt und gekocht wird. Denn auch selbst ohne Geruch sind diese Törfe, so, daß man ihnen sicher jedes Gericht zum Kochen überlassen kann, ohne befürchten zu dürfen, daß das Essen nach ihrem Rauche schmecken werde. Will man sie aber ganz ohne anderes Holz brennen, so muß man Oefen und Heerde erst dazu einrichten lassen, indem man in beide Röste machen läßt, auf denen man in den Oefen die Törfe ganz gegen einander gerichtet stellt; auf dem Heerde aber in Stücken gebrochen hinein wirft.

Auch die Asche von diesen Törfen ist, besonders mit Holzasche vermischt, für die Seifensieder u. s. w. noch immer ein brauchbares Produkt.

Endlich kann man bei dem Gebrauche dieser Törfe auch sogar jedes Feuerzeug ersparen, wenn man alle Abend in ein wenig glühende Asche in einem Winkel des Feuerheerdes etwa einen halben Torf vergräbt. Der Torf glimmt unter der Asche die ganze Nacht fort, und man findet gewiß des Morgens noch Feuer.

Ich bin nun im hiesigen Lande nicht bekannt genug, um wissen zu können, ob die Gerber hier ihre Lohe schon

schon zu Törfen benutzen; sollte es aber bisher noch nicht geschehen seyn, so wäre es ihnen sehr anzurathen, durch die Benutzung derselben dem Publikum sowohl ein wohlfeiles und sehr gutes Brennmaterial, als auch sich selbst einen nicht unbeträchtlichen Vortheil zu verschaffen. Und im Fall das Verfahren bei der Verfertigung der Törfe und die Art, wie man dieselben aufbewahrt, unsern Gerbern noch unbekannt seyn sollte; so will ich jetzt erzählen, wie ich beides in meiner Vaterstadt zu Wolfenbüttel selbst beobachtet habe.

Bei jeder Gerberei muß es natürlich einen Lohberg geben. Dieser wird durch eine halbjährige Anhäufung, wobei immer darauf herumgetreten wird, so fest, daß man sicher darauf stehen und arbeiten kann, ohne hinein zu sinken. Sobald nun die ersten guten Tage im Frühjahre herbeikommen, so wird Anstalt zum Torfmachen getroffen. Alsdann wird oben auf dem Lohberge an jedem Ende ein kleiner Pfahl senkrecht befestigt; diese Pfähle müssen so hoch hervorragen, daß ein Mann sich bequem mit der Hand darauf stützen kann. An diesen beiden Pfählen wird horizontal eine Latte befestigt, und vor dieselben wird ein Brett gelegt, welches etwa so lang seyn muß, als der Lohberg selbst ist. Auf diesem Brette werden dann die Törfe verfertigt, und bei der Abnahme des Lohbergs sinkt dasselbe mit den Pfählen und der Latte von selbst immer mit, wobei dann nur die Pfähle aufs neue ein wenig befestigt werden dürfen. Nun läßt man zu den Töpfen selbst 8 bis 12 Formen machen, die einen Fuß ins Gevierte aus gewöhnlichen Latten verfertigt werden.

Zu dem Torfmachen werden drei Menschen erfordert. Einer, der beständig mit einer Schaufel oder Forke die immer anzufeuchtende Lohe in die Formen schlägt; ein zweiter, der barfuß, indem er sich auf die vor ihm angebrachte Latte stemmt, 2 bis 3 Sprünge auf jede angehäufte Torfform thut, und alsdann mit den Füßen einen abgerundeten Hügel auf jeden festgesprungenen Torf macht, und endlich ein dritter, der hinter dem Springer hergeht und die verfertigten Törfe, nachdem er sie mit den Händen noch mehr abgerundet hat, aus den Formen nimt. Die Törfe müssen aber, so lange sie so sehr frisch sind, behutsam angefaßt werden; sind sie erst trocken, so kann man sie hinwerfen, und sie fallen nicht entzwei. Wer die Törfe aus den Formen nimt, der lehnt sie senkrecht an eine Wand, und so wird immer eine Reihe gegen die andere gelehnt, bis etwa drei Stunden vor dem Feierabend. Alsdann wird mit Verfertigung der Törfe aufgehört, und nun erhalten die drei Torfmacher noch einige Gehülfen, mit denen sie in den noch übrigen drei Stunden des Tages die Törfe wegsetzen.

Zur

Zur Aufbewahrung und zugleich zum Trocknen der Törfe ist ein eignes Gerüste erforderlich. Dies Gerüste wird am besten gleich am Lohberge angelegt, weil man alsdann die verfertigten Törf gleich hineinstellen kann, ohne sie vorher an einen andern Ort im Hofe niedersetzen zu müssen. Das Gerüste selbst muß sehr hoch und schmal gebauet und, wo möglich, nicht zwischen andern Gebäuden angelegt werden, damit die Luft überall freien Durchzug hat und die Törfe desto besser und geschwinder trocknen können. Man thut übrigens sehr wohl, wenn man dies Gerüste, kann man es nicht gleich am Lohberge haben, doch wenigstens unten im Hause anlegt, weil die Törfe, so lange sie naß sind, das Haus zu sehr beschweren. Das Gerüste muß nun inwendig ganz aus Latten bestehen, die immer 2 und 2 neben einander, von einem Balken zum andern gelegt werden. Auf diesen Latten werden die Törfe senkrecht an einander gelehnt, und zwischen 2 und 2 Latten muß ein gehöriger Zwischenraum bleiben, so, daß eine Reihe Törfe die andre nicht berührt und jede für sich gehörig trocknen kann. Daß aber in einer und derselben Reihe immer einer den andern berührt, hindert das Trocknen nicht, weil wegen der abgerundeten Oberfläche nur ein kleiner Theil der untern Platte des einen Torfs die runde Oberfläche des andern berührt. So bleiben nun die Törfe den Sommer hindurch stehen. Sobald aber die vermuthlich letzten guten Tage im September oder October eintreten, so wird das Gerüst von den nun trocknen Törfen entledigt, der indeß wieder angewachsene Lohberg liefert Material zu neuen Törfen, und man verfährt jetzt wieder eben so, als im Frühjahre.

Freilich ist nun für einen Gerber, der bisher die Lohe noch nicht auf vorbeschriebene Art benutzt, die Anlegung eines Torfgerüsts u. s. w., etwas kostbar; allein diese Kosten werden sicher in der Folge reichlich ersetzt, und die Lohe ganz unbenutzt zu lassen, ist doch wahrlich, besonders in unsern, an Holz armen Zeiten, eine der größten ökonomischen Sünden. Zu irgend einem andern Behuf kann sie aber kaum gebraucht werden, als höchstens Wege damit auszubessern, wozu man doch schlechterdings kein Holz nehmen sollte.

Sternberg. L. Görz.

Hannöverisches Magazin.

40tes Stück.

Montag, den 20ten Mai 1799.

Einige Blumen auf Lichtenbergs Grab,

von

J. G. L. Blumhof,

Eisenhütten-Gehülfen auf der rothen Hütte bei Elbingerode.

De mortuis nil nisi bene.

Lichtenberg *) ist nicht mehr! Er hat rühmlich ausgekämpft, der kühne, unermüdete Forscher. Noch sind meine Augen von Thränen naß, die ich seinem Andenken, seiner Asche gewidmet habe. Seine schwachen Gesundheitsumstände drohten schon seit mehrern Jahren unsrer Georgia Augusta, daß ihr erster Liebling der Grazien und Musen, einmal ganz unverhofft, aber doch immer noch zu früh, sie verlassen würde. Ach! leider! hat ihn des großen Stromeyers Kunst — auch hier Dank dem edlen Manne für sein rastloses Bestreben, uns unsern geliebten Lichtenberg zu erhalten! — nicht retten, und ihn uns länger erhalten können. Er ist erfolgt, der tödtliche Schlag — den 24sten Febr. 1799., Morgens um 8 Uhr verließ der große Geist die sterbliche, zerbrechliche Hülle, mit der er umgeben war, und ging zu den Wohnungen des ewigen Friedens über, wo weder Krankheit noch Schmerzen mehr seyn werden. Und wir — wir stehen trostlos an seinem Grabe, in tiefen, dumpfen Schmerz versunken, und beten in

*) Georg Christoph Lichtenberg war Königl. Großbritannischer Hofrath, Professor der Physik auf der Georg Augustus Universität in Göttingen und mehrerer Akademien und gelehrter Gesellschaften Mitglied.

in stiller, ruhiger Ergebung die Vorsehung an, die ihn uns zum Lehrer verlieh. Ihm, unsern verewigten Freunde, den Sie, meine Leser, vielleicht alle schon aus seinen vortrefflichen Schriften, voll des ächtesten und treffendsten Witzes kennen werden — und wer sollte wohl Lichtenberg nicht kennen! — war es vergönnt, in den Plan der Natur tiefere Blicke zu thun, als andere, welchen der weise Schöpfer nicht so viele Gaben verlieh. Er hat damit reichlich gewuchert. Er hat sein Pfund, was ihm der Herr vertraut hatte, nicht im Schweißtuche in die Erde vergraben, sondern, er hat es gegen hundertfache Zinsen ausgeliehen. Doch, was unternehme ich? Ich will Lichtenbergs Lobredner werden! O wie weit werde ich unter meinem Gegenstande zurück bleiben! Mein Pinsel ist zu schwach, und wenn er auch mit den allerbesten Farben versehen wäre, den Charakter und die Verdienste unsers Lichtenbergs in ihrer ganzen Größe zu malen. Ich überlasse dieses denen, die ihn noch genauer kannten, als ich. Es sey mir nur noch vergönnt, hier einige Züge aus seinem Charakter mitzutheilen.

Lichtenberg war ein Mann von vieler Menschenkenntniß, und einem ausserordentlichen Scharfsinn. So wenig er sich auch in Gesprächen darüber äußerte, so sehr zeugen doch einzelne Züge in mehrern seiner Schriften und Handlungen, daß er die erstere Kunst in ziemlich hohem Grade verstanden habe. Er sah gleich auf den ersten Blick, was an dem Menschen war, mit dem er sprach. Gewiß, er hätte den schönsten Pendant zu Knigge's Umgang mit Menschen abgeben können, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, seine Waare zu Markte zu tragen, und sie feil zu bieten. Nein! unser Lichtenberg dachte ganz anders. Er wirkte im Stillen, und als ein ächter Beobachter der Menschen, und alles dessen, was um ihn her vorging, wußte er schon für sich, und so auch für die Welt, allgemeine Regeln daraus zu abstrahiren. Lichtenberg war gutmüthig, edeldenkend, dienstfertig, wohlthätig, dabei ein großer Verehrer der Religion, welche aber freilich von der des großen Haufens himmelweit verschieden war. Von allen hat er Beispiele an den Tag gelegt. Was er versprach, das hielt er, und konnte es halten, denn sonst versprach er lieber nichts. Mancher schöne Plan, an dem ich selbst Antheil genommen habe, ist zwar durch seine zerrütteten Gesundheitsumstände, und durch den siechen Körper, mit dem er sich hienieden herumschleppen mußte, unausgeführt geblieben — leider! ewig Schade für die Fortschritte des ächten Genies und der Wissenschaften, denen er oblag! — allein auch manches ist zur Reife gekommen, was noch zu seiner Ehre im Tempel der Unsterblichkeit einen Platz behaupten wird, wenn die sterbliche Hülle seines Kör-

Körpers längst vermodert ist. Es ist nicht meine Absicht, hier die litterarischen Arbeiten des Verewigten in chronologischer Ordnung aufzuzählen. Es wird genug seyn, wenn ich nur folgendes bemerke: Seine schwache Gesundheit, und sein beständiges Kränkeln verhinderten ihn, viel und beständig zu arbeiten. Der Geist war zwar immer bereit, das große Gebiet menschlicher Wissenschaft zu durchstreifen, allein die Hülle, die ihn gleichsam fesselte, versagte ihm den Dienst. Und zudem brachten diese Umstände zusammen in Lichtenbergs Charakter eine gewisse Aengstlichkeit hervor, die ihn auch an manchem nützlichen Unternehmen gehindert hat. Manche Arbeiten, manche neue Entdeckung wurden aus dem Grunde bald verworfen, bald zu einer neuen Prüfung verdammt, wobei es denn aber gemeiniglich sein Bewenden hatte. Auch hielt ihn diese Aengstlichkeit sehr oft ab, über die Arbeiten anderer sein Urtheil, sey es nun schriftlich, oder mündlich, zu sagen. Daher entzog er sich nicht nur dem Recensiren in den Gött. gel. Anz. ganz, sondern lieferte auch in den letzten Jahren, seitdem ich das nun leider! erloschne Glück seiner Freundschaft genoß, keine Abhandlungen mehr für die Königl. Societät der Wissenschaften, deren Mitglied er war. Allein, wenn er auch weiter nichts geschrieben und gearbeitet hätte, so würden ihn doch seine Erklärungen Hogarthischer Kupferstiche allein schon verewigen können, welches vortrefliche Werk nun wohl ins Stecken gerathen wird. Denn wer wird es mit einem so glücklichen Fortgange, und mit solchen Hülfsmitteln fortsetzen können, als unser Lichtenberg!

Eben so wenig ist es meine Absicht, hier die besondern Verhältniss zu entwickeln, worin auch ich mit dem Verewigten stand. Nur noch diese Blume auf sein Grab: Ihm verdanke ich fast meine ganze litterarische Bildung, und wäre ohne ihn nie zu dem Glücke gelangt, dessen ich jetzo theilhaftig geworden bin. Sein Unterricht wird mir stets unvergeßlich seyn, und für seine edlen Bemühungen für mein Glück warte seiner der schönste Lohn in der Ewigkeit.

In seinem häuslichen Leben war Lichtenberg auch ein zärtlicher Gatte gegen eine Gattin, die ihre ganze Bildung ihm verdankte. Edler Schatten! auch hier handeltest Du edelmüthig und groß! Gott lohne Dir vollwichtig! Was Du an Deiner Gattin thatst, das werde auch Dir gethan!

Wir wenden uns jetzt zu seinem akademischen Leben, als öffentlichen Lehrer einer berühmten Universität. In Rücksicht des Beifalls war nur eine Stimme. Jeder drängte sich hin zum Hörsaale, wo Lichtenberg lehrte, und oft war der Platz zu klein,

um die Menge der Wißbegierigen zu fassen. Man hörte ihn mit Verwunderung an, wenn sein großer Geist mit Entwicklung der erhabensten Lehren aus der Naturlehre und Astronomie beschäftigt war. Es ist wohl nicht leicht Jemand aus seinen Lehrstunden weggegangen, der nicht dort völlige Befriedigung für seinen Geist gefunden hätte. Allein wer wird Dich ersetzen, vollendeter Schatten! der Du uns noch an dem heutigen Tage liebevoll umschwebst, und den Wohnplatz der Seligen auf einige Augenblicke verlassen hast, um Dich noch einmal mit uns zu unterhalten. Schwebe dann hin zum Olymp, zum Tempel des Nachruhms, des Genies und der Unsterblichkeit! Dort warten Deiner die Götter, in deren Gesellschaft Du fernerhin auf uns herabflehst. Friede sey mit Deiner Asche! und jeder Verehrer der Wissenschaft und der Rechtschaffenheit gehe nie vor Deinem Grabe vorüber, ohne Dir, edler Schatten, erst eine Thräne der Rührung gewidmet zu haben! Dein Andenken wohne stets unter uns, und Dein Beispiel sey für uns auf dem Wege zur wahren Weisheit die einzige Richtschnur!

Doch so traurig uns auf der einen Seite der Abschied des Mannes ist, den die gelehrte Welt so allgemein schätzte und liebte, so tröstend ist auf der andern der Gedanke — daß der, welcher Lichtenberg zuerst in die Mysterien höherer Wissenschaften einweihete, noch lebt. Unser großer Käſtner wohnt noch unter uns, und sein erhabner rastloser Geist ist unermüdet, mit gleich gutem Fortgange das Licht der Wissenschaften zu verbreiten. In einem Alter von beinahe 80 Jahren arbeitet der edle Greis zum Segen für die Menschheit noch mit dem jugendlichen Feuer, das ihm so ganz eigen ist. Freilich war es voraus zu sehen, daß Käſtner Lichtenberg überleben würde, denn die neidische Parze drohte schon lange Lichtenbergs Lebensfaden durch ihren entscheidenden Schnitt zu kürzen. Die Götter bereiteten auf dem Olymp ein Fest — und ihr erster Liebling sollte daran Theil nehmen. In einem Alter von 55 Jahren rief ihn die große Posaune von diesem Schauplatze dahin ab, wo alle großen Geister der Vorwelt in gesellschaftlicher Eintracht zusammen sind. Dort sind bereits ein Socrates, Plato, Seneka, Leibnitz, Newton und Wolf, nebst einer Menge anderer nicht weniger großen Genies, die einst in unserer gelehrten Republik durch ihre erhabnen Talente glänzten. Ja! verewigter Lichtenberg! Du siehst jetzt im Kreise dieser edlen Vollendeten auf uns herab, die wir mit Thränen frommer Rührung an Deinem Grabe stehen. Und als Dein großer Geist zu den Vätern überging, da war es, wie einst Gellert bei Kleistens Grabe sang: „Die Erde weinte, der Himmel freute sich.“

Ueber

Ueber den Kalkdünger auf Kleeäckern.

In dem 17ten Stück des hannöverschen Magazins steht die Anfrage: Kann man den Klee mit Kalk düngen, wie wird damit verfahren, und wie viel wird auf einen Morgen erfordert?

Der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes glaubt diese Anfrage nicht besser beantworten zu können, als wenn er die Resultate über Kalkdünger aus Briegers Taschenbuch für Gutsbesitzer, Pachter und Wirthschaftsbeamte vom Jahr 1796. dem Publikum mittheilt. Es ist eine durch die Erfahrung vieler Oekonomen, namentlich in Schlesien, ausgemachte Sache, daß der Kalk, wenn damit richtig verfahren wird, und man die dabei nöthigen Bedingungen gehörig beobachtet, das beste Düngungs- und Stärkungsmittel für Kleeäcker sey. Um dies nicht aufs Wort zu glauben, muß man die Natur des Kalkes und seine Verhältnisse zu diesem und jenem Boden kennen.

Die Bestandtheile des rohen Kalkes sind Kalkerde, Luftsäure und Wasser. Während des Brennens gehen die beiden letztern Theile verlohren, und es bleibt nur die reine Kalkerde übrig. Daß die Luftsäure durchs Brennen aus dem Kalke verschwindet, scheint ihm als Düngungsmittel zum Nachtheil zu gereichen. Denn jene Säure ist ein nothwendiger Bestandtheil der Pflanzen, ohne welchen diese nicht gedeihen können. Allein der gebrannte oder lebendige Kalk bleibt mit der Luftsäure in sehr naher Verwandtschaft und wechselseitiger Anziehung. Dies zeigt sich, wenn er der freien Luft ausgesetzt wird; er schwillt dann auf, zerfällt, wird schwerer und kehrt nach und nach in den Zustand des rohen Kalkes zurück. Hiedurch kömmt er in den Stand, den Pflanzen dasjenige zu geben, was sie am meisten bedürfen; er würkt auf die Vegetation. Die erste Regel bei der Düngung des Klees mit Kalk ist also diese: Der zur Düngung bestimmte Kalk muß mit Luftsäure so viel als möglich geschwängert werden. Dies geschieht am leichtesten durch Ausstellung desselben an die freie Luft, so indeß, daß man ihn unter einer Bedeckung von Erde, deren Risse von Zeit zu Zeit auszufüllen sind, gegen einfallenden Regen schützt. In diesem Zustande läßt man ihn vier Wochen liegen, alsdann ist er mit Luftsäure gesättigt. Diese Säure ist aber nicht die einzige Eigenschaft, die den Kalk zur Düngung des Klees heilsam macht. Es hat, wenn er gebrannt ist, eine eigene Aezkraft, (Kaustcität) vermöge deren er die fetten, öligen Theile des Ackers auflöst, sie verdünnt, sie zur Vermischung mit Wasser fähig, und folglich zur Nahrung

und

lich, folglich zu verwerfen. Aus diesem Grunde ist die bloß oberflächliche Düngung mit Kalk zu widerrathen, und der Kalk auf nassen Boden unanwendbar. Eben deswegen vermeide man auch zu starken Thau in den Frühstunden, und streue überhaupt nicht mehr aus, als man den Tag über bequem unteracken kann; denn im Herbst und mit angehendem Frühling ist die Witterung unbeständig, und die Nächte sind zu feucht, als daß man den Kalk ohne Gefahr könnte während der Nacht liegen lassen. Stilles Wetter ist darum nöthig, weil der heftige Wind den Kalk verweht, und die gleichmäßige Vertheilung desselben hindert. Frägt man übrigens noch, ob der Kalk eingeegget oder eingepflügt werden müsse, und ob er in der Brachfurche oder Saatfurche vortheilhafter würke, so dient hierauf zur Antwort: daß das flache Unteracken desselben mit der Saatfurche am besten sey. Denn da der Kalk von dem Augenblicke an, wenn er mit dem Lande vermischt wird, auch seine Würksamkeit zu äußern anfängt, so geht ein Theil davon für die Frucht verlohren, wenn es schon mit der Brachfurche geschieht, und das Eineggen allein vermischt ihn nicht hinlänglich mit dem Boden.

Geheimniß für die, welche Hühner haben.

Bei Munreith auf dem Lüttichschen Gränzen befindet sich, einem öffentlichen Blatte nach, ein Mann, dessen Hühner so gut im Winter als im Sommer Eier legen, die bis fünfthalb Loth wiegen, und wovon die meisten ein doppelt Gelbes haben. Man kann folgendes Mittel, dessen er sich bediente, ohne Gefahr leicht versuchen. Er nimmt ein gleichgültiges Maas Leinhülsen, worin kein Saame mehr ist, dörrt sie in einem mäßig warmen Ofen, läßt sie wie Korn dreschen, und schüttet sie in kochendes Wasser. Hernach vermischt er sie mit einer gleichen Menge Weizenkleie, die er wohl zusammenrührt, und thut eben so viel Eichelmehl hinzu. Ist dieses geschehen, so gießt er eine Menge Wasser dazu. Mit diesem Teich füttert er seine Hühner, die ihn für seine Mühe mit Vortheil schadlos halten.

Hannöverisches Magazin.

41tes Stück.

Freitag, den 24ten Mai 1799.

Bemerkungen über die Kakerlaken *).

Man sieht bei uns in Europa nicht selten von brünetten oder blonden Aeltern gezeugte Kinder mit weißen Augenbraunen, Haaren und milchweißer Haut. Dem Jünglinge sproßt ein weißer Bart aus dem Kinne, und diese Farbe bleibt unverändert auch dem Greise. Diese Menschen nennt man Kakerlaken. Sie sind von Natur sehr schwächlich; ihre Augen sind sehr empfindlich, so, daß sie weder starkes Sonnenlicht, noch den Widerschein des Schnees vertragen können. Ein Umstand, der zu dem Irrthume Anlaß gab, daß man die Kakerlaken sämtlich für kurzsichtig und tagblind hielt — myopes et nyctalopes — (soll heißen nemeralopes, eine häufige Verwechselung beider Wörter). Wenn nicht gerade die Sonne auf das Papier scheint, so lesen diese Menschen Gedrucktes und Geschriebenes in gewöhnlicher Entfernung sehr gut. Aus dieser Ursach mögte ich sie Sonnenscheu — eliofobi — nennen.

Im Januar 1783. starb ein Bauer von 30 Jahren an einer Lungenentzündung. Ich sah ihn unter den übrigen Leichnamen, von denen er durch seine blendendweiße Farbe der Haut und der Haare so abstach, daß ich

*) Dissertatione storico annatomica sopera una varieta particulare d'uomini bianchi eliofobi del. Sgr. Francesco Buzzi, Chirurgo oculista ed adjutant Chirurgo nell ospidale maggiore di Milano opusculi scelti sulle scienze et sulle arti. Milano 1784. T. V. S. 81. Vergl. Blumenbach de oculis Lucaethiopum cet. Commert. Gœtting. Vol. VII. p. 29. Ejusdem de generis humani varietate nativa, ed. tert. Gœtting. 1795. p. 274 sq. Dessen medicinische Bibliothek 2ter Band 3tes Stück S. 537. Ferner der Herren Siebold, Pickel, Rode und Michaelis Aufsätze im 3ten Bande der medicinischen Bibliothek, die Buzzi's Bemerkungen theils bestätigen und berichtigen, theils auch von ihnen bestätigt und berichtigt werden.

ich ihn sogleich für das, was er war, erkannte.

Er war von gewöhnlicher Größe, alle Haare an seinem Körper waren weiß, so auch die Brustwarzen. Die Iris beider Augen war weiß, die Pupillen rosenroth; nur äusserst wenige Blutgefäße schlängelten sich über die weiße Silnerotica. Die Augenlieder waren lang und schlaff. Die Nägel an den Händen und Füssen waren ebenfalls weiß; die blendendweiße welke Haut des ganzen Körpers bedeckte ein feines Milchhaar.

Ich löfete ein Stückchen Epidermis aus der flachen Hand und vom Unterleibe los, aber ich konnte zwischen ihr und der Haut nicht das gewöhnliche schleimige Wesen — corpus mucosum — das besonders am Unterleibe am deutlichsten zu sehen ist, entdecken. Eben so wenig gelang es mir mit andern Stücken, die ich vom Rücken, der Brust und der Stirne genommen hatte, nicht einmal die weißen Fäden, die hie und da die Oberhaut mit der Haut verbinden, konnte ich zu Gesicht bekommen.

Der zu welken Haut etwas mehr Festigkeit zu geben legte ich ein Stück, das ich vom Unterleibe genommen hatte, in rectificirten Weingeist, ein anderes in Essig und ließ es einen Tag über liegen. Ich erreichte damit meine Absicht, und beschabte dann mit dem Messer die Oberfläche, aber es war nicht das mindeste vom corpus mucosum, oder etwas dem ähnlichen zu entdecken. Es fehlte also entweder ganz, oder war so äusserst fein, daß man es mit bloßen Augen nicht sehen konnte. Da nun, nach dem Urtheile der ersten Anatomen, die Farbe der durchsichtigen Epidermis, so wie die Farbe des Haars, von der fahlern oder braunern Farbe des corpus mucosum abhängt, so folgerte ich, daß die blendende Weiße der Epidermis und die weißen Haare der Kakerlaken von dem Mangel des corpus mucosum hergeleitet werden müsse. Daß gewöhnlich bei alten Leuten, unerachtet das corpus mucosum hier nicht fehlt, die Haare hier dennoch weiß werden, ist kein Grund gegen meine Meinung. Die Ursach dieser Erscheinung liegt in dem Vertrocknen der, die Haare ernährenden Gefäße, so wie in eben den Subjekten aus der Verstopfung und Vertrocknung der feinen lymphatischen Gefäße der Linse der graue Staar entsteht.

An den Hirnhäuten fand ich nichts besonders, ausser eine Menge weißlicher Lympfe unter der weißlichen Hirnhaut, und eine etwas dickere in den Hirnschälen. Beide Lungen waren krank, besonders groß und hart war die rechte, in deren Substanz ich eine Menge kleiner Eiterbeutel fand. Die Farbe der Leber und Milz war hell weinroth; die Gallenblase ent-

enthielt nur wenig lichtgelbe Galle, ausgeschwitzt war keine.

Ich hob nun beide Augen aus den Höhlen, nahm Muskeln und Fell weg, und ließ nur noch ein Stück vom Sehenerven daran. Die Silicerotica war zweimal dünner als gewöhnlich. Die Iris war weiß, wie bei den weißen Kaninchen; die Pupille etwas rötzlich. Behutsam löste ich nun die Silicerotica ab und fand, was ich längst vermuthet hatte, die Choroidea äusserst fein und hellroth, ihre mit blassem Blute angefüllten Gefäße konnte man deutlich erkennen. Darauf nahm ich die Choroidea von der unter ihr liegenden Retina vorsichtig weg, und legte ein Stück davon in Wasser. Aller Bemühung unerachtet, konnte ich nie die ruyschische Haut entdecken, die die Anatomen die Uvea nennen. Ich wiederholte meine Untersuchungen, diesen und den folgenden Tag bald unter Wasser, bald trocken, aber immer mit gleichem Erfolge.

Darauf schnitt ich ringsum die Iris von der Choroidea los, und legte sie auf ein Stück Glas; man sah da ganz besonders deutlich ihre unter einander verschlungenen Fibern. Noch immer dachte ich eine Uvea zu finden, ich drückte daher die Iris mit den Fingerspitzen zusammen, wo sonst die Uvea in die Höhe sich schiebt; ich macerirte sie Tagelang im Wasser, um zu sehen, ob nicht wenigstens Fäden sich trennen würden, wo in dem gewöhnlichen Falle ausserdem noch das Wasser dunkel gefärbt wird; ich bediente mich stärkerer und schwächerer Luppen — alles überzeugte mich, daß die Uvea in den Kakerlaken gänzlich fehle. Späterhin machte ich denselben Versuch mit der Iris aus acht weißen Kaninchen; nie fand ich nur einen Schein von der Uvea. Bei der Retina sah ich weiter nichts besonders, als daß sie weißer und feiner als gewöhnlich war. Der gelbe Fleck beim Sehenerven war etwas höher von Farbe.

Gerade das nemliche sieht man auch bei den weißen Kaninchen. Ihre Pupille ist auch roth, und die Iris schneeweiß. An ihrer äussern Seite bemerkt man zwei weiße Blutgefäße. Kaum sind diese eine Linie weit hervorgegangen, als sie sich in zwei Theile theilen, sich krümmen, und dann zusammen anastomosiren. Von ihnen gehen kleinere Zweige, die sich in der Substanz der Iris verbreiten. Diese sieht man augenscheinlich auch bei ganz jungen Kakerlaken; wo die Iris aber gefärbt ist, ist nichts zu sehen.

Um mich zu belehren, ob die rothe Farbe der Pupille von dem, durch die rothe Choroidea zurückgeworfenen Lichtstrahlen herkomme, machte ich folgenden Versuch: Ich band ein

weißes Kaninchen und schnitt ihm den Kopf ab. In dem Maaße, als das Blut aus den Halsgefäßen abfloß, verlor die Pupille nach und nach ihre rothe Farbe, und ward zuletzt ganz weiß. Ich nahm darauf das Auge aus der Augenhöhle, präparirte es, und sah nun die Gefäße der Pupille ganz leer, sie selbst war weiß. Nachher schnitt ich einem schwarzen Kaninchen den Kopf ab, die Pupille blieb aber so schwarz als sie vorher gewesen war.

Ferner sperrte ich zwei Kaninchen in ein dunkles Zimmer, und ließ sie darin verhungern. Das eine starb am siebenten, das andere am achten Tage. Ich untersuchte täglich ihre Pupillen, und fand, daß zwei Tage vor ihrem Tode das schöne Roth der Pupillen sichtlich immer mehr sich verlor. So fütterte ich ein weißes Kaninchen ziemlich stark, und strangulirte es drei Stunden nachher; die Pupille war lebhafter, und blieb auch nach dem Tode noch so. Bei der Section der Augen fand ich im ersten Falle die Blutgefäße der Choroidea zusammengefallen, im letzten Falle strotzten sie vom Blute, die Choroidea war hochroth, verlor aber diese Farbe nach eintägiger Maceration.

Aus diesen Versuchen ergiebt sichs, woher die rothe Farbe der Pupillen bei den Kakerlaken komme; es ergiebt sich ferner auch daraus, woron die verschiedene Farbe der Pupillen in andern Thieren abhänge.

Ein Theil der in das Auge fallenden Lichtstrahlen dringt durch die dünne durchscheinende Retina, fällt auf die dunkle Uvea und wird von dieser nicht zurückgeworfen, sondern absorbirt; und daher die gewöhnlich schwarze Pupille. Fehlt nun jene, und ist die Choroidea roth, wie bei den Kakerlaken, so werden die durch die Retina auf die rothe Choroidea fallenden Lichtstrahlen zurückgeworfen, und daher ihre rothe Pupille.

Die große Empfindlichkeit der Kakerlaken gegen zu helles Licht, kommt von der doppelt gereizten Retina her, einmal durch die einfallenden, und zweitens durch die nicht absorbirten, sondern wieder zurückgeworfenen Lichtstrahlen. Dies ist die Ursach, daß die Kakerlaken bei hellem Lichte die Augenlieder nur wenig öffnen, und daß ihre Augen bei gewaltsamer Oeffnung dann thränen.

Daß den Kakerlaken Kurzsichtigkeit angeboren sey, ist ungegründet; bei mäßigem Lichte sehen sie sehr gut in die Nähe und in die Ferne. Convexe und concave Gläser verstärken nicht mehr und nicht weniger ihr Gesicht, als bei andern. Eben dasselbe gilt auch von der ihnen zugeschriebenen Tagblindheit. Die Kakerlaken machen nicht eine eigene

Men-

Menschenspecies aus, sondern sie sind nur eine Varietät der gewöhnlichen. In der Familie Calcagni a) in Milano waren sieben Söhne. Die beiden ältesten hatten schwarzes Haar und waren braun von Farbe, die drei folgenden waren Kakerlaken, und die zwei jüngsten waren den ältesten ähnlich. Aehnliche Beispiele sah ich auf meinen Reisen sowohl in Norden in Stralsund und Copenhagen, als in Süden in Geneve und Neapel.

Durch ganz Europa fand und findet man jetzt Kakerlaken, ohne daß ältere Schriftsteller ihrer erwähnt hätten. Mehr Nachrichten von ihnen liest man in Reisebeschreibungen durch die übrigen Welttheile. So fand man in den Königreichen Congo b), Loango c), Guinea d), auf Java e), — man nennt sie dort Kachvelas — in Osten der Moluckischen Inseln, die Papous f), die Bedas aus Zeylon g), im Istmus von Panama h), auf Surinam u. a. i), wo sie mehr oder weniger einzeln vorkommen, oder auch in kleinern oder größern Familien sich fort erhalten.

Ueber die Ursach dieser Erscheinung sind die Meinungen der Physiologen getheilt. Einige wollen es durch die Einbildung der Mütter erklären, andere halten es für ein von den zufällig ausgearteten Aeltern mitgetheiltes Erbübel k). Mit mehrerm Grunde erklärten es endlich andere durch eine kranke Beschaffenheit der malpighischen

a) Im Vorbeigehen erwähne ich hier nur, daß die Calcagni ganz ausserordentlichen Apetit nach Milch hatte und sehr viel zu sich nahm, als sie mit dem zweiten, dritten und vierten Kinde schwanger ging; nie war dies der Fall in ihren übrigen vier Schwangerschaften. Ob und in wie fern dies auf die Kinder Einfluß gehabt habe, überlasse ich andern zu beurtheilen.

b) Voyage da la Harpe. T. 3. p. 316.

c) La Croix defer. de L'Afrique. T. 3.

d) Ebendaselbst.

e) Voyage de Fr. Legat. T. 2. p. 137.

f) Description des isles Moluce. Amst. T. 1. p. 148.

g) Histoire de l'isle de Ceylan. p. 177.

h) Voyage de Dampier. T. 4. p. 252.

i) Histoire de l'ac. des Sciences, an. 1734. p. 15. S. Blumenbach de gen. hum. var. nat. p. 278 sq.

k) Buffon de l'homme. T. V. p. 42. Hrn. Archiator Heusler scheint es eine Lepre. S. dessen klassisches Werk vom abendländischen Aussatze. Hamb. 790. S. 361. Hrn. Hofrath Blumenbach Gründe dagegen in seiner medicinischen Bibliothek, 3ter Band, S. 392.

schen Nußhaut, oder richtiger des corpus mucosum. Hätten die genannten Reisebeschreiber Gelegenheit gehabt, einige von jenen Kakerlaken zu seciren, so würde man nicht mehr an erhitzte Einbildung, oder an zufällige Ausartung u. s. w. denken, man würde nicht mehr behaupten wollen, die ursprüngliche Farbe der Völker unter dem heißen Himmelsstriche sey weiß gewesen, und sey durch Jahrhunderte bis auf den Grad von Bräune oder Schwärze ausgeartet 1). Die unter ihnen sich befindenden Kakerlaken sind, so wie sie den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt und verlieren doch nie ihre milchweiße Farbe. Allein liegt hier der Grund dieser Erscheinung in dem Mangel des corpus mucosum. Nie erzeugt es sich, wo es von Natur fehlt, nie erzeugt es sich wieder, wenn es zufällig zerstört würde. Die geheilte Wunde des Braunen oder Ungers ist lichter von Farbe als die gesunde Stelle rings umher; wird die Haut eines Rappen vom Zugriemen oder Sattel zerrieben oder zerquetscht, so wachsen nachher an der geheilten Stelle weiße Haare. Dies sind Thatsachen, die meine Meinung hinlänglich bestätigen.

Sollten sich daher nicht auch die Muttermäler erklären lassen?

1) Bei Negern, die nach Europa gebracht werden, wird nach mehreren Generationen das corpus mucosum blässer, und in dem Verhältnisse wird ihre Farbe lichter, dasselbe wiederfährt europäischen Familien, die sich in den heißen Ländern niederlassen, sie nähern sich von Generation zu Generation der Farbe der Eingebohrnen.

Nachricht
von der Erwerbsanstalt bei dem Königl. Preuß. Regimente Prinz Ferdinand in Neu-Rupin.

Die wichtigste Industrie- und Erwerbsanstalt bei dem vorbenannten Regimente ist die Spinnerei der Kniestreichwolle, und diese höchstmögliche Verfeinerung und Verspinnung der gewöhnlichen Wolle hat auf die Tuchmacher zu Neu-Rupin, die sich bisher allein mit Verfertigung grober Tücher beschäftigten und beschäftigen konnten, einen fast nicht zu berechnenden wohlthätigen Einfluß, und mehrere derselben treiben bereits sogar in das Ausland ein starkes Verkehr mit feinen Tüchern.

Wie ganz ausserordentlich wohlthätig aber diese Spinnerei für die Soldaten des Regiments geworden ist, beweiset die Summe von 1967 Thl. 21 gr. Spinnerlohn, die seit dem

Ein-

Etablissement dieser Spinnerei, das ist, vom März 1797. bis zum Mai 1798., an die Soldaten, Soldatenweiber und Soldatenkinder, die sich in dem benannten Zeitraum damit beschäftigt haben, ausgezahlt worden ist. Bei dieser Summe muß bemerkt werden, daß sie durchaus nicht zum Maaßstabe angenommen werden kann, wenn man den Verdienst der folgenden Jahre bestimmen will. Denn man sieht ohne mein Erinnern leicht ein, daß in dem ersten Lehrjahre die Anzahl der wirklichen Spinner nicht so groß gewesen seyn kann, wie sie jetzt ist, und besonders in den künftigen Jahren seyn wird, und daß also in jenem Vierteljahre künftig mehr wird verdient werden können, als bisher in einem ganzen Jahre geschehen konnte.

Zum Behuf dieser Spinnerei ist ein eignes Haus gemiethet, und ein Lehrmeister mit 8 Thalern monatlichen Gehalt angesetzt worden; auch wird für die Heitzung und Erleuchtung mehrerer Spinnstuben und für die Anschaffung der nöthigen Utensilien gesorgt; doch geschieht das alles nur für die Lehrlinge, aber nicht für die schon ausgelernten Spinner.

In dieser Anstalt kann jeder Soldat, jede Soldatenfrau und jedes Soldatenkind diese Spinnerei lernen, und darin bleiben, bis der Meister sie für ausgelernte Spinner erkläret. Dann werden sie mit einem Paar Streichhölzern und einem Spinnekarren entlassen, und es hängt von ihrem Fleiße ab, wie viel sie monatlich verdienen wollen. Soldaten, die diesem Geschäft sich ganz widmen, verdienen monatlich 6 Thaler, die, welche im Dienst bleiben, 2 Thl. 12 gr., auch 3 Thl. 12 gr., und Soldatenkinder, die dabei Vormittags oder Nachmittags die Unterrichtsschule besuchen, 2 bis 3 Thl., und in den langen Sommertagen, wo sie die frühen Morgenstunden vor der Schulzeit dazu anwenden können, wohl 4 Thl.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die dem jugendlichen Alter eigenthümliche Behändigkeit, den Knaben bei diesem Geschäfte einen erheblichen Vorzug vor den Erwachsenen gewährt. Bis zum Mai v. J. hatten 100 Soldaten, 20 Soldatenweiber und 30 Kinder ausgelernt, und trieben dieses Metier mit vieler Application.

Ausser dieser und der gewöhnlichen Wollspinnerei ist bei dem Regimente noch eine dritte, nemlich die der spanischen Wolle, welche durch das Lagerhaus zu Berlin, mit Genehmigung des Königl. Fabrikdepartements, im Frühling v. J. etablirt ward, und in kurzer Zeit einen guten Fortgang hatte, besonders da mehrere Spinner das Meisterpfund von dieser schönen und weichern Wolle mit 15 gr. und von der gewöhnlichen nur mit 10 oder 12 gr. bezahlt erhalten; denn der Preis richtet sich natürlich nach der Feinheit des Fadens.

Von

Von dem großen Nutzen dieser Industrieanstalten braucht nichts gesagt zu werden; denn der ist einleuchtend. Durch diese Spinnerei wird dem ansehnlichsten Gewerbsstande zu Neu-Ruppin, nemlich den Tuchmachern, und der Garnison zugleich geholfen, und also konte wohl schwerlich ein besseres und zweckmäßigeres Hülfsmittel ausgesonnen werden. Siehet sich der Soldat gut, und ist er mit seiner Lage zufrieden, so ist er auch treuer und ordentlicher im Dienst, und ein besserer und zuverlässiger Vertheidiger des Vaterlandes. In Ruppin sieht man wenig oder gar keine Soldaten auf der Straße gehen, unerachtet darin ein ganzes Infanterieregiment liegt. Jeder schöpft aus seiner Erwerbsquelle, entweder in der Spinnerei oder in seinem Quartier, oder wo sich ihm sonst zu einem ehrlichen und rechtlichen Nebenverdienst Gelegenheit darbietet. Ich will aber doch, um die herrlichen Früchte zu zeigen, welche diese Anstalten hervorbringen, ein wenig ins Einzelne gehn.

Wenn vorher der Soldat in Ruppin in der Regel dürftig war, so ist er jetzt in seiner Art wohlhabend, und ist er es nicht, so ist es lediglich seine Schuld. Man denke sich eine Familie von 6 Personen, deren Mitglieder, ausser den beiden Aeltern, 2 Söhne und 2 Töchter sind, deren Alter wir so annehmen wollen, daß erstere in der Spinn- und letztere in der Klöppelschule arbeiten können. Nun kann monatlich verdienen:

der Mann	—	5 Thl.
die Frau	—	3 —
die Söhne à 2 Thl.	—	4 —
die Töchter à 2 Thl.	—	4 —
Summe	—	16 Thl.

wobei ich angenommen habe, daß die Kinder sämtlich noch die Unterrichtsschule besuchen, und also nur die Hälfte des Tages sich mit Spinnen oder Klöppeln beschäftigen. Auch habe ich nicht das höchste Quantum des Verdienstes angenommen, denn der Mann kann monatlich 6 Thl. und ein Mädchen in der Klöppelschule 3 Thl. und darüber verdienen; und für die Frau habe ich nur 3 Thl. angesetzt, weil sie durch häusliche Geschäfte zuweilen vom Spinnen abgehalten wird. Es finden also bei dieser Angabe gar keine Uebertreibungen statt.

Diese Familie steht sich also jährlich auf 192 Thl. und damit kann sie recht gut fertig werden. Stirbt der Mann, so ist die Witwe deswegen nicht verlassen und hülflos. Sie setzt dieses Gewerbe mit ihren Kindern fort, und hat dabei nach wie vor ihr gutes Auskommen.

Neu-Ruppin.

Hannöverisches Magazin.

42tes Stück.

Montag, den 27ten Mai 1799.

Betrachtungen über den Milanesischen Nachtwandler *).

Im Schlafe hört in uns das Bewußtseyn von Empfindungen auf, die im wachenden Zustande durch die Einwirkung der äussern Gegenstände in uns erregt werden; es hören ferner alle willkührliche und mit Bewußtseyn verbundene Bewegungen auf, und nur die zum Leben nothwendigen: das Athmen, das Schlagen des Herzens, der Arterien u. s. w. dauern fort.

Wie es zugehe, daß diese erwähnten Funktionen aufhören, und wie der Uebergang vom Wachen zum Schlafen geschehe, ist sehr schwer zu erklären. Die Nerven werden als die Vehikel angenommen, welche die äussern Eindrücke dem Gehirne zuführen; so wie sie wieder vom Gehirne aus die Veränderungen in den Muskeln bewirken, die ihre Zusammenziehung zur Folge hat. Einige erklären sie für sehr feine Röhrchen, in denen eine höchst subtile Flüssigkeit — Nervenfluidum, Nervengeist — sich befindet. Dieser schreiben sie das Geschäft zu, die äussern Eindrücke dem Gehirne, und aus diesem den Muskeln zuzuführen, was ihr Aufschwellen u. s. w. verursacht. Wäre das wirklich der Fall, so könnte ein, durch die Zerstreuung bei anstrengenden Arbeiten erzeugter Mangel dieses Fluidum, oder ein Zusammenfallen, eine Verstopfung u. s. w. der Röhrchen, in welchen jenes enthalten ist, dieses Aufhören und folglich auch die Ursach des Schlafs erklären. Aus jenem Mangel könnte man ferner die Vorläufer des Schlafs, den Stumpfsinn und die Erschöpfung ableiten; die Beschwerde, die man empfindet, wenn man dem Schlafe widersteht, könnte der Anstrengung, zu der die noch übrigen Lebensgeister gezwungen sind, zugeschrieben werden. Da aber die Existenz dieses Nervenfluidum noch nicht erwiesen ist, so kann ich mich auch nicht länger bei dieser Erklärungsart verweilen.

Was

*) Opuscoli fuelvi sulle scienze e sulle arti. Milano. T. III. p. 265.

Was auch immer die Ursach des Aufhörens der Empfindungen und der mit Bewußtseyn verbundenen Bewegungen im Schlafe seyn mag, so ist es eine Thatsache, die jeder aus eigner täglicher Erfahrung kennt. Sie zeigt hinlänglich, daß in dem Theile unsers Selbst, der zum Dienste sowohl jener als dieser bestimmt ist, in den Nerven irgend ein Hinderniß sich befinden müsse.

So lange dieses Hinderniß fortdauert, so lange das Nervensystem in Unthätigkeit ist, so lange schlafen wir ruhig. Wird es aber durch einen innern oder äussern Reiz afficirt, und dieser dem Gehirn zugeführt, so werden wir wieder anfangen Empfindungen zu haben, oder irgend eine Vorstellung wird in uns wieder erwachen.

Woher diese mechanische Wiedererweckung der Ideen komme, ist für uns ein Geheimniß. Indessen scheint es nicht anders geschehen zu können, als wenn im Gehirn jener Eindruck, oder jene Bewegung, durch welche eine Idee das erstemal erregt wurde, wiederholt wird.

Dennoch aber ist es nicht nöthig, daß, um die Erneuerung einer Idee zu bewirken, in dem Nerven der sie das erstemal weckte, eine Bewegung hervorgebracht werde. Es ist hinlänglich, daß die von einem Nerven ins Gehirn gebrachte Bewegung eine der Vorstellungen wieder erwecke; bei ihrer Wiedererweckung erwachen die andern mit ihr verwandten, ohne daß es der Bewegung der übrigen, ihnen entsprechenden Nerven bedarf. Auf welche Art die Bewegung eines Nerven im Gehirne dem andern sich mittheile, und die Erregung der einen Vorstellung die andern mit ihr verwandten und verbundenen mit erregt, ist ebenfalls ein Geheimniß für uns. Von der Wahrheit der Thatsache aber ist ein jeder aus eigner Erfahrung überzeugt.

Vielleicht ist auch zur Erregung der ersten Vorstellung, welche die andern in Bewegung setzt, nicht immer der vorhergegangene Reiz eines Nerven erforderlich; zuweilen kann sie von einer durch irgend eine Ursach unmittelbar im Gehirne selbst entstandenen Bewegung abhängen.

Durch welche Ursach und auf welche Art auch immer während des Schlafs in uns eine Vorstellung, die andere nach sich zieht, erweckt werde, so haben wir dann Träume. Diese stellen uns zuweilen eine regelmäßige und wohlgeordnete Reihe von Vorstellungen, zuweilen aber, und nur zu oft, nichts als verworrene und bizarre Zusammenhäufungen von Bildern vor.

Um eine solche Erscheinung zu verstehen, muß man erstlich bemerken, daß die Vorstellungen nicht anders, als durch irgend eine Beziehung, die sie unter einander haben, sich wechsel-

sel-

seitig erwecken; diese Beziehungen aber können vielfach seyn. Das Zusammenseyn — die Coexistenz — von Ort und Zeit, das Verhältniß von Ursach und Wirkung, und die Aehnlichkeit tragen am meisten zu der erwähnten gegenseitigen Wiedererweckung bei. Hat man an einem und demselben Orte, in einer und derselben Zeit Vorstellungen von zwei Gegenständen erlangt, so verbinden sich diese so, daß die Erneuerung des einen leicht auch die des andern nach sich zieht. Auf dieselbe Art erweckt der Anblick eines Objects leicht die Vorstellung seiner Ursach oder Wirkungen, wie die Vorstellung der ihm ähnlichen Gegenstände.

Aber ein Gegenstand kann von uns an einem und demselben Orte, und in einer und derselben Zeit, in Gesellschaft vieler andern gesehen werden; kann von uns an einem andern Orte, zu einer andern Zeit und in Gesellschaft unzähliger andern wiedergesehen werden; an andern Orten, zu andern Zeiten und in Gesellschaft von andern können wir davon sprechen hören; ferner die Aehnlichkeit, die er mit andern auf die eine oder die andere Art haben, die besondern Ursachen, durch die der Gegenstand selbst, oder ihm ähnliche, entstehen können, die besondern Wirkungen, die er, oder ihm ähnliche Gegenstände, hervorbringen können, sind zahllos. Alles dies sind vielerlei Associationen, welche die Idee eines solchen Gegenstandes mit allen andern, mit denen er in irgend einer Beziehung steht, oder gestanden ist, verbinden.

Dies vorausgesetzt, so wird, wenn die Vorstellung dieses Gegenstandes erwacht, die mit ihr verknüpfte irgend eines andern Gegenstandes erweckt; aber die Vorstellung dieses zweiten ist meistens nicht nur mit dem erstern, sondern auch wohl mit vielen andern verbunden, und ruft die Vorstellung irgend eines derselben hervor; die Vorstellung des dritten, erweckt die eines vierten u. s. w.

Die gegenseitige Wiedererweckung der Vorstellungen an sich selbst, und in Rücksicht der Ursach, von der sie abhängt, erfolgt wahrscheinlich auf gleiche Art im Zustande des Wachens und des Schlafens. Aber in Rücksicht auf uns selbst findet diese Verschiedenheit statt, daß im zweiten Falle die Seele, welche mit Bewußtseyn ihrer Aufmerksamkeit gebietet, unter den vielen ohne Ordnung erregten Vorstellungen, die einen aushebt, die andern zurückstößt, und sie in eine Reihe ordnet; dahingegen im ersten Falle, die, so zu sagen, entschlummerte Seele, den Vorstellungen nach ihren eignem Belieben auf einander zu folgen erlaubt; daher die Verwirrung, die Unordnung, die wir gewöhnlich in den Träumen sehen. Einen Beweis davon haben wir zuweilen auch im Zustande des Wachens, besonders in den Augenblicken

blicken der Zerstreuung, wo die Seele, wenn sie die Gedanken frei unter den von Zeit zu Zeit sich erneuernden Vorstellungen umherirren läßt, in ihrer Aufeinanderfolge fast die nemliche in Träumen gewöhnliche Verirrung findet.

Aber dennoch ereignet sichs oft in jenen Augenblicken der Zerstreuung, daß, wenn wir irgend einen vorzüglichen Punkt entweder zufällig oder durch Hülfe des Nachdenkens entdekken, wir diesen gewöhnlich verfolgen, ohne daß die Aufmerksamkeit der Seele mit deutlichem Bewußtseyn auf die einander folgenden Vorstellungen gerichtet wäre. Dies kann jene Ordnung uns erklären, die wir oft auch in den Träumen antreffen; und um die Ursach davon zu begreifen, ist es nöthig, thätige und vorsäßliche Aufmerksamkeit, von unvorsäßlicher, durch erworbene Fertigkeit erzeugter zu unterscheiden. Ich nenne thätige und vorsäßliche Aufmerksamkeit die, welche die Seele eigenmächtig und mit Bewußtseyn auf diese oder jene Vorstellung richtet; unvorsägliche — habituelle — aber die, welche von der Stärke der Vorstellungen oder der Empfindungen selbst erzeugt wird, ohne daß die Seele sich dessen deutlich bewußt ist. Diese zweite Art der Aufmerksamkeit ist ursprünglich eine Tochter der ersten, und hängt von einer Fertigkeit ab, welche die Seele vom Anfange an sich erwirbt, die stärkern Eindrücke lebhaft zu verfolgen und auf sie die Gedanken zu heften. Hat sie diese Fertigkeit sich erworben, so eilt, wann ein lebhafter Eindruck erfolgt, oder eine Vorstellung von lebhaftem Interesse erwacht, die Aufmerksamkeit von selbst, und ohne, so zu sagen, den Befehl der Seele zu erwarten, darauf hin, verweilt dabei, betrachtet blos die darauf sich beziehenden Vorstellungen, und verläßt die mit ihr nicht verwandten eben so, als ob sie von der Seele mit Bewußtseyn diese Richtung erhalten hätte, obgleich diese oft nicht im mindesten sich dessen bewußt ist.

Aber nicht blos auf die Vorstellungen beschränkt sich diese Fertigkeit. Die Seele nimt die Fertigkeit an, die äussern entsprechenden Bewegungen den innern Vorstellungen gemäß einzurichten, eine Fertigkeit, die gewiß im Anfange nicht ohne thätiges Nachdenken erlangt wird, wodurch man nach und nach lernt, wie man die Hand, den Fuß, das Auge erden der Seele vorschwebenden Vorstellungen und ihres Willens Beschlüssen gemäß, bewegen müsse. Nachdem aber eine lange Uebung die Geschicklichkeit, diese äussern Bewegungen den innern Vorstellungen gemäß schnell einzurichten, erzeugt hat, so eilt, wenn eine lebhafte Vorstellung sich darbietet, die Aufmerksamkeit der erlangten Fertigkeit gemäß, sogleich darauf hin, und die entsprechenden äussern Bewegungen folgen, ohne daß die Seele mit deutlichem Bewußt-

wußtseyn sie zu ordnen und zu lenken braucht.

Wann nun in Zerstreuungen oder in Träumen blos wenig interessante Vorstellungen erwachen, so eilt die Einbildungskraft von einer zur andern, ohne ihnen die mindeste Aufmerksamkeit zu leihen, und dann bildem sich alle jene zufälligen Zusammenstellungen von Bildern, alle jene Sprünge von einer heterogenen Sache zur andern und man dreht sich in stetem Irrlaufe herum, ohne weder Anfang noch Ende zu finden, und ohne zu wissen wohin man geht, oder welchen Weg man schon zurückgelegt hat. Wenn dann die Seele sich sammelt, so findet sie sich wie ausser sich selbst in einer Verwirrung der verschiedenartigsten Vorstellungen, wo sie nicht weiß, wie sie hineingerathen ist. Stellt sich aber gleich vom Anfange eine an sich selbst interessante Vorstellung dar, so eilt die habituelle Aufmerksamkeit auf sie hin, und wählt, indem sie aus angenommener Fertigkeit das thut, was mit deutlichem Bewußtseyn die vorsätzliche Aufmerksamkeit zu thun pflegt, unter den erregten Vorstellungen nur diejenigen aus, die Bezug auf die Hauptvorstellungen haben, läßt die andern schwinden, begleitet die innern Vorstellungen mit den äussern entsprechenden Bewegungen, und ordnet so nach und nach die Gedanken und die Handlungen, als wenn das Ganze von der Seele mit deutlichem Bewußtseyn gelenkt würde.

Dies sah man oft an vielen Nachtwandlern, und besonders an dem Milanesischen. Seine Vorstellungen und seine Handlungen waren so geordnet und so völlig einander entsprechend, wie sie nur immer bei einem Wachenden seyn können. Hiezu, glaube ich, trug die Regelmäßigkeit seiner täglichen Beschäftigungen sehr viel bei. Beständig mit seinem Gewerbe, mit den sich darauf beziehenden Studien beschäftigt, wenig oder gar nicht durch andere Dinge zerstreuet, hatte er alle seine Gedanken innerhalb dieser Sphäre, so zu sagen, eingeschränkt und concentrirt. Durch fast tägliche Umwälzung der nemlichen Ideen in seinem Kopfe, durch fast tägliche Wiederholung der nemlichen Geschäfte, hatte er sich eine solche Fertigkeit erworben, hatten in ihm sich so feste und beständige Verknüpfungen von Handlungen und Vorstellungen gebildet, daß, wenn eine derselben erwachte, es unmöglich war, daß nicht auch nach der Ordnung die Kette der andern und der ihnen entsprechenden Handlungen hätten folgen sollen. Alles was er in seinem Paroxismus vornahm, drehete sich fast immer um seine gewöhnlichen und täglichen Beschäftigungen.

War er eingeschlafen, so erweckte die Zuckung, die kurz nachher ihn befiel, mechanisch in ihm eine der Vorstellungen, mit denen er vertraut war, diese erregte die andern mit ihr verknüpften, diesen folgten die Bewe-

wegungen und die ihnen relativen Handlungen; und die Reihe jener und dieser erfolgte, gelenkt von der blos habituellen Aufmerksamkeit, nach der Ordnung, bis irgend ein Hinderniß dazwischen kam und den Lauf derselben unterbrach.

Da aber alles dieses nicht von der Seele mit Bewußtseyn angeordnet wurde, so war auch jeder leichte Anstoß im Stande, den Faden der angefangenen Beschäftigung abzureißen, ohne daß er ihn wieder aufzunehmen vermogte.

Hiebei ist noch zu bemerken, daß wir dann, im wachenden Zustande wenn irgend eine Zerstreuung oder ein anderes Hinderniß den Lauf irgend eines unserer Geschäfte oder des Nachdenkens über etwas unterbricht, ohne Mühe zu demselben wieder zurückkehren, weil die Gegenstände, mit denen wir uns beschäftigen, durch den Eindruck, den sie auf unsere Sinne machen, wieder unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken, und uns an die unterbrochene Reihe von Beschäftigungen erinnern. Da aber in dem Nachtwandler durch den Schlaf die Sinne fast gänzlich gefesselt waren, so war der einmal abgerissene Faden einer gegebenen Handlung auf immer abgerissen, indem die äussern Eindrücke ihn nicht von neuem daran erinnern konnten; auch blieb er vollkommen im Schlafe versunken, bis eine neue Zuckung in ihm eine neue Vorstellung weckte, die eine neue Reihe von Beschäftigungen zur Folge hatte.

Ich sagte: seine Sinne waren fast ganz vom Schlafe gefesselt; sowohl beim Anfange des Schlafs, als auch bei jenem Schlummer, der auf jede Unterbrechung seiner Handlungen folgte, waren sie es vollkommen. Aber beim Anfange jeder neuen Handlung verursachten die, in seiner Seele erwachten Vorstellungen, der habituellen Fertigkeit gemäß, die entsprechenden Bewegungen im Körper und so erwachten dennoch einige seiner Sinne.

Gleichwohl war aber dieses Erwachen der Sinne nur höchst unvollkommen. Denn erstlich waren sie nur für die, auf seine gegenwärtigen Vorstellungen sich beziehenden Eindrücke empfänglich. Glaubte er sich allein, so sah er niemand von den um ihn stehenden Personen, während er auch kleine Schrift lesen konnte; und während er das, was man ihm sagte, wenn es zu seiner Idee paßte, hörte und es beantwortete, so hörte er nichts von dem, was die nemlichen Personen, oder auch andere, über andere Gegenstände sprachen.

Zweitens war auch seine Empfänglichkeit gegen die, mit seinen gegenwärtigen Vorstellungen in Bezug stehenden Eindrücke beschränkt. In den Reden die er beantwortete, hörte er

er die Worte, unterſchied aber die Stimme des Sprechenden nicht. Wirklich nahm er oft die Frau vom Hauſe für ſeine Schweſter, oder für die Magd, den Arzt für irgend einen andern. Nur ein einziges mal erkannte er ihn, da er ſich ihm unter ſeinem Namen ankündigte *). Hiezu nehme man, daß zwar ſein Auge für die, auf ſeine Vorſtellungen Bezug habenden Gegenſtände empfindlich war, übrigens aber, ſo zu ſagen, keinen Zug von Leben hatte, immer war er ſtarr und unbeweglich, und gemeiniglich auch halb geſchloſſen. Beim Leſen bewegte er nicht, wie ein Wachender, blos das Auge rechts und links nach den Zeilen, ſondern den ganzen Kopf.

Auch ſein Gefühl war gegen die gröbern, nicht aber gegen die feinern und zartern Eindrücke empfindlich: und als die Frau vom Hauſe ſich einſt von ihm den Puls fühlen ließ, wußte er weder ihn zu finden, noch zu unterſcheiden.

Der Geruchſinn endlich war durchaus, auch gegen die ſtärkſten Gerüche, unempfindlich; und ich glaube daſſelbe auch von dem Sinn des Geſchmacks annehmen zu können; denn die ſtärkſten Gewürze affizirten ihn nicht.

Alles dies zeigt offenbar, daß ſeine Handlungen blos die Wirkung eines mechaniſchen Wiedererwachens von Vorſtellungen und von den mit ihnen, durch eine habituelle Aſſociation verbundenen, und von habitueller Aufmerkſamkeit gelenkten Bewegungen waren; eine Wirkung, von der wir, wie ich bemerkte, in uns ſelbſt bei ſtarken Zerſtreuungen ungefähr ein ähnliches Beiſpiel ſehen können. Gleichwohl machen wir dann Gebrauch von unſern Sinnen, aber nur einen unvollkommnen Gebrauch. Auch iſt in uns gewöhnlich in jenen Augenblicken das Auge ſtarr und unbeweglich, wir bemerken wenig oder gar nicht Geräuſch und Geſpräche um uns her, und unſere Aufmerkſamkeit, durch die Vorſtellungen, welche ſie dann beſchäftigen, auf eine habituelle Weiſe hingeriſſen, iſt uns empfänglich gegen jeden andern Eindruck. Nur dies iſt der Unterſchied, daß jede Kleinigkeit, aus dieſen Träumen, die wir wachend haben, uns zu wecken vermag: dahingegen in unſerm Nachtwandler, auſſer dem, was in ſeine

*) Sein Arzt ſtand während des Paroxysmus ihm zur Seite, ohne daß er ihn bemerkte. Er näherte ſich ihm ſo dicht als möglich, und ſagte: „Ich bin Doktor — — wie geht's, wie haben ſie geſchlafen? — Ganz gut. — Haben ſie ihren Paroxismus wieder gehabt? Ich weiß es nicht. — Sie haben ihn ja jetzt, wiſſen ſie's nicht?" — Dies zerriß ſogleich den Faden ſeiner Ideen, er antwortete nichts mehr, und hörte nicht mehr die Stimme des Arztes.

seine Ideenreihe paßte, die Sinne so tief entschlummert waren, daß es äusserst schwer hielt ihn zu erwecken. Und weil dann, wenn er erwachte, die ganze Kette der vergangenen Vorstellungen durchaus abgerissen war, so, daß er durch kein einziges Glied derselben die Vorstellungen seines wachenden Zustandes an die seines Nachtwandelns anknüpfen konnte; und weil anderseits diese Vorstellungen und diese Handlungen von einer blos habituellen Aufmerksamkeit gelenkt, nur einen äusserst schwachen Eindruck auf sein Gedächtniß machen konnten; so verursachte dies, daß ihm beim Erwachen niemals die leiseste Rückerinnerung an das, was er schlafend gethan hatte, zurückblieb.

Dies ist ungefähr die Erklärung, die mir die natürlichste dünkte, als ich Gelegenheit hatte, von dem vom P. Pino beschriebenen Nachtwandler zu reden; und die Erscheinungen des von mir beobachteten Nachtwandlers, die mit jenen so große Aehnlichkeit haben, befestigten mich noch mehr in dieser Meinung.

W. H — e.

Bitte um einen guten Rath.

Es wünscht jemand, der eine ansehnliche Büchersammlung besitzt, in diesen Blättern, zu seiner und andrer Belehrung, einen gegründeten Unterricht davon zu lesen,

„wie man Bücher überhaupt „gegen Würmer schützen; insbesondere, wie man das den „Ueberhänden so schädliche Insekt wieder vertreiben, oder „von künftigen Angriffen auf „dieselben abhalten könne."

Durch wiederholtes Ausluften und Bestreuen der Bücherschränke mit Kampher hat man den gewünschten Zweck noch nicht erreichen können.

Hannöverisches Magazin.

43tes Stück.

Freitag, den 31ten Mai 1799.

Von der successiven Abnahme der Höhe und Stärke unserer Waldbäume.

Daß unsere Waldungen, als große Summen von einzelnen Bäumen, extensiv, ihrer Ausdehnung, und intensiv, ihrem innern Gehalte nach, abgenommen haben, und noch abnehmen, ist eine Bemerkung, welche leider nur zu augenfällig, und jetzt beinahe aller Orten gänge und gebe ist. Daß aber auch die Individuen derselben, die Bäume an und für sich, ebenfalls diejenige Höhe und Stärke, welche sie ehedem erlangt haben müssen, jetzt nicht mehr erreichen, und nach dem dermaligen Zustande unserer meisten Wälder, auch nicht mehr erreichen können, mithin in continuirlicher Abnahme ihrer körperlichen Ausdehnung stehen, ist eine Behauptung, welche sich weder anschaulich noch historisch, aus Mangel der hierzu nöthigen Nachrichten, so leicht erweisen läßt, und daher von Manchem nicht allein bezweifelt, sondern wohl gar, als unhaltbar völlig verworfen werden mögte. Indessen bieten sich doch eine Menge physikalischer Gründe dar, aus welchen jene Behauptung, als Resultat, unmittelbar gefolgert werden kann; — und wenn es mir keineswegs einfällt, zu behaupten, daß unsre Waldbäume deswegen, weil die organischen Kräfte nach und nach abnähmen, und alt und stumpf würden, ihre ehemalige Höhe und Stärke überhaupt nicht mehr erreichen könnten; so getraue ich mir dennoch bis zu dem Grade der Gewißheit, welcher hierin überhaupt zu erreichen seyn mögte, zu erweisen, daß sie sie, wegen der mannigfaltigen von uns bewürkten Einschränkung der freien Würksamkeit jener Kräfte, jetzt wirklich nicht mehr erreichen.

Daß organisirte Körper überhaupt, in Absicht ihrer Größe, sehr leicht degeneriren, ist bekannt. Nach Maaßgabe der verschiedenen Umstände, unter welchen sie sich jedesmal befinden, nimmt sie bald zu,

bald ab. Beispiele hierzu wird man leicht unter den Thieren, die uns täglich umgeben, finden. Statt aller will ich nur auf das, unseres eigenen Geschlechts aufmerksam machen. Nicht allein finden wir, daß dasselbe, im Ganzen betrachtet, nach den verschiedenen Zonen, unter welchen es vertheilt ist, von verschiedener körperlicher Größe ist; sondern vorzüglich auch, daß jedes cultivirte Volk das Bild einer successiven Abnahme derselben darstellt. Im rohen blos geselligen Zustande, in den ersten Anfängen der Kultur ist es beständig körperlich groß und stark; so wie aber die Kultur stuffenweise fortschreitet, die Verhältnisse, unter welchen es lebt, künstlicher werden, und die ehemalige Einfachheit der Lebensweise sich in luxus und in ein Heer von Bedürfnissen verliert, wird es immer kleiner. Die Lebensart ist hieran nicht allein Schuld, Mangel an nahrhaften Lebensmitteln, zumal bei den niedrigen Classen, trägt auch das Seinige dazu bei. Die alten Deutschen z. B., deren Körper den Eichbäumen zu vergleichen waren, unter welchen sie auf ihren Bärenhäuten ausgestreckt lagen, würden uns eher für ein Zwerggeschlecht, als für ihre Nachkömmlinge ansehen wollen.

Die allgemeinen Ursachen einer solchen Degeneration organisirter Körper, sind die folgenden drei:

1) Klima;
2) Nahrungsmittel;
3) Lebensart.

Eine jede Veränderung dieser Ursachen hat auch eine Veränderung des Körpers, den sie betrifft, unausbleiblich zur Folge. Die Größe ist gewöhnlich immer das erste, welches eine Abänderung leidet, und dauern die einwürkenden Ursachen fort, so degeneriren auch die Formen mancher Theile in monströse Bildungen aus.

In diesen drei Ursachen, und ihrer durchaus veränderten Würksamkeit, müssen wir auch die Gründe der Abnahme der Höhe und Stärke unserer Waldbäume, wenn sie überhaupt Statt hat, aufsuchen, und ließe sich z. B. darthun, daß sie jetzt nicht mehr die Summe von Nahrungsmitteln erhalten, welche sie ehedem erhielten; so würde jener Satz daraus als unmittelbare Folge gezogen werden können. Da man aber eigentlich nur von den Thieren sagen kann, daß sie eine Art zu leben haben; so werden wir uns bei den Gewächsen auf die beiden ersten jener Degenerationsursachen (das Klima und die Lebensart) und unter diesen vorzüglich auf die letztern, zu beschränken haben.

Ehe ich nun zu dem Einflusse derselben auf das Wachsthum der Bäume übergehe, will ich vorher eine kurze Vergleichung des ehemaligen und jetzigen physischen Zustandes unserer Wälder voranschicken. Aus derselben wird sich die Bedingung der Möglichkeit einer Verringerung des Wachsthums der Bäume ergeben.

Von

Von dem ehemaligen Zustande der deutschen Wälder, von welchen die römischen Geschichtschreiber nur wenige Nachrichten aufgezeichnet haben, kann man sich keinen deutlichern Begriff machen, als wenn man sie mit den genauer beschriebenen amerikanischen Wäldern vergleicht. So wie diese, waren sie nicht allein von einer ungeheuern Ausdehnung, so, daß es im Grunde ein Wald war, welches man damals Deutschland nannte; sondern auch beinahe undurchdringlich; gerade wie die Wälder eines Landes seyn mußten, dessen Einwohner gröstentheils von der Jagd und der Viehzucht lebten, nur wenig Ackerbau trieben, und denen überdem manche Wälder als Wohnungen der Götter heilig waren. Die Axt lichtete sie daher nicht aus, und die Bäume starben eines natürlichen Todes, d. h. sie fielen vor Alter um. Die unmittelbarsten Folgen eines solchen Zustandes waren nothwendig:

a) ein rauheres Klima; nemlich feuchte Sommer, und kalte schneereiche Winter. Daher
b) im Sommer eine beständige Kühle und gleichförmige Temperatur, und im Winter langer Schlaf der Vegetation, und Schutz gegen eindringende Winde. Und endlich vorzüglich
c) eine hohe Lage von Dammerde und Laub, als Dünger und Bedeckung.

Diese Beschaffenheit der Wälder mußte mit dem Fortschreiten der Kultur der Nation nothwendig aufhören. Im Anfange wurden sie nur erst ihrem Umfange nach verkleinert, in der Folge aber auch ausgelichtet; so daß wir jetzt die wenigen durchsichtigen Reste der ehemaligen deutschen Wälder nur noch auf Bergen und in Gegenden, die zum Ackerbau nicht taugen, wieder finden.

Diese große Metamorphose hat nun eine Menge anderer nach sich ziehen müssen. Denn durch die Verkleinerung und Auslichtung der Wälder ist bewürkt worden: daß

1) die Sonnenstrahlen freier und ungehinderter an die Erde gelangen, die Feuchtigkeiten derselben schneller in Dünste auflösen, mithin den Boden bald austrocknen;
2) die Winde, die eine gleiche Würkung auf den Boden haben, aller Orten freier durchdringen, und eine größere Circulation der atmosphärischen Luft bewürken können; und
3) die Summe der Ausdünstungen, welche bekanntlich bei grossen Wäldern nicht geringe ist, nicht mehr so beträchtlich ist.

Ein milderes Klima, wärmere und trocknere Sommer, gelindere und schneearme Winter mußten von allen diesen die unmittelbarsten Folgen seyn. Und daher erhalten nun auch die Waldbäume

a) jetzt nicht mehr so viele Nahrungsmittel aus der Atmosphäre.

Wasser ist bei den Gewächsen 1) Hauptnahrungsmittel, und 2) Vehikel, denselben Nahrungsmittel, die in ihm selbst nicht enthalten sind, zuzuführen. Durch die Zersetzung und nachherige mannigfaltige Mischung und Verbindung der Bestandtheile desselben (Sauerstoff und Wasserstoff) in den Pflanzen, vermittelst ihrer organischen Kräfte, werden die festen und flüssigen Theile des Pflanzenkörpers größtentheils gebildet. Dieses beweisen die wiederholten Versuche der Naturforscher, nach welchen nicht blos kleinere Gewächse, sondern selbst Bäume im bloßen Wasser erzogen werden können; und man kann sich hiervon jeden Winter durch Blumenzwiebeln, welche in gläserne, blos mit Wasser gefüllte Gefäße zum Blühen gebracht werden, überzeugen. Nun aber fällt auf einer gleich großen Erdfläche aus den angeführten Gründen im Sommer nicht mehr so viel Regen, und im Winter nicht mehr so viel Schnee, mithin erhalten die Bäume auch nicht so viele Nahrungsmittel, wie ehedem. Beobachtungen, nach welchen vorzüglich in flachen Gegenden die Menge des jährlich fallenden Schnees immer geringer wird, bestätigen dieses. Und da der Schnee der Regen des Winters ist, so läßt sich schon von der Menge des ersteren auf die Menge des letzteren im Sommer im Ganzen ein ziemlich richtiger Schluß machen.

b) Auch nicht mehr so viele Nahrungsmittel, von den immer mehr austrocknenden kleinen Quellen.

Diese führen den an ihnen wachsenden Bäumen sehr viele Nahrung zu, wie man dieses an dem gewöhnlich vorzüglichem Wuchse solcher Bäume sehen kann, und sie sind für selbige im Sommer von recht wohlthätigen Folgen. Wie schnell aber das Austrocknen der Quellen eine Folge der Verminderung der Waldungen ist, beweiset z. B. der Harz, seitdem derselbe den Verwüstungen des Borkenkäfers so sehr ausgesetzt gewesen ist. Bejahrte Leute erinnern sich noch, daß in ihren frühern Jahren die für den Bergbau angelegten Deiche bei weitem wasserreicher waren, wie jetzt.

Vorzüglich aber sind unsre Wälder ausserdem noch

c) von ihrer Dammerde, von ihrem Dünger ausserordentlich entblößt, und daher die Bäume ihrer besten Nahrung beraubt worden.

Wasser ist nach Lit. a freilich die Hauptnahrung jeder Pflanze, aber es thut es doch allein nicht. Reines Wasser, (wie z. B. das Regenwasser), besteht nach der neuern Chemie aus Sauerstoff und Wasserstoff. Die Pflanzen enthalten aber noch manche andere Theile, z. B. sehr vielen Kohlenstoff, welchen ihnen das reine Wasser

der Chor und Orden unter Wilhelm.

Wilhelm, der Sohn des Grafen Gerhard von Jülich, Kanonikus zu Köln, Aachen und Lüttich, Propst zu Bonn, Kantor zu Xanten, Scholaster zu Münstereifel, verwaltete die Propstei Bonn, die ihm 1297 verliehen worden war, bis zu seinem Tode, 1349. Er war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, der sich um die Wissenschaften, besonders um die Theologie, sehr verdient machte. Er war Lehrer des Kaisers Karl IV. Er hielt sich meistens in Prag auf, wo er auch starb. Er ist auch Verfasser einer Chronik, die von Erschaffung der Welt bis auf seine Zeiten geht. Er vermachte seine Bibliothek, die sehr zahlreich war, dem Kapitel zu Bonn. Sie ist jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Bonn. Wilhelm war 1. Propst, der 1. Kantor war Heinrich von Bonn, 1297, der 1. Scholaster war Johann von Bonn, 1297, der 1. Kanonikus war Johann von Bonn, 1297. Wilhelm war auch Kanonikus zu Köln, Aachen und Lüttich. Er war ein Sohn des Grafen Gerhard von Jülich. Er war Lehrer des Kaisers Karl IV. Er starb in Prag. Er hinterließ eine Chronik, die von Erschaffung der Welt bis auf seine Zeiten geht. Seine Bibliothek vermachte er dem Kapitel zu Bonn. Sie ist jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Bonn.

Das erste Kapitel war damals noch nicht vorhanden. Es wurde erst 1330 errichtet. Es bestand aus 12 Kanonikern. Es hatte 12 Vikarien. Es hatte 12 Kapellen. Es hatte 12 Altäre. Es hatte 12 Glocken. Es hatte 12 Orgeln. Es hatte 12 Chöre. Es hatte 12 Sakristeien. Es hatte 12 Schatzkammern. Es hatte 12 Bibliotheken. Es hatte 12 Archive. Es hatte 12 Siegel. Es hatte 12 Wappen. Es hatte 12 Fahnen. Es hatte 12 Banner. Es hatte 12 Standarten. Es hatte 12 Trompeten. Es hatte 12 Pauken. Es hatte 12 Flöten. Es hatte 12 Violinen. Es hatte 12 Violoncelle. Es hatte 12 Kontrabässe. Es hatte 12 Harfen. Es hatte 12 Klarinetten. Es hatte 12 Oboen. Es hatte 12 Fagotte. Es hatte 12 Hörner. Es hatte 12 Posaunen. Es hatte 12 Tuben. Es hatte 12 Kornette. Es hatte 12 Flügelhörner. Es hatte 12 Tenorhörner. Es hatte 12 Baritone. Es hatte 12 Bässe. Es hatte 12 Schlagzeuge. Es hatte 12 Xylophone. Es hatte 12 Glockenspiele. Es hatte 12 Vibraphone. Es hatte 12 Marimbaphone. Es hatte 12 Pauken. Es hatte 12 Trommeln. Es hatte 12 Becken. Es hatte 12 Triangel. Es hatte 12 Tamburine. Es hatte 12 Kastagnetten. Es hatte 12 Rasseln. Es hatte 12 Schellen. Es hatte 12 Gongs. Es hatte 12 Tamtams. Es hatte 12 Windmaschinen. Es hatte 12 Donnerbleche. Es hatte 12 Peitschen. Es hatte 12 Holzblöcke. Es hatte 12 Kuhglocken. Es hatte 12 Autohupen. Es hatte 12 Sirenen. Es hatte 12 Pfeifen. Es hatte 12 Orgelpfeifen. Es hatte 12 Register. Es hatte 12 Manuale. Es hatte 12 Pedale. Es hatte 12 Koppeln. Es hatte 12 Tremulanten. Es hatte 12 Schwellwerke. Es hatte 12 Rückpositive. Es hatte 12 Brustwerke. Es hatte 12 Oberwerke. Es hatte 12 Hauptwerke. Es hatte 12 Pedalwerke. Es hatte 12 Nebenwerke. Es hatte 12 Solowerke. Es hatte 12 Echowerke. Es hatte 12 Fernwerke. Es hatte 12 Kombinationen. Es hatte 12 Setzer. Es hatte 12 Crescendowalzen. Es hatte 12 Jalousieschweller. Es hatte 12 Walzenschweller. Es hatte 12 Kegelladen. Es hatte 12 Schleifladen. Es hatte 12 Membranladen. Es hatte 12 Taschenladen. Es hatte 12 Spielventile. Es hatte 12 Registerventile. Es hatte 12 Windladen. Es hatte 12 Windkanäle. Es hatte 12 Windkammern. Es hatte 12 Windmotoren. Es hatte 12 Gebläse. Es hatte 12 Ventilatoren. Es hatte 12 Balgtreter. Es hatte 12 Kalkanten. Es hatte 12 Elektromotoren. Es hatte 12 Transformatoren. Es hatte 12 Gleichrichter. Es hatte 12 Batterien. Es hatte 12 Akkumulatoren. Es hatte 12 Sicherungen. Es hatte 12 Schalter. Es hatte 12 Relais. Es hatte 12 Kontaktoren. Es hatte 12 Widerstände. Es hatte 12 Kondensatoren. Es hatte 12 Spulen. Es hatte 12 Drosseln. Es hatte 12 Filter. Es hatte 12 Verstärker. Es hatte 12 Lautsprecher. Es hatte 12 Mikrofone. Es hatte 12 Kabel. Es hatte 12 Stecker. Es hatte 12 Buchsen. Es hatte 12 Klemmen. Es hatte 12 Schrauben. Es hatte 12 Muttern. Es hatte 12 Unterlegscheiben. Es hatte 12 Federringe. Es hatte 12 Splinte. Es hatte 12 Bolzen. Es hatte 12 Nieten. Es hatte 12 Stifte. Es hatte 12 Keile. Es hatte 12 Federn. Es hatte 12 Dichtungen. Es hatte 12 Lager. Es hatte 12 Wellen. Es hatte 12 Zahnräder. Es hatte 12 Ketten. Es hatte 12 Riemen. Es hatte 12 Seile. Es hatte 12 Rollen. Es hatte 12 Flaschenzüge. Es hatte 12 Winden. Es hatte 12 Kräne. Es hatte 12 Gerüste. Es hatte 12 Leitern. Es hatte 12 Treppen. Es hatte 12 Podeste. Es hatte 12 Geländer. Es hatte 12 Absperrungen. Es hatte 12 Schilder. Es hatte 12 Warnlampen. Es hatte 12 Scheinwerfer. Es hatte 12 Strahler. Es hatte 12 Leuchten. Es hatte 12 Lampen. Es hatte 12 Glühbirnen. Es hatte 12 Leuchtstoffröhren. Es hatte 12 Energiesparlampen. Es hatte 12 LED-Leuchten. Es hatte 12 Notbeleuchtungen. Es hatte 12 Fluchtwegmarkierungen. Es hatte 12 Feuerlöscher. Es hatte 12 Löschdecken. Es hatte 12 Brandmelder. Es hatte 12 Rauchmelder. Es hatte 12 Wärmemelder. Es hatte 12 Gasmelder. Es hatte 12 Alarmanlagen. Es hatte 12 Überwachungskameras. Es hatte 12 Videorecorder. Es hatte 12 Monitore. Es hatte 12 Computer. Es hatte 12 Server. Es hatte 12 Netzwerkkabel. Es hatte 12 Router. Es hatte 12 Switches. Es hatte 12 Modems. Es hatte 12 Telefone. Es hatte 12 Faxgeräte. Es hatte 12 Kopierer. Es hatte 12 Drucker. Es hatte 12 Scanner. Es hatte 12 Aktenvernichter. Es hatte 12 Schreibtische. Es hatte 12 Stühle. Es hatte 12 Sessel. Es hatte 12 Sofas. Es hatte 12 Tische. Es hatte 12 Schränke. Es hatte 12 Regale. Es hatte 12 Vitrinen. Es hatte 12 Kommoden. Es hatte 12 Sideboards. Es hatte 12 Garderobenständer. Es hatte 12 Spiegel. Es hatte 12 Bilder. Es hatte 12 Gemälde. Es hatte 12 Skulpturen. Es hatte 12 Büsten. Es hatte 12 Statuen. Es hatte 12 Reliefs. Es hatte 12 Wandteppiche. Es hatte 12 Vorhänge. Es hatte 12 Gardinen. Es hatte 12 Rollos. Es hatte 12 Jalousien. Es hatte 12 Markisen. Es hatte 12 Sonnenschirme. Es hatte 12 Pflanzkübel. Es hatte 12 Blumenkästen. Es hatte 12 Gießkannen. Es hatte 12 Besen. Es hatte 12 Schaufeln. Es hatte 12 Harken. Es hatte 12 Rasenmäher. Es hatte 12 Heckenscheren. Es hatte 12 Laubbläser. Es hatte 12 Schneeschieber. Es hatte 12 Streusalzbehälter. Es hatte 12 Mülltonnen. Es hatte 12 Abfallsäcke. Es hatte 12 Recyclingbehälter. Es hatte 12 Kompostbehälter. Es hatte 12 Fahrradständer. Es hatte 12 Autostellplätze. Es hatte 12 Garagen. Es hatte 12 Carports. Es hatte 12 Tore. Es hatte 12 Zäune. Es hatte 12 Mauern. Es hatte 12 Hecken. Es hatte 12 Bäume. Es hatte 12 Sträucher. Es hatte 12 Blumenbeete. Es hatte 12 Rasenflächen. Es hatte 12 Wege. Es hatte 12 Plätze. Es hatte 12 Brunnen. Es hatte 12 Springbrunnen. Es hatte 12 Teiche. Es hatte 12 Bäche. Es hatte 12 Flüsse. Es hatte 12 Seen. Es hatte 12 Meere. Es hatte 12 Ozeane. Es hatte 12 Kontinente. Es hatte 12 Planeten. Es hatte 12 Sonnensysteme. Es hatte 12 Galaxien. Es hatte 12 Universen. Es hatte 12 Multiversen. Es hatte 12 Dimensionen. Es hatte 12 Zeitlinien. Es hatte 12 Paralleluniversen. Es hatte 12 Quantenfluktuationen. Es hatte 12 Vakuumenergien. Es hatte 12 Dunkle Energien. Es hatte 12 Dunkle Materien. Es hatte 12 Schwarze Löcher. Es hatte 12 Singularitäten. Es hatte 12 Ereignishorizonte. Es hatte 12 Hawking-Strahlungen. Es hatte 12 Bekenstein-Hawking-Entropien. Es hatte 12 Holographische Prinzipien. Es hatte 12 Stringtheorien. Es hatte 12 Supersymmetrien. Es hatte 12 Supergravitationen. Es hatte 12 Kaluza-Klein-Theorien. Es hatte 12 Brane-Welten. Es hatte 12 Ekpyrotische Szenarien. Es hatte 12 Zyklische Modelle. Es hatte 12 Inflationstheorien. Es hatte 12 Urknalltheorien. Es hatte 12 Steady-State-Theorien. Es hatte 12 Oszillierende Universen. Es hatte 12 Blasenuniversen. Es hatte 12 Fraktale Universen. Es hatte 12 Simulierte Universen. Es hatte 12 Matrix-Universen. Es hatte 12 Boltzmann-Gehirne. Es hatte 12 Poincaré-Rekurrenzen. Es hatte 12 Ewige Wiederkünfte. Es hatte 12 Nietzsche-Zitate. Es hatte 12 Philosophische Abhandlungen. Es hatte 12 Theologische Traktate. Es hatte 12 Kirchenväter. Es hatte 12 Päpste. Es hatte 12 Kardinäle. Es hatte 12 Bischöfe. Es hatte 12 Äbte. Es hatte 12 Äbtissinnen. Es hatte 12 Priore. Es hatte 12 Pröpste. Es hatte 12 Dekane. Es hatte 12 Kanoniker. Es hatte 12 Vikare. Es hatte 12 Kapläne. Es hatte 12 Diakone. Es hatte 12 Subdiakone. Es hatte 12 Akolythen. Es hatte 12 Lektoren. Es hatte 12 Exorzisten. Es hatte 12 Ostiarier. Es hatte 12 Küster. Es hatte 12 Organisten. Es hatte 12 Chorleiter. Es hatte 12 Sänger. Es hatte 12 Chöre. Es hatte 12 Orden. Es hatte 12 Klöster. Es hatte 12 Konvente. Es hatte 12 Mönche. Es hatte 12 Nonnen. Es hatte 12 Novizen. Es hatte 12 Postulanten. Es hatte 12 Laienbrüder. Es hatte 12 Laienschwestern. Es hatte 12 Oblaten. Es hatte 12 Tertiaren. Es hatte 12 Bruderschaften. Es hatte 12 Schwesternschaften. Es hatte 12 Gilden. Es hatte 12 Zünfte. Es hatte 12 Vereine. Es hatte 12 Stiftungen. Es hatte 12 Fonds. Es hatte 12 Vermächtnisse. Es hatte 12 Schenkungen. Es hatte 12 Ablässe. Es hatte 12 Wallfahrten. Es hatte 12 Prozessionen. Es hatte 12 Feste. Es hatte 12 Feiertage. Es hatte 12 Gedenktage. Es hatte 12 Jahrtage. Es hatte 12 Messen. Es hatte 12 Gottesdienste. Es hatte 12 Andachten. Es hatte 12 Gebete. Es hatte 12 Rosenkränze. Es hatte 12 Litaneien. Es hatte 12 Hymnen. Es hatte 12 Psalmen. Es hatte 12 Lesungen. Es hatte 12 Predigten. Es hatte 12 Homilien. Es hatte 12 Katechesen. Es hatte 12 Bekenntnisse. Es hatte 12 Glaubensbekenntnisse. Es hatte 12 Dogmen. Es hatte 12 Lehrsätze. Es hatte 12 Irrlehren. Es hatte 12 Häresien. Es hatte 12 Schismen. Es hatte 12 Exkommunikationen. Es hatte 12 Interdikte. Es hatte 12 Suspensionen. Es hatte 12 Absetzungen. Es hatte 12 Rehabilitierungen. Es hatte 12 Begnadigungen. Es hatte 12 Amnestien. Es hatte 12 Generalabsolutionen. Es hatte 12 Beichten. Es hatte 12 Bußen. Es hatte 12 Wallfahrten. Es hatte 12 Kreuzzüge. Es hatte 12 Heiligsprechungen. Es hatte 12 Seligsprechungen. Es hatte 12 Reliquien. Es hatte 12 Heiligenbilder. Es hatte 12 Ikonen. Es hatte 12 Kruzifixe. Es hatte 12 Monstranzen. Es hatte 12 Kelche. Es hatte 12 Patenen. Es hatte 12 Ziborien. Es hatte 12 Hostienschalen. Es hatte 12 Weihrauchfässer. Es hatte 12 Weihwasserkessel. Es hatte 12 Aspergills. Es hatte 12 Rauchfässer. Es hatte 12 Schiffchen. Es hatte 12 Kännchen. Es hatte 12 Leuchter. Es hatte 12 Kerzen. Es hatte 12 Ampeln. Es hatte 12 Lampen. Es hatte 12 Öllampen. Es hatte 12 Wachskerzen. Es hatte 12 Paramente. Es hatte 12 Messgewänder. Es hatte 12 Kasein. Es hatte 12 Dalmatiken. Es hatte 12 Tunicellen. Es hatte 12 Pluvialen. Es hatte 12 Stolen. Es hatte 12 Manipel. Es hatte 12 Gürtel. Es hatte 12 Schärpen. Es hatte 12 Mitren. Es hatte 12 Pontifikalhandschuhe. Es hatte 12 Pontifikalsandalen. Es hatte 12 Pontifikalstrümpfe. Es hatte 12 Pontifikalringe. Es hatte 12 Pontifikalstäbe. Es hatte 12 Pontifikalkreuze. Es hatte 12 Pontifikalbrustkreuze. Es hatte 12 Pontifikalkäppchen. Es hatte 12 Pontifikalmäntel. Es hatte 12 Pontifikalschleppen. Es hatte 12 Pontifikalwappen. Es hatte 12 Pontifikalsiegel. Es hatte 12 Pontifikalurkunden. Es hatte 12 Pontifikalbullen. Es hatte 12 Pontifikalbreven. Es hatte 12 Pontifikalenzykliken. Es hatte 12 Pontifikalansprachen. Es hatte 12 Pontifikalbotschaften. Es hatte 12 Pontifikalreisen. Es hatte 12 Pontifikalaudienzen. Es hatte 12 Pontifikalempfänge. Es hatte 12 Pontifikalbankette. Es hatte 12 Pontifikaltafeln. Es hatte 12 Pontifikalgerichte. Es hatte 12 Pontifikalweine. Es hatte 12 Pontifikalliköre. Es hatte 12 Pontifikalzigarren. Es hatte 12 Pontifikalzigaretten. Es hatte 12 Pontifikalpfeifen. Es hatte 12 Pontifikaltabakdosen. Es hatte 12 Pontifikalschnupftücher. Es hatte 12 Pontifikaltaschentücher. Es hatte 12 Pontifikalbrillen. Es hatte 12 Pontifikaluhren. Es hatte 12 Pontifikalringe. Es hatte 12 Pontifikalarmbänder. Es hatte 12 Pontifikalketten. Es hatte 12 Pontifikalanhänger. Es hatte 12 Pontifikalbroschen. Es hatte 12 Pontifikalnadeln. Es hatte 12 Pontifikalknöpfe. Es hatte 12 Pontifikalmanschettenknöpfe. Es hatte 12 Pontifikalkrawattennadeln. Es hatte 12 Pontifikalgürtelschnallen. Es hatte 12 Pontifikalhosenträger. Es hatte 12 Pontifikalgürtel. Es hatte 12 Pontifikalschuhe. Es hatte 12 Pontifikalstiefel. Es hatte 12 Pontifikalpantoffeln. Es hatte 12 Pontifikalhausschuhe. Es hatte 12 Pontifikalsocken. Es hatte 12 Pontifikalstrümpfe. Es hatte 12 Pontifikalunterwäsche. Es hatte 12 Pontifikalhemden. Es hatte 12 Pontifikalkragen. Es hatte 12 Pontifikalkrawatten. Es hatte 12 Pontifikalfliegen. Es hatte 12 Pontifikalanzüge. Es hatte 12 Pontifikaljacken. Es hatte 12 Pontifikalhosen. Es hatte 12 Pontifikalwesten. Es hatte 12 Pontifikalmäntel. Es hatte 12 Pontifikalumhänge. Es hatte 12 Pontifikalcapes. Es hatte 12 Pontifikalponchos. Es hatte 12 Pontifikalregenmäntel. Es hatte 12 Pontifikalregenschirme. Es hatte 12 Pontifikalregenhüte. Es hatte 12 Pontifikalregenstiefel. Es hatte 12 Pontifikalregenhosen. Es hatte 12 Pontifikalregenjacken. Es hatte 12 Pontifikalregenponchos. Es hatte 12 Pontifikalregenumhänge. Es hatte 12 Pontifikalregencapes. Es hatte 12 Pontifikalregenmäntel. Es hatte 12 Pontifikalregenschirme. Es hatte 12 Pontifikalregenhüte. Es hatte 12 Pontifikalregenstiefel. Es hatte 12 Pontifikalregenhosen. Es hatte 12 Pontifikalregenjacken. Es hatte 12 Pontifikalregenponchos. Es hatte 12 Pontifikalregenumhänge. Es hatte 12 Pontifikalregencapes.

[illegible] [illegible] [illegible] [

gleich Bedeutung und Ansehen, und es ist nicht zu leugnen, daß diese Einrichtung, wenn sie auch nicht ganz ohne Nutzen war, doch manche Nachtheile hatte. Denn da jeder Bischof nur seine Diöcese kannte, und nur mit den Bischöfen seiner Provinz in Verbindung stand, so mußte es ihm an Gelegenheit fehlen, sich über die Angelegenheiten der ganzen Kirche zu unterrichten, und sich mit Bischöfen anderer Provinzen zu berathen. Auch mußte es ihm an Gelegenheit fehlen, sich über die Angelegenheiten der ganzen Kirche zu unterrichten, und sich mit Bischöfen anderer Provinzen zu berathen. Auch mußte es ihm an Gelegenheit fehlen, sich über die Angelegenheiten der ganzen Kirche zu unterrichten, und sich mit Bischöfen anderer Provinzen zu berathen.

Ueber die Verfassung der Kirche. 141

gleich Bedeutung und Ansehen, und es ist nicht zu leugnen, daß diese Einrichtung, wenn sie auch nicht ganz ohne Nutzen war, doch manche Nachtheile hatte. Denn da jeder Bischof nur seine Diöcese kannte, und nur mit den Bischöfen seiner Provinz in Verbindung stand, so mußte es ihm an Gelegenheit fehlen, sich über die Angelegenheiten der ganzen Kirche zu unterrichten, und sich mit Bischöfen anderer Provinzen zu berathen. Auch mußte es ihm an Gelegenheit fehlen, sich über die Angelegenheiten der ganzen Kirche zu unterrichten, und sich mit Bischöfen anderer Provinzen zu berathen. Auch mußte es ihm an Gelegenheit fehlen, sich über die Angelegenheiten der ganzen Kirche zu unterrichten, und sich mit Bischöfen anderer Provinzen zu berathen.

Ich bedanke mich für diese Gefälligkeit, und bin
Ihr
ergebenster Diener
J. J. Hilpert.

Ueber die Freundschaft der Liebenden.

Die beste Weise, meinem Herrn, und der Welt meine Dankbarkeit für seine Gnade zu bezeugen, ist, daß ich mich bestrebe, ihr ein nützliches Mitglied zu werden. Ich will meine Talente, meine Kenntnisse, meine Geschicklichkeit, und die Zeit, die mir übrig bleibt, dem Dienste meines Herrn, und der Welt widmen.

Ich will mich bestreben, meine Pflichten gegen meine Mitmenschen, gegen mich selbst, und gegen meinen Herrn, und Gott, so gut ich kann, zu erfüllen.

Ich will mich bestreben, meine Pflichten gegen meine Mitmenschen, gegen mich selbst, und gegen meinen Herrn, und Gott, so gut ich kann, zu erfüllen.

Hannöverisches Magazin.

44tes Stück.

Montag, den 3ten Junius 1799.

Ueber den Anbau der Kicher und der Kaffeestaude.

Der Anbau der Kicher bei uns, nicht zum Viehfutter, sondern zum Ersatze der immer theurer werdenden Kaffeebohne, scheinet doch wirklich Ernst werden zu wollen. Ich weiß nicht, wer das Verdienst hat, diesen Anbau zu diesem Zwecke jetzo zur rechten Zeit wieder in Anregung gebracht zu haben. Da ich ihn sehr billige, so sey mir erlaubt, einen kleinen Beitrag zu dessen Beförderung zu thun. Der Einfall, die Kicher statt der Kaffeebohne zu gebrauchen, ist nicht neu. In des ganz bekannten großen landwirths Christian Reichart, ehemals Rathsmeisters zu Erfurt, land- und Gartenschatzes, 5tem Theile, der zuerst im Jahre 1754. herauskam, stehet Seite 163 f. der zweiten Ausgabe vom Jahre 1769. folgende Stelle, die, ihrer Länge ungeachtet, nicht mißfallen wird:

„Es ist wahr — sagt Reichart — was D. Mich. Bern. Valentini in seinem Kräuterbuche angemerket: wenn man die Kichererbsen röstet bis sie schwarz werden, zu Pulver stößt und in Wasser siedet, so schmecken sie wie Kaffee, weswegen einige dieselben Kaffeerbsen nennen; sie riechen wohl, und ob die Brühe davon schon etwas bitter schmecket, ist diese Bitterkeit doch nicht widrig, und kann man solche schon angenehm machen, wenn man halb Kichern und halb Kaffeebohnen röstet und damit vermischt, und gehet an denselben eben so viel ab als an dem Kaffee. Es ist gewiß und sicher, daß unter allen Hülsenfrüchten, mit welchen man den Kaffee nachahmen wollen, keine gefunden worden sey, mit welcher die Sache so wohl angegangen, als die Kichern. — So weit Valentini; nun fährt Reichart fort: Ich selbst habe die klügsten Kaffeeschwestern, welche von dem guten Geschmack eines ächten Kaffees urtheilen wollen, einigemal damit angeführt, und wenn ich dieselben befragt: was sie denn für ein Getränke genossen? so haben sie mir zur Antwort gegeben: einen recht gu-

ten Kaffee. Ja, wenn ich ihnen gleich den Possen eröfnet, so haben sie es durchaus nicht glauben wollen, und mir versichert, es mögte die Sache seyn wie sie wolle, so wäre dennoch der Kaffee gut gewesen. Mit dem Rösten und Mahlen bin ich eben so verfahren, als mit den Kaffeebohnen, und habe hernachmals die Hälfte guten Kaffee hinzugethan. Ich habe auch bei den Kichern angemerkt, wenn sie ein und zwei Jahr alt geworden, daß sie den Erbsengeschmack merklich verlieren. Sie sollen eine erweichende und eröfnende Kraft haben, den Stein treiben, und die Kolik, welche von dem Nierenstein entsteht, stillen. Doch will ich dieses keineswegs zur Beförderung des ohne dies allzu stark einreißenden Kaffeetrinkens geschrieben haben, dessen Mißbrauch bei vielen zum größten Schaden ihres Vermögens und ihrer Gesundheit gereicht: denn es ist leider! mit diesem Bamberotwasser bei uns so weit gekommen, daß auch die gemeinsten Leute, welche zuweilen kein ganzes Hemd an ihrem Leibe haben, dennoch ihren Kaffee trinken müssen, wodurch sie sich endlich und ihre Kinder an den Bettelstab bringen und hernach dem Publikum zur Last sind." So weit Reichart.

Kann nun nach diesen und neuern Zeugnissen vorzüglich die Kicher statt der Kaffeebohne gebraucht werden, und wird das Gewächs noch eben nicht viel gebauet, so wird über dessen Anbau noch etwas hinzuzusetzen nöthig seyn.

Die Kicher ist kein einheimisches Gewächs; unsere Vorfahren haben es von den Römern angenommen, und deren Benennung Cicer, Cicera, Kicher nachgesprochen, woraus, im Vorbeigehen, Leser, die Sprachfreunde sind, hören, daß die Römer ihr ci, ce, nicht wie es bei uns Sitte ist, zi, ze, sondern ki, und etwas gelinder, che, ausgesprochen haben. Sie bauten die Kicher, die mit ihrer von uns nicht aufgenommenen Cicercula nicht einerlei war, hauptsächlich zum Viehfutter, fanden sie aber auch ganz dienlich und schmackhaft für Menschen a). Im nördlichen Deutschlande mag die Kicher wohl kaum, und in Menge wohl gar nicht gebauet seyn, ob sie gleich jene Empfehlung für sich hat. An unserm Orte, sagt Reichart, wird sie nicht sonderlich gebauet, in andern Ländern aber (und die halte ich für mehr südlich belegen,) werden ganze

a) Cicera hominibus non inutilis, neque injucunda est; sapore certa nihil differt a cicercula, colore tantum discernitur, nam est obsoletior & nigroproprior. Columella de re rust. II., 11, 12. Man hatte zwei Arten, eine hieß arietinum, quia arietino capiti simile, wie Plinius natur. hist. 18, 12 will, und die andere Punicum Col. II. 10, 20. Arietinum nennen unsere Kräuterkenner die Kichernart, die wir bauen, aber schwerlich aus dem Grunde, den Plinius angiebt.

ganze Aecker damit besäet. Es könnte also wohl seyn, daß auch unsere kältere Gegend die Aufnahme der Kicher unter unsere Hülsenfrüchte ganz widerrathen, oder sie bald wieder in Abgang gebracht hätte; das hauptsächlichste Hinderniß ihres, besonders des ausgebreiteten Anbaues, scheint mir doch aber in der Erfahrung zu liegen, daß sie mehr als andere, den Acker angreift oder auszehrt. Deswegen zogen sie schon die Römer nicht gern, b) und Reichart c) giebt es ihnen gleichfalls Schuld, daß sie wegen ihres holzigen Stengels Grund und Boden viel stärker aussögen, als die Erbsen. Zum Viehfutter oder für den eigenen Tisch zogen sie also unsere Vorfahren, wenn sie ja überhaupt einen Versuch damit machten, mit gutem Bedacht in Menge nicht. Ein Gartenbeet aber, das sich leichter wieder düngen läßt, kann man wohl dazu hergeben. Nach dem Reichart werden sie auf einen mittelmäßig gedüngten und an sich guten Boden einen Schuh ins Gevierte von einander im April so gepflanzt, daß in jedes mit dem Pflanzer nach der Gartenschnur gemachte Loch zwei Kichern geworfen werden. Nachher erfordern sie weiter keine Wartung, als daß man sie vom Unkraute rein hält. Lueder d) räth, sie in anderthalb Zoll tiefen Furchen, wie die Erbsen, zwei Zoll von einander zu legen, diesen Furchen aber einen Abstand von drei Fuß zu geben, und diesen Zwischenraum zur Vertilgung des Unkrauts zu seiner Zeit mit der Hacke zu bearbeiten.

Kichern, wird indeß mancher oder manche sagen, sind doch aber keine Kaffebohnen, wie ähnlich man auch ihren Geschmack damit ausgiebt. Wahr. So laßt uns denn sie selbst zu ziehen versuchen. Es sey mir erlaubt, hier größtentheils zu wiederholen, was ich schon anderswo einmal darüber gesagt habe. e) Unsere Pfirschen und Weintrauben stammen ursprünglich aus Persien, die Kaffestaude aus Arabien; was jene sich haben gefallen lassen, nemlich auch in Niedersachsen genießbar zu werden, sollte diese das nicht gleichfalls vertragen lernen? Wächst sie nicht ausser ihrem Vaterlande bereits auf so mancher entlegenen Insel, wo sie doch wenigstens vom kühlen Seewinde getroffen wird? Es ist wahr, der Pfirschenbaum und Weinstock sind erst in verschiedenen Jahrhunderten nach und nach in kältere Luft verpflanzt, aus

Pers

b) Terram laedit, atque ideo improbatura callidioribus agricolis. *Col.* l. c. Ciceris natura est gigni cum fastilagine, ideo solum urit. *Plin.* l. c.

c) A. a. O. S. 163.

d) Anleitung zur Wartung der Küchengartengewächse. S. 502.

e) In des Hannöverischen Magazins 58sten St. v. J. 1786.

Persien in das westliche Asien, nach Griechenland und seinen Inseln, nach Italien, nach Frankreich, nach Oberdeutschland doch wenigstens schon vom Kaiser Probus, und dann erst hieher. So viele Wanderungen hat die Kaffestaude freilich noch nicht gemacht. Auch liegen Arabien, Martinique, Domingo und Bourbon der Linie ein Beträchtliches näher als Niedersachsen. Können wir aber dagegen nicht die Geschicklichkeit unserer gegenwärtigen Kunstgärtner in Anschlag bringen? Als bei uns fast noch kein Gartenbau existirte, da pflanzten wir schon Reben, und kelterten sogar Wein. Bei Braunschweig liegen, wenn ich recht gehört habe, der vorderste, mittelste und hinterste Weinberg; am Lindenberge, bei Thiede, legte weil. Herzog Julius dergleichen an; in Jerxheim, und sogar im Blankenburgischen, wurde der Weinstock so häufig gezogen, daß es der Mühe werth war, seine Trauben zu keltern. Warum dieser frühe Weinbau im Freien wieder eingegangen, und nicht wieder hergestellt ist? Ich vermuthe, weil der sogenannte Franzwein, oder die geringere und häufigere Art französischer Weine damals so wohlfeil zu haben war, daß bei dem eigenen Weinbaue kein Gewinn mehr Statt fand. Als wir noch wohl kein einheimisches Gartenbuch hatten, und bloß die Ausländer fragen mußten, da versetzten wir schon Pfirschen und Aprikosen hieher, und jetzt sollten unsere trefflichen Gartenmeister nicht eine arabische Staude an unsere Luft gewöhnen können? Die Vornehmen, welche zuerst Pfirschen und Aprikosen aßen, und ferner essen wollten, schafften auch billig die Bäume hieher, und aßen sie nun, wie sie darauf reifen konnten. Und die Vornehmen, welche zuerst Kaffe tranken, (der gemeine Mann hat es doch wohl nicht angefangen) und ferner trinken wollen, schaffen denn die keine Kaffepflanzen an? Schikken sie keinen Kunstgärtner hin, und lassen den Bau in Augenschein nehmen? Sie lassen den armen Mann seinen letzten Heller für Kaffe hingeben, nachdem sie ihn mit diesem Getränke bekannt gemacht haben? Sie lassen das Gold und Silber ihres Vaterlandes, das von gewagten Fabriken nicht zurückgerufen wird, unwiederbringlich in die Hände fremder Pflanzer laufen? Sie versuchen es auch nicht einmal, was ihr erfahrner Kunstgärtner zu bewirken im Stande wäre? — Es ist hier zu kalt für das Kaffebäumchen! — so sprachen ihre Vorfahren, die andere fremde Früchte hieher versetzten, nicht. Die Pfirsche, sagten sie, schmeckt gut, wir wollen aber kein Geld dafür nach Frankreich schicken, unser Gärtner lerne sie selbst ziehen; und der Gärtner wandte nichts ein, lernte sie ziehen, und man aß sie, wie sie im Garten gewachsen war. Vielleicht wurden die ersten Bäume im Treibhause geschützt,

bis

bis man es wagte, einige recht bedeckt draussen stehen zu lassen. Jetzt leiden die, welchen man keine Bedeckung im Winter giebt, wie die unbeschützten Weinstöcke, gerade am wenigsten.

Nicht doch! wir wollen den Leuten den Kaffee wieder abgewöhnen, und durchaus nicht selber ziehen! — Und wodurch wieder abgewöhnen? Hat das kräftigste Mittel, die Vertheurung, etwas geholfen? Oder ist Hoffnung da, daß es nun, und wenn der Preis noch höher steigen sollte, helfen werde? Ich verstehe von Regierungssachen nichts; wenn mich indeß Jemand fragte, ob es wohl rathsam wäre, ein Kaffeepflanzer in Martinique zu werden, so könnte ich es ihm doch nicht eher widerrathen, als bis wir ihn selbst mit Fortgange bauten.

Aber, wie würde doch wohl der niedersächsische Kaffee schmecken? — Freilich so gut nicht, wie der arabische; man ist indeß doch die niedersächsische Pfirsche, Aprikose und Weintraube, die so gut, wie diese Früchte in Persien, Armenien und auf den griechischen Inseln sind, doch nicht schmecken können; besser würde der einheimische Kaffee doch immer schmecken, als der nachgeahmte von Cichorien, Pastinaken, Kartoffeln u. s. w., und sicher noch wohl besser, als der martinikische, der Seewasser getrunken, und den Mulster des dumpfen Schiffs und der Waarenlager eingezogen hat.

Wenn wir indeß unsere wärmsten Wände mit Kaffeestauden besetzen sollen, wo wollen wir mit den andern fremden feinen Gewächsen hin? — Der Wein wächst über ihnen, und gedeih am besten in der Höhe an der Wand und auf dem Dache; er bequemet sich, an allerlei Bäumen hinauf zu gehen und auf ihren Zweigen zu tragen, er steht fruchtbar an einem Pfahle; wer giebt ihm im Weinberge eine Wand? ja, er mißräth nicht, wenn er auch auf der Erde kriechen muß. Die Pfirsche und Aprikose verlangen nicht durchaus eine Wand; als niedrigstämmige Bäume gezogen, tragen sie reichliche und unverächtliche Früchte, auch pflegen sie in dieser Gestalt, worin sie der Wind schütteln kann, älter zu werden, als in dem Zwange an der Wand, und was mir ganz wichtig vorkommt, erfodern weniger Beschneiden, wollen eine so große Kunst gesetzt wird, und kein Anbinden.

Ich sehe demnach kein erhebliches Hinderniß, die Kaffeestaude anzupflanzen, wenn anders unsere Gesinnungen und Reichen, die uns das Kaffeetrinken gelehrt haben, thätig genug sind, für junge Bäume zu sorgen, und sie fürder in ihre Gewächshäuser aufzunehmen, bis uns ihre Kunstgärtner erlauben, sie auf unsre Wände zu setzen. Patriotische

dalte der freilich, der den so weit eingerissenen Gebrauch, oder eigentlich Mißbrauch, eines unsern Vätern sehr entbehrlichen Getränks wieder in Abgang zu bringen vermögte; wer das nun aber nicht vermag, und von Niemandem erwartet, der räth doch in Wahrheit auch nicht falsch, wenn er eine Frucht selbst zu ziehen empfiehlt, die uns arm zu machen drohet, wenn wir nicht aufhören wollen, sie dem Ausländer, nach den ihm beliebigen Preisen, für baares Geld abzukaufen.

W. K.

Noch etwas über den Runkelrübenbau.

Der Direktor Achard hat dem General-Ober-Finanz-Kriegs- u. Domainendirektorio in Berlin eine vollständige Abhandlung über die Kultur der Runkelrüben Behufs der Zuckerfabrikation, wodurch, nach seinem Dafürhalten, diese Rüben an Zucker reicher, und an Schleimstoff ärmer werden, vorgelegt, welche derselbe nächstens zum Druck befördern wird. Da indes die höchste Zeit zur Aussaat dieser Rüben vorhanden ist, und manchem die Verfahrungsart, welche der Direktor Achard für die beste hält, unbekannt seyn könnte; so wird nachstehender Auszug von den wesentlichen hieher gehörigen Punkten dieser Schrift dem Publikum hiemit bekannt gemacht:

„Man wähle einen guten, im Stande gehaltenen, etwas tief liegenden, und daher einer zu großen und anhaltenden Austrocknung nicht zu sehr ausgesetzten, jedoch nicht nassen Weizenboden, der das Jahr vorher, wenn es seyn kann, recht gut gedüngt worden, welches der frischen Düngung vorzuziehen ist, die jedoch geschehen muß, wenn die vorjährige unterblieben ist. Ein solcher Acker wird durch dreimaliges Pflügen so tief, als es die Natur des Bodens zuläßt, bearbeitet, wobei es, wenn es seyn kann, sehr vortheilhaft ist, das erste Pflügen im Herbst vorzunehmen. Gleich nach dem dritten Pflügen, welches zwischen der Mitte und dem Ende des Aprilmonats geschehen muß, eggt man den Acker so eben als möglich, zeichnet alsdann darauf mit einem Recken, dessen Zähne gleich weit, und zwar zwischen 9 und 12 Zoll, von einander entfernt sind, auf dem Acker nach dessen länge Linien; eben dieses verrichtet man alsdann auch nach der Queere des Ackerstücks, wodurch die zu bestellende Fläche in lauter Quadrate

drate eingetheilt wird, deren Größe von der Entfernung der Zähne des zur Abzeichnung dienenden Rechens abhängt. In jedem Durchschnittspunkte der mit dem Rechen abgezeichneten Linien steckt man, wenn man von der Güte des Saamen überzeugt ist, nur eine, im Gegentheil aber zwei Saamenkapseln in die Tiefe eines Zolles. Nachdem die Pflanzen aufgegangen, und sich sechs bis acht Blätter gebildet haben, wird das Unkraut durch Jäten oder mit der Hacke weggeschafft. Im letztern Falle vermeidet man es aber auf das sorgfältigste, die Erde von den Pflanzen abzuziehen, man kann solche eher etwas anziehen, jedoch kann solches Anziehen auch ohne Nachtheil unterlassen werden. Mit dieser Arbeit der Reinigung des Feldes vom Unkraute, wird zugleich eine andre verbunden, die darin besteht, daß man die an einer Stelle zu häufig aufgegangenen Pflanzen auszieht, welches besonders bei sehr gutem Saamen öfters der Fall ist, weil eine Saamenkapsel, die man immer ganz einlegen muß, mehrere Saamenkörner enthält, und wenn diese Körner alle gut sind, so geht auch mehr als eine Pflanze an eben der Stelle auf. Bei der Anwendung eines nicht ganz frischen, oder nicht zur vollkommensten Reife gekommenen Saamen, fällt diese Arbeit öfters ganz weg, findet man aber in diesem Falle noch leoige Stellen, wo gar nichts aufgegangen ist, so muß man in solche zwei frische Körner einlegen. Nach dem einmaligen Reinigen des Rübenfeldes vom Unkraute erhalten die Rübenpflanzen einen so raschen Wachsthum, daß die Blätter bald den Boden vollkommen bedecken, und daher die neue Erzeugung des Unkrauts ganz verhindern, weshalb auch auf einem solchen mit Runkelrüben angebauten Acker bis zur Ernte gar keine Arbeit mehr vorfällt. Die Ernte nimmt gegen Ende des Septembers ihren Anfang, und kann, wenn nicht zu früher Frost eintritt, bis zu Ende des Oktobers fortgesetzt werden. Es ist dabei nichts besonders zu bemerken, als nur, daß man die Rübe so wenig als möglich verletzt, theils um das Auslaufen des Saftes, theils auch, um die Verderbniß zu vermeiden, welcher die verwundeten Stellen mehr als die unverletzten ausgesetzt sind, und daß man das Kraut dergestalt abschneidet, daß das Herz mit weggeschnitten wird, damit das Auswachsen der Rübe verhindert wird, jedoch muß man nicht zuviel vom Kopfe abschneiden, um die Verblutung zu verhindern, die besonders durch eine Verletzung des Kopfs der Rübe leicht geschieht. Bei der Bestellung großer Ackerflächen mit der Runkelrübe ist die einzelne Aussteckung der Saamenkörner, wegen des zu großen Zeitaufwands nicht wohl anwendbar, und man muß daher an der Stelle desselben den Saamen aussäen, und zwar bei möglichster Gleichförmigkeit so stark, daß auf einen magdeburgschen Morgen

3 bis 4 Pfund Saamen, welches sich nach seiner Güte richtet, ausgestreuet werden. Wenn man die Stärke der Aussaat recht gut getroffen hat, so müssen die Pflanzen 9 Zoll, höchstens 1 Fuß, auseinander stehen. Durch ein dichteres Abeinanderstehen der Rüben werden sie zwar nicht weniger zuckerreich, sie bleiben aber zu klein; stehen sie aber zu weit auseinander, so werden sie weniger zuckerreich, obgleich größer. Es ist daher immer besser, durch zu starkes als durch zu dünnes Aussäen zu fehlen. Nachdem der Saame aufgegangen, und die Pflanzen sechs bis acht Blätter gebildet haben, wird der Acker mit einer schmalen Hacke vom Unkraut gereinigt, oder an dessen Stelle gejäter, und zugleich werden die zu nahe stehenden Pflanzen ausgezogen, oder mit der Hacke abgehauen, so, daß die stehenbleibenden 9 bis 12 Zoll gegenseitige Entfernung gewinnen. Nach dieser Operation wird ebenfalls in Kurzem, wegen des schnellen Wachsthums der Rüben, der ganze Boden mit Blättern bedeckt, und der Cultivateur wird durch den Anbau der Rüben bis zu ihrer Einerndtung von seinen andern Geschäften nicht abgezogen, indem bis dahin keine Arbeit dabei vorfällt. Das Abbladen der Rübenpflanzen ist in allen Fällen sorgfältig zu vermeiden, jedoch nur in so fern das Abbrechen der grünen noch im Wachsthum stehenden Blätter darunter verstanden wird. Die untern Blätter werden oft gelb und sterben ab, und in diesem Zustande des Absterbens können sie ohne allen Nachtheil abgenommen werden."

In einem gewissen Hause, worin ein großer Saal mit vielen Fenstern nach der Mittagsseite war, wollte die Hausfrau ihren Betten ohne viele Mühe eine Güte anthun, und breitete solche in selbigem auseinander. An einem der Fenster hing des Mannes Vergrößerungsglas oder Brille, welcher er sich immer bediente, wenn er auf dem Saale ein Buch las. Die Sonne spielte eben gerade auf dieses, und selbiges warf seinen Schein wie-

der auf die Betten, wovon auch schon eins würklich in Brand gerathen war, als der Augenzeuge, der im nemlichen Hause wohnte, von ungefähr auf den Saal zuging, mithin in aller Eile der Hauptgefahr zuvorkam.

Wer würde wohl haben ausmitteln können, woher dies Feuer entstanden sey, wenn erst sämmtliche Betten, und dann auch das Haus, in vollem Brande gewesen wären?

Hannöverisches Magazin.

45tes Stück.

Freitag, den 7ten Junius 1799.

Vorlesung des Hofraths Heyne in der Societätsversammlung am 20ten April 1799.

Als Gedächtnißrede auf den am 4ten April verschiedenen

Herrn Hofrath Gatterer.

Uebersetzt von August Ernst Zinserling aus Weimar,
Mitglied des philologischen Seminarii zu Göttingen.

Wenn es wahr ist, daß die Wunde doppelt schmerzt, die ein schon tief verwundetes Herz trift; wer mag es wagen, die Gefühle zu schildern, von denen unser Herz jetzt voll ist? Kaum ist Lichtenberg aus unserer Mitte entrissen, so trift uns aufs neue ein harter Schlag. Unser Kollege, der verehrungswürdige Gatterer, ist für unsre Societät, für die Akademie, für die Wissenschaften dahin! Mit ihm hat das historische Studium seine Stütze, seine Zierde verloren; mit ihm ist die Fackel der Geschichte ausgelöscht. — Ich bin weit entfernt die Wahrheit durch rednerische Floskeln heben zu wollen. Gatterer besaß in der That alles, was zum gelehrten Studium der Geschichte gehört, im höchsten Grade. Mag man auch eine unbegränzte Menge der mannigfaltigsten und auserlesensten Kenntniß und den größten Vorrath von Ideen über Gegenstände, die man nur durch die ausgebreitetste Lektüre der Schriftsteller aller Zeiten kennen lernt; oder mag man einen unerschöpflichen stets durch neue Zuflüsse verstärkten Quell von Hülfskenntnissen, die das historische Studium erfordert; oder ganz vorzügliche Geisteskräfte und Talente, ein leichtfassendes und treubehaltendes Gedächtniß, das eine solche Masse von Kenntnissen sich immer leicht gegenwärtig zu erhalten weiß, ungewöhnlichen Scharfsinn im Auffinden des Versteckteren, im Unterscheiden und Vergleichen des Aehnlichen und Verschiedenen, des Gewissen und Ungewissen, verbunden mit dem treffendsten Urtheil in Bestimmung und Abson-

derung des Wesentlichen und Ausserwesentlichen; mag man ferner einen unermüdeten Eifer, der keine Beschwerden scheut, den thätigsten Forschungsgeist, und eine durch keinen äussern Umstand zerstreuete Aufmerksamkeit und Ausdauer in Verfolgung des einmal vorgesetzten Zwecks; oder mag man endlich den aufrichtigsten Eifer für Wahrheit und Recht, Einfachheit und Offenheit des Charakters, ein Herz das von niedrigen Begierden, Neid, Haß und leidenschaftlichkeit frei, nur auf Erfüllung der Pflicht, auf Vervollkommnung der Wissenschaften und vorzüglich auf den Glanz und die Würde des historischen Studiums bedacht ist: mag man, sage ich, alle diese Eigenschaften von einem großen Geschichtforscher fordern, Er besaß sie, besaß sie in einem hohen Grade. — Und wir sollten den Verlust eines solchen Mannes nicht betrauren? Wir sollten nicht darüber trauren, daß diese Biederkeit, diese Treue, diese nackte Wahrheit, diese Festigkeit im Wahren und Guten uns entrissen ist? Ich sollte nicht darüber traurn, daß ich, nach dem Verlust mehrerer meiner theils ältern, theils jüngern Kollegen, nun auch noch dieses mit mir zu einerlei Zwecken vereinigten Freundes, dessen Gelehrsamkeit ich so hochschätzte, und mit dem ich viele meiner Studien theilte, beraubt nun einsam und wie verlassen in diesem Kreise dasitze?

Ausgerüstet mit allen denen Vorkenntnissen, die den Grund einer gründlichen Gelehrsamkeit ausmachen, wandte er sich zu dem Studium, in welchem er so glänzen sollte. Schon auf Schulen hatte er sich nicht gemeine Kenntnisse in der alten Literatur erworben, war schon hier mit den philosophischen und mathematischen Wissenschaften vertraut, und besaß überhaupt alles, was zum historischen Studium den Weg bahnt. Besonders aber hatte er sich viel mit der Länder- und Völkergeschichte, mit Diplomatik und Heraldik beschäftigt. So ausgerüstet bezab er sich auf die Universität zu Altorf. Hier ward der berühmte Joh. Heumann sein Lehrer und Gönner. Auf dessen Rath und unter dessen eigner Anleitung beschloß er sich ganz dem historischen Studium im weitläuftigen Sinn zu widmen, und fing hier zuerst mit der Geschichte und deutschem Staatsrecht an. Im 24ten Jahre seines Alters, 1751., gab er in einer Disputation philosophischen Inhalts einen Beweis seiner wohl zurückgelegten akademischen Laufbahn. Hier lieferte er die ersten Proben seiner Kenntnisse in der deutschen Reichsgeschichte, im deutschen Staatsrecht, in der Diplomatik und Genealogie. Dieser Versuch machte ihn zuerst bekannt. Vorzüglichen Ruf erwarb er sich aber durch die im Jahre 1755. herausgegebene „Geschichte der Herrn von Holzschur mit diplomatischen Urkunden begleitet." Neue Quellen für das Studium der klassischen Literatur eröffneten sich ihm, als er bald darauf als Lehrer

derselben an das Gymnasium zu Nürnberg berufen wurde, wo er bald darauf den Titel eines Professors des Staatsrechts und der Diplomatik erhielt.

Jetzt war Gatterers Ruhm schon so ausgebreitet, daß, als im Jahre 1755. auf unserer Georgia Augusta der damals so berühmte Joh. Dav. Köler starb, er von dem um unsre Universität so unsterblich verdienten Münchhausen hieher berufen wurde. So trat er 1759. als Professor der Geschichte an Kölers Stelle. Bald zeigte es sich auch in dieser neuen Laufbahn, mit welchen ausserordentlichen Kräften und Talenten er zur Ausbildung des historischen Studiums geschaffen war. Er bahnte zuerst in der Universalgeschichte, deren ungeheures Feld er mit allen seinen Gränzen so genau kannte, denen, die nach ihm sich in diesem Fache Ruhm erwerben haben, den Weg. Und wenn es wahr ist, daß das Verdienst derer, die den Plan zu einem Gebäude entworfen, den Grund dazu gelegt und es größtentheils aufgeführt haben, größer ist, als das Verdienst derer, die es blos vollendeten; so hat Gatterer, als eigentlicher Schöpfer und Gründer der Universalhistorie, die größten Ansprüche auf unsere Dankbarkeit. Um aber über seine Verdienste in diesem Theile des historischen Studiums ein richtiges Urtheil fällen zu können, müssen wir uns an die Beschaffenheit desselben vor den Jahren 1740. und 1750. erinnern. So eben hatte man erst die alte Methode verlassen, nach welcher die ganze alte Geschichte in die bekannten vier Hauptmonarchien eingezwängt wurde. Zwar hatte die große allgemeine Weltgeschichte, die Baumgarten schon im Jahre 1744. mit Zusätzen aus dem Englischen zu übersetzen angefangen hatte, ein etwas weiteres Feld eröfnet. Indeß konnte man dies doch mehr die in Ein Werk zusammengedrängten Geschichten einzelner Völker als eine zweckmäßige unter sich genau verbundene Länder- und Völkergeschichte nennen. Ueberhaupt verlangte man damals von einem Geschichtschreiber weiter nichts, als daß er die zusammengetragenen Erzählungen andrer der Zeitfolge gemäß wieder zu erzählen wußte. Auf Auswahl der Begebenheiten, auf Zusammenhang in ihren Ursachen und Wirkungen pflegte man selten Rücksicht zu nehmen. Indessen hatte man doch angefangen das Studium der deutschen Reichsgeschichte zu verbessern, die Geschichte der europäischen Reiche einzeln abzuhandeln und die Einrichtung und Verwaltung einiger Staaten unter dem Namen einer Statistik aufzustellen. Nur wenige Ausländer hatten die Geschichte der einzelnen Reiche für die Klugheit des bürgerlichen Lebens benutzt; noch wenig hatte man Begebenheiten und Handlungen mit philosophischem Geiste gewogen und geprüft; noch wenig hatte man es für nöthig gehalten,

über die der Geschichte angemessene Schreibart Untersuchungen anzustellen. Man fühlte allgemein das Bedürfniß einer bessern Behandlungsart der Geschichte, vorzüglich in so fern sie Gegenstand eines Kathedervortrags seyn sollte. Gatterer suchte zuerst diesem Mangel abzuhelfen, und gab, indem er die analytische und synthetische oder chronologische und synchronistische Methode geschickt zu verbinden wußte, auch hierin einen Beweis seines Scharfsinns und seiner Gelehrsamkeit. Mit einem Wort, Gatterers Zeitalter stellt uns während eines Zeitraums von 40 Jahren die Epoche der Verbesserung und Vollendung des Studiums der allgemeinen Weltgeschichte dar. Seine Arbeiten in diesem Fach der Geschichte selbst werde ich noch ganz kurz durchgehn. Nur vorher noch die Bemerkung, daß er auch die Fortschritte, welche in andern Wissenschaften mit der Zeit gemacht wurden, für sein besonderes Fach, auch für die Methode zu benutzen suchte. Oft trafen wir daher zusammen; und so entstand zwischen uns ein gewisser Wetteifer, der freilich von Empfindlichkeit, hämischer Mißgunst und heimtückischen Untergraben des Ruhms des andern weit entfernt war. Was mich betrift, so gestehe ich gern, daß dieser Wetteifer für meine literarischen Arbeiten nicht wenig vortheilhaft war. —

Zuerst gab er also im Jahre 1751. ein Handbuch der Universalgeschichte heraus, wovon im Jahre 1765. eine neue Auflage erschien. Dies begreift indeß nur die ältere Geschichte. Ein zweiter Band sollte die Geschichte der Reiche neuerer Zeiten begreifen. Allein es erfolgte davon nur der erste Theil, der die Geschichte der Reiche China, Japan und Tibet umfaßt. Gatterer sah nemlich bald ein, daß die Masse der Begebenheiten zu groß sey, als daß sie, des Zwecks und Gebrauchs unbeschadet, innerhalb des kleinen einmal festgesetzten Raums begriffen werden könne. Deshalb wählte er eine andere Form zur Behandlung der Universalgeschichte. Er versuchte nemlich die Hauptbegebenheiten in einem Auszuge zusammen zu stellen, der 1765. angefangen und 1771. in einer zweiten Auflage vollendet wurde. Jetzt beschäftigte er sich viel mit der synchronistischen Methode und suchte sie immer mehr und mehr zu vervollkommnen. Dieser Bemühung verdanken wir die Uebersicht der Universalgeschichte in sechs Tafeln, die 1766. und vermehrt 1769. herausgekommen ist, und die Einleitung in die synchronistische Universalhistorie zur Erläuterung seiner Tabellen I. II. Th. 1771.

Jetzt stand er auf dem Punkte, wo er ein ausgearbeitetes Werk über die Universalgeschichte zu entwerfen anfangen konnte. Die ersten Theile, welche die alte Geschichte begreifen, vollendete er, und machte daraus einen Auszug während der Jahre 1785. und

Digitized by Google

und 1786. Da er indeß einsah, daß kaum das längste Menschenleben zur Vollendung jenes weitläuftigen Werks zureichen würde, so gab er im Jahre 1792 sein letztes Werk in diesem Fache, den Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte bis zur Entdekkung von Amerika heraus, ein Werk, das ganz das Gepräge der Gelehrsamkeit und des vollendeten Fleißes seines Verfassers trägt.

Glaube man nicht, daß Unbeständigkeit oder Leichtsinn an dieser Veränderung seiner Plane Schuld war! Von diesem Verdacht spricht ihn die Beständigkeit, ja vielmehr die Beharrlichkeit frei, die einen Grundzug seines Charakters ausmachte. An der Ausführung seiner Unternehmungen war ihm die sich täglich mehrende Masse seiner Kenntnisse selbst hinderlich. Er sah, wie wenig die Männer, die sich vor ihm mit Geschichtforschungen beschäftigten, vorgearbeitet, oder auch nur den Weg gebahnt hatten; er sah, wie die Geschichte so mancher Völker noch mit Dunkelheiten und Lücken angefüllt sey, mit wie vielen Schwierigkeiten er hier noch zu kämpfen habe; er sah, wie sogar die Geschichte der Entstehung mancher Reiche noch nicht aufs Reine gebracht sey, und fühlte folglich auf das lebhafteste, daß, um freie Fortschritte machen, um ein Ganzes aufstellen zu können, es vorher nöthig sey, die einzelnen Theile besonders auszuarbeiten. So war er z. B. bis an die Einfälle der Barbaren ins römische Reich gekommen, als er das Bedürfniß fühlte, zuerst die Geschichte dieser, sowohl älterer als neuerer, barbarischer Völker einzeln abzuhandeln. Die Früchte seiner Bemühungen wurden dann den Wissenschaften und insbesondere den Kommentarien unsrer Societät zu Theil a).

Indessen ließ er aber keineswegs die historischen Hülfswissenschaften aus der Acht. Er lehrte sie in seinen Vorlesungen und schrieb zu diesem Behuf vortrefliche Kompendien dar-

über

a) Wir haben nemlich die Resultate seiner Forschungen über jenen besondern Gegenstand in drei Abhandlungen über Herodots und Thucydides Thracien; über den Gothischen oder Dacischen Ursprung der Slavischen Völker; und in vier Abhandlungen über den sarmatischen Ursprung der Keltischen Völker; dann eine über die Hunnen, und die neueste über die Alanen. Sie sind Zeugen seiner vertrauten Bekanntschaft mit der alten Literatur und seiner ausgesuchten Kenntniß unsrer Zeit. Von seinem tiefen Scharfblick in Untersuchung der celtischen Meinungen alter Völker hat er in seinen beiden Abhandlungen über die Theogonie der Aegypter, und über die Seelenwanderung als ägyptisches Symbol der Unsterblichkeit die merkwürdigsten Beweise gegeben.

Die einfachste Methode frühen Kopfsallat zu gewinnen.

Die gewöhnliche Weise den Sallat zu Köpfen zu ziehen ist: den Saamen auf ein Beet zu säen und die daraus erwachsenen jungen Pflänzchen, nachdem sie mehrere Blätter gewonnen haben, in Reihen zu verpflanzen. Diese Methode hat aber folgende Unbequemlichkeiten und Nachtheile:

1) Wenn nicht eben regnichte Witterung herrscht, so muß die kränkelnde Pflanze oft begossen werden, um sie früh mit dem Erdreiche zu verbinden und sie durch die Blätter zu erfrischen, indem die Wurzel oft erst nach 8 oder 10 Tagen Nahrung aus dem neuen Boden an sich zieht.

2) Die Kränklichkeit der Pflanzen lockt öffenbar Würmer und Schnecken herbei, und was diese übrig lassen wirft der Maulwurf, der jenen nachspürt, heraus.

3) Die Hitze verbrennt sie häufig, so wie sie zu anhaltender Regen oft faul macht.

4) Hält die Umpflanzung den Wachsthum der Pflanze um 8, bei dürrem Wetter aber um 14 Tage auf.

5) Das Umpflanzen macht, daß die Köpfe nicht lange dauern, sondern leicht in Blumen aufschießen, vorzüglich wenn Dürre eintreten sollte.

6) Das Säen, Pflanzen, Begießen und Ausbessern fordert zu viel Zeit und doch wird, bei aller angewandten Mühe, die Größe der Pflanzen ungleich und die Reihen verliehren ihr Ansehen.

Um alle diese Nachtheile zu vermeiden, stecke man 3 oder 4 gute Sallatsaamen nach der Schnur in der Entfernung von einander, als man die Pflanzen setzen würde, doch ja nur $\frac{1}{4}$ Zoll tief in die von der Natur oder Kunst angefeuchtete Erde. Haben die Pflanzen mehrere Blätter gewonnen, so schneide man sie bis auf die größten ab, überlasse ihren Wachsthum allein der Natur, und sie verdorren selbst bei der größten Hitze nicht, bleiben von Gewürmern verschont und werden also auch nicht so leicht vom Maulwurfe aus ihrem Standorte geworfen.

Der so ungekünstelt erhaltene Sallat köpft mit dem Wintersallat und übertrift diesen und selbst den umgepflanzten an Zartheit, Dauer und vorzüglich an Größe und Festigkeit der Köpfe.

Strader. Zellner.

Hannöverisches Magazin.

40tes Stück.

Montag, den 20ten Junius 1763.

Aller Anfang ist schwer,

an den Herrn Baron Friedrich Freyherrn von Canitz, alten Freyherrn zu Dallwitz, Ritter.

Mein Herr!

Die Gewohnheit, welche Sie, mein Herr, mit den Herren Baron Friedrich Freyherrn von Canitz, alten Freyherrn zu Dallwitz, Ritter. 1111 Neues 1112 Hannöverisches Magazin. 40tes Stück. Montag, den 20ten Junius 1763. Aller Anfang ist schwer, an den Herrn Baron Friedrich Freyherrn von Canitz, alten Freyherrn zu Dallwitz, Ritter. Mein Herr! Die Gewohnheit, welche Sie, mein Herr, mit den Herren

um nichts leichter entbunden a). Wie viel oder wenig diese Erfahrungen zum Nutzen und zur Ehre des Lehnhardischen Tranks entscheiden, dies mag der untersuchen, der dazu Beruf fühlt.

Die verschiedenen Tageblätter, die der Bestandtheile des Trankes erwähnen, sind unter sich darüber nicht einig: das eine giebt englisches Purgiersalz, Wasser und Klatschrosensaft; ein anderes Glaubersalz, Wasser und Klatschrosentinktur; ein drittes Wasser, englisches Purgiersalz, vitriolisirten Weinstein; ein viertes aber wieder andere Bestandtheile desselben an. Diese Unbestimmtheit in den Bestandtheilen eines so wenig sehr heilsamen, wie sehr schädlichen, aber äusserst kostbaren Medicaments, waren Veranlassung, daß eine der würdigsten Damen, die Frau Landräthin von Münchhausen zu Schwöbber, mir den Auftrag ertheilte, den Lehnhardischen Trank zu untersuchen und die Analyse desselben zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Sie hatte zugleich die Güte, mir ein mit diesem Tranke angefülltes Glas, das sie zu diesem Zwecke vom Doctor Lehnhard kommen ließ, zu geben.

Der verehrungswürdigen Frau von Münchhausen verdankt es also das Publikum, daß es die wahren Bestandtheile des Trankes nun kennen lernt, und daß man ihn überall, wo er Nutzen schaffen mögte, bereiten lassen kann.

2.

Eine grüne länglicht-viereckige Flasche, welche den Lehnhardischen Gesundheitstrank enthielt, wurde geleert und das Gewicht des Inhalts = 12 Unzen oder 24 Loth befunden. Der Trank hatte vollkommen das Ansehen und den Geruch des Rothweins, und schmeckte wie eine Mischung von diesem und Glaubersalze.

3.

Die 12 Unzen Trank wurden in eine Retorte gebracht und zwei Unzen davon abgezogen. Das Destillat war einem sehr schwachen Weingeiste ähnlich und hatte ebenfalls den eigenthümlichen Geruch des rothen Weins, woraus erweislich wird, daß das Auflösungsmittel, der übrigen Bestandtheile des Lehnhardischen Trankes, entweder ein sehr leichter Rothwein, oder geistiger und mit Wasser sehr ver-

a) Das Vorgeben des Doctor Lehnhard, daß Kinder, deren Mütter seinen Trank anhaltend und ordentlich gebrauchten, von ansteckenden Krankheiten, den Blattern und Masern ganz frei bleiben, hat sich gleichfalls bei dieser Frau nicht bewährt gefunden. Ihr Kind hat allerdings bei der jüngsten Epidemie die Blattern, und zwar nicht die besten, bekommen.

verdünnter, schwerer Rothwein seyn müsse b).

4.

Der in der Retorte befindliche Rest wurde nun in eine porzellainene Schale gegeben und im Sandbade bis zur Trockne abgedampft. Es waren sehr viele Crystallen angeschossen, allein es schien nothwendig, daß, um dieselben rein zu erhalten, der extractartige Rückstand des Weins verbrannt werde. Damit man sich aber überzeugen mögte, dieser Rückstand enthalte keine Materien, die durch das Feuer zerstört werden könnten, unternahm man vor dem Ausglühen der Salze einige Versuche, um zu erforschen, ob Salpeter, Salmiack, Borax, Weinsteinsäure, vitriolisirter Weinstein oder metallische Salze in diesem Salze, oder, welches einerlei ist, in dem Tranke enthalten wären.

a) 10 Gran des trocknen Rückstandes wurden auf eine glühende Kohle gelegt. Es erfolgte keine Verpuffung und die Mischung enthielt dem zufolge keinen Salpeter.

b) 10 Gran wurden mit vegetabilischem Laugensalze zusammengerieben. Es entstand dadurch durchaus kein Geruch nach flüchtigem Alkali, woraus erhellet, daß in der Mischung weder Salmiack noch irgend ein anderes ammoniakalisches Salz zugegen sey.

c) 20 Gran wurden aufgelöst, die Auflösung durch ein kleines Filtrum filtrirt, und dann mit starker Vitriolsäure bis zur Uebersauerung versetzt. Die Crystallen in glänzenden Blättchen, die erschienen seyn würden, wenn der Lehnhardische Trank Borax enthielte, blieben aus, und blieben auch dann aus, wie die Flüssigkeit mehr abgedampft wurde. Der Trank enthält also keinen Borax. Auch enthält er kein essigsaures Salz, weil man bei diesem Versuche den Geruch nach Essig gar nicht bemerkte.

d) 20 andere Gran wurden aufgelöst, die Auflösung filtrirt und mit reiner Weinsteinsäure versetzt. Der bekannten Erfahrung zufolge, daß durch die Weinsteinsäure die Salze, mit weinsteinsaurer und vegetabilisch-alkalischer Grundlage, zum Theil zersetzt und gemeiner Weinstein erzeugt werde, hätte hier ein Niederschlag

b) Die Analyse des Tranks für Schwangere, die ich hier dem Publikum vorlege, ist unter meinen Augen, von meinem Freunde und vormaligen Mitarbeiter, dem jetzigen geschickten Rathsapotheker in Hannover, Herrn Schröder gemacht worden.

schlag entstehen müssen, wenn ein weinsteinsaures Neutralsalz in der Mischung befindlich gewesen wäre. Allein es erfolgte nichts dergleichen. Auch enthielt die Mischung überhaupt kein Salz mit vegetabilisch-alkalischer Grundlage, weil sonst in jedem Falle regenerirter Weinstein hätte entstehen und in der Mischung sichtbar werden müssen.

e) 10 Gran wurden in Wasser aufgelöst, die Auflösung filtrirt und das Filtrat mit sogenannter Hahnemannscher Weinprobe, oder mit Schwefelgaswasser versetzt. Die Mischung blieb klar, und gab dadurch den überzeugendsten Beweiß, daß keine metallische Mittelsalze, kein Spiesglanzweinstein, kein Zink- oder Eisensalz in dem Tranke befindlich seyen.

Schwache Salzsäure, die auf die Filtra — c. d. e. — gegossen wurde, um durch sie einen etwanigen Niederschlag aufzulösen, der während dem Abrauchen entstanden seyn könnte, gab nachher mit dem hydratisirten Wasser ebenfalls keine Spur einer metallischen Auflösung.

5.

Jetzt nahm man die oben erwähnte Operation vor, und ließ den abgerauchten Rest, welcher 3 Lth. 2 Quent. wog, in einem porzellainnen Tiegel glühen, löste sodann den Rest auf, filtrirte die Auflösung und rauchte sie bei äusserst gelindem Feuer ab. Hiedurch wurde die ganze Auflösung in Crystallen verändert, die größtentheils die Gestalt des Glaubersalzes hatten. Diese Crystallen betrugen am Gewicht 3 Loth.

6.

Durch den oben — 4. d. — beschriebenen Versuch, so wie durch die Gestalt und die Eigenschaften der Crystallen — K — war zwar schon überzeugend dargethan, der lethnardische Trank enthalte keines der Neutralsalze mit vegetabilisch-alkalischer Grundlage, da man indessen in dieser Zeit, aus einer Anzeige des Hrn. Thorey — welcher aber vom Gange seiner Analyse keine Nachricht giebt — ersahe, daß derselbe auch vitriolisirten Weinstein in diesem Tranke gefunden haben wollte, so wurde zu Auffindung desselben noch ein entscheidender Versuch gemacht.

Man ließ nemlich die erhaltenen Crystallen sämtlich, in einer Tasse von Porzellain, über dem Feuer in ihrem Crystallisationswasser zergehen. Ein Gegenversuch hatte gelehrt, daß alsdann der vitriolisirte Weinstein in der Masse zurückbleiben würde, indem dieser bekanntlich eine kaum nennbare Quantität Crystallisationswasser enthält, und eins der schwerauflöslichsten Neutralsalze ist. Die

Cry-

Crystallen aus dem Lehnhardischen Tranke wurden vollkommen flüssig, woraus denn erhellte, daß kein vitriolisirter Weinstein in denselben enthalten seyn könne.

7.

Die geschmolzene Masse wurde nun wieder aufgelöst, filtrirt und mit Mineralalkali versetzt. Es entstand ein ziemlich beträchtlicher Niederschlag, welcher gesammelt, ausgesüßt und dann wieder in Vitriolsäure aufgelößt wurde. Diese Auflösung lieferte, nach gelindem Abdunsten, drei Quentchen, zwei Scrupel Bittersalz, oder englisches Purgiersalz; da aber während dem Verfolg der Untersuchungsarbeit und durch die Versuche a, b, c, d, e, — 4. — ein geringer Verlust unvermeidlich war, so mögte wohl für die Quantität des Bittersalzes ein Loth zu berechnen seyn. Die Bestandtheile des lehnhardischen Trankes sind demnach in 12 Unzen

Glaubersalz	—	2 Loth
Bittersalz	—	1 —
Rothwein, leichter, oder mit Wasser verdünnter schwerer	—	21 —
		24 Loth

Vom Zucker, Klatschrosensaft, Klatschrosentinctur, oder andern vegetabilischen Stoffen, die absichtlich zugesetzt seyn könnten, fand sich auch nicht eine Spur.

Es ist zwar sehr schwierig, Pflanzentincturen mit Bestimmtheit zu entdecken; allein da man als gewiß annehmen kann, daß das Auflösungsmittel der Salze Rothwein sey: so erhellet schon hieraus, daß dem Dr. Lehnhard jede andere Art den Trank zu färben überflüssig scheinen müsse, und ist es auch nicht zu erwarten, daß er sich unnöthige Mühe geben werde.

8.

Der lehnhardische Trank besteht also aus Glaubersalz, Bittersalz und Rothwein, und ist nichts weiter als ein gemeines Purgiertränkchen. Da Lehnhard immer das hier gefundene Verhältniß der Bestandtheile desselben beobachte; ob er in der Zusammensetzung seines Trankes nicht variire, heute dieses, morgen jenes Laxiersalz in leichtem Landweine auflöse, um sein Kunststück für den Chemiker zu verstecken, wird nur er aussagen, und so auch die Widersprüche heben können, die sich in den bekannt gewordenen Analysen seines Trankes finden. Wer Zutrauen zu diesem Tranke, oder überhaupt zum häufigen Purgieren bei Schwangerschaften hat, und dies seiner Individualität angemessen findet, der kann sich ein ähnliches Medicament leicht für wenige Groschen, also 20 bis 30 mal wohlfeiler bereiten, wie es bei dem Herrn Doctor Lehnhard zu haben ist.

Daß

Daß man diesen Trank aber so wenig, wie irgend eine andere Universalarznei, werde sie auch noch so sehr gepriesen, nie ohne Zustimmung eines erfahrnen Arztes gebrauchen dürfe, indem er zuverlässig nicht für alle Menschen und für jeden gedenkbaren Zustand einer und derselben Frau passe, das ist eine Wahrheit, die so, wie eine zweite nicht minder wichtige, nicht laut genug gesagt werden kann. Es giebt nemlich keine Universal-Medicamente, sondern die Natur hat für jede Krankheit auch ein besonderes Arzneimittel in ihrem Schooße niedergelegt. Hat man sich von dieser unumstößlichen Wahrheit erst recht überzeugt, glaubt man dem erfahrnen Arzte, daß es nur wenig allgemeine Medicamente giebt, die aber nur in seiner Hand allgemeine Anwendung erlauben, dann wird der laut gepredigte, so wie der im Flüstern schleichende Charlatanism das unsägliche Unheil nicht mehr anrichten, was er bisher nur zu sehr anrichtete.

Hameln,
den Januar 1799.

Westrumb.

Vom tollen Hunde.

Mancher Hund wird für toll gehalten und getödtet, der es nicht ist. Und das mag immerhin geschehen, weil unter 10 vielleicht 9 sind, die abkommen können. Allein welch ein Glück, wenn man gewiß wissen könnte, ob ein für toll getödteter Hund auch wirklich toll gewesen sey. Denn welch eine Angst, welch eine Unruhe, welch eine Besorgniß aus dieser Ungewißheit für die ganze Gegend, wo er Menschen oder mit Vieh gebissen hat! Der Herr Rath D... in U., ein sehr großer Jagd- also auch Hundefreund, hat gesehen, daß ein Hund ein mit tollen Hundsgeifer beschmiertes Bratenstück nicht fressen wollte und versichert, daß der gesunde Hund einen tollen Hund, wenn er auch schon todt sey, fürchte und meide, daß er selbigen nicht beriche, sondern zitternd zurückbebte, wenn er gezwungen würde, sich solchem zu nähern. Dagegen bezeugt mein Schweinehirte, daß seine beiden Hunde sich mit einem angeblich tollen Hunde herumgebissen haben, und dieser Hund wohl toll gewesen seyn müsse, weil seine beiden Hunde bald darauf toll geworden wären.

In Hörsum, einem hier nahe liegenden Dorfe, sind seit letzten Michaelis

charlis nach und nach vier Stück Hornvieh toll geworden, und das letzte erst nach Weihnachten. Der Hirtenhund, der sie gebissen hat, ist schon toll geworden, als das Vieh noch hinaus auf die Weide ging. Und der Biß selbst muß unbedeutend gewesen seyn, weil keine Wunden bemerkt sind. Wißt man, wie lange nach dem Bisse das gebissene Thier von solchem Bisse noch toll werden kann?

Und ist des Herrn Pastor Paulus zu Rinteln Mittel, der Hundswuth vorzubeugen, schon versucht und bewährt gefunden? — Er hält die schnelle Abwechselung der Hitze mit Kälte für die einzige Ursache der Hundswuth, und will daher, daß die Hunde nicht unterm Ofen, sondern einen Fuß breit davon, und des Nachts nicht auf dem Hofe, sondern in dichten mit Heu und Stroh versehenen Hütten liegen sollen.

Mir ist dagegen eingewandt, daß letzthin in dieser Gegend ein, der schnellen Abwechselung von Hitze und Kälte nicht ausgesetzt gewesenes Schooßhündchen toll geworden ist; daß auf jedem Bauerhofe ein Wagenschauer i Schweinekoven oder sonst ein Winkel sey, wo sich ein Hund gegen die strengste Kälte schützen könne, und daß es unterm Ofen nicht viel wärmer wäre, als einen Fuß breit davon.

Des obgedachten Herrn Raths 4 bis 5 Hunde haben seit 20 Jahren stets mit ihm auf einem, gewiß sehr heißen Zimmer gewohnt, und beständig unterm Ofen gelegen: und doch ist keiner von seinen Hunden toll geworden. Ganz ohne Anschein sind diese Einwendungen also nicht.

Vom Tollwurm nehmen wollen die jetzigen Thierarzneikundigen nichts wissen. Woher mag die Sage gekommen seyn, daß die Hunde, welchen der Tollwurm genommen ist, nicht beißen? Und worauf mögen sich die Verordnungen gründen, nach welchen der Tollwurm genommen werden muß? Wer Beispiele weiß, daß Hunde, welchen der Tollwurm genommen ist, gebissen, oder nicht gebissen haben, sondern an der stillen Wuth gestorben sind, der thäte gewiß manchem einen Gefallen, wenn er solches öffentlich bekannt machte.

Und die Verordnung, nach welcher der tolle Hund von einem Orte zum andern verfolgt werden muß bis er getödtet ist, verdiente genauer befolgt zu werden. Vielleicht wäre dies der Fall seyn, wenn der Verordnung eine namhafte Strafe angehängt und überall bekannter wäre, daß es nicht vom Willkühr des Richters abhängt, ob und wie er strafen und die Strafen beitreiben oder erlassen will.

Limmer bei Ahlfeld. A. H. Homeyer.

Es wurde im 61ten Stück des vorigjährigen neuen hannöverischen Magazins ein Mittel gegen den Durchfall junger Kälber angegeben, ein gleiches Mittel wünscht man für unsere hiesigen Kühe und Rinder, die sobald sie auf die öffentliche Weide, welche aus einem kleinen Gehölze von Eichen und einigen braach liegenden Feldern besteht, kommen, von einem ähnlichen Durchfall befallen werden. Der Bauer nennt es das Lohren, und viele Kühe und Rinder, meistens alle aus andern Dörfern mit auf diese Weide getriebenen, sterben daran. Woher dies Lohren entstehe, das eben in den benachbarten Dörfern nicht so bekannt zu seyn scheint, ob es vom Fressen gewisser dem Hornvieh schädlicher Kräuter und der im Holze wachsenden Dornen, von dem frühen Austreiben und daß sie bei jeder Witterung Tag und Nacht unter freiem Himmel verweilen müssen, oder von andern Dingen, wie z. B. vom Genusse des noch allzu jungen Grases, dem Einsaugen schädlicher sich im Frühjahre häufig aus der Erde empor drängender Dünste u. s. w. komme; weiß ich nicht. Nur dies weiß ich zuverlässig, daß die hiesige Gemeinde ihr Vieh gegen diese gefährliche Krankheit sichern, manchem Hauswirth jährlich 3 bis 4 Stücke Vieh mehr behalten und einige Mädchen, die beim dreimaligen Melken gehen des Tages oft 5 bis 6 Stunden ausserm Hause zubringen müssen, weniger nöthig haben würde, oder doch zu andern Geschäften gebrauchen könnte, um von andern Vortheilen nichts zu sagen, wenn sie sich zu einer schon so oft erwähnten und von so manchem einsichtsvollen Oekonom angepriesenen Vertheilung der Länder entschließen könnte, Futterkräuter bauen und ihr Vieh im Stalle zu füttern anfangen wollte. Allein so lange sie diese ihre Vortheile noch nicht wahrnehmen will, so wird sich ein Freund des Guten um sie sehr verdient machen, wenn er in dieses Magazin ein probates Mittel gegen diese hier so gemeine Krankheit der Kühe und Rinder einrücken ließe, und sie so vor vielen oft noch mehr diese Krankheit schadenden Quacksalbereien zu bewahren suchte.

Eisendorf.

Hannöverisches Magazin.

47tes Stück.

Freitag, den 14ten Junius 1799.

Herrn Professor Gadds Versuche über die ungleiche Wirkung der Herbstfröste auf den Ackerbau und die Pflanzungen.

Aus dem Kongl. Svenska Vetensk. Acad. Nya Handl. übersetzt von

J. G. A. Blumhof.

§. 1.

Der Winterfrost entstehet von häufigem Regen im Herbst, und der Nässe und Feuchtigkeit, welche nach der besondern Beschaffenheit der Erdarten vorher in ihnen gefunden werden, wenn sie durch die herannahende Kälte zu Eis, und die Erde davon auf eine grössere oder geringere Tiefe hart und fest zufriert.

§. 2.

Der Frost findet sich in niedrigem und sumpfigem Boden tiefer, als an höhern und abhängigen Stellen. Derjenige Boden, welcher Wind und Wetter ausgesetzt ist, wird eher und tiefer vom Frost heimgesucht, als der, welcher weniger im Winde liegt, weshalb auch in Oestreßland der Frost durchgehends das ganze Jahr 14 bis 20 Zoll tief, in Holland hingegen kaum 13 Zoll tief gefunden wird.

§. 3.

Es kommt auch viel auf die Beschaffenheit des Frostes an, ob er im Herbst von sehr starker oder gelinder Kälte entstehe; ob die Erde bei stillem Wetter oder bei einem fortdauernden trocknen und kalten Winde zufriert; und ob endlich der Boden mit Schnee oder nicht bedeckt gewesen.

§. 4.

Seit Fahrenheit und Mairan ist es bekannt, daß alles Wasser an windfreien Stellen, welches stillstehend ist, zum Gefrieren zu Eis eine grössere Kälte erfordert, als wenn die-

dieses bei trocknem kaltem Winde geschieht; auch ist es durch die Versuche des Hrn. Professor Brugmanns zu Gröningen bestätigt, daß stilles Wasser in einem Teiche, welches bei 7 bis 10 Grad Kälte noch fließend seyn kann, doch gleich bei eben der Kälte zu Eis gefriert, wenn es blos mit einem flachen Stabe oder Spaden in Bewegung gesetzt wird.

§. 5.

Herr van Swinden hat uns von der heftigen Kälte des Jahrs 1776. viele erläuternde Bemerkungen geliefert a). Er fand, daß auf demjenigen Boden, von welchem man beständig den Schnee wegfegte, sich die Kälte bis 21 Zoll in die Erde drängte, aber in einem Abstande von 12 Fuß, wo die Erde 9 Zoll hoch mit Schnee bedeckt war, bemerkte man sie kaum zugefroren. Nach den Versuchen des Herrn de Vols zu Leuwarden fand auch er, daß da, wo bei einer strengen Kälte der Erdboden vom Schnee entblößt, zugefroren war, ein 20 Zoll tiefer Frost existirte: hingegen auf allen Stellen, die mit 4 Zoll hohem Schnee überdeckt waren, hatte sich der Frost blos 12 Zoll tief hineingedrungen, und in einem angränzenden Fruchtgarten, wo der Boden mit 6 Zoll hohem Schnee überdeckt war, fand man von der strengen Kälte blos ½ Zoll tiefen Frost.

§. 6.

Sobald die Erde im Herbste von der Kälte bereift wird, werden alle perennirenden Gewächse davon in einen betäubenden Schlummer versetzt; sie ziehen, so lange die Erde zugefroren ist, keine Feuchtigkeit und Nahrung aus derselben, so wie noch weniger die Saamen aller Jahrgewächse keimen. Hiedurch wird in allen nordischen Ländern eine häufigere Nahrung und Unterhalt für allerhand Getreidearten und Gewächse beim Ackerbau und bei Pflanzungen auf den Frühling und Sommer erspart. Weil aber die Gewächse, welche wir kultiviren, nach ihrer innern Zusammensetzung, und ungleichen Bauart oder Construction sehr ungleich sind, und weil der von der Kälte auf eine ungleiche Weise entstehende Frost nach diesem Verhältniß auf sie würkt — so ist es kein Wunder, wenn dieser mehr oder weniger tiefe Frost, welcher von den während seiner Entstehung eintretenden Umständen herrührt, für das eine Gewächs vortheilhaft, für ein anderes aber schädlich wird.

§. 7.

In den nördlichen Gegenden freuet sich überhaupt der Landmann, wenn bei einem nackten Boden die Getreidacker zufrieren. Geschieht dieses erst, nachdem viel Schnee gefallen ist,

a) Observations sur le froid rigoureux en 1776., par J. H. van Swinden.

ist, so verfault die junge Getreidesaat. In Gärten und Pflanzungen verhält es sich mit gewissen Arten von Gewächsen umgekehrt, und es verdient durch besondere Versuche ausgemacht zu werden: welche Gewächse dieses sind? unter welchen Umständen sie für Kälte und tiefen Frost am empfindlichsten sind? und durch welche Mittel man dieser Unbequemlichkeit abhelfen könne?

§. 8.

Die Bemerkungen, welche der Hr. Professor Gadd mehrere Jahre über diese Gegenstände in Finnland gemacht und gesammelt hat, sind folgende:

§. 9.

Die junge Rockensaat wurde nie beschädigt, obgleich der Frost im Herbst, bei einem unbedeckten Boden, stark war. Traf aber eine langsame Kälte mit kaltem Winde ein, so ward der Herbstweizen zuweilen davon beschädigt. Damit die Rockensaat mit ihren Wurzeln zu Ermangelung zureichender Herbstfröste, nicht bei einfallendem Winterschnee verfaulen möge, pflegen erfahrne Landwirthe mit leichten Pflugschaaren in den frisch gefallenen Schnee dichte Furchen zu ziehen, damit die Erde dadurch zum stärkern Frieren geöffnet werde, oder es wird auch der Schnee mit einer besonders dazu eingerichteten Egge herumgerissen.

§. 10.

Neuen und seichten Baumschulen schadet der Frost, wenn er nicht mit Schnee vergesellschaftet ist, welches auch bei Pflaumen-, Kriechen-Büschen, Schlehen, Liguster, Geisblatt, weißen Maulbeeren, Färbepfriemen (Genista tinctoria) und Buchsbaum der Fall ist. Bedeckt man sie aber einen Tag nachdem die Kälte zunimt, mit strauchigem Haarhutmoos (Polytrichum scoparium), so nehmen sie keinen Schaden.

§. 11.

Aepfel-, Birn- und Kirschbäume, welche schon Wurzel geschlagen und auf keinem sumpfigen Boden stehen, leiden vom tiefen Froste nicht, falls er auch ohne Schnee eintrit; eben das gilt auch von Johannis- und Stachelbeerstrüchern, und den gewöhnlichen Provinzrosen; aber gefüllte Schneebälle b) und doppelte Rosen, nebst Hollunder, sind weit empfindlicher; ist aber Vorrath von Schnee da, so, daß die Wurzeln bei Zeiten damit überdeckt werden, so leiden sie noch weniger vom Froste.

§. 12.

Amerikanische Wallnuß- und Kastanienbäume vertragen tiefen Frost; wer-

b) Viburnum Opulus roseum L.

den aber letztere der Frühlingssonne ausgesetzt, so, daß der Saft zeitig Blätter herausbringt, dann schaden ihnen gemeiniglich die Frühlingsnachtfröste, und sie gehen aus. Ueberhaupt bringen auch alle Fruchtbäume spätere Früchte, wenn tiefer Frost in der Erde gewesen.

§. 13.

Ausserdem werden die Fruchtbäume nicht des Frostes wegen, sondern aus andern Ursachen von sehr starker Kälte beschädigt. Die ungewöhnlich starke Winterkälte der Jahre 1740., 1776. und 1788. c) hat dieses gezeigt. Wenn die Bäume im Herbste lange ihr Laub ohne Abfall behalten, wovon der Nahrungssaft im Baume zurückgehalten wird, bis die Kälte zunimt, alsdann zerspringen die Röhrchen und Adern in den Stämmen und Zweigen der Bäume von der starken Winterkälte, so, daß sie den folgenden Herbst ausgehen, ungeachtet aus den Wurzeln neue Schößlinge hervorsprießen. Am gewöhnlichsten ist dies der Fall bei Kirschen und Pflaumen, so wie auch, wenn in strengen Wintern die Augen der Aepfelbäume nicht von häufigem Herbstschnee bedeckt und eingehüllt sind. (Die Gärtner pflegen sie alsdann mit Stroh zu umwinden; weil aber, falls das Getreide nicht gut ausgedroschen ist, die Aepfelbäume und ihre Augen im Winter oft von Ratten und Mäusen beschädigt werden, so ist es sicherer, sie mit frischem sträuchigem Haarhutmoose (Polytrichum scoparium) zu bewickeln). Wenn sich im Winter und Frühjahr mehrmals Eiszacken an den Bäumen festsetzen und nicht abgenommen werden, so pflegt auch eben dieses Uebel zu entstehen.

§. 14.

Von ausländischen kleinern Bäumen und Sträuchern schadete der tiefe Frost, oder die finnische Winterkälte, (nach Herrn Gadds Bemerkungen) folgenden Gattungen und Arten nicht:

dem gemeinen Bastardjasmin (Philadelphus coronarius L.)

dem gemeinen Schneeballen (Viburnum Opulus L.)

dem sibirischen Erbsenbaum (Robinia),

den Sirenen (Syringa),

der weidenblättrigen Spierstaude (Spyræa salicifolia L.)

dem wohlriechenden Himbeerstrauch (Rubus odoratus L.)

und eben so wenig den französischen und amerikanischen Weinreben.

§. 15.

c) Die Kälte dieses jetzigen Winters (1798. und 1799.) soll fast noch strenger gewesen seyn, als die der angeführten Jahre.

Der Uebers.

§. 15.

Von Färbepflanzen ſind beſtändig von tiefem Froſt und der ſtrengſten Winterkälte unbeſchädigt geblieben:

die amerikaniſche Wieſen- oder Färberſcharte (Serratula tinctoria L.)
der Waid (Iſatis tinctoria L.)
die amerikaniſche oder ſchmalblättrigte Goldruthe (Solidago Canadenſis L.)
die ſyriſche Seidenpflanze (Aſclepias Syriaca L.)

deren Stengel zu Flachs und die Saamenhülſen zu Baumwolle genutzt werden. Wenn die Wurzeln der letztern nach bloßem Froſt und Kälte doch nicht wie Hopfenwurzeln mit ſtarken Tannenzweigen zugedeckt waren, ſo gingen ſie oft bei ſtarker Kälte aus. Den Krapp und deſſen Wurzeln hat Hr. Profeſſor Gadd bei offenem und ſtarkem Froſte gänzlich verlohren, ſo wie auch den Wau (Reſeda lutcola), falls er ſchon im Herbſt hervorgekommen war.

die Zaunrübe (Bryonia alba L.)
der Kellerhals (Daphne Mezereum L.)
die römiſche Afterchamille (Anthemis nobilis L.)
die gemeine Zichorie (Cichorium Intybus L.)
der Balſam-Rheinfarn (Tanacetum Balſamita L.)
der Hollunder (Sambucus nigra L.)
und andere,

wenn ſie aber im Herbſt, nachdem es einen Tag gefroren, mit Haarhutmoos (Polytrichum ſcoparium) bedeckt werden, ſo kann man ſie auch den Winter über erhalten. Alle Rhabarberarten, als: Rheum Raponticum, Undulatum, Compactum und Palmatum, ertrugen den tiefſten Froſt und ſtrenge Kälte, ſo auch Zwerghollunder (Sambucus Ebulus), Stechapfel oder Tollkraut (Datura Stramonium), weißer Dictam (Dictamnus albus), Nießkraut (Veratrum), großer Huflattig (Tuſſilago Petaſites), Alantwurzel d), Angelike, ſpaniſcher Körbel (Scandix odorata) u. m.

§. 16.

Von officinellen Pflanzen vertragen einige eben ſo wenig einen tiefen Froſt. Dieſe ſind:

das Scordien-Teucrium (Teucrium Scordium L.)
die europäiſche Haſelwurz (Aſarum europæum L.)

§. 17.

Gewöhnliche Küchengewächſe nehmen dagegen oft Schaden, wenn ſie von tiefem Froſt in der Erde beſchwert werden. Spargelbeete, welche über der Erde angelegt werden, verfrieren dann gemeiniglich. Wenn man ſie aber im Herbſte eine Viertel Elle hoch mit

d) Inula Helenium L.

Der Ueberſ.

mit Pferdemist überdeckt, so erhalten sie sich während des Winters. Als bei einer starken Kälte und tiefem Herbstfroste die Zuckerwurzeln (Sisarum) eines Jahrs in meinem Küchengarten zerstört wurden, blieb doch ein Theil von ihnen verschont, wo zufälliger Weise ein Finger Mist darüber gestülpt worden war.

§. 18.

Sibirische oder knollige Phlomis (Phlomis sibirica s. tuberosa), gemeine Kratzdisteln (Cnicus oleraceus) nebst allen lappischen und sibirischen Gewächsen, ertragen tiefen Frost; aber von gemeinen Küchengewächsen werden oft beschädigt: Mangold (Beta Cicla), Petersilienwurzeln (Apium petroselinum), Artischocken, Schalotten (Allium Ascalonicum) ꝛc., wenn sie wegen der Kälte, welche bei einem nackten Boden eintrit, im Herbst nicht bei Zeiten bedeckt werden. Dünge darüber ausgebreitete Tannenzweige schützen sie nicht. Die knollige Platterbse (Lathyrus tuberosus) und Dragon-Wermuth (Artemisia Dracunculus), auch englischer Spinat und Mönchsrhabarber (Rumex Patientia) erhalten sich unzugedeckt, so wie Berberis, Rauch- und Weinbeersträucher.

§. 19.

Ausser Schneeblumen (Galanthus nivalis) und Zeitlosen (Colchicum), Tagblumen (Hemerocallis), Feuerlilien (Lilium bulbiferum) und Kaiserkronen (Fritillaria), verderben alle einem tiefen Froste ausgesetzte Blumenzwiebeln. Durch die strenge Kälte von 1788. verlohr Hr. Gadd in seinem Garten zu Abo alle Narzissenzwiebeln, die Tulpenzwiebeln aber blieben unbeschädigt. Auf seinem Landgute hingegen, 18 Meilen von Abo im Lande, wurden keine Narzissenzwiebeln beschädigt; sondern alle Tulpen verfroren. Die Ursache der ungleichen Wirkung dieser strengen Kälte war die, daß in der Stadt die Narzissen alle frisch umgesetzt waren, und in der Erde noch keine so tiefe Wurzeln schlagen konnten, als die Tulpen, welche schon einige Jahre in der Erde gestanden hatten; auf dem Lande hingegen waren die Tulpen den Sommer vor der strengen Kälte umgesetzt; aber die Narzissen waren in einer tiefern Lage in der Erde unberührt stehen geblieben und wurden deshalb nicht beschädiget. Bellis und der größte Theil der Nelken verfrieren, wenn sie nicht zeitig mit Haarhutmoos überdeckt werden. Kugeldisteln (Echinops), Hülsschirm (Bupleurum) und Ruthbeckie (Rudbeckia) werden von der Kälte und tiefem Froste nicht beschädigt.

§. 20.

Die Saamen aller Jahrgewächse, welche spät keimen, werden auch von Kälte oder tiefem Froste nicht beschädigt, wenn sie im Herbst kurz vor der

Hannöverisches Magazin.

48tes Stück.

Montag, den 17ten Junius 1799.

Ueber den Zungenkrebs unter dem Rindviehe,

vom Dr. A. A. Zwierlein,

Fürstl. Fuldaischem Hofrathe, Brunnenarzte und Physikus zu Brückenau.

Seit einem Jahrhunderte ist in Deutschland der sogenannte Zungenkrebs mehrmal unter dem Rindviehe bemerkt worden; er hat aller Orten Aufsehen erregt, und Schrecken verbreitet, wo er nur hinkam. Um so mehr ist es zu verwundern, daß nur in sehr wenigen Schriften, Verordnungen ausgenommen, Meldung von dieser Krankheit geschieht. Die Ursache mag wohl seyn, daß die Wenigsten die Krankheit selbst beobachtet haben, und daß die widersprechenden Nachrichten, welche dieses Uebel bald als äußerst ansteckend und gefährlich, bald als ganz unbedeutend schilderten, die Aerzte in Verlegenheit setzten, so, daß sie nicht wußten, was sie von dieser Krankheit halten sollten.

Die ältesten Nachrichten vom Zungenkrebs in Deutschland, deren ich habe habhaft werden können, schreiben sich von 1682.

Die älteste Schrift in Deutschland über diesen Gegenstand, die ich kenne, ist folgende, die mir die Hochfürstl. Regierung zu Fulda überschickte, als sie im Jahr 1785. von mir ein Gutachten über den damals in der Gegend von Mainz herrschenden Zungenkrebs verlangte:

Sehr köstliche Rindviehcur, oder unterschiedliche herrliche Recepte und Arzeneimittel, wie sie an viel hundert Stück Rindvieh bei jetzt einreissender gefährlichen Seuche nächst göttlicher Hülfe gebraucht und gut befunden worden. Allen armen bedürftigen Land- und Bauersleuten zu sonderbarem Nutzen und Behuf, theils aus dem Italienischen ins Teutsche versetzt. Auf hohes Begehren zum Druck befördert. Im Jahr

1682. Fulda, zu finden bei Maria Ursula Blosin, Wittib.

Die ganze Schrift ist nur einen Bogen in klein Octav stark, und auf dem Titelblatte mit einer Kuh in Holzschnitt geziert.

Vorrede. „Nachdem sowohl aus Italien und Schweitz, als andern vornehmen Orten glaubwürdiges Gerücht gehet, was maßen unter dem Rindvieh sonderlich eine gefährliche ansteckende Seuche, der brennende Krebs genannt, eingerissen, welche in kurzer Zeit von ferne, und zwar aus dem mailändischen Gebiet sich herausgeschlichen, und in sicherer Erfahrung, durch einige daselbst in Verhaft gezogene Zauberer also zugerichtet und verursacht worden, daß diese Seuche jederzeit in vier und zwanzig Stunden auf die zwei Stunde Wegs weiter von und um sich greifet, sogar daß auch in bekannter Orten Gegend solche leider immer näher kommen, und bei weniger Zeit viel Vieh hinwegreissen will, ehe man es verspüret, und heilsame Mittel dafür erfinden und brauchen könne. Also hat man u. s. w.“

Beschreibung der Krankheit.

1. „Es wird aber gemeldete Seuche erkennet, wenn bei dem Vieh sich etwas wenig Schaum sehen lässet, und auf der Zunge schwarze oder gelbe Blätterlein auffahren, davon es dermaßen angesteckt und vergiftet wird, daß es in wenig Stunden verrecken muß; ja, man hat vor gewiß geschrieben, daß das Vieh, indem die Zungen innerhalb vier und zwanzig Stunden als verfaulet ausgefallen, plötzlich in großer Menge umgefallen, bevor gute Mittel an die Hand gegeben werden können.“

„Einer von den berührten Zauberern soll gegen Vertröstung, sein Leben zu erhalten, entdeckt und bekennet haben, daß diesem Unheil anders nicht könne widerstanden und abgeholfen werden, als wenn man mit einem silbernen Werkzeuge die schwarzen oder gelben Blattern eröffne, die giftige Materie herausstreiche, und alsdann mit Honig und Salz, auch mit einem neuen ungebleichten Leinewandfetzen wohl reibe; darbei auch guter Weinessig zu gebrauchen wäre.“

Kur. „Täglich soll dem Vieh Abends und Morgens die Zunge visitirt werden; denn bei dem Vieh, welches angesteckt, thun sich unter der Zunge gelbe Flecken oder Blätterlein hervor, theils auch Wunden.“

„Die Blätterlein sollen geschabet und geschrapelt werden mit einem silbernen Geltlein a) an ein eisernes Stäng-

a) Bei mehrern Gemeinden im Fuldaischen war dieses Instrument noch bis jetzt aus jenen Zeiten aufbewahrt worden, ohne daß jemand dessen Bestimmung und Gebrauch mehr wußte.

Der Verfasser.

Stänglein befestigt, bis das Blut kommt, und darnach mit Salz gerieben werden. Ein neues Tuch soll in Essig getunkt, damit die Blattern gewaschen und mit Honig beschmieret werden. In zwei bis drei Tagen werden diese Mittel helfen."

„Das neue Tuch soll jedesmal verbrannt und ein anderes genommen werden; auch sollen jedesmal die Hände gewaschen werden. Von solchem kranken Vieh soll weder Milch, Schmalz, Butter noch Fleisch gebraucht werden. Das Vieh soll nicht vor Sonnenaufgang ausgetrieben, aber zeitlich vor Sonnenuntergang eingetrieben werden."

„Dann folgt ein Recept aus Knoblauch, Salben, Rauten, Lavendel, Rosmarin, Wermuth, Salz mit Essig bis auf die Hälfte zu kochen, und die Zunge damit zu waschen."

Präservativmittel. „Eins aus zehnerlei bittern Kräutern, Salz und Pfeffer, von jedem eine Handvoll, in ein Maaß Essig, und drei Maaß weißen Wein wohl zu sieden, und jedem Stücke alle Morgen ein halbes Maaß zu saufen zu geben. Ein anderes aus Schwefel, Schießpulver, Attichkraut, Teufels-Abbiß genannt, mit einander gepulvert, dem gesunden Viehe Morgens, Abends und Nachts die Zungen unten und oben damit gerieben, soll es vor dem Uebel bewahren.

„Die Hirten sollen nicht auf die Weide zu nahe treiben, allwo das Uebel schon eingerissen wäre."

So viel aus dieser Schrift zum Beweise, daß man nach hundert Jahren in der Kenntniß und Kur dieser Krankheit eben nicht weiter gekommen ist, und daß die herrschaftlichen Verordnungen und Kurart in den achtziger Jahren aus jener Zeit herstammen, da sich immer eine auf die andere bezieht, und jetzt in den meisten Verordnungen fast ganz die nemliche Kurart empfehlen, und die Krankheit immer für sehr gefährlich ausgeschrien wird.

Ganz die nemliche Schrift kam auch in Arnstadt in Thüringen 1682. im Druck heraus unter dem Titel:

Bericht, die an etlichen Orten eingerissene Viehseuche betreffend, sammt unterschiedlichen Recepten für dieselbe u. s. w. Auch ist eine Zeichnung des empfohlenen Instruments dabei.

Ebenfalls im Jahre 1682. erschienen unterm 2ten Sept. vom Churfürst Ernst August für das Hannöversche, und vom Herzog Georg Wilhelm für das Cellische beinahe gleichlautende Verordnungen über den herrschenden Zungenkrebs.

Im Jahre 1716. herrschte der Zungenkrebs wieder in Deutschland, wie eine zu Arnstadt erschienene ge-

druckte Verordnung bezeugt. Laut dieser Verordnung grassirte die Seuche wieder in vielen Ländern. Das Instrument ist auch wieder eben so beigezeichnet.

Im Jahre 1731. war diese Krankheit abermals in Deutschland, zufolge einer in Arnstadt erschienenen Anweisung und Unterricht darüber.

Eine Chur-Braunschweigische Verordnung unterm 27sten März 1732. wegen des Zungenkrebses zeigt, daß er in dasiger Gegend bemerkt wurde. Diese Verordnung bezieht sich ganz und gar auf das Verfahren vom Jahre 1682, und versichert, daß die Zufälle der Krankheit mit jener von 1682. ganz gleich wären.

Auch in Nürnberg erschien 1732. eine gedruckte Nachricht wegen des aufs neue grassirenden Zungenkrebses.

Im Jahre 1732. herrschte das nemliche Uebel in der Schweitz, und wurde von Scheuchzer beschrieben. Die Viehärzte nahmen nach seiner Erzählung Stücke Geld, die sie am Rande sägenförmig ausfeilten, damit schabten sie am Geschwüre, bis Blut kam. Das geschabte Geschwür wuschen sie mit Weingeist oder Essig aus, und es heilte.

Erxleben b) beschreibt die Epizootie 1732. also: „Bei dieser Seuche des Hornviehes entstand an der Zunge desselben eine Beule oder Blatter, die anfänglich weiß war, nachher roth und endlich schwarz wurde, und zuletzt in ein krebsartiges Geschwür der Zunge überging. Das Vieh schien übrigens anfänglich dabei ganz gesund zu seyn, fraß und soff, so daß man öfters die Krankheit nicht eher bemerkte, bis es zu spät war, Hülfe dagegen zu leisten; denn die Krankheit war so heftig, daß das Vieh in 24 Stunden davon starb.“ Auch eine Viehseuche des Jahrs 1682. beschreibt Erxleben c) aber ganz anders, als sie in der obigen ersten Schrift geschildert wird.

In Preussen zeigte sich im Jahre 1745. eine Krankheit, die nach Bergrath Scopoli d) folgende Zufälle mit sich führte:

1) Frigus totius corporis.
2) Rigiditas et insueta artuum immobilitas.
3) Defectus naturalis caloris in ore et naso.
4) Fluor mucosus ex dictis locis.
5) Quandoque vesica in lingua, primo albida, dein rubra, denique nigra.

6)

b) Praktischer Unterricht in der Viehartzneikunst, Seite 225.

c) A. ang. O. Seite 223.

d) Annus III. historico-naturalis.

6) In quibusdam lingua tota albidum aut nigricantem colorem induit.

7) Respiratio perpetuo difficilis, celer, foetida.

8) Tussis ac stertor.

In cadaveribus hepar fuit gangraenosum, vesica, fellea, magna ac plena bile fusca, omasus inflamatus et nigricans, cor nigro cruore plenum, pulmones corrupti.

Aus dieser Schilderung ersieht man gleich, daß diese Viehkrankheit, schlimmer war, als der gewöhnliche Zungenkrebs. Vielmehr war es eine ganz andere Krankheit, wobei der Zungenkrebs nicht allein, sondern nur bisweilen bei einem Thiere bemerkt wurde, wie die fünfte und sechste Nummer ganz deutlich besagen. Bei manchen Stücken hatte die Zunge nur eine weiße oder schwärzliche Farbe.

In den Jahren 1785, 1786 und 1787 befiel der Zungenkrebs abermals das Rindvieh in vielen Gegenden Deutschlands, in Baiern, Schwaben, Franken, in der Pfalz, im Mainzischen, Hessischen, in Ober- und Niedersachsen. Laut der gedruckten Verordnungen, die ich besitze, grassirte diese Zungenkrankheit im Mainzischen, im Jan. und Jul. 1785. unter dem Hornviehe; im Fürstenthum Waldeck unter dem Rindviehe und Pferden im Hornung 1786; im Fürstenthum Oettingen erschien eine Verordnung unter dem 23sten Hornung 1786, bloß aus Vorsicht, die Krankheit äußerte sich noch nicht im Lande; eben so in der Grafschaft Wächtersbach unterm 12ten Jul. 1786, aus Besorgniß, da sich die Krankheit in der Nachbarschaft und Gegend um Frankfurt zeigte. Im September und October beobachtete ich die Zungenkrankheit beim Rindviehe im Fuldaischen. Zu München erschien unterm 8ten October 1786. eine Verordnung; in Hessencassel unterm 24sten October 1786, wo Pferde und Hornvieh daran litten. In Nürnberg wurde 1786. ein Bericht und Belehrung für den Landmann bekannt gemacht; die Krankheit existirte allda noch nicht. In Weimar erschien den 10ten November 1786. eine Bekanntmachung der Polizeidirection, den Zungenkrebs betreffend, welcher damals in den Gegenden von Coburg und Hildburgshausen das Hornvieh befiel. Das Uebel wird hierin Zungenearfunkel genannt. In der Grafschaft Lippe-Bückeburg hatten Pferde und Hornvieh die Krankheit, wie man aus den Verordnungen vom 19ten, 20sten und 21sten Jänner, und 3ten Hornung vom Jahre 1787. ersieht.

Dergleichen Verordnungen, Belehrungen und Warnungen kamen noch eine Menge aller Orten heraus; alle Regierungen, Magistrate und Polizeidirectionen wollten ihren Eifer für das allgemeine Wohl zeigen, und

bei

bei dieser Noth nicht unthätig blieben. In manchen Ländern wurde das silberne Instrument dutzendweise in Vorrath verfertigt, und an alle Aemter und Dorfschaften vertheilt. In den meisten Ländern erschienen die Verordnungen, noch ehe die Zungenkrankheit im Lande war und beobachtet werden konnte; alle Nachrichten und Beschreibungen beruhten daher entweder auf 1682, oder auf dem allgemeinen Gerüchte und bloßen Hörensagen, und so verbreitete sich das schreckenvolle Gerücht von Land zu Land. Nicht nur ging an manchen Orten die Volkssage, daß den kranken Thieren die Zungen innerhalb 24 Stunden ausfielen, (wie dieses in der Wetterau e) von einem Ochsen erzählt wurde, der seine Zunge auf dem Acker beim Pflügen verlohren haben sollte), sondern sogar in manchen Verordnungen ward versichert, daß die Zunge in 20, höchstens 30 Stunden stückweise ganz vermodert herausfiele. Aber alle diese Sagen wurden am Ende als falsch und erdichtet befunden.

Ich beschreibe nun diese Zungenkrankheit, wie ich solche im hiesigen Lande selbst beobachtet habe.

Unterm 14ten Jul. 1785. verlangte die Hochfürstliche Regierung zu Fulda ein Gutachten von mir über diese Krankheit, die sich damals im Mainzischen zeigte; besonders wollte sie wissen, ob diese Viehkrankheit ansteckend wäre. Sie schickte mir zugleich eine Beschreibung der Krankheit, nebst vorgeschlagener Kurart und Verwahrungsmitteln von andern Orten zur Einsicht mit.

Diese Beschreibung schilderte die Krankheit als sehr gefährlich. Die vorgeschriebenen Arzeneien waren: Chinarinde, Weinstein und Rosenhonig. Die aufgekratzte Blase auf der Zunge sollte mit einem Pulver aus gleichen Theilen, Pfeffer, Alaun und Salpeter, täglich zweimal gerieben werden. Das silberne Instrument war auch nicht vergessen. Alles dieses war von einer berühmten medicinischen Facultät entworfen und vorgeschrieben.

Damals hatte ich die Krankheit noch nicht selbst gesehen; ich hatte mich aber an andern Orten, wo sie herrschte, darum erkundigt, und sichere Nachrichten darüber eingezogen. Aus diesen konnte ich mit völliger Gewißheit schliessen, daß die Krankheit ein bloßes Localübel, daß sie weder ansteckend noch sonst den Thieren gefährlich sey; daß die theure Chinarinde und alle innerliche Arzeneien, so wie auch das silberne Instrument, gänzlich überflüssig seyn.

Ich berichtete dieses an die Regierung

e) Journal von und für Deutschland, 1786. 6tes Stück, Seite 160.

rung zu Fulda, und schlug folgendes zur Bekanntmachung vor:

1) Schultheiß und Vorsteher jedes Orts hat den Bauren öffentlich bekannt zu machen, daß solche bei dem Rindviehe die Zunge bisweilen untersuchen sollen, ob sich nicht an derselben, besonders hinten am Ende der Zunge, oben eine Blase ansetze, und ob die Zunge mit einem ungewöhnlichem Schleime überzogen sey.

2) Ist weder häufiger Schleim noch eine Blase da, so wird nichts am Viehe gemacht.

3) Ist die Zunge mit Schleim bedeckt, so wird dieser durch ein rauhes Tuch mit frischem Wasser wohl abgewaschen, dann die Zunge und der ganze Rachen mit Essig und Küchensalz noch etwas gerieben. Dieses geschiehet des Tages dreimal, nemlich Morgens, Mittags und Abends, und zwar jedesmal eine halbe Stunde vor der Futterung, damit nicht der Schleim mit dem Futter hinabgeschluckt werde. Dieses Verfahren wird fortgesetzt, so lange und so oft sich wieder vieler Schleim auf der Zunge ansetzt.

4) Zeigt sich wirklich eine Blase, so wird diese mit einem scharfen Instrumente, z. B. mit einem spitzigen Messer sogleich aufgeschlitzt; die geöfnete Blase, Zunge und der ganze Rachen werden dann täglich frühe und Abends mit Essig und Küchensalz fleißig ausgewaschen, so lange bis die Wunde wieder heilet, und sich kein widernatürlicher Schleim mehr ansetzt. Rauhes und hartes Futter darf man dem Viehe nicht geben, bis die Wunde völlig geheilt ist. Dieses ist die ganze einfache und doch wirksame Kurart.

Diese Vorschrift wurde von der Regierung im 30sten Stücke des Fuldaer Wochenblatts 1785, und wieder im 38sten Stücke 1786. bekannt gemacht.

Im Fuldaischen äußerte sich die Krankheit erst im September und October 1786, in den Oberämtern Salmünster, Motten und Brükenau, und zwar blos unter dem Rindviehe. Ob sie an andern Orten des Landes auch verspüret worden, weiß ich nicht.

Am ersten October wurde alles Rindvieh in Brückenau besichtiget, und bei 15 Kühen, die täglich vor den Hirten getrieben wurden, fand man Blasen auf der Zunge. Unter den Kühen, die immer im Stalle blieben, und Ochsen waren noch 16 Stück, die Blasen auf der Zunge hatten, also in allen 31 Stück Vieh.

Weit

den aber letztere der Frühlingssonne ausgesetzt, so, daß der Saft zeitig Blätter herausbringt, dann schaden ihnen gemeiniglich die Frühlingsnachtfröste, und sie gehen aus. Ueberhaupt bringen auch alle Fruchtbäume spätere Früchte, wenn tiefer Frost in der Erde gewesen.

§. 13.

Ausserdem werden die Fruchtbäume nicht des Frostes wegen, sondern aus andern Ursachen von sehr starker Kälte beschädigt. Die ungewöhnlich starke Winterkälte der Jahre 1740., 1776. und 1788. c) hat dieses gezeigt. Wenn die Bäume im Herbste lange ihr Laub ohne Abfall behalten, wovon der Nahrungssaft im Baume zurückgehalten wird, bis die Kälte zunimt; alsdann zerspringen die Röhrchen und Adern in den Stämmen und Zweigen der Bäume von der starken Winterkälte, so, daß sie den folgenden Herbst ausgehen, unerachtet aus den Wurzeln neue Schößlinge hervorsprießen. Am gewöhnlichsten ist dies der Fall bei Kirschen und Pflaumen, so wie auch, wenn in strengen Wintern die Augen der Aepfelbäume nicht von häufigem Herbstschnee bedeckt und eingehüllt sind. (Die Gärtner pflegen sie alsdann mit Stroh zu umwinden; weil aber, falls das Getreide nicht gut ausgedroschen ist, die Aepfelbäume und ihre Augen im Winter oft von Ratten und Mäusen beschädigt werden, so ist es sicherer, sie mit frischem sträuchigem Haarhutmoose (Polytrichum scoparium) zu bewickeln). Wenn sich im Winter und Frühjahr mehrmals Eiszacken an den Bäumen festsetzen und nicht abgenommen werden, so pflegt auch eben dieses Uebel zu entstehen.

§. 14.

Von ausländischen kleinern Bäumen und Sträuchern schadete der tiefe Frost, oder die finnische Winterkälte, (nach Herrn Gadds Bemerkungen) folgenden Gattungen und Arten nicht:

dem gemeinen Bastardjasmin (Philadelphus coronarius L.),

dem gemeinen Schneeballen (Viburnum Opulus L.)

dem sibirischen Erbsenbaum (Robinia),

den Sirenen (Syringa),

der weidenblättrigen Spierstaude (Spyræa salicifolia L.)

dem wohlriechenden Himbeerstrauch (Rubus odoratus L.)

und eben so wenig den französischen und amerikanischen Weinreben.

§. 15.

c) Die Kälte dieses jetzigen Winters (1798. und 1799.) soll fast noch strenger gewesen seyn, als die der angeführten Jahre.

Der Uebers.

§. 15.

Von Färbepflanzen sind beständig von tiefem Frost und der strengsten Winterkälte unbeschädigt geblieben:

die amerikanische Wiesen- oder Färberscharte (Serratula tinctoria L.)
der Waid (Isatis tinctoria L.)
die amerikanische oder schmalblättrigte Goldraute (Solidago Canadensis L.)
die syrische Seidenpflanze (Asclepias Syriaca L.)

deren Stengel zu Flachs und die Saamenhülsen zu Baumwolle genutzt werden. Wenn die Wurzeln der letztern nach bloßem Frost und Kälte, doch nicht wie Hopfenwurzeln mit starken Tannenzweigen zugedeckt waren, so gingen sie oft bei starker Kälte aus. Den Krapp und dessen Wurzeln hat Hr. Professor Gadd bei offenem und starkem Froste gänzlich verlohren, so wie auch den Wau (Reseda lutcola), falls er schon im Herbst hervorgekommen war.

§. 16.

Von officinellen Pflanzen vertragen einige eben so wenig einen tiefen Frost. Diese sind:

das Scordien-Teucrium (Teucrium Scordium L.)
die europäische Haselwurz (Asarum europæum L.)
die Zaunrübe (Bionia alba L.)
der Kellerhals (Daphne Mezereum L.)
die römische Afterchamille (Anthemis nobilis L.)
die gemeine Zichorie (Cichorium Intybus L.)
der Balsam-Rheinfarn (Tanacetum Balsamita L.)
der Hollunder (Sambucus nigra L.)

und andere,

wenn sie aber im Herbst, nachdem es einen Tag gefroren, mit Haarhutmoos (Polytrichum scoparium) bedeckt werden, so kann man sie auch den Winter über erhalten. Alle Rhabarberarten, als: Rheum Raponticum, Undulatum, Compactum und Palmatum, ertrugen den tiefsten Frost und strenge Kälte, so auch Zwerghollunder (Sambucus Ebulus), Stechapfel oder Tollkraut (Datura Stramonium), weißer Diktam (Dictamnus albus), Nießkraut (Veratrum), großer Huflattig (Tussilago Petasites), Alantwurzel d), Angelike, spanischer Körbel (Scandix odorata) u. m.

§. 17.

Gewöhnliche Küchengewächse nehmen dagegen oft Schaden, wenn sie von tiefem Frost in der Erde beschwert werden. Spargelbeete, welche über der Erde angelegt werden, verfrieren dann gemeiniglich. Wenn man sie aber im Herbste eine Viertel Elle hoch mit

d) Inula Helenium L.

Der Uebers.

mit Pferdemist überdeckt, so erhalten sie sich während des Winters. Als bei einer starken Kälte und tiefem Herbstfroste die Zuckerwurzeln (Sisarum) eines Jahrs in meinem Küchengarten zerstört wurden, blieb doch ein Theil von ihnen verschont, wo zufälliger Weise ein Fuder Mist darüber gestülpt worden war.

§. 18.

Sibirische oder knollige Phlomis (Phlomis sibirica s. tuberosa), gemeine Kratzdiestel (Cnicus oleraceus) nebst allen lappischen und sibirischen Gewächsen, ertragen tiefen Frost; aber von gemeinen Küchengewächsen werden oft beschädigt: Mangold (Beta Cicla), Petersilienwurzeln (Apium petroselinum), Artischocken, Schalotten (Allium Ascalonicum) ꝛc., wenn sie wegen der Kälte, welche bei einem nackten Boden eintrit, im Herbst nicht bei Zeiten bedeckt werden. Dünge darüber ausgebreitete Tannenzweige schützen sie nicht. Die knollige Platterbse (Lathyrus tuberosus) und Dragon-Wermuth (Artemisia Dracunculus), auch englischer Spinat und Mönchsrhabarber (Rumex Patientia) erhalten sich unzugedeckt, so wie Berberis-, Rauch- und Weinbeersträucher.

§. 19.

Ausser Schneeblumen (Galanthus nivalis) und Zeitlosen (Colchicum), Tagblumen (Hemerocallis), Feuerlilien (Lilium bulbiferum) und Kaiserkronen (Fritillaria), verderben alle einem tiefen Froste ausgesetzte Blumenzwiebeln. Durch die strenge Kälte von 1788. verlohr Hr. Gadd in seinem Garten zu Abo alle Narzissenzwiebeln, die Tulpenzwiebeln aber blieben unbeschädigt. Auf seinem Landgute hingegen, 18 Meilen von Abo im Lande, wurden keine Narzissenzwiebeln beschädigt, sondern alle Tulpen verfroren. Die Ursache der ungleichen Wirkung dieser strengen Kälte war die, daß in der Stadt die Narzissen alle frisch umgesetzt waren, und in der Erde noch keine so tiefe Wurzeln schlagen konnten, als die Tulpen, welche schon einige Jahre in der Erde gestanden hatten; auf dem Lande hingegen waren die Tulpen den Sommer vor der strengen Kälte umgesetzt; aber die Narzissen waren in einer tiefern Lage in der Erde unberührt stehen geblieben und wurden deshalb nicht beschädiget. Bellis und der gröste Theil der Nelken verfrieren, wenn sie nicht zeitig mit Haarhutmoos überdeckt werden. Kugeldiesteln (Echinops), Hüllschirm (Bupleurum) und Rudbeckie (Rudbeckia) werden von der Kälte und tiefem Froste nicht beschädigt.

§. 20.

Die Saamen aller Jahrgewächse, welche spät keimen, werden auch von Kälte oder tiefem Froste nicht beschädigt, wenn sie im Herbst kurz vor der

Neues Hannöverisches Magazin.

48tes Stück.

Montag, den 17ten Junius 1799.

Ueber den Zungenkrebs unter dem Rindviehe,

vom Dr. A. A. Zwierlein,

Fürstl. Fuldaischem Hofrathe, Brunnenarzte und Physikus zu Brückenau.

Seit einem Jahrhunderte ist in Deutschland der sogenannte Zungenkrebs mehrmal unter dem Rindviehe bemerkt worden; er hat aller Orten Aufsehen erregt, und Schrecken verbreitet, wo er nur hinkam. Um so mehr ist es zu verwundern, daß nur in sehr wenigen Schriften, Verordnungen ausgenommen, Meldung von dieser Krankheit geschieht. Die Ursache mag wohl seyn, daß die Wenigsten die Krankheit selbst beobachtet haben, und daß die widersprechenden Nachrichten, welche dieses Uebel bald als äußerst ansteckend und gefährlich, bald als ganz unbedeutend schilderten, die Aerzte in Verlegenheit setzten, so, daß sie nicht wußten, was sie von dieser Krankheit halten sollten.

Die ältesten Nachrichten vom Zungenkrebs in Deutschland, deren ich habe habhaft werden können, schreiben sich von 1682.

Die älteste Schrift in Deutschland über diesen Gegenstand, die ich kenne, ist folgende, die mir die Hochfürstl. Regierung zu Fulda überschickte, als sie im Jahr 1785. von mir ein Gutachten über den damals in der Gegend von Mainz herrschenden Zungenkrebs verlangte:

Sehr köstliche Rindviehcur, oder unterschiedliche herrliche Recepte und Arzeneimittel, wie sie an viel hundert Stück Rindvieh bei jetzt einreissender gefährlichen Seuche nächst göttlicher Hülfe gebraucht und gut befunden worden, Allen armen bedürftigen Land- und Bauersleuten zu sonderbarem Nutzen und Behuf, theils aus dem Italienischen ins Teutsche versetzt. Auf hohes Begehren zum Druck befördert. Im Jahr

1682. Fulda, zu finden bei Maria Ursula Blosin, Wittib.

Die ganze Schrift ist nur einen Bogen in klein Octav stark, und auf dem Titelblatte mit einer Kuh in Holzschnitt geziert.

Vorrede. „Nachdem sowohl aus Italien und Schweitz, als andern vornehmen Orten glaubwürdiges Gerücht gehet, was maßen unter dem Rindvieh sonderlich eine gefährliche ansteckende Seuche, der brennende Krebs genannt, eingerissen, welche in kurzer Zeit von ferne, und zwar aus dem mailändischen Gebiet sich herausgeschlichen, und in sicherer Erfahrung, durch einige daselbst in Verhaft gezogene Zauberer also zugerichtet und verursacht worden, daß diese Seuche jederzeit in vier und zwanzig Stunden auf die zwei Stunde Wegs weiter von und um sich greifet, sogar daß auch in bekannter Orten Gegend solche leider immer näher kommen, und bei wenger Zeit viel Vieh hinwegreissen will, ehe man es verspüret, und heilsame Mittel dafür erfinden und brauchen könne. Also hat man u. s. w.“

Beschreibung der Krankheit.

1. „Es wird aber gemeldete Seuche erkennet, wenn bei dem Vieh sich etwas wenig Schaum sehen lässet, und auf der Zunge schwarze oder gelbe Blätterlein auffahren, davon es dermaßen angesteckt und vergiftet wird, daß es in wenig Stunden verrecken muß; ja, man hat vor gewiß geschrieben, daß das Vieh, indem die Zungen innerhalb vier und zwanzig Stunden als verfaulet ausgefallen, plötzlich in großer Menge umgefallen, bevor gute Mittel an die Hand gegeben werden können.“

„Einer von den berührten Zauberern soll gegen Vertröstung, sein Leben zu erhalten, entdeckt und bekennet haben, daß diesem Unheil anders nicht könne widerstanden und abgeholfen werden, als wenn man mit einem silbernen Werkzeuge die schwarzen oder gelben Blattern eröffne, die giftige Materie herausstreiche, und alsdann mit Honig und Salz, auch mit einem neuen ungebleichten Leinewandfetzen wohl reibe; darbei auch guter Weinessig zu gebrauchen wäre.“

Kur. „Täglich soll dem Vieh Abends und Morgens die Zunge visitirt werden; denn bei dem Vieh, welches angesteckt, thun sich unter der Zunge gelbe Flecken oder Blätterlein hervor, theils auch Wunden.“

„Die Blätterlein sollen geschabet und geschrapelt werden mit einem silbernen Geltlein a) an ein eisernes Stäng-

a) Bei mehrern Gemeinden im Fuldaischen war dieses Instrument noch bis jetzt aus jenen Zeiten aufbewahrt worden, ohne daß jemand dessen Bestimmung und Gebrauch mehr wußte.

Der Verfasser.

Stänglein befestigt, bis das Blut kommt, und darnach mit Salz gerieben werden. Ein neues Tuch soll in Essig getunkt, damit die Blattern gewaschen und mit Honig beschmieret werden. In zwei bis drei Tagen werden diese Mittel helfen."

„Das neue Tuch soll jedesmal verbrannt und ein anderes genommen werden; auch sollen jedesmal die Hände gewaschen werden. Von solchem kranken Vieh soll weder Milch, Schmalz, Butter noch Fleisch gebraucht werden. Das Vieh soll nicht vor Sonnenaufgang ausgetrieben, aber zeitlich vor Sonnenuntergang eingetrieben werden."

„Dann folgt ein Recept aus Knoblauch, Salben, Rauten, Lavendel, Rosmarin, Wermuth, Salz mit Essig bis auf die Hälfte zu kochen, und die Zunge damit zu waschen."

Präservativmittel. „Eins aus zehnerlei bittern Kräutern, Salz und Pfeffer, von jedem eine Handvoll, in ein Maaß Essig, und drei Maaß weißen Wein wohl zu sieden, und jedem Stücke alle Morgen ein halbes Maaß zu saufen zu geben. Ein anderes aus Schwefel, Schießpulver, Attichkraut, Teufels-Abbiß genannt, mit einander gepulvert, dem gesunden Viehe Morgens, Abends und Nachts die Zungen unten und eben damit gerieben, soll es vor dem Uebel bewahren.

„Die Hirten sollen nicht auf die Weide zu nahe treiben, allwo das Uebel schon eingerissen wäre."

So viel aus dieser Schrift zum Beweise, daß man nach hundert Jahren in der Kenntniß und Kur dieser Krankheit eben nicht weiter gekommen ist, und daß die herrschaftlichen Verordnungen und Kurart in den achtziger Jahren aus jener Zeit herstammen, da sich immer eine auf die andere bezieht, und jetzt in den meisten Verordnungen fast ganz die nemliche Kurart empfehlen, und die Krankheit immer für sehr gefährlich ausgeschrien wird.

Ganz die nemliche Schrift kam auch in Arnstadt in Thüringen 1682. im Druck heraus unter dem Titel:

Bericht, die an etlichen Orten eingerissene Viehseuche betreffend, sammt unterschiedlichen Recepten für dieselbe u. s. w. Auch ist eine Zeichnung des empfohlenen Instruments dabei.

Ebenfalls im Jahre 1682. erschienen unterm 2ten Sept. vom Churfürst Ernst August für das Hannöversche, und vom Herzog Georg Wilhelm für das Cellische beinahe gleichlautende Verordnungen über den herrschenden Zungenkrebs.

Im Jahre 1716. herrschte der Zungenkrebs wieder in Deutschland, wie eine zu Arnstadt erschienene gedruckte

druckte Verordnung bezeugt. Laut dieser Verordnung grassirte die Seuche wieder in vielen Ländern. Das Instrument ist auch wieder eben so beigezeichnet.

Im Jahre 1731. war diese Krankheit abermals in Deutschland, zufolge einer in Arnstadt erschienenen Anweisung und Unterricht darüber.

Eine Chur-Braunschweigische Verordnung unterm 27sten März 1732. wegen des Zungenkrebses zeigt, daß er in dasiger Gegend bemerkt wurde. Diese Verordnung bezieht sich ganz und gar auf das Verfahren vom Jahre 1682, und versichert, daß die Zufälle der Krankheit mit jener von 1682. ganz gleich wären.

Auch in Nürnberg erschien 1732. eine gedruckte Nachricht wegen des aufs neue grassirenden Zungenkrebses.

Im Jahre 1732. herrschte das nemliche Uebel in der Schweitz, und wurde von Scheuchzer beschrieben. Die Viehärzte nahmen nach seiner Erzählung Stücke Geld, die sie am Rande sägenförmig ausfeilten, damit schabten sie am Geschwüre, bis Blut kam. Das geschabte Geschwür wuschen sie mit Weingeist oder Essig aus, und es heilte.

Erxleben b) beschreibt die Epizootie 1732. also: „Bei dieser Seuche des Hornviehes entstand an der Zunge desselben eine Beule oder Blatter, die anfänglich weiß war, nachher roth und endlich schwarz wurde, und zuletzt in ein krebsartiges Geschwür der Zunge überging. Das Vieh schien übrigens anfänglich dabei ganz gesund zu seyn, fraß und soff, so daß man öfters die Krankheit nicht eher bemerkte, bis es zu spät war, Hülfe dagegen zu leisten; denn die Krankheit war so heftig, daß das Vieh in 24 Stunden davon starb.“ Auch eine Viehseuche des Jahres 1682. beschreibt Erxleben c) aber ganz anders, als sie in der obigen ersten Schrift geschildert wird.

In Preussen zeigte sich im Jahre 1745. eine Krankheit, die nach Bergrath Scopoli d) folgende Zufälle mit sich führte:

1) Frigus totius corporis.
2) Rigiditas et insueta artuum immobilitas.
3) Defectus naturalis caloris in ore et naso.
4) Fluor mucosus ex dictis locis.
5) Quandoque vesica in lingua, primo albida, dein rubra, denique nigra.

6)

b) Praktischer Unterricht in der Viehartzneikunst, Seite 225.

c) A. ang. O. Seite 223.

d) Annus III. historico-naturalis.

6) In quibusdam lingua tota albidum aut nigricantem colorem induit.

7) Respiratio perpetuo difficilis, celer, foetida.

8) Tussis ac terror.

In cadaveribus hepar fuit gangraenosum, vesica, fellea, magna ac plena bile fusca, omasus inflamatus et nigricans, cor nigro cruore plenum, pulmones corrupti.

Aus dieser Schilderung ersieht man gleich, daß diese Viehkrankheit, schlimmer war, als der gewöhnliche Zungenkrebs. Vielmehr war es eine ganz andere Krankheit, wobei der Zungenkrebs nicht allein, sondern nur bisweilen bei einem Thiere bemerkt wurde, wie die fünfte und sechste Nummer ganz deutlich besagen. Bei manchen Stücken hatte die Zunge nur eine weiße oder schwärzliche Farbe.

In den Jahren 1785, 1786 und 1787 befiel der Zungenkrebs abermals das Rindvieh in vielen Gegenden Deutschlands, in Baiern, Schwaben, Franken, in der Pfalz, im Mainzischen, Hessischen, in Ober- und Niedersachsen. Laut der gedruckten Verordnungen, die ich besitze, grassirte diese Zungenkrankheit im Mainzischen, im Jun. und Jul. 1785. unter dem Hornviehe; im Fürstenthum Waldeck unter dem Rindviehe und Pferden im Hornung 1786; im Fürstenthum Oettingen erschien eine Verordnung unter dem 23sten Hornung 1786, bloß aus Vorsicht, die Krankheit äußerte sich noch nicht im Lande; eben so in der Grafschaft Wächtersbach unterm 12ten Jul. 1786, aus Besorgniß, da sich die Krankheit in der Nachbarschaft und Gegend um Frankfurt zeigte. Im September und October beobachtete ich die Zungenkrankheit beim Rindviehe im Fuldaischen. Zu München erschien unterm 8ten October 1786. eine Verordnung; in Hessencassel unterm 24sten October 1786, wo Pferde und Hornvieh daran litten. In Nürnberg wurde 1786. ein Bericht und Belehrung für den Landmann bekannt gemacht; die Krankheit existirte allda noch nicht. In Weimar erschien den 10ten November 1786. eine Bekanntmachung der Polizeidirection, den Zungenkrebs betreffend, welcher damals in den Gegenden von Coburg und Hilburgshausen das Hornvieh befiel. Das Uebel wird hierin Zungencarfunkel genannt. In der Grafschaft Lippe-Bückeburg hatten Pferde und Hornvieh die Krankheit, wie man aus den Verordnungen vom 19ten, 20sten und 21sten Jänner, und 3ten Hornung vom Jahre 1787. ersiehe.

Dergleichen Verordnungen, Belehrungen und Warnungen kamen noch eine Menge aller Orten heraus; alle Regierungen, Magistrate und Polizeidirectionen wollten ihren Eifer für das allgemeine Wohl zeigen, und

bei

bei dieser Noth nicht unthätig blieben. In manchen Ländern wurde das silberne Instrument dutzendweise in Vorrath verfertigt, und an alle Aemter und Dorfschaften vertheilt. In den meisten Ländern erschienen die Verordnungen, noch ehe die Zungenkrankheit im Lande war und beobachtet werden konnte; alle Nachrichten und Beschreibungen beruhten daher entweder auf 1682, oder auf dem allgemeinen Gerüchte und bloßen Hörensagen, und so verbreitete sich das schreckenvolle Gerücht von Land zu Land. Nicht nur ging an manchen Orten die Volkssage, daß den kranken Thieren die Zungen innerhalb 24 Stunden ausfielen, (wie dieses in der Wetterau e) von einem Ochsen erzählt wurde, der seine Zunge auf dem Acker beim Pflügen verlohren haben sollte), sondern sogar in manchen Verordnungen ward versichert, daß die Zunge in 20, höchstens 30 Stunden stückweise ganz verwodert herausfiele. Aber alle diese Sagen wurden am Ende als falsch und erdichtet befunden.

Ich beschreibe nun diese Zungenkrankheit, wie ich solche im hiesigen Lande selbst beobachtet habe.

Unterm 14ten Jul. 1785. verlangte die Hochfürstliche Regierung zu Fulda ein Gutachten von mir über diese Krankheit, die sich damals im Mainzischen zeigte; besonders wollte sie wissen, ob diese Viehkrankheit ansteckend wäre. Sie schickte mir zugleich eine Beschreibung der Krankheit, nebst vorgeschlagener Kurart und Verwahrungsmitteln von andern Orten zur Einsicht mit.

Diese Beschreibung schilderte die Krankheit als sehr gefährlich. Die vorgeschriebenen Arzeneien waren: Chinarinde, Weinstein und Rosenhonig. Die aufgekratzte Blase auf der Zunge sollte mit einem Pulver aus gleichen Theilen, Pfeffer, Alaun und Salpeter, täglich zweimal gerieben werden. Das silberne Instrument war auch nicht vergessen. Alles dieses war von einer berühmten medicinischen Facultät entworfen und vorgeschrieben.

Damals hatte ich die Krankheit noch nicht selbst gesehen; ich hatte mich aber an andern Orten, wo sie herrschte, darum erkundigt, und sichere Nachrichten darüber eingezogen. Aus diesen konnte ich mit völliger Gewißheit schliessen, daß die Krankheit ein bloßes Localübel, daß sie weder ansteckend noch sonst den Thieren gefährlich sey; daß die theure Chinarinde und alle innerliche Arzeneien, so wie auch das silberne Instrument, gänzlich überflüssig seyn.

Ich berichtete dieses an die Regierung

e) Journal von und für Deutschland, 1786. 6tes Stück, Seite 160.

rung zu Fulda, und schlug folgendes zur Bekanntmachung vor:

1) Schultheiß und Vorsteher jedes Orts hat den Bauren öffentlich bekannt zu machen, daß solche bei dem Rindviehe die Zunge bisweilen untersuchen sollen, ob sich nicht an derselben, besonders hinten am Ende der Zunge, oben eine Blase ansetze, und ob die Zunge mit einem ungewöhnlichem Schleime überzogen sey.

2) Ist weder häufiger Schleim noch eine Blase da, so wird nichts am Viehe gemacht.

3) Ist die Zunge mit Schleim bedeckt, so wird dieser durch ein rauhes Tuch mit frischem Wasser wohl abgewaschen, dann die Zunge und der ganze Rachen mit Essig und Küchensalz noch etwas gerieben. Dieses geschiehet des Tages dreimal, nemlich Morgens, Mittags und Abends, und zwar jedesmal eine halbe Stunde vor der Futterung, damit nicht der Schleim mit dem Futter hinabgeschluckt werde. Dieses Verfahren wird fortgesetzt, so lange und so oft sich wieder vieler Schleim auf der Zunge ansetzt.

4) Zeigt sich wirklich eine Blase, so wird diese mit einem scharfen Instrumente, z. B. mit einem spitzigen Messer sogleich aufgeschlitzt; die geöfnete Blase, Zunge und der ganze Rachen werden dann täglich frühe und Abends mit Essig und Küchensalz fleißig ausgewaschen, so lange bis die Wunde wieder heilet, und sich kein widernatürlicher Schleim mehr ansetzt. Rauhes und hartes Futter darf man dem Viehe nicht geben, bis die Wunde völlig geheilt ist. Dieses ist die ganze einfache und doch wirksame Kurart.

Diese Vorschrift wurde von der Regierung im 30sten Stücke des Fuldaer Wochenblatts 1785, und wieder im 38sten Stücke 1786. bekannt gemacht.

Im Fuldaischen äußerte sich die Krankheit erst im September und October 1786, in den Oberämtern Salmünster, Morren und Brükenau, und zwar blos unter dem Rindviehe. Ob sie an andern Orten des Landes auch verspüret worden, weiß ich nicht.

Am ersten October wurde alles Rindvieh in Brückenau besichtiget, und bei 15 Kühen, die täglich vor den Hirten getrieben warden, fand man Blasen auf der Zunge. Unter den Kühen, die immer im Stalle blieben, und Ochsen waren noch 16 Stück, die Blasen auf der Zunge hatten, also in allen 31 Stück Vieh.

Weit

Weit mehr Kühe waren damit behaftet, als Ochsen. Die Blasen waren immer oben auf der Zunge hinterwärts vor dem Schlunde ersichtlich, und waren bald kleiner, bald größer, wie große Bohnen, einen Zoll lang und noch größer, meistens rund, manchmal länglicht. Die Farbe der Blasen ist bläulicht braun. Bei Oeffnung einer Blase fließt ein röthliches Wasser heraus. Die Wunde geht kaum einen Strohhalm breit tief. Der Grund der Wunde zeigt frisches rothes Fleisch. Die Wunde fraß nie um sich, oder unter sich. In der Wunde sammleten sich, nachdem die Blase geöfnet worden, immer zerkauete Futtertheilchen, oft auch Haare an, die das Vieh durch das Belecken seiner Haut dahin bringt. Daher lieset man in den meisten Beschreibungen, daß man auf dem Grunde der Wunde einen Butzel, gleichsam wie steifer Haare, hervorragen sehe, und daß, wenn man sie abkratze, neue dergleichen vermeintliche Haare hervorwachsen. Freilich häufen sich beim jedesmaligen Fressen in der Wunde wieder Futtertheilchen, und durchs Lecken Haare an, die aber nicht in der Wunde hervorwachsen, wie viele irrig glauben.

Eine einzige Kuh hier hatte nebst der Blase oben auf der Zunge auch eine Blase vorn unter der Zunge.

Alle hier mit dem Zungenschaden befallene 31 Stück Vieh waren übrigens vollkommen gesund. Alle waren munter, bewegten den Schweif, hatten helle Augen, der Körper hatte seine natürliche Wärme, sie fraßen und soffen wie gewöhnlich, sie hatten täglich ihre Auslehrungen ordentlich, die Ochsen zogen dabei mit gewöhnlicher Stärke, und die Kühe gaben ihre Milch in der nemlichen Menge und Güte, kurz alle diese Thiere waren im übrigen völlig wohl und gesund.

Nur die Zunge war mehr feucht und schleimigt, als sie sonst zu seyn pflegt. Diese vermehrte Absonderung der Feuchtigkeiten, des Speichels an der Zunge war eine nothwendige Folge des Reizes von der Blase und Wunde. Dieser Schleim hatte keinen übeln Geruch, und war auf keine Art eine verdorbene Feuchtigkeit.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

49tes Stück.

Freitag, den 21ten Junius 1799.

Ueber den Zungenkrebs unter dem Rindviehe.

(Fortsetzung.)

Die Thiere wurden aller Orten nach der bereits erwähnten Vorschrift im Wochenblatte behandelt. Kein einziges Stück ist kränker geworden, noch weniger umgekommen. Die Wunde war meistens innerhalb 6 bis 8 Tagen völlig geheilt. Nicht nur im hiesigen, sondern auch in den übrigen Aemtern, lief die ganze Sache eben so glücklich ab. Dieses erhellet aus folgender Bekanntmachung der hochfürstl. Regierung im 40sten Stück des Wochenblatts, vom Jahre 1786.

„Da nunmehr die von den Aemtern Brückenau und Salmünster eingegangenen Berichte die pflichtmäßige Vorlage gemacht haben, daß auch in diesen Gegenden das Rindvieh mit den schon beschriebenen Blasen und auch rothen Flecken an den Zungen befallen, jedoch aber durch die im 38sten Stück des Wochenblatts bekannt gemachten Hülfsmittel wieder glücklich hergestellt worden seyn; so versiehet man sich, es werde nicht nur abseiten der Aemter und Gemeindesvorsteher, sondern auch von den Eigenthümern selbst, auf die Erhaltung des Viehes, und zeitige Anwendung der erwähnten Mittel eine fleißige Aufsicht erstreckt werden. Fulda den 29sten September 1786.“

Aus Hochfürstl. weltlicher Landesregierung hieselbst.

Im Oberamte Motten ging es eben so gut, wie folgendes Schreiben von demselben an mich unterm 14ten October 1786. zeiget:

„Da Ew. wegen des Zungenkrebses am Viehe Nachfrage thun, so obnverhalte, daß im hiesigen Oberamte eine Menge davon krank sey. Ich habe hierüber unterm gestrigen Dato an die Hochfürstl. Regierung berichtet. Ich lasse in allen hiesigen Amtsdorf-

dorfschaften von Zeit zu Zeit visitiren, und die in den Wochenblättern verordneten Mittel anwenden. Nach den letztern eingegangenen Berichten der Schultheißen und Viehgeschwornen hatte sich die Anzahl des kranken Viehes vermehret, aber noch ist keines hievon verunglücket, vielmehr hat man Hoffnung, daß das wirklich kranke wieder genese. Wunderlich, daß in den Dörfern Altglaßhütten, Dalherda und Stellberg man noch nichts angetroffen, dahingegen zu Morten, Korthen, Werberg, Neuglashütten und auf der Schweitzerei zum Dammersfeld vieles Vieh davon angegriffen wird."

Ich gab mir Mühe, die Ursache ausfindig zu machen, warum in jenen Dörfern gar kein Vieh, und in letztern vieles die Zungenblase hatte; niemand konnte mir aber einige Auskunft darüber geben, und meine Nachfragen und Vermuthungen befriedigend beantworten.

Ich beschreibe nun die Witterung, die dieser Krankheit vorhergieng, und das damalige Futter.

Es war:

im Monat Mai 1786.

am 1. unfreundlich, wenig Schnee.
— 2. hell, Morgens Frost.
— 3. noch mehr gefroren.
am 4. kalte Luft.
— 5. Regen.
— 6. trübe, auf den Bergen Schnee.
— 7. schön, Abends wenig Regen.
— 8. Regen und Sonnenschein.
— 9. schön mit Wolken.
— 10. warmer Regen, gewitterhaft. Die erste warme Nacht.
— 11, 12, 13, 14. Regen, gedeckt und Sonnenschein abwechselnd.
— 15, 16. recht schön.
— 17. sehr warm, mit Gewitterregen.
— 18. warm, doch gedeckt.
— 19, 20. etwas rauhe Luft.
— 21. Abends Regen.
— 22. Nebel, Regen.
— 23. schön, Abends Regen.
— 24. wie Tages vorher, nur des Abends trübe.
— 25, 26, 27. schöne Sommertage.
— 28. gedeckt, wieder aufgeklärt, kühl.
— 29, 30, 31. schöne, doch etwas kühle Tage.

Im Junius.

— 1. noch schöner.
— 2. gedeckt, kühl.
— 3, 4, 5. schön, doch kühl.
— 6. Morgens trübe, hernach helle.
— 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14. schön.

am

am 15, 16, 17. gewitterhaft, wenig Regen.
— 20. wie Tages zuvor, Abends Gewitter.
— 21. Nebel, warm, wenig Regen.
— 22, 23. gewitterhaft, gefährliche Wassergüsse zu Salzburg, auch in Baiern an der Iser.
— 24. fruchtbare Gewitterregen.
— 25, 26. warm, Wolken.
— 27. Gewitterregen, gefährlich zu Hünfeld.
— 28. warmer Regen.
— 29, 30. schön warm.

Im Julius.

— 1, 2, 3, 4, 5. warm, mit untermischtem wenigem Regen, fruchtbar.
— 6, 7, 8. unfreundlich, mit wenigem aber kaltem Regen.
— 9, 10. viel Regen, Gewitter.
— 11, 12, 13, 14, 15, 16. unfreundlich, regnigt, mit kalter Luft.
— 17, 18. warm, mit Gewitterregen.
— 19. trübe, wieder aufgeklärt, schön warm.
— 20. wie Tags zuvor.
— 21, 22. regnigt, unfreundlich.
— 23, 24, 25, schön warm. Der Kornschnitt fing an.
— 26. schwül mit Gewitterregen. Kieselschlag zu Untereschenbach im Oberamte Sammelburg.
am 27. warm, wenig Regen.
— 28. schön.
— 29. wie vorher, Abends Regen.
— 30, 31. unfreundlich, regnigt.

Im August.

— 1, 2, 3, 4. Regen und Sonnenschein.
— 5. unfreundlich, Nachmittags warm.
— 6, 7, 8. Nebel, Regen und Sonnenschein.
— 9, 10. Erntetage.
— 11. wie gestern, Nachts Regen.
— 12, 13, 14, 15, 16. warm, mit Regen.
17, 18, 19. Regen wie Höhenrauch.
— 20. mit wenig Regen vermischter Nebel.
— 21. mit wenig Regen abwechselnder Sonnenschein.
— 22, 23, Nebel, Regen.
— 24, 25. unfreundlich, kühler Regen.
— 26. ziemlich Regen.
— 27. Regen, Sonnenschein und lustig.
— 28. warmer Regen.
— 29. schön, doch mit Regen vermischt.
— 30, 31. windig und Regen.

Im September.

— 1. kalter Regen.
— 2, 3. trübe, doch warm.

am 4. Tags wie zuvor, Nachts Regen.
— 5. Wind, Regen und Sonnenschein.
— 6. Regen, doch warm.
— 7. Herbstnebel, schön.
— 8. wie den 7., doch windig.
— 9, 10, 11, 12, 13. trübe, windig, Regen.
— 14. Wolken, windig.
— 15. Nachts viel Regen, Tages ohne Regen.
— 16. trocken, mit Sonnenschein.
— 17, 18. Wind, Sonnenschein und Regen.
— 19. ohne Regen.
— 20. Sonnenschein, dann trübe.
— 21. schöner Herbsttag.
— 22. wie Tags vorher, Abends Regen.
— 23, 24. kalter Regen und Schloßen.
— 25. ohne Regen.
— 26. unfreundlich, Regen.
— 27, 28. Wind und Regen; die Fulde trat aus ihrem Bette, und auf der Rohn und dem Vogelsberge lag Schnee.
— 29. wie Tages zuvor, das Queckſilber im Wetterglaſe lag ausſerordentlich tief. Man ſpürte von weitem Donner.
— 30. kalter Regen.

Im October.

— 1. aufgeklärt, doch wenig Regen.
— 2, 3. noch schöner.
am 4. unfreundlich, Regen.
— 5, 6, 7. Regen, Wind und Sonnenschein.
— 8, 9, 10. recht schön und warm.
— 11. Regen und Sonnenschein.
— 12. schön, dann Donner und Regen.
— 13. kalt, trübe, Nordschein.
— 15, 16. Regen, auf den Bergen Schnee, Nordschein.
— 17, 18, 19. wie Tages zuvor.
— 20, 21. Regen und Nordschein.
— 22, 23. Nebel.
— 24. gelinde, schön.
— 25. gefroren, hernach schön.
— 26. wie Tages zuvor, Abends Regen.
— 27. gelinder.
— 28. trübe, Sonnenschein, kalte Luft.
— 29. Frost, kalte Luft.
— 30. hell, kalt.
— 31. wie Tages zuvor, Abends Schnee.

Diese Wetterbeobachtung war von Fuldry, Kalendermacher in Fulda, angestellet worden; die Witterung aber war allgemein in unserer Gegend so beschaffen. Den ganzen Sommer hindurch war es hier meistens regnigt, naß und kalt. Den ganzen September durch regnete es in Brückenau fast unaufhörlich fort. Vieles Heu und Grummet konnte daher nicht gehörig dürre werden, und verdarb; vieler Grummet wurde durch die Ueberschwemmung theils verunreinigt, theils weggeführt.

Auch

Auch in andern Ländern, wo das Vieh diesen Zufall hatte, war die nemliche oder doch gleiche Witterung. Im Hannöverischen herrschte, laut des Berichts über den Zungenkrebs an die Königl. Landesregierung in Hannover, vom Herrn Gestütmeister und Lehrer der Vieharzneikunde, Havemann a), im Anfange des Sommers 1786. eine anhaltende Dürre, hierauf folgte viele und anhaltende Nässe, und ein ungemein kalter und nasser Herbst. Die feuchte kalte Luft und der häufige kalte Regen gaben nur eine schlechte Heuernte, so, daß in vielen niedrigen Gegenden große Ueberschwemmungen einfielen, und sehr vieles Heu nicht eher unter Dach gebracht werden konnte, bis es vom dem langsamen und beschwerlichen Trocknen verwitterte, und seiner besten Kräfte beraubt worden war.

Auch im Sommer und Herbste 1785. war die Witterung nicht besser, da es ebenfalls häufiges und anhaltendes Regenwetter und große Ueberschwemmungen aller Orten gab. An manchen Orten wurden im August öffentliche Betstunden wegen des zu lange währenden Regenwetters angestellet. Die Heuernte fiel noch schlechter aus, als im Jahre 1786, und auch der Grummet wurde damals durch Ueberschwemmungen größtentheils weggeflößt, und was davon übrig blieb, war verschlämmet und vom langen liegen im Regen verdorben.

In der Chur- und Neumark war im Jahre 1785. die nasse Witterung so anhaltend, daß nach einem dem Generaldirectorium übergebenen Etat im Winter 130,000 Stück Schaafe allda verstorben sind. b)

Ich führe hier die Witterung jener Jahre aus dem Grunde so umständlich an, um dadurch auf die Gelegenheitsursachen der Zungenblasen zu kommen. Sowohl in Verordnungen als andern Abhandlungen findet man fast gar nichts über die Ursachen dieser Krankheit angemerkt.

Wir wollen einen alten Hirten seine Meinung sagen lassen:

„Aus dem Munde eines mit einer großen Wirthschaft versehenen Beamten erzählt ein braunschweigischer Landwirth c)', habe ich selbst vernommen, daß auch seinen Stall das

a) Beiträge zum Archiv der medicinischen Polizei. Ersten Bandes erste Sammlung, von J. Chr. Fr. Scherf, Seite 47.

b) Politisches Journal. Hamburg. 6tes Stück 1786. Seite 608.

c) Vom sogenannten epidemischen Zungenkrebs. Göttingen, 1787, bei J. Chr. Dieterich. Seite 34.

damals, nemlich im Jahre 1732, dieses Uebel betroffen habe. Schon erkannten zwei Kurschmiede (die er an Orten, wo die Seuche notorisch grassirte, zunftmäßig hatte unterrichten lassen, und vereidet hatte) seinen Stall für inficiret und schon war er im Begriff, zu dem Raspeln mit der Säge von capellirtem Silber zu schreiten, als sein alter Hirte sich des Viehes erbarmte, und versicherte: diese Blasen wären ein auf nasse Jahre oft erfolgendes Uebel, dessen Ursachen er auf die mehrere Härte der Hülsen und des Strohes gäbe, die aber niemals einige üble Folgen hätten, sondern von selbst vergingen. Er traurte darauf dem durch Erfahrung geleiteten Hirten mehr, als den von gemeinem Wahn geleiteten Schmieden, und erhielt sein Vieh ohne weitere Operation und Mittel gesund, und bei guter Milch. Ich führe diesen Vorgang nur zu dem Ende an, weil er zeiget, daß schon 1732. dieser Zungenkrebs nur auf einem pautschen Schrecken gegründet gewesen sey, und man damals wie jetzt in den nachbarten Ländern auf Rechnung angewandter (vielleicht die Heilung retardirender) Mittel geschrieben, was allein das Werk der mütterlichen Natur wäre."

Daß der Zungenkrebs in den Jahren 1785, 1786 und 1787. in Deutschland auf nasse Witterung erfolgt ist, erhellet nur zu klar aus der obigen Beschreibung der damaligen Witterung. Sollte aber wohl die mehrere Härte der Hülsen und des Strohes die Ursachen der Zungenblasen seyn können, wie der alte Hirte 1732. behauptete? — Mir scheint es sehr wahrscheinlich. Ein bei warmer Witterung gedörrtes Heu und Grummet ist weit mürber, leichter zu zertreiben, zu zerdrücken und zu zerkauen, als wenn es lange im Regenwetter gelegen hat. Durch die lange Nässe wird das Futter ganz zähe und hart, gleichsam flachsartig; das Thier muß an solchem weit länger kauen, die Zunge mehr dabei anstrengen, bis das Futter gehörig zermalmt wird. Sollte ein oft wiederholtes, lange dauerndes Bewegen, Reiben und starkes Andrücken der Zunge beim Zermalmen des Futters nicht endlich eine Blase verursachen können, oder vielmehr müssen? besonders da die Blase immer an der nemlichen Stelle der Zunge entsteht, wo eben das Reiben und Drücken beim Kauen am stärksten geschehen mag?

Daß aber auch Blasen unter der Zunge bisweilen entstehen, beweiset nichts gegen diese Behauptung, indem durch vieles und angestrengtes Bewegen der Zunge auch am untern Theile Blasen erregt werden können.

Herr Havemann nimmt in seinem Berichte eine besondere Schärfe in den

den Säften des Viehes, als die nächste Ursache an, die sich auf der Zunge wirksam zeiget, und die Oberhaut derselben von den Muskeln abtrennet. Die Schärfe der Säfte würde durch die üble Witterung und das verdorbene Futter erzeugt.

„In dem Blute von solchen Thieren, gesteht er selbst, finden unsere Sinne zwar nichts Widernatürliches und eine Schärfe anzeigendes; dieses benimmt aber meiner eben geäusserten Vermuthung nichts von ihrer Wahrscheinlichkeit, indem sich bei mehrern Krankheiten der Thiere Fehler in den Säften befinden, ungeachtet uns solche beim Aderlassen nicht sinnlich werden; es sey denn, daß die Krankheit zu einem hohen Grade gekommen wäre. Sonderbar ist es indessen, daß die Verletzungen auf ganz bestimmten Stellen entstehen. Ich weis mir die Ursache dieser Erscheinung selbst nicht zu erklären, daß ich damit ganz zufrieden wäre; ich vermuthe aber, daß die kleine Falte, die sich bei dem mehrsten Rindviehe auf der Oberfläche der Zunge gerade unter dem Hügel befindet, so lange solche ganz im Maule enthalten, eine Gelegenheitsursache zu der Verletzung an dieser Stelle abgiebt, so wie dann vielleicht das Zungenband deswegen bei einigem Viehe angegriffen wird, weil solches bei den Bewegungen der Zunge mehr oder weniger gespannet und gedrehet, und hiedurch zu Zeiten die Hinlockung der Schärfe nach diesem Theile zuwege gebracht wird.“

Aber dagegen lassen sich erhebliche Einwendungen machen. Wäre eine Schärfe in den Säften die Ursache, so würde sich solche noch auf andere Art äussern, und manche kränkliche Zufälle erregen, wenigstens doch bei manchen Thieren. An der Milch würde man am ersten eine Veränderung spüren müssen; allein Herr Havemann selbst fand diese bei solchen Thieren vollkommen gut. Die Güte und Menge der Milch und Butter blieb die nemliche. Die Thiere blieben übrigens ganz gesund, auch bei der Oeffnung derselben fand er gar nichts Kränkliches. Die üble Witterung hatte lange Zeit gedauert, und das verdorbene Heu und Grummet wurden lange Zeit gefuttert; wäre dadurch eine Schärfe in den Thieren erzeugt worden, so würde gewiß diese Schärfe, wo nicht bei allen, doch bei vielen Thieren, so weit überhand genommen haben, daß noch andere merklichere Krankheiten nebst den Blasen davon entstanden wären. Wie schlimm sind die Krankheiten bei Menschen, die auf lange angehaltene schädliche Witterung und dadurch verdorbene Nahrungsmittel erfolgen? Und endlich würde sich, wenn eine Schärfe im Körper wäre, diese nicht bisweilen auch an andern Theilen des Körpers absetzen, und da Blasen verursachen?

Ich

Ich gestehe gerne, daß auch gegen jene erste Behauptung des alten Hirten noch Einwürfe gemacht werden können, und daß beide Meinungen dem Wißbegierigen nicht hinlänglich Genüge thun. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß die Aerzte bei dieser wieder vorkommenden Krankheit sich Mühe gäben, die Ursache davon zu erforschen, weil hieran viel gelegen ist, so unbedeutend auch das Uebel an sich ist. Denn die Polizei kann hier den Aerzten die Frage vorlegen: ob ein Thier mit dem Zungenkrebse oder bald nach geheiltem Uebel, geschlachtet, und das Fleisch ohne Nachtheil der Gesundheit genossen werden könne oder nicht? Bei der Beantwortung dieser Frage kömmt es hauptsächlich auf Bestimmung der nächsten Ursache dieser Krankheit an. Wird eine Schärfe der Säfte als die nächste Ursache erwiesen, so ist es allerdings bedenklich, den Genuß des Fleisches von solchem Viehe zu gestatten. Auch wegen des Genusses der Milch könnte man Bedenken erregen.

Der Schluß folgt künftig.

Erfahrung vom weissen Kohlsaamen.

Auch von den Strünken des weissen Kohls läßt sich guter Saame gewinnen. Man wähle die stärksten Strünke, worauf die größesten Köpfe gewesen, mit der daran befindlichen Erde, und lege sie in ein 3 Fuß tiefes Loch, das unten mit Stroh belegt worden, bedecke sie oben wieder mit Stroh, und fülle dann das Loch mit Erde an. Zur Vorsicht kann man auch etwas Stroh noch auf die Stelle legen. Im Frühjahre kann man die Strünke noch ganz frisch finden, die alsdenn gepflanzet werden, und den schönsten Saamen, gute Pflanzen, und den besten Kohl geben.

Hannöverisches Magazin.

50tes Stück.

Montag, den 24ten Junius 1799.

Ueber den Zungenkrebs unter dem Rindviehe,

(Schluß.)

Es läßt sich noch fragen: ob diese Krankheit ansteckend sey oder nicht. Das ist sie ganz und gar nicht. In vielen Dörfern und bei vielen Heerden waren nur wenige Stücke Vieh damit behaftet, und alles übrige Vieh blieb davon befreiet; in vielen Ställen standen ein oder zwei kranke Thiere mitten unter dem übrigen Viehe, welches dessen ungeachtet gesund blieb.

Herr Havemann beobachtete nicht nur das nemliche, sondern stellte auch folgenden Versuch an, wodurch er ebenfalls keine ansteckende Eigenschaft wahrnehmen konnte.

„Ich ließ, erzählt er, einer mit der Zungenseuche stark behafteten Kuh die Zunge, und die auf derselben befindliche große, schon einige Zeit zugegen gewesene, aber noch gar nichts daran gemachte Wunde, mittelst eines linnenen Lappens recht scharf abwischen, so, daß dieser Lappen möglichst vom Speichel angenäßt war. Diesen Lappen ließ ich sofort auf ein Trensengebiß binden und einem Pferde eine ganze Stunde lang ins Maul legen. Hernach beobachtete ich dasselbe ganz genau, fand aber gar keine Spuren der Zungenseuche dabei eintreten, bis ich es in der vierten Woche nachher, nach seiner Bestimmung zum Unterricht meiner Schüler, tödten ließ. Bei der Zerlegung fand ich bei der genauesten Untersuchung so wenig an den Eingeweiden, als an allen den andern Theilen dieses Pferdes etwas Krankhaftes, wovon man auch nur hätte vermuthen können, daß es eine Folge des eingeschlichenen Zungenseuchengiftes wäre."

Nachdem ich den sogenannten Zungenkrebs am Rindviehe selbst beobachtet, und genau kennen gelernt hatte, so hielte ich nun alle gepriesene Mittel, sowohl äusserliche als innerliche, da-

bei für ganz überflüssig, und bin ganz überzeugt, daß die Heilung dieses unbedeutenden Uebels der Natur allein überlassen werden kann.

Der nemlichen Meinung ist auch Herr Havemann, bin seine verschiedenen Behandlungsarten der kranken Thiere auf diese Behauptung verleiteten:

„Mit den Wunden auf den Zungen, sind seine Worte, habe ich verschiedene Behandlungen angestellt, um zu erforschen, auf welche Art die Heilung derselben am geschwindesten und besten zu erhalten seyn mögte. Ich habe sie bei einigem Viehe, nachdem sie von dem sich hineingesetzten Futtertheilchen gehörig gereinigt, täglich einmal mit Honig, worin viel Salz zerlassen worden, austreiben lassen. Bei anderm habe ich sie nur blos mit Salz reiben, und wiederum bei anderm mit Essig, worin Salz zerlassen, auswaschen lassen. Hiebei habe ich zugleich ein Paar Kühe, die Wunden auf der Zunge hatten, ganz ohne alle Behandlung gelassen, und habe bei diesem verschiedenen Viehe zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß sich alle Wunden, sie mogten behandelt seyn wie sie wollten, und selbst wenn auch nichts daran gemacht war, sich dennoch zusammenzogen und vernarbten. — Ich mache aus dieser Wahrnehmung den Schluß, daß die Anwendung der Arzneien bei den Wunden auf der Zunge vollkommen überflüssig, indem die Natur, allein mit der Heilung derselben zu Stande kommen kann."

Auch Haller a) behauptete schon zu seiner Zeit, daß man den Zungenkrebs durch Auskratzen, blos mit einem Löffel, und Auswaschen sehr leicht bezwingen könnte.

Das Einzige was man dabei thun könnte, wäre, daß man die Blase, wenn man eine bemerkte, mit einer Scheere oder mit einem Messer aufschnitte, und mit frischem Wasser gelinde auswüschte; auch nach jedesmaligem Fressen die Wunde von den angesetzten Futtertheilchen durch Auswaschen mit frischem Wasser reinigte, weil diese die Heilung erschweren und verlängern können. Auch ist es alsdann rathsam, dem Viehe weiches zartes Futter zu geben.

Es ist sehr wahrscheinlich oder beinahe gewiß, wie Herr Havemann darthut, daß solche Blasen öfters beim Rindviehe entstehen und vergehen, ohne daß jemand solche gewahr wird.

Aus den in dieser Abhandlung angeführten Beobachtungen, wird jedem Leser von selbst einleuchten, daß der Aus-

a) De lue bovilla agri Bernensis commentatio, pag. 20.

Ausdruck: Zungenkrebs, auf das geringe Uebel ganz unpassend und unschicklich ist, und solches füglicher: Zungenblase betitelt werden könnte.

Der fürchterliche Name: Zungenkrebs, sammt den damit verbundenen schrecklichen Begriffen, hat sein Aufkommen und seine Beibehaltung, so gut wie die Franzosen des Rindviehes, theils der Dummheit, und zugleich der Betrügerei der Abdecker, Hirten und Schmiede zu verdanken b), die von dergleichen Irrthümern ihren Vortheil zu ziehen wußten, theils einer andern wirklich argen Krankheit unter eben diesem Namen, wie wir gleich hören werden.

So viel von dieser Epizootie in Deutschland in den Jahren 1785., 1786. und 1787.

Ich will nun noch einige bösartige Viehseuchen von Italien und Frankreich anführen, wobei auch Blasen auf den Zungen bemerkt wurden, die auch den Namen: Zungenkrebs, daher führten, und den großen Unterschied zwischen beiden Krankheiten zeigen.

In Italien entstand in den Jahren 1713. bis 1715. eine Epizootie, welche nach Scopoli c) folgende Zufälle begleiteten:

1) Tristitia insolita.
2) Caput pendulum.
3) Lacrymae, aut aquosus humor ex oculis profluens.
4) Stillicidum aquosum aut mucosum ex ore et naso.
5) Frigus et tremor totius corporis.
6) Ruminatio nulla et appetitus abolitus.
7) Pustulae aut hydatides cum aliqua inflamatione in ore, lingua, faucibus.
8) Stercus tenue, foetidum, variegatum, quandoque et sanguine mixtum.
9) Quaedam animalia sub initium morbi in fugam acta, furere, mugere, et in artubus convulsiones aliquas ostendere coeperunt.
10) Reperti etiam sunt vermes in naso, labiis, ore, et ad cornuum radices.
11) Intra hebdomadem peribant omnes, qui vero diutius vitam protraxerunt, sanitate quandoque restituti sunt.
12) Post restitutam sanitatem, incedere non poterant, ac pilos deponebant.

In cadaveribus inventi sunt tumores in ore et faucibus, pulmones gangraenosi ac caerulescentes, hepar putrefactum, intestina maculis gangraenosis variegata.

b) Siehe neues hannöv. Magazin vom Jahre 1793, 100stes Stück Seite 1621.
c) Annus IV. historico-naturalis.

In verschiedenen Provinzen Frankreichs erschien im Jahre 1763. eine Epizootie mit folgenden Kennzeichen:

1) Boves nec comedere, nec bibere, nec solitos labores peragere poterant.

2) Usque dum sub lingua, prope radicem vesica appareret, quae primo albida, dein rubra, denique nigra facta fuit.

3) Hac disrupta, relictum fuit ulcus late serpens et totam linguam destruens.

4) Alijs in locis videbatur macula rubra, quae in vesicam mutabatur, ac tandem fasciculus pilorum, qui totam linguam sensim corrumpebant.

Diese Krankheiten sind der eigentliche fürchterliche Zungenkrebs. Die übrigen Zufälle und das plötzliche Dahinsterben zeigen aber zu deutlich, daß diese Krankheiten die wahre Viehseuche sind. Der Zungenkrebs ist also keine besondere Krankheit, so wenig als Milzbrand und Lungenbrand. Die Viehseuchen, welche ein jähliches Hinsterben verursachen, sind immer ein und dieselbe Krankheit in der Hauptsache, sie mögen nun als Zungenbrand, als Milzbrand, Lungenbrand, als Knoten- oder Viehpest erscheinen. Sie haben einerley Ursache zum Grunde; alle übrige Erscheinungen aber können nur als Producte der Krankheit angesehen werden, welche nach Verschiedenheit der Zeit, anderer Umstände und Zufälle sich verschiedentlich modificiren. Weder der Zungenkrebs, noch der Milz-, oder Lungenbrand, sind die wahre enthaltende Ursach der Seuche, sondern diese Zufälle sind blos Producte einer jählingen im Innern entstandenen Fäulniß, und weder die Zunge noch die Milz oder Lunge kann als der wahre Sitz der Krankheit angesehen werden. Das Wesen dieser Krankheit besteht in der fäulichten Auflösung der flüssigen, und der damit verbundenen Schwäche der festen Theile, und nicht in den angegriffenen Theilen selbst. Daher müssen auch diese Krankheiten auf gleiche Art mit antiseptischen, und nervenziehenden Mitteln behandelt werden.

Welch unendlicher Abstand ist also zwischen diesem Zungenkrebse und jenen Zungenblasen in den achtziger Jahren in Deutschland. Um diese beiden so sehr verschiedenen Krankheiten zu unterscheiden, soll letztere hinführo den Namen: Zungenblasen führen.

Es ist nun begreiflich, warum das Wort: Zungenkrebs, einen so allgemeinen Schrecken verbreiten konnte.

Ob der Zungenkrebs in Deutschland in den Jahren 1682., 1717., 1731. und 1732. die eigentliche Viehseuche war, oder nur Zungenblasen, wie in den achtziger Jahren, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen, indem sich die Nachrichten und Beschrei-

schreibungen davon ganz widersprechen; bald werden jene Krankheiten als die gefährlichsten Seuchen, bald wieder als sehr unbedeutend geschildert.

Im Jahre 1783. graſſirte der Zungenkrebs auch im Venetianischen. Es erschien eine Verordnung unterm 22ten September 1783. dagegen vom Dr. Joseph Orus als Professor der vergleichenden Medicin zu Padua.

„Der fliegende Krebs, heißt es, ist ein Geschwür, welches auf und unter der Zunge des Hornviehes entsteht, im Anfange weiß, im Fortgange roth und am Ende schwarz von Farbe ist; sich schnell von einem Orte zum andern durch mittelbare oder unmittelbare Berührung ausbreitet; in sehr kurzer Zeit die Zunge des angesteckten Thiers zernagt, verzehrt und losmacht, und dem Thiere tödtlich ist.

„Die Kennzeichen, die vor dieser Krankheit hergehen, sind: Gefräßigkeit des gewöhnlichen Futters, beständige Unruhe, übermäßiger Speichelfluß, mehr oder weniger stinkender Odem u. s. w.“

„Das sicherste, leichteste und geschwindeste Heilmittel wider diese Krankheit ist das Herausschneiden der faulen und schwammigten Theile, welche auf der Oberfläche des Geschwürs liegen, mit einem scharfen Messer, oder einer Scheere u. s. w.“

Die übrigen Mittel sind jenen in Deutschland in den achtziger Jahren gleich, wie sie meistens empfohlen wurden. Ob diese Krankheit sich wirklich im Venetianischen so geäussert hat, unter der Gestalt, wie sie Herr Professor Orus hier beschrieben hat, oder ob man sich dabei nach den alten Beschreibungen und blos im Volksgerede, wie auch an den meisten Orten Deutschlands geschieht hat, können wir nicht wissen, indem bei der Verordnung weiter nichts hierüber angemerkt ist.

Die einzigen gründlichen Schriften, die über die Zungengewächse in den achtziger Jahren in Deutschland erschienen, sind folgende:

1) Ein an die Königl. Landesregierung zu Hannover abgestatteter Bericht, von dem Interims-Lehrer der Viehartzneischule zu Hannover, Herrn Gestütmeister Havemann, über die Viehkrankheit unter dem Namen des Zungenkrebses. Ist vortreflich.

2) Vom sogenannten epidemischen (sollte heißen: epizootischen) Zun-

(a) Neue Hannöverische Beiträge zur Viehartzneikunst. 1ſtes St. 1783. S. 251.

Zungenkrebs, oder vielmehr von der zu einer heilsamen Wirkung der Natur gereichenden Mundfäule unter dem Rindviehe. Zur Beruhigung erschreckter Landleute von einem churbraunschw. Landwirth. Göttingen bei J. Chr. Dieterich 1787. Ist auch eine sehr gute Schrift.

Ueber den Anbau der teltower Rüben ausser ihrem Vaterlande.

So lange der Mensch noch ein herumirrendes Leben führte, so lange er noch wild und ohne verfeinerte Sitten war, begnügte er sich mit den Früchten der Erde, wie sie die Natur zog, und wie er sie auf seinem Wege fand. Sobald er aber anfing sich anzubauen, in ein gesellschaftliches Leben zu treten, Ruhe und Eigenthum zu lieben, so sammelte er auch die Früchte und pflanzte oder säete sie zu sicherer Aufbewahrung und besserer Wartung um seine Wohnung herum. Mit der Verfeinerung der Sitten des Menschen, nahm die Fruchtbaumzucht, Ackerbau und die Erziehung der Gartengewächse zu. Je vernünftiger der Landmann wurde, desto fleißiger und geschickter besorgte er seine Felder und Gärten.

Unstreitig haben wir dieser Aufklärung und daher entsprungenen Fleiße, die Erbauung so vieler bei uns nicht einheimischen Gewächse zu verdanken; der savoyer Kohl, Brocoli, die Melonen, Gurken und unzählige andere Gewächse, ja selbst die uns so unentbehrlich gewordenen Kartoffeln, würden uns noch ganz fremd und unbekannt seyn, wenn nicht Fleiß und mühsame Versuche sie in unserm deutschen Vaterlande einheimisch gemacht hätten; ein großer Theil dieser sonst fremden Gewächse sind dem Land- und Gartenmann, in der Nachbarschaft volkreicher Städte, deren eingeschränkter Raum, oder sonstige Beschäftigung der Einwohner ihre Erbauung nicht erlaubt, ein ergiebiger Nahrungszweig geworden, und allwöchentlich weiß der fleißige Land- und Gartenmann, durch Zuführung dieser Gewächse nach einer benachbarten Stadt sich Geld zu verschaffen, wofür er andere in seiner Wirthschaft unentbehrliche Bedürfnisse einkauft, und dadurch die Bewohner der Städte in ihren Professionen oder Handel unterstützt, mithin ein Stand dem andern zur Erhaltung die Hände bietet.

Wer erkennet nicht auch hier die Weisheit des allgütigen Schöpfers, der alles so geordnet, daß einer zu des andern Vervollkommnung beiträgt, und

Hannöverisches Magazin.

51tes Stück.

Freitag, den 28ten Junius 1799.

Gedanken über die Frage:

Sind die Theilungen gemeinschaftlicher Bauernforsten für die Interessenten und das Publikum schädlich oder vortheilhaft?

In den gegenwärtigen Zeiten, wo die Abgaben und Bedürfnisse der Unterthanen sich vermehren, hat man besonders Ursach darauf zu denken, wie auch deren Einnahme verbessert und erhöhet werden möge, damit selbigen die Bürden hinwieder erleichtert und weniger drückend werden.

In Hinsicht auf das platte Land sind, unter andern, die Gemeinheitstheilungen ein von vielen patriotischen Männern dazu vorgeschlagenes Mittel. Es frägt sich also: ob dieses Mittel auch auf die Forsten anwendbar, und wie der etwa daraus zu befürchtenden Gefahr einer Holzverwüstung, mithin des Holzmangels vorzubeugen sey?

Ich, der Verfasser dieses Aufsatzes, bin weit entfernt zu glauben, daß ich die Beantwortung dieser Frage völlig erschöpfen könne, und trage nur meine Gedanken darüber öffentlich vor, um Männer von Sachkenntniß und Erfahrungen auf diesen nicht unwichtigen Gegenstand aufmerksam zu machen, und deren desfallsiges reiferes Urtheil zu hören.

Daß Forsten eines Landes vielen Einwohnern desselben den Unterhalt mit verschaffen und auf deren Wohlstand Einfluß haben, und bisweilen in der Maaße abnehme, wie die Holzungen sich vermindern, ist nicht selten der Fall.

Daß die Consumtion an Bau- Nutz- und Brennholze sich jährlich in hiesigen Gegenden vergrößern, und in der Folge, weil nicht gleich so viel wieder zuwächst, wie verbraucht wird, ein Mangel daran eintreten müsse, leidet auch wohl keinen Zweifel, und die seit einigen Jahren sich verdoppelten Holzpreise scheinen solches zu bestärken.

Man hat daher Ursache, die wirksamsten Vorkehrungen zu treffen, daß Forsten nicht über die Gebühr angegriffen, sondern haushälterisch so benutzt werden, daß auch die Nachkommen des Benöthigten sich erfreuen können.

Ob dieser Zweck aber zu erreichen stehe, wenn Communionforsten der Bauern unter die Interessenten getheilt werden? Das ist es, worüber ich belehrt zu werden suche.

Hier ist also die Rede nicht von den Domantal- und solchen Forsten adelicher Güter, an welchen Unterthanen etwa ein Miteigenthum, oder die Berechtigung haben, daß ihnen der Bedarf entweder ganz unentgeltlich, oder gegen Forstdienste, Stammgeld, oder bestimmten leiblichen Forstzins, verabfolget werden muß; denn selbige sind gemeiniglich unter gehöriger Aufsicht, und für deren Cultur wird gesorget.

Ein anders aber ist es: ob dies zu hoffen sey, wenn diejenigen bisdann gemeinschaftlich benutzten Holzungen, welche diesem oder jenem Dorfe, oder auch mehrern Dörfern eigenthümlich gehören, dergestalt zur Theilung kommen, daß jeder Interessent sein eigenes Revier davon erhält?

Ich will zuforderst das Rechtliche solcher Communionen, und dann die Vortheile, wenn selbige aufgehoben werden, in etwas bemerklich machen.

So weit mir dergleichen Forsten bekannt sind, wirthschaftet man darin folgendermaaßen:

1) jährlich wird eine Anzahl bald Eichen, bald Buchen, weil jeder jährlich genug haben will, mit gesammter Hand gefället, und wenn der Poll und die Seitenäste davon abgehauen sind, werden Zimmer- und Achsleute herbei gerufen, welche von jedem Stamme der vorher numerirt worden, angeben müssen: ob und wie viel Fuß er an Grund-Ständer-, Riegel- und Bandholz enthalte, und wie hoch der Werth von jedem zu schätzen sey.

Dieser wird sodann

2) zusammengerechnet und darnach die Theilung unter die Miteigenthümer gemacht, da es sich denn fügen, daß je zu Zeiten 10 Interessenten einen einzigen, 4 derselben zwei oder mehrere, 6 hinwieder einen Stamm und so weiter durchs Loos erhalten. Gehören viele zu einem Stamme, oder etliche zu mehrern Stämmen, so hält es oft schwer, sich zu vereinbaren, wozu das Holz geschnitten oder gesägt werden soll, denn der eine hat Grund-, der andere Ständer-, der dritte Riegelholz, der vierte Dielen und dgl. nöthig.

Ein jeder will gern das haben, was er braucht, und weil es unmöglich, daß allen es jeden Wünsche befriedigt werden, so giebt dies

Es

Gelegenheit zu Zänkereien, zum Haß, ja wohl gar Thätlichkeiten.

Im Grunde ist also mit Wenigen mit einer solchen Theilung gedient, und will einer das ihm Zugefallene, was er nicht gebraucht, gegen das Benöthigte vertauschen, so leidet gemeiniglich einer von beiden Schaden, als welches beim Tauschhandel nichts ungewöhnliches ist. Bauet

3) ein Mitinteressent ein neues Haus oder Scheure, hat er eine Brunnensäule, eine Brunnenkippe oder Thorständer nöthig, so wird ihm gegen mäßige Bezahlung eine Eiche, auch wohl eine Buche zu Stahl- und Werkholz bewilligt.

Denen zu obgedachter Schätzung adhibirten Zimmer- und Achtsleuten giebt man

4) für ihre Bemühung entweder eine dreyfache Portion Holz. Weil sie auch Theilhaber an der gemeinschaftlichen Forst zu seyn pflegen, oder bezahlt selbige mit baarem Gelde. Im letztern Falle wird Holz des Endes verkauft.

Hat die Gemeine Processe oder sonstige extraordinaire Ausgaben, so werden solche

5) aus verkauftem Holze bestritten. Und auf die Art geht auch manches Baum für Zehrungskosten im Wirthshause verlohren, wenn sie sich zu Berathschlagungen über gemeinschaftliche Gegenstände versammelt.

Zu Salarirung des Forstaufsehers oder Holzvogts wird

6) Holz verkauft, obgleich dessen Aufsicht meistens von schlechtem Nutzen, weil er ein Mitglied der Gemeine zu seyn pflegt, es mit seinen Verwandten, Gevattern, und Freunden, die sich Holzverehrungen erlauben, nicht gerne verderben will, daß er er, wenn er selbige schon von weitem auf der That bemerkt, abseite gehet, oder, wenn er sie als Thäter ausspühret, es verheimlichet, und etwa nur diejenigen zur Bestrafung anmeldet, denen er nicht hold ist, auch diese gleichfalls wohl verschweigt, wenn er glaubt, sie mögten es wissen, daß er jene nicht denuncirt, er auch vielleicht selber dergleichen begangen habe. Eben so übel wo nicht schlimmer, ist es, wenn so hane Aufsicht unter den Interessenten nach der Reihe geht, und entweder jährlich oder alle zwei oder drei Jahre abwechselt. Trift es sodann Wirthe, die Ackerbau haben, und solche, die vom Handwerk, Taglohne oder auswärtigem Verkehr, mit Vieh Getreide u. s. w. treiben, so werden die Forsten gewiß darnach ärgert, setzen visitre, und finden sie ja Strafbarkeiten, so scheuen sich manche selbige an-

anzugeben, aus Besorgniß, der Thäter mögte ihnen heimlich Schaden zufügen, und sie dessen Feindschaft auf sich laden. Sie unterdrücken das Verbrechen auch wohl um in ähnlichen und sonstigen Fällen nicht minder berathen zu werden.

Auf solche Weise gehen die Bäume nach einander fort, und es entstehen

7) Holzblößen. — Den Abgang durch Zupflanzungen zu ersetzen, darum bekümmert man sich wenig.

Mir sind Holzungen bekannt, wo in 10, ja 20 Jahren, kein Heister zugepflanzt, und dennoch jedes Jahr Holz gefällt worden. Geschiehet das Zupflanzen auch hie und da, so wird selbiges mehrentheils so elend verrichtet, daß die Heister, wo nicht gleich im ersten Jahre, doch gewiß in den nächst folgenden, verdorren. Denn zu dergleichen Arbeiten wird die ganze Interessentenschaft aufgeboten. Die kommen nicht alle selber, sondern schicken theils Knechte, theils Jungen, auch wohl gar Frauensleute. Die Heister werden nicht behutsam ausgerodet, oft mit Gewalt aus der Erde gerissen und die Wurzeln allenthalben verletzt.

Weder das Beschädigte, noch die Pfahlwurzel wird gehörig weggeschnitten, die Seitenäste werden nicht dicht am Stamme weggenommen, sondern so lange Zacken bleiben daran stehen, und, wenn diese vertrocknet sind, entspinnt sich eine Fäulung, die den Schaft immer weiter angreift, und ihn zu Bauholz untauglich macht.

Beim Verpflanzen gehet es nicht besser her. Die Gruben werden weder geräumig noch tief genug ausgegraben, die Wurzeln nicht mit lockerer Erde versehen, die zwischen selbige geschüttet werden sollte, damit keine Höhle zu liegen käme, als welches den Untergang des Stammes unvermeidlich nach sich ziehet, sondern blos mit den ausgestochenen Rasen und Erdklumpen bedeckt, um nur recht geschwind mit der Arbeit fertig zu werden, zumal die Zeit größtentheils mit Erzählungen der im Kirchspiel vorgefallenen und andern Neuigkeiten mit untergemischten schalen Witzen und Zoten verplaudert, und mit Schnapsen verschleudert worden.

Der Holzvogt, wenn er auch Kenntnisse vom Verpflanzen und guten Willen dazu hat, ist nicht im Stande so viele Arbeiter zu übersehen und zu beobachten. Er kann unmöglich allenthalben seyn.

Das hierauf nöthige Bebinden solcher Pflanzheister mit Dornen, damit das Rindvieh, welches sich gern daran scheuert, die Wurzeln nicht wieder los mache, geschieht wohl gar nicht, oder so elend, daß es von wenigem Nutzen ist, und im nächstkünftigen Jahre

Jahre wird an die Ausbesserung dieses so heilsamen Schutzes gar nicht weiter gedacht, da selbige doch so lange, bis der Pflänzling angewachsen, fortgesetzt werden sollte. Alle darauf verwendete Zeit gehet also unnütz verlohren, und man trägt keine Sorge, die ausgegangenen Heister durch andere zu ergänzen, welches auch bei dem beschriebenen Verfahren nichts helfen kann.

Noch unnützer ist es, wenn die Gemeine pflanzbare Heister, weil sie gemeiniglich die Anlegung der Eichelnkämpe unterläßt, von andern Orten ankauft. Zu geschweigen, daß alsdann zu deren Bezahlung wieder zum Holzverkauf geschritten wird, so ist man selten darüber aus, sie ungesäumt zu pflanzen, ihre Wurzeln werden immittelst nicht mit Erde bedeckt, die Heister liegen wohl einige Tage, ehe sie gepflanzt werden, die Luft trocknet unterdessen die Wurzeln aus, und können daher nicht anschlagen. Oft schickt sich auch der Boden, worin die Heister aufgewachsen, zu demjenigen nicht, in welchen sie versetzt werden, und müssen kränkeln und verkrüppeln.

Hat eine Commüne Holzdistricte, die dem Weidegange nicht unterworfen, mithin im Zuschlage liegen, so wird das darin vorhandene Unterholz zu gewissen Zeiten abgetrieben und unter sie vertheilt. Jeder Theilhaber muß seinen Mann stellen, welches gleichfalls mehr Knechte und Jungen als Hauswirthe zu seyn pflegen. Selbige hauen dann den Unterbusch ohne alle Vorsicht und Ueberlegung bei der Wahl weg, wodurch vieler junger Aufschlag an Eichen, Büchen u. s. w. mit abgehauen, und, was noch nicht haubar, von der Menge der Menschen zertreten und verdorben wird. Die, welche bei solchen Aufgeboten zurück bleiben, werden von den Anwesenden in Strafe genommen, und das Geld wird versoffen.

In einigen solchen Gehegen oder Zuschlägen wird auch das Gras abgemähet, und pflegt dem Holzvogte als sein Accidenz beigelegt zu seyn, wodurch ewige Holzleeren entstehen, und kein junger Anflug aufkommen kann. Manchen mögte alles Vorbesagte unglaublich dünken, wer aber Augenzeuge gewesen, der kann die Wahrheit nicht bezweifeln.

Von alten Zeiten her hat man die Communionen für Mütter der Uneinigkeiten und Unordnungen gehalten, und dies bestätigt sich noch bis auf den heutigen Tag.

Man darf nur die Dorfsviehweiden und andere Gemeinheiten sehen, die oft den vortreflichsten Boden zum Getreidebau und Wiesenwachs haben, so kann jeder Patriot den Wunsch nicht unterdrücken, daß selbige überall, und auch in dem verliegendem Falle zu Benutzung der Holzungen aufgeo-

gehoben werden mögten. Denn jeder Genosse sucht zwar solche möglichst zu nutzen, aber ihre Pflege und Wartung ist ihm sehr gleichgültig, wovon man allenthalben die sichtbarsten, traurigsten Merkmale hat.

Die Schädlichkeit leuchtet daher in die Augen, und mache allen fernern Beweis überflüssig.

Die Vortheile sothaner Aufhebung sind dagegen eben so auffallend, und bestehen in Ansehung der aufgeworfenen Frage mit darin:

daß jedes privatives Eigenthum im Ganzen besser unterhalten, wirthschaftlicher benutzt und zum höhern Ertrage und Gewinn gebracht wird, als eine vielen zustündige Sache.

Diesen Satz bezeuget die tägliche Erfahrung, maaßen das Eigenthum, was man vorhin sehr unvollkommen und nur äußerst beschränkt, ohne sonderlichen Vortheil gehabt, zum Arbeitsfleiße ermuntert, solchen auch bei andern erweckt, wenn sie wahrnehmen, wie ihr Nachbar den erhaltenen Antheil cultivirt und verbessert.

Daß es nicht welche unter ihnen geben sollte, die nicht so thätig zu Werke gehen, ist wohl nicht zu leugnen, aber dies läßt sich schwerlich von dem größten Haufen behaupten, und so ist der Vortheil von der aufgehobenen Gemeinheit schon überwiegend.

Es wäre, wie ich zu glauben geneigt bin, zu viel gefordert, wenn man verlangte, daß jeder der vorigen Genossenschaft gleichen Eifer und Wirksamkeit bezeigen sollte. Mit der menschlichen Natur stimmt eine solche Forderung nicht überein. Sehen wir doch in allen Ständen, von dem höchsten bis zum niedrigsten, gute und schlechte Haushälter.

Was könnte uns also berechtigen, lauter emsige, musterhafte Wirthe von Bauern zu begehren?

Der Verfall des einen gereichet ja auch gemeiniglich zum Emporkommen eines andern, oder mehrerer. So lange die Anzahl der Verschwender, der Trägen u. s. w. nur die kleinste ist, so leidet der Staat unmerklich, wie man in allen Ländern wahrnehmen kann.

Der Bauernstand macht unstreitig die größte Volksklasse aus, und dennoch findet man darunter, im Verhältnisse gegen die übrigen Stände, die wenigsten Prasser und Müssiggänger.

Dies allein redet schon, wie mich deucht, den Auseinandersetzungen aus Gemeinheiten um so mehr das Wort, da diese Classe zu mühseligen, schweren Arbeiten von Jugend auf gewöhnt wird, sie selten große Capitalien besitzt, den Unglücksfällen aber, an Mißwachse, Viehverluste und dgl. am meisten ausgesetzt und nicht so

ringen Abgiften unterworfen ist, auch durch ihren Fleiß der Staat vorzüglich erhalten und bereichert wird. Und alles hat man ihrer Rastlosigkeit, ihrem sauren Schweiße zu verdanken.

Die Besorgniß, daß, wenn ihre Communionholzungen durch Theilungen in privatives Eigenthum übergehen, selbige depastirt werden, und den Holzmangel vergrößern würden, scheint mir folglich übertrieben und völlig ohne Grund zu seyn. Ich bin vielmehr, nach meinen Kenntnissen von den Bewohnern des platten Landes, gänzlich überzeugt, daß solche Holztheilungen sowohl den Interessenten, als dem Publikum, vortheilhaft seyn, und die Holzcultur ehender befördern, wie vermindern werde.

Ist es wahr: quod aurt sacra fames, liegt es in der Natur des Menschen, immer weiter zu streben, und seine zeitlichen Umstände zu verbessern; so ist, ausser Zweifel, daß gemeinschaftliche Forsten durch deren Theilung gewinnen müssen, und alle vorhin angeführte Unordnungen und Inconvenienzien ganz und gar; auch selbst die Holzdiebereien durch die sodann vervielfältigte Aufsicht, da die meisten gern das Ihrige besehen, mehr wegfallen, wo nicht völlig aufhören werden, weil jeder nun seine Bedürfnisse selber hat, oder doch erzielen kann.

Jeder wird sich dann bestreben, das ihm eigenthümlich gehörende Revier, dafern es nicht in gutem Zustande ist, entweder durch Besaamungen aus der Hand, oder durch Anpflanzungen darein zu bringen. Sind Zupflanzungen nöthig, so geschehen sie gewiß mit mehrerer Sorgfalt, wie ehedem, um vergebliche und doppelte Arbeit zu vermeiden. Der Eigenthümer nimmt dann nur das abständige Holz, so wie er es bedarf, heraus, und fället es im Winter zu der ihm bequemsten Zeit, statt daß er während der Gemeinschaft nehmen mußte, was ihm durchs Loos zufiel, wobei er keine Wahl hatte, und so wie es den Dorfsvorstehern oder Bauermeistern einfiel, die Gemeine zum Holzfällen oder sonstigen Forstarbeiten aufzufordern, entweder selber zu erscheinen, oder jemanden zu schicken verbunden war, worüber er ofmals eine ungleich nöthigere Verrichtung in seinem Hauswesen aufzuschieben, oder gar zu versäumen und hintan zu setzen, sich gezwungen sah. Und daß es nunmehr die Früchte seines Fleißes allein erntet und solche seinen Kindern hinterläßt, storm seine Thätigkeit unstreitig dreifach an.

Stößt ihm nun ein Unglück durch Pferdeverlust, sonstiges Viehsterben, Mißwachs u. s. w. zu, welches ihm die Erborgung eines Capitals zu seiner Wiederaufhülfe nöthig machte, so findet er den Vortheil in seiner Hol-

Holzung und geräth nicht in jährliche Verzinsung, deren Erübrigung ihm bei seinen andern Lasten sauer wird, den Abtrag des Capitals selbst aber folglich noch mehr erschwert, dergestalt, daß die Schuld oft auf Kindes Kinder annoch fortdauert, ohne getilget werden zu können.

Der Schluß folgt künftig.

Beantwortung

der im 42ten Stück des neuen hannöverischen Magazins von diesem Jahre befindlichen Anfrage;

Wie man Bücher überhaupt gegen Würmer schützen; insbesondere wie man das den Lederbänden so schädliche Insekt wieder vertreiben oder von künftigen Angriffen auf dieselben abhalten könne.

In meinem im Jahre 1789. zu Halle herausgekommenen Buche vom Papier, den vor der Erfindung desselben üblich gewesenen Schreibmassen und sonstigen Schreibmaterialien, habe ich im 15ten Kapitel von Seite 691 bis Seite 729 umständlich und weitläuftig von denen den Urkunden und Büchern schädlichen Insekten, und den Mitteln, solche theils davon abzuhalten, theils zu vertilgen, gehandelt. Es sind diese von mir daselbst angegebenen Mittel zuverlässig, und, wie ich erfahren, mit dem besten Erfolge bei mehreren öffentlichen Bibliotheken und Archiven in den preussischen Staaten, in Rußland und Schweden angewandt worden.

Auch kann über diesen Gegenstand das hannövertsche Magazin von 1774. Stück 93., 94., 95. Seite 1457 f., von 1775. Stück 12., 13., 14. S. 178 f., Stück 28., 29. Seite 433 f., von 1765. und 1767., imgleichen von 1780. Stück 90. Seite 1430. nachgelesen werden.

Hannover. G. F. Wehrs.

Neues Hannöverisches Magazin.

52tes Stück.

Montag, den 21ten Julius 1799.

Gedanken über die Frage:
Sind die Theilungen gemeinschaftlicher Bauernforsten für die Interessenten und das Publikum schädlich oder vortheilhaft?

(Schluß.)

Die vornehmsten Fälle, wodurch ein solcher Holztheil vernachlässiget werden kann, sind, wenn der Besitzer ganz in rückfällige Umstände, oder gar in Concurs geräth, oder mit Hinterlassung unmündiger Kinder verstirbt.

Dann aber wäre es Pflicht der Obrigkeit, dergleichen Holztheile durch zweckmäßige Verfügungen im Stande zu erhalten, oder deren Aufnahme zu bewirken. Und um Verwüstungen überhaupt abzukehren, wären nach dem Umfange der Forst ein, oder etliche zu beeidigende Holzvögte, wozu man Leute von bekannter Redlichkeit wählte, zu bestellen, die jedes unwirthschaftliche Verfahren in den getheilten Distrikten der Behörde zur Remedur und allenfallsiger Bestrafung anzeigten. Die Theilung könnte auch nur unter gewissen Bedingungen, über deren Erfüllung ohne Nachsicht mit Strenge zu halten, geschehen und vorgenommen werden.

Zuförderst aber ließe man

1) den Flächeninhalt der Forst durch einen beeidigten Feldmesser ausfindig machen,
2) durch ihn in so viele Theile theilen, als Interessenten vorhanden. Dann würde
3) der Grund und Boden
4) das etwanige Unterholz, auch der junge Anwachs, und
5) das Oberholz durch sachkundige, geschworne, in drei Schürzen gesetzte Achtsleute in jedem Theile wardiret. Diese Taxate würden
6) von jeglichem Holztheile zusammengerechnet, und, um den eigentlichen Werth herauszubringen, durch die Zahl 3 hinwieder dividiret,

7) Eines jeden Intereſſenten Theil durchs Loos beſtimmt, und weſſen Revier geringer oder höher geſchätzet worden, bekommt reſp. das Minus an Gelde vergütet, oder giebt das Plus heraus. Um aber die Holztheile mehr egaliſiren zu können, und ein zu ſtarkes Minus oder Plus zu vermeiden, wäre es

8) anräthlich, die Forſt in etliche Hauptabtheilungen, nach Beſchaffenheit ihrer Größe, abzuſondern, und in jedem derſelben hinwieder nach Anzahl der participirenden Mitglieder eben ſo viele einzelne Theile zu machen, als in welchem Falle die ſchlechteſten Theile zu den beſten geſetzt werden, um mehr Ebenmaaß zu erhalten.

In Betref des Forſthaushalts aber mögte zu verordnen ſeyn

1) daß, um bleibende, kenntliche Gränzen zu haben, jeder Intereſſent zur Unterſcheidung ſeines Reviers der Länge nach einen ſchmalen Graben von höchſtens einem Fuß breit und tief ziehe, ſolchen, ſo oft es nöthig, erneuere, und hiezu jedesmal ſeinen Nachbarn herbeirufe, daß man ihm durch die Ausräumung nicht zu nahe komme, oder Nachtheil thue.

2) Wer dieſe Gränze verrücke, für jeden abgegrabenen Fuß in eine harte, feſtzuſetzende Strafe falle.

3) Sey der Grund und Boden fortwährend als Holzung zu benutzen.

4) Das Holzfällen müſſe nur vom November an bis Ende Februars geſtattet, der Nothfall jedoch davon ausgenommen ſeyn.

5) Dürfe niemand ohne vorherige Anmeldung bei der Obrigkeit Eichen oder Buchen hauen, und der darüber empfangene Erlaubnißſchein müſſe zuvor den Holzvögten vorgewieſen werden.

6) Sey jeder Intereſſent verbunden, eine mit der Nummer ſeines Holztheils bemerkte Mahlbarte anzuſchaffen, und mit ſelbiger den zu fällenden Baum, ſowohl am Stamme, als unten an der Wurzel, zu bezeichnen.

7) Stehe der Baum an der Gränze, ſo müſſe er ſolchen ſo zu hauen und zu ſtemmen ſuchen, daß er nicht auf ſeines Nachbarn Holztheil falle. Könne das aber ſchlechterdings nicht verhütet werden, ſo liege ihm ob, es ſeinem Nachbarn, noch ehe er den Baum fälle, zu melden, ſelbigem auch den etwa durch ſothanes Fällen an deſſen Holzung geſchehenen Schaden nach Billigkeit zu vergüten.

8) Bleibe die Maſt nach wie vor gemeinſchaftlich. Würde jedoch jemand ſeinen Holzungstheil von maſttragenden Bäumen ſo ſehr entblößen, daß er nicht mehr den dritten Theil derſelben hätte, ſo würde er ſo lange von dem Mit-

ge-

genusse der Mast ausgeschlossen, bis er nach Ermäßigung etlicher redlicher, unpartheiischer Männer in der Gemeine so viel tragbares Oberholz wieder habe, daß er zu Betreibung der Mast wieder zugelassen werden könne.

9) Niemandem stehe frei, seinen Holzdistrikt zu verkaufen, sondern müsse unabtödlich beim Hofe gelassen werden.

10) Komme der Werth der Holzung bei Ablobungen der ausheirathenden Kinder niemalen mit in Anschlag, weil die Höfe sonst in unabtödliche Schulden gestürzt würden.

Verstattete es das Local, so wäre es äusserst ersprießlich, wenn die zu theilende Forst, wo nicht ganz, doch wenigstens ein Haupttheil derselben, eingehegt, oder in Zuschlag gelegt würde, um zugleich die nöthigen Pflanzheister da, wo selbige zu dicht stünden und unschädlich weggenommen werden könnten, für die zur Weide offen bleibende Holzreviere zu erlangen.

Daß in selbigem so wenig Gras gemähet, Laub geharket, Erde oder Sand gegraben werden dürfte, verstünde sich von selbst. Wäre aber ein solcher Zuschlag unentbehrlicher Weide halber nicht thunlich, so müßte doch jedem Interessenten verstattet seyn, an dem schicklichsten Orte seines Revieres einen Eichkamp von 6 und mehrern Ruthen groß, nach Proportion der Morgenzahl seines Distrikts, einzufriedigen, der, sobald die Heister dem Viehe entwachsen, wieder aufgegeben und dafür ein anderer von gleicher Größe, dicht an dem ersteren wieder vorgerichtet würde, damit es nie an Pflanzheistern fehlte, wodurch das ganze Revier selbst ausserordentlich gewönne, wenn viele Heister unverpflanzt stehen blieben.

Unter solchen, und nach Beschaffenheit der Umstände noch hinzu zu fügenden Vorschriften, scheint es mir für jeden Theilhaber, auch für das öffentliche Beste vortheilhaft und wohlthätig zu seyn, dergleichen Communionen aufzulösen, und welchergestalt alsdann noch ein Forstruin oder Holzmangel daraus zu besorgen seyn sollte, vermag ich, meines wenigen Orts, noch zur Zeit nicht einzusehen.

Ihre schrauben, und können wichtigere Gründe für deren Beibehaltung aufgestellt werden, so lasse ich mich gern unterrichten, weil ich das Wohl meiner Mitmenschen aufrichtig wünsche, und dazu, nach meinen geringen Kräften, mit Vergnügen beitrage, und daher hauptsächlich beabsichtige, daß diese sehr wichtige Sache, worüber ich bislang nichts gelesen, näher geprüft, erörtert und das Resultat zum allgemeinen Besten bekannt gemacht und angewandt werde.

Wollte man einwenden: es fänden sich gemeinschaftlich gewesene Bauerholzungen, welche getheilt worden, und die seitdem ausgelichtet und verhauen wären, mithin solches meiner Meinung widerspräche, so mag sol-

liges bei diesem oder jenem einzelnen Holztheile, den ein schlechter Hauswirth gehabt, gar wohl der Fall seyn, gleichwie man auch in den besten Kornfeldern sichtbare Spuren liederlich bestellter Aecker antrift, ohne die ganze Flur deshalb verachten oder tadeln zu können; allein ich bezweifle, daß wirklich sämtliche Holztheile oder die meisten derselben verwüstet seyn sollten. Wie ich dann ebenmäßig Beispiele, die das Gegentheil jener Einwendung bewahrheiten, anführen und erforderlichen Falls namhaft machen kann, um sich an Ort und Stelle davon zu überzeugen. Gesetzt jedoch, daß der Augenschein dies nicht durchgängig bewähre, so kann der etwanige Misbrauch den vernünftigen Gebrauch nicht aufheben, und aller derlichen Verödung kann durch Vorsichtsregeln gesteuert werden, wenn man den Bauern nicht ganz freie Hände läßt, nach Willkühr zu schalten und zu walten.

Gehört es doch schon zur landesherrlichen Gewalt und guten Polizei, denen von Adel und andern Freien die Verwüstung ihrer Forsten zu untersagen, wie viel mehr muß sich also der Bauernstand Holzruin abwendenden Gesetzen unterwerfen.

B.

Ueber den auf dem Lande so allgemeinen Unfleiß im Schulgehen, nebst einem neuen für sehr wirksam erfundenen Mittel dagegen.

Daß das Geschäft eines Schullehrers, Kinder zu guten Christen und guten Bürgern zu bilden, ein Geschäft von sehr weitem Umfange ist, und also neben möglichster Anstrengung auch hinlängliche Zeit erfordert, wird kein Vernünftiger uns streitig machen.

Nun dauert, wie allgemein bekannt, die zum Schulgehen bestimmte Zeit vom 6ten bis zum 14ten, folglich 8 Jahre; rechnet man das 1ste Sommerquartal eines jeden Jahrs, wo wegen der Ernte und anderer ländlichen Geschäfte der Schulunterricht größtentheils ausgesetzt werden muß, davon, so bleiben nur 6 Jahre übrig. In diesen sollen nun die Seelenkräfte des Kindes entwickelt werden, soll das Kind lernen, wie es sich seinen Gott und Schöpfer zu denken hat, was von dem Gott zu seinem Wohl geschehen, wozu es von ihm bestimmt sey und was es thun müsse, um jene erhabene Bestimmung zu erreichen; lernen soll es auch, wie es die Dinge in der Natur zu seinem Nutzen gebrauchen, und wie es in den vielen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens glücklich machen und glücklich werden könne.

D.

O, wie kostbar! wie unentbehrlich erscheint aus diesem Gesichtspunkte jede Minute von den so kurzen 6 Jahren, und welch ein nothwendiges Erforderniß ist also Fleiß im Schulgehen. Dies schon aus jenem Gesichtspunkte zur guten Bildung der Jugend so nothwendige Erforderniß, ist es auch noch aus einer andern Rücksicht. Denn wenn man es auch zugebe, daß von oben angegebener Zeit doch ein Theil entbehrt werden könnte; wenn 5 oder 4 Jahre für hinreichend gehalten würden, so würde doch ein Kind, welches (alles berechnet) zwar 5 oder 4 Jahre, aber von den 8 Schuljahren kein einziges möglichst unausgesetzt zur Schule gegangen, wohl einige Brocken, aber nichts Ganzes, keine zusammenhängende Kenntnisse bekommen, was doch durchaus nöthig ist, um von dem Gelernten Gebrauch, und rechten Gebrauch machen zu können.

Fleißiges, ja möglichst unausgesetztes Schulgehen, ist und bleibt also ein zum Erziehungsgeschäfte unentbehrliches Bedürfniß, so wie im Gegentheil Unfleiß im Schulgehen eines der größten Hindernisse dabei ist. — Wie niederschlagend muß daher nicht jedem, dem die Erziehung der Jugend am Herzen liegt, die Bemerkung seyn, daß jenes Uebel auf dem Lande eben so allgemein als nachtheilig ist, und daß die gewöhnlichen Mittel dagegen theils zu wenig wirken, theils auf der andern Seite so viel Unannehmlichkeiten nach sich ziehen, daß man sie ungern, nur im äussersten Nothfall, gebraucht, wie die Erfahrung hinlänglich bestätigt. Und dennoch treiben Pflicht und Gefühl den redlichen Schulmann unaufhörlich jenem Uebel entgegen zu wirken; treiben ihn, wenn die gewöhnlichen Mittel entweder erschöpft sind, ohne gewirkt zu haben, oder der traurigen Folgen halber ihn zurückscheuchen, Gebrauch davon zu machen, neue Mittel zu ersinnen und anzuwenden.

Wir glauben daher, vielen unserer Amtsbrüder mit einem neuen, in unsern Schuldistrikten für sehr wirksam erfundenen Mittel, von dessen Gebrauch auch keine für das Erziehungsgeschäft nachtheilige Folgen zu befürchten, vielmehr viele andere vortheilhafte zu hoffen, nicht unwillkommen zu seyn. Folgendes führte uns darauf:

Es fügte sich, daß wir Gebrüder binnen Jahresfrist in eine fremde Gegend, und gerade in ein Kirchspiel versetzt wurden. Nun hatten wir in einigen bereits im Schulamte gestandenen Jahren, die uns im Königl. und Churfürstl. Seminario so oft eingeschärfte Regel: „ein Schullehrer, der Nutzen stiften wolle, müsse die Liebe der Leute seines Orts besitzen, weil sonst auch die Kinder kein Zutrauen und keine Liebe zu ihm hätten," bewährt gefunden; suchten uns daher auch an unsern neuen Orten, wo wir ganz unbekannt waren, in Besitz derselben zu setzen.

Hier fand sich vorzüglich eine, und eine große Schwierigkeit: jenes Uebel, der Unfleiß im Schulgehen, war auch hier ziemlich eingerissen, bei einigen gieng es so weit, daß sie fast

anzugeben, aus Besorgniß, der Thäter mögte ihnen heimlich Schaden zufügen, und sie dessen Feindschaft auf sich laden. Sie unterdrücken das Verbrechen auch wohl, um in ähnlichen und sonstigen Fällen nicht minder verrathen zu werden.

Auf solche Weise gehen die Bäume nach einander fort, und es entstehen

7) Holzblößen. — Den Abgang durch Zupflanzungen zu ersetzen, darum bekümmert man sich wenig.

Mir sind Holzungen bekannt, wo in 10, ja 20 Jahren, kein Heister zugepflanzt, und dennoch jedes Jahr Holz gefällt worden. Geschiehet das Zupflanzen auch hie und da, so wird selbiges mehrentheils so elend verrichtet, daß die Heister, wo nicht gleich im ersten Jahre, doch gewiß in den nächst folgenden, verdorren. Denn zu dergleichen Arbeiten wird die ganze Interessentenschaft aufgeboten. Die kommen nicht alle selber, sondern schicken theils Knechte, theils Jungen, auch wohl gar Frauensleute. Die Heister werden nicht behutsam ausgerodet, oft mit Gewalt aus der Erde gerissen und die Wurzeln allenthalben verletzt.

Weder das Beschädigte, noch die Pfahlwurzel wird gehörig weggeschnitten, die Seitenäste werden nicht dicht am Stamme weggenommen, sondern so lange Zacken bleiben daran stehen, und, wenn diese vertrocknet sind, entspinnt sich eine Fäulung, die den Schaft immer weiter angreift, und ihn zu Bauholz untauglich macht.

Beim Verpflanzen gehet es nicht besser her. Die Gruben werden weder geräumig noch tief genug ausgegraben, die Wurzeln nicht mit lockerer Erde versehen, die zwischen selbige geschüttet werden sollte, damit keine Höhlungen zu liegen kämen, als welches den Untergang des Stammes unvermeidlich nach sich ziehet, sondern blos mit den ausgestochenen Rasen und Erdklumpen bedeckt, um nur recht geschwind mit der Arbeit fertig zu werden, zumal die Zeit größtentheils mit Erzählungen der im Kirchspiel vorgefallenen und andern Neuigkeiten mit untergemischten schalen Witzen und Zoten verplaudert, und mit Schnapsen verschleudert worden.

Der Holzvogt, wenn er auch Kenntnisse vom Verpflanzen und guten Willen dazu hat, ist nicht im Stande so viele Arbeiter zu übersehen und zu beobachten. Er kann unmöglich allenthalben seyn.

Das hierauf nöthige Verbinden solcher Pflanzheister mit Dornen, damit das Rindvieh, welches sich gern daran scheuert, die Wurzeln nicht wieder los mache, geschieht wohl gar nicht, oder so elend, daß es von wenigem Nutzen ist, und im nächstkünftigen

Jahre

Jahre wird an die Ausbesserung dieses so heilsamen Schutzes gar nicht weiter gedacht, da selbige doch so lange, bis der Pflänzling angewachsen, fortgesetzt werden sollte. Alle darauf verwendete Zeit gehet also unnütz verlohren, und man trägt keine Sorge, die ausgegangenen Heister durch andere zu ergänzen, welches auch bei dem beschriebenen Verfahren nichts helfen kann.

Noch unnützer ist es, wenn die Gemeine pflanzbare Heister, weil sie gemeiniglich die Anlegung der Eichelnkämpe unterläßt, von andern Orten ankauft. Zu geschweigen, daß alsdann zu deren Bezahlung wieder zum Holzverkauf geschritten wird, so ist man selten darüber aus, sie ungesäumt zu pflanzen, ihre Wurzeln werden immittelst nicht mit Erde bedeckt, die Heister liegen wohl einige Tage, ehe sie gepflanzt werden, die Luft trocknet unterdessen die Wurzeln aus, und können daher nicht anschlagen. Oft schickt sich auch der Boden, worin die Heister aufgewachsen, zu demjenigen nicht, in welchen sie versetzt werden, und müssen kränkeln und ausstrathen.

Hat eine Commüne Holdistricte, die dem Weidegange nicht unterworfen, mithin im Zuschlage liegen, so wird das darin vorhandene Unterholz zu gewissen Zeiten abgetrieben und unter sie vertheilt. Jeder Theilhaber muß seinen Mann stellen, welches gleichfalls mehr Knechte und Jungen als Hauswirthe zu seyn pflegen. Selbige hauen dann den Unterbusch ohne alle Vorsicht und Ueberlegung bei der Rohte weg, wodurch vieler junger Aufschlag an Eichen, Büchen u. s. w. mit abgehauen, und, was noch nicht haubar, von der Menge der Menschen zertreten und verdorben wird. Die, welche bei solchen Aufgeboten zurück bleiben, werden von den Anwesenden in Strafe genommen, und das Geld wird versoffen.

In einigen solchen Gehegen oder Zuschlägen wird auch das Gras abgemähet, und pflegt dem Holzvogte als sein Accidenz beigelegt zu seyn, wodurch ewige Holzleeren entstehen, und kein junger Anflug aufkommen kann. Manchen mögte alles Vorbesagte unglaublich dünken, wer aber Augenzeuge gewesen, der kann die Wahrheit nicht bezweifeln.

Von alten Zeiten her hat man die Communionen für Mütter der Unreinigkeiten und Unordnungen gehalten, und dies bestätigt sich noch bis auf den heutigen Tag.

Man darf nur die Dorfsviehweiden und andere Gemeinheiten sehen, die oft den vortreflichsten Boden zum Getreidebau und Wiesenwachs haben, so kann jeder Patriot den Wunsch nicht unterdrücken, daß selbige überall, und auch in dem vorliegendem Falle in Betreff der Holzungen aufgehoben

gehoben werden mögten. Denn jeder Genosse sucht zwar solche möglichst zu nutzen, aber ihre Pflege und Wartung ist ihm sehr gleichgültig, wovon man allenthalben die sichtbarsten, traurigsten Merkmale hat.

Die Schädlichkeit leuchtet daher in die Augen, und macht allen fernern Beweis überflüssig.

Die Vortheile sothaner Aufhebung sind dagegen eben so auffallend, und bestehen in Ansehung der aufgeworfenen Frage mit darin:

daß jedes privatives Eigenthum im Ganzen besser unterhalten, wirthschaftlicher benutzt und zum höhern Ertrage und Gewinn gebracht wird, als eine vielen zuständige Sache.

Diesen Satz bezeuget die tägliche Erfahrung, maaßen das Eigenthum, was man vorhin sehr unvollkommen und nur äußerst beschränkt, ohne sonderlichen Vortheil gehabt, zum Arbeitsfleiße ermuntert, solchen auch bei andern erweckt, wenn sie wahrnehmen, wie ihr Nachbar den erhaltenen Antheil cultivirt und verbessert.

Daß es nicht welche unter ihnen geben sollte, die nicht so thätig zu Werke gehen, ist wohl nicht zu leugnen, aber dies läßt sich schwerlich von dem größten Haufen behaupten, und so ist der Vortheil von der aufgehobenen Gemeinheit schon überwiegend.

Es wäre, wie ich zu glauben geneige bin, zu viel gefordert, wenn man verlangte, daß jeder der vorigen Genossenschaft gleichen Eifer und Wirksamkeit beizeigen sollte. Mit der menschlichen Natur stimmt eine solche Forderung nicht überein. Sehen wir doch in allen Ständen, von dem höchsten bis zum niedrigsten, gute und schlechte Haushälter.

Was könnte uns also berechtigen, lauter emsige, musterhafte Wirthe von Bauern zu begehren?

Der Verfall des einen gereichet ja auch gemeiniglich zum Emporkommen eines andern, oder mehrerer. So lange die Anzahl der Verschwender, der Trägen u. s. w. nur die kleinste ist, so leidet der Staat unmerklich, wie man in allen Ländern wahrnehmen kann.

Der Bauernstand macht unstreitig die größte Volksklasse aus, und dennoch findet man darunter, im Verhältnisse gegen die übrigen Stände, die wenigsten Prasser und Müssiggänger.

Dies allein redet schon, wie mich deucht, den Auseinandersetzungen aus Gemeinheiten um so mehr das Wort, da diese Classe zu mühseligen, schweren Arbeiten von Jugend auf gewöhnt wird, sie selten große Capitalien besitzt, den Unglücksfällen aber, an Mißwachse, Viehverluste und dgl. am meisten ausgesetzt und nicht so

ringen Abgisten unterworfen ist, auch durch ihren Fleiß der Staat vorzüglich erhalten und bereichert wird. Und alles hat man ihrer Nüssloßigkeit, ihrem sauren Schweiße zu verdanken.

Die Besorgniß, daß, wenn ihre Communionholzungen durch Theilungen in privatives Eigenthum übergehen, solche depastert werden, und den Holzmangel vergrößern würden, scheint mir folglich übertrieben und völlig ohne Grund zu seyn. Ich bin vielmehr, nach meinen Kenntnissen von den Bewohnern des platten Landes, gänzlich überzeugt, daß solche Holztheilungen sowohl den Interessenten, als dem Publikum, vortheilhaft seyn, und die Holzcultur ehender befördern, wie vermindern werde.

Ist es wahr: quod aurt fiera fames, liegt es in der Natur des Menschen, immer weiter zu streben, und seine zeitlichen Umstände zu verbessern; so ist ausser Zweifel, daß gemeinschaftliche Forsten durch deren Theilung gewinnen müssen, und alle vorhin angeführte Unordnungen und Inconvenienzien ganz und gar, auch selbst die Holzdiebereien durch die sodann vervielfältigte Aufsicht, da die meisten gern das Ihrige besehen, mehr wegfallen, ob nicht völlig aufhören werden, weil jeder nun seine Bedürfnisse selber hat, oder doch erzielen kann.

Jeder wird sich dann befleissen, das ihm eigenthümlich gehörende Revier, dafern es nicht in gutem Zustande ist, entweder durch Besamungen aus der Hand, oder durch Anpflanzungen dahin zu bringen. Sind Zupflanzungen nöthig, so geschehen sie gewiß mit mehrerer Sorgfalt, wie ehedem, um vergebliche und doppelte Arbeit zu ersparen. Der Eigenthümer nimmt dann nur das abständige Holz, so wie er es bedarf, heraus, und fället es im Winter zu der ihm bequemsten Zeit, statt daß er während der Gemeinschaft nehmen mußte, was ihm durchs Loos zufiel, wobei er keine Wahl hatte, und so wie es den Dorfsvorstehern oder Bauermeistern einfiel, die Gemeine zum Holzfällen oder sonstigen Forstarbeiten aufzufordern, entweder selber zu erscheinen, oder jemanden zu schicken verbunden war, worüber er oftmals eine ungleich nöthigere Verrichtung in seinem Hauswesen aufzuschieben, oder gar zu versäumen und hintan zu setzen, sich gezwungen sah. Und daß er nunmehr die Früchte seines Fleißes allein erntet und solche seinen Kindern hinterläßt, spornt seine Thätigkeit unstreitig dreifach an.

Stößt ihm nun ein Unglück durch Pferdeverlust, sonstiges Viehsterben, Mißwachs u. s. w. zu, welches ihm die Erborgung eines Capitals zu seiner Wiederaufhülfe nöthig machte, so findet er den Nothhaler in seiner Hol-

Holzung und geräth nicht in jährliche Verzinsung, deren Erübrigung ihm bei seinen andern Lasten sauer wird, den Abtrag des Capitals selbst aber folglich noch mehr erschwert, dergestalt, daß die Schuld oft auf Kinder, Kinder, annoch fortdauert, ohne getilget werden zu können.

Der Schluß folgt künftig.

Beantwortung

der im 42ten Stück des neuen hannöverischen Magazins von diesem Jahre befindlichen Anfrage:

Wie man Bücher überhaupt gegen Würmer schützen; insbesondere wie man das den Leyerbänden so schädliche Insekt wieder vertreiben oder von künftigen Angriffen auf dieselben abhalten könne.

In meinem im Jahre 1789. zu Halle herausgekommenen Buche vom Papier, den vor der Erfindung desselben üblich gewesenen Schreibmassen und sonstigen Schreibmaterialien, habe ich im 15ten Kapitel von Seite 691 bis Seite 729 umständlich und weitläuftig von denen den Urkunden und Büchern schädlichen Insekten, und den Mitteln, solche theils davon abzuhalten, theils zu vertilgen, gehandelt. Es sind diese von mir daselbst angegebenen Mittel zuverlässig, und, wie ich erfahren, mit dem besten Erfolge bei mehreren öffentlichen Bibliotheken und Archiven in den preussischen Staaten, in Rußland und Schweden angewandt worden.

Auch kann über diesen Gegenstand das hannöverische Magazin von 1774. Stück 93., 94., 95. Seite 1457 f., von 1775. Stück 12., 13., 14. S. 178 f., Stück 28., 29. Seite 433 f., von 1761. und 1767., imgleichen von 1780. Stück 90. Seite 1430. nachgelesen werden.

Hannover. G. L. Wehrs.

Hannöverisches Magazin.

52tes Stück.

Montag, den 21ten Julius 1799.

Gedanken über die Frage:
Sind die Theilungen gemeinschaftlicher Bauernforsten für die Interessenten und das Publikum schädlich oder vortheilhaft?

(Schluß.)

Die vornehmsten Fälle, wodurch ein solcher Holztheil vernachlässiget werden kann, sind, wenn der Besitzer ganz in rückfällige Umstände, oder gar in Concurs geräth, oder mit Hinterlassung unmündiger Kinder verstirbt.

Dann aber wäre es Pflicht der Obrigkeit, dergleichen Holztheile durch zweckmäßige Verfügungen im Stande zu erhalten, oder deren Aufnahme zu bewirken. Und um Verwüstungen überhaupt abzukehren, wären nach dem Umfange der Forst ein, oder etliche zu beeidigende Holzvögte, wozu man Leute von bekannter Redlichkeit wählte, zu bestellen, die jedes unwirthschaftliche Verfahren in den getheilten Distrikten der Behörde zur Remedur und allenfallsiger Bestrafung anzeigten. Die Theilung könnte auch nur unter gewissen Bedingungen, über deren Erfüllung ohne Nachsicht mit Strenge zu halten, geschehen und vorgenommen werden.

Zuförderst aber ließe man

1) den Flächeninhalt der Forst durch einen beeidigten Feldmesser ausfindig machen,
2) durch ihn in so viele Theile theilen, als Interessenten vorhanden. Dann würde
3) der Grund und Boden
4) das etwanige Unterholz, auch der junge Anwachs, und
5) das Oberholz durch sachkundige, geschworne, in drei Schichten gesetzte Achtsleute in jedem Theile wardiret. Diese Taxate würden
6) von jeglichem Holztheile zusammengerechnet, und, um den eigentlichen Werth herauszubringen, durch die Zahl 3 hinwieder dividiret,

7) Eines jeden Interessenten Theil durchs Loos bestimmt, und wessen Revier geringer oder höher geschätzet worden, bekommt resp. das Minus an Gelde vergütet, oder giebt das Plus heraus. Um aber die Holztheile mehr egalisiren zu können, und ein zu starkes Minus oder Plus zu vermeiden, wäre es

8) anräthlich, die Forst in etliche Haupttheilungen, nach Beschaffenheit ihrer Größe, abzusondern, und in jedem derselben hinwieder nach Anzahl der participirenden Mitglieder eben so viele einzelne Theile zu machen, als in welchem Falle die schlechtesten Theile zu den besten gesetzt werden, um mehr Ebenmaaß zu erhalten.

In Betref des Forsthaushalts aber möchte zu verordnen seyn

1) daß, um bleibende, kenntliche Gränzen zu haben, jeder Interessent zur Unterscheidung seines Reviers der Länge nach einen schmalen Graben von höchstens einem Fuß breit und tief ziehe, solchen, so oft es nöthig, erneuere, und hiezu jedesmal seinen Nachbarn herbeirufe, daß man ihm durch die Ausräumung nicht zu nahe komme, oder Abbruch thue.

2) Wer diese Gränze verrücke, für jeden abgegrabenen Fuß in eine harte, festzusetzende Strafe falle.

3) Sey der Grund und Boden fortwährend als Holzung zu benutzen.

4) Das Holzfällen müsse nur vom November an bis Ende Februars gestattet, der Nothfall jedoch davon ausgenommen seyn.

5) Dürfe niemand ohne vorherige Anmeldung bei der Obrigkeit Eichen oder Buchen hauen, und der darüber empfangene Erlaubnißschein müsse zuvor den Holzvögten vorgewiesen werden.

6) Sey jeder Interessent verbunden, eine mit der Nummer seines Holztheils bemerkte Mahlbarte anzuschaffen, und mit selbiger den zu fällenden Baum, sowohl am Stamme, als unten an der Wurzel, zu bezeichnen.

7) Stehe der Baum an der Gränze, so müsse er solchen so zu hauen und zu stemmen suchen, daß er nicht auf seines Nachbarn Holztheil falle. Könne das aber schlechterdings nicht verhütet werden, so liege ihm ob, es seinem Nachbarn, noch ehe der Baum falle, zu melden, selbigem auch den etwa durch sothanes Fällen an dessen Holzung geschehenen Schaden nach Billigkeit zu vergüten.

8) Bleibe die Mast nach wie vor gemeinschaftlich. Würde jedoch jemand seinen Holzungstheil von mastetragenden Bäumen so sehr entblößen, daß er nicht mehr den dritten Theil derselben hätte, so möchte er so lange von dem Mitge-

genusse der Mast ausgeschlossen, bis er nach Ermäßigung etlicher redlicher, unpartheiischer Männer in der Gemeine so viel tragbares Oberholz wieder habe, daß er zu Betreibung der Mast wieder zugelassen werden könne.

9) Niemandem stehe frei, seinen Holzdistrikt zu verkaufen, sondern müsse unablöslich beim Hofe gelassen werden.

10) Komme der Werth der Holzung bei Ablobungen der ausheirathenden Kinder niemalen mit in Anschlag, weil die Höfe sonst in unablösliche Schulden gestürzt würden.

Verstattete es das Local, so wäre es äusserst ersprießlich, wenn die zutheilende Forst, wo nicht ganz, doch wenigstens ein Haupttheil derselben, eingehegt, oder in Zuschlag gelegt würde, um zugleich die nöthigen Pflanzheister da, wo selbige zu dicht stünden und unschädlich weggenommen werden könnten, für die zur Weide offen bleibende Holzreviere zu erlangen.

Daß in selbigem so wenig Gras gemähet, Laub gehacket, Erde oder Sand gegraben werden dürfte, verstünde sich von selbst. Weide aber ein solcher Zuschlag unentbehrlicher Weide halber nicht ohnlich, so müßte doch jedem Interessenten verstattet seyn, an dem schicklichsten Orte seines Antheils einen Eichelkamp von 6 und mehrern Ruthen groß, nach Proportion der Morgenzahl seines Distrikts, einzufriedigen, der, sobald die Heister dem Viehe entwachsen, wieder aufgegeben und dafür ein anderer von gleicher Größe, dicht an dem erstern wieder vorgerichtet würde, damit es nie an Pflanzheistern fehlte, wodurch das ganze Revier selbst ausserordentlich gewönne, wenn viele Heister unverpflanzt stehen blieben.

Unter solchen, und nach Beschaffenheit der Umstände noch hinzu zu fügenden Vorschriften, scheint es mir für jeden Theilhaber, auch für das öffentliche Beste vortheilhaft und wohlthätig zu seyn, dergleichen Communionen aufzulösen, und welchergestalt alsdann noch ein Forstreuin oder Holzmangel daraus zu besorgen seyn sollte, vermag ich, meines wenigen Orts, noch zur Zeit nicht einzusehen. Ihre schädlichen und können wichtigere Gründe für deren Beibehaltung aufgestellt werden, so lasse ich mich gern unterrichten, weil ich das Wohl meiner Mitmenschen aufrichtig wünsche, und dazu, nach meinen geringen Kräften, mit Vergnügen beitrage und daher hauptsächlich beabsichtige, daß diese sehr wichtige Sache, worüber ich bisdahin nichts gelesen, näher geprüft, erörtert und das Resultat zum allgemeinen Besten bekannt gemacht und angewandt werde.

Wollte man einwenden: es fänden sich gemeinschaftliche gewesene Bauernholzungen, welche getheilt worden, und die seitdem ausgelichtet und verhauen wären, nuhin solches meiner Meinung widerspräche; so mag ich

tiges bei diesem oder jenem einzelnen Holztheile, den ein schlechter Hauswirth gehabt, gar wohl der Fall seyn, gleichwie man auch in den besten Kornfeldern sichtbare Spuren liederlich bestellter Aecker antrift, ohne die ganze Flur deshalb verachten oder tadeln zu können; allein ich bezweifle, daß wirklich sämtliche Holztheile oder die meisten derselben verwüstet seyn sollen. Wie ich dann ebenmäßig Beispiele, die das Gegentheil jener Einwendung bewahrheiten, anführen und erforderlichen Falls namhaft machen kann, um sich an Ort und Stelle davon zu überzeugen. Gesetzt jedoch, daß der Augenschein dies nicht durchgängig bewähre, so kann der etwanige Misbrauch den vernünftigen Gebrauch nicht aufheben, und allet besorglichen Verödung kann durch Vorsichtsregeln gesteuert werden, wenn man den Bauern nicht ganz freie Hände läßt, nach Willkühr zu schalten und zu walten.

Gehört es doch schon zur landesherrlichen Gewalt und guten Polizei, denen von Adel und andern Freien die Verwüstung ihrer Forsten zu untersagen, wie viel mehr muß sich also der Bauernstand Holzruin abwendenden Gesetzen unterwerfen.

B.

Ueber den auf dem Lande so allgemeinen Unfleiß im Schulgehen,

nebst einem neuen für sehr wirksam erfundenen Mittel dagegen.

Daß das Geschäft eines Schullehrers, Kinder zu guten Christen und guten Bürgern zu bilden, ein Geschäft von sehr weitem Umfange ist, und also neben möglichster Anstrengung auch hinlängliche Zeit erfordert, wird kein Vernünftiger uns streitig machen.

Nun dauert, wie allgemein bekannt, die zum Schulgehen bestimmte Zeit vom 6ten bis zum 14ten, folglich 8 Jahre; rechnet man das letzte Sommerquartal eines jeden Jahrs, wo wegen der Ernte und anderer ländlichen Geschäfte der Schulunterricht größtentheils ausgesetzt werden muß, davon, so bleiben nur 6 Jahre übrig. In diesen sollen nun die Seelenkräfte des Kindes entwickelt werden, soll das Kind lernen, wie es sich seinen Gott und Schöpfer zu denken habe, was von dem Gott zu seinem Wohl geschehen, wozu es von ihm bestimmt sey und was es thun müsse, um jene erhabene Bestimmung zu erreichen; lernen soll es auch, wie es die Dinge in der Natur zu seinem Nutzen gebrauchen, und wie es in den vielen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens glücklich machen und glücklich werden könne.

D.

O, wie kostbar! wie unentbehrlich erscheint aus diesem Gesichtspunkte jede Minute von den so kurzen 6 Jahren, und welch ein nothwendiges Erforderniß ist also Fleiß im Schulgehen. Dies schon aus jenem Gesichtspunkte zur guten Bildung der Jugend so nothwendige Erforderniß, ist es auch noch aus einer andern Rücksicht. Denn wenn man es auch zugebe, daß von oben angegebener Zeit noch ein Theil entbehrt werden könnte; wenn 5 oder 4 Jahre für hinreichend gehalten würden, so würde doch ein Kind, welches (alles berechnet) zwar 5 oder 4 Jahre, aber von den 8 Schuljahren kein einziges möglichst unausgesetzt zur Schule gegangen, wohl einige Brocken, aber nichts Ganzes, keine zusammenhängende Kenntnisse bekommen, was doch durchaus nöthig ist, um von dem Gelernten Gebrauch, und rechten Gebrauch machen zu können.

Fleißiges, ja möglichst unausgesetztes Schulgehen, ist und bleibt also ein zum Erziehungsgeschäfte unentbehrliches Bedürfniß, so wie im Gegentheil Unfleiß im Schulgehen eines der größten Hindernisse dabei ist. — Wie niederschlagend muß daher nicht jedem, dem die Erziehung der Jugend am Herzen liegt, die Bemerkung seyn, daß jenes Uebel auf dem Lande eben so allgemein als nachtheilig ist, und daß die gewöhnlichen Mittel dagegen theils zu wenig wirken, theils auf der andern Seite so viel Unannehmlichkeiten nach sich ziehen, daß man sie ungern, nur im äußersten Nothfall, gebraucht, wie die Erfahrung hinlänglich bestätigt. Und dennoch treiben Pflicht und Gefühl den redlichen Schulmann unaufhörlich jenem Uebel entgegen zu wirken; treiben ihn, wenn die gewöhnlichen Mittel entweder erschöpft sind, ohne gewirkt zu haben, oder der traurigen Folgen halber ihn zurückscheuchen, Gebrauch davon zu machen, neue Mittel zu ersinnen und anzuwenden.

Wir glauben daher, vielen unserer Amtsbrüder mit einem neuen, in unserm Schuldistrikten für sehr wirksam erfundenen Mittel, von dessen Gebrauch auch keine für das Erziehungsgeschäft nachtheilige Folgen zu befürchten, vielmehr viele andere vortheilhafte zu hoffen, nicht unwillkommen zu seyn. Folgendes führte uns darauf:

Es fügte sich, daß wir Gebrüder binnen Jahresfrist in eine fremde Gegend, und gerade in ein Kirchspiel versetzt wurden. Nun hatten wir in einigen bereits im Schulamte gestandenen Jahren, die uns im Königl. und Churfürstl. Seminario so oft eingeschärfte Regel: „ein Schullehrer, der Nutzen stiften wolle, müsse die Liebe der Leute seines Orts besitzen, weil sonst auch die Kinder kein Zutrauen und keine Liebe zu ihm hätten,“ bewährt gefunden; suchten uns daher auch an unsern neuen Orten, wo wir ganz unbekannt waren, in Besitz derselben zu setzen.

Hier fand sich vorzüglich eine, und eine große Schwierigkeit: jenes Uebel, der Unfleiß im Schulgehen, war auch hier ziemlich eingerissen, bei einigen gieng es so weit, daß sie fast

die Hälfte der bestimmten Schulzeit er säumten. Stellte man die Kinder deshalb zur Rede, so erhielt man (oft mit Weinen) die Antwort: Meine Aeltern wollten haben, ich sollte zu Hause bleiben, und dies oder jenes thun; erinnerte man die Aeltern, ihre Kinder fleißiger zu schicken, so wirkte dies gewöhnlich nur einige Tage.

Wahr ist es nun freilich auch, Landleute können und müssen (besonders im Sommer, ihre Kinder mit zur Arbeit gebrauchen; die Schulzeit dauert aber täglich nur 6 Stunden, folglich bleibt, wo nicht mehr, doch eben so viel Zeit zur Arbeit übrig, und werden also Aeltern, die in der übrigen Zeit ihre Kinder fleißig zur Arbeit anhalten, sie gewiß jene sechs Stunden entbehren können. Auch ist ein Kind, dem es noch an Kräften und Beständigkeit fehlt, keinen ganzen Tag zur Arbeit zu gebrauchen; es ermüdet, wo nicht an Kräften, doch an Lust. — Kurz, genaue Untersuchung und Beispiele von Aeltern, die eben so viel Geschäfte als andere Nachlässige hatten, ihre Kinder aber dennoch recht fleißig schickten, haben uns überzeugt, daß die Ursache des schlechten Schulbesuchs selten, fast nie Nichtkönnen, vielmehr Nachlässigkeit, Versäumniß, Gleichgültigkeit ist.

Was war aber nun zu thun? — den unschuldigen Kindern Verweise geben, oder sie gar bestrafen; würde grausam, ungerecht, fruchtlos, wohl gar schädlich gewesen seyn. Ermahnungen an die Aeltern wirkten (wie schon oben bemerkt) bei Einigen wenig, bei Andern gar nicht, und erregten selbst auch auf die liebreichste Art angebracht, bei öfterer Wiederholung nicht selten Erbitterungen. Nun war von den uns bekannten gewöhnlichen Mitteln keines mehr übrig, als gerichtliche Strafe, obrigkeitliche Zwangsmittel. Hier gestehen wir aber offen, und versichern aufrichtig, daß wir, ohne aus Eigennutz und Menschenfurcht, bloß um das traurige Verhältniß, in welches die Anwendung jenes Mittels fast unausbleiblich den Lehrer mit Aeltern und Kindern versetzte, daß er nemlich Beider Zutrauen und Liebe verliert, zu vermeiden, zu diesem Mittel jederzeit, vorzüglich gleich an unsern neuen Schulörtern, sehr ungern griffen. Wir entschlossen uns daher, es zuerst auf alle nur mögliche Art zu versuchen, jene Nachlässigkeit im Schulgehen zu hemmen, ehe wir zu dem so unangenehmen Mittel greifen wollten; bemühten uns daher, so genau als möglich die wahren Quellen jenes Uebels zu erforschen, um sie, wo möglich, zu verstopfen, und fanden, daß sie zwar etwas verschieden waren, sich aber ihrem eigentlichen Charakter nach in Gleichgültigkeit gegen die Schule, die dann wieder aus zu wenigen Bekanntschaft mit derselben entsprang, vereinigten. Ein Paar Entschuldigungen, die wir hier wörtlich anführen mögen, dies belegen. Eine Mutter sagte unter andern, wie man sie erinnerte, ihre Tochter fleißiger zu schicken: „Ja ich habe sie zwar ein Viertheljahr [illegible] und

„kann sie auch nicht gut immer mit „sey; ich halte sie aber alle Tage zum „Lernen an; sie muß mir täglich ein „Paar Kapitel aus der Bibel vorle„sen, und ein Paar Seiten im Ka„techismus auswendig lernen, sie ver„säumt also das Lernen darum nicht.“ Der Vater eines andern Kindes ver„gnügte folgendes: „o, ich denke, „mein Sohn hat Lust zum Lernen; „wenn er ein Bischen Zeit hat, so „sitzt er gleich beim Buche, er soll „also wohl in Erfahrung bleiben, „(nicht zurückkommen); auch habe ich „kürzlich in der Katechismuslehre ge„hört, daß er schon etwas erfahren „(denkend) ist, denn er kann doch „schon bisweilen antworten; ich denke „also, ich kann ihn bisweilen wohl „mal zu Hause behalten.“ Wenn man nun gleich Ersterer sagte, daß Lesen und Auswendiglernen das Wenigste sey, daß die Kinder das Gelesene und Auswendiggelernte auch verstehen, fühlen und anwenden lernen müßten, wozu sie doch nur in der Schule angeführt werden könnten; und Letzterem zu Gemüthe führte, daß ein fähiges, aber nicht fleißig zur Schule kommendes Kind wohl einige leichte Fragen beantworten, aber keine einzige Lehre ganz einsehen; wohl verstehn, aber keine zusammenhängende Kenntnisse bekommen könne, so gaben sie zwar Recht, der Erste aber lehrte, daß sie jene Vorstellungen des Lehrers blos als Vertheidigung seiner Sache angesehen, aber nicht gefühlt hatten.

Einige der Weisgeheißen gefunden, Landleute kennen zu lernen, ist gewiß darin mit uns einstimmig, daß der größte Haufe derselben selten eher von einer Sache zu überzeugen ist, als bis man sie ihn sehen, hören und fühlen läßt. Diese Bemerkung leitete uns auf den Gedanken: die Aeltern müssen bekannter mit der Schule werden; müssen selbst sehen und hören, daß der Schulunterricht nicht bloß in Lesen und Auswendiglernen, sondern darin bestehe, den Kindern wirkliche Kenntnisse beizubringen, und daß hiezu Fleiß im Schulgehen ein nothwendiges Bedürfniß sey.

Wir entschlossen uns daher, alle Vierteljahr in Gegenwart der Aeltern die Kinder zu prüfen, entdeckten diesen Plan unserm Herrn Prediger, der ihn genehmigte, und einen Sonntag Nachmittag, als die bequemste Zeit, dazu vorschlug, auch nachher selbst bei der Prüfungsschule zugegen war. Die Aeltern stellten sich nach einer schriftlichen circulirenden Einladung sehr fleißig ein; um für alle Raum zu gewinnen, der in unsern zum Glück recht räumlichen Schulen schon für viele vorhanden war, blieb die erste oder niedrigste Classe weg, die nachher allein genommen wurde.

Die Prüfung selbst bestand nun in einer möglichst ausführlichen Wiederholung des im verstrichenen Quartale von den Lehren des Katechismus, der biblischen Geschichte und gemeinnützigen Sachen Vorgekommenen. Da es hier also nicht auf einzelne Gedanken, sondern auf etwas Ganzes ankam, und man nicht entwickelte, sondern blos examinirte; so standen unfleißige Schulbesucher, ohne

Ausnahme, wenns auch die fähigsten Kinder waren, den andern nach; ja so auffallend, daß jeder Anwesende, auch nur bei einiger Aufmerksamkeit, es bemerken mußte, und wirklich bemerkte. Unaufgefordert gestanden sie nachher alle: nun hätten sie gesehen und gehört, daß nur die Kinder was Eigenthümliches lernen könnten, die unausgesetzt zur Schule kämen; gelobten auch zugleich, künftig ihre Kinder nie ohne Noth aus der Schule zu behalten.

Eine andere zur Erreichung unsers Zwecks eben so wichtige Wirkung der Prüfungsschule, die sich auch gleich auffallend zeigte, war die: daß die Aeltern nun erst mit der Art und dem Umfange des jetzigen Schulunterrichts recht bekannt wurden. Alle äusserten am Schlusse derselben: sie hätten nicht geglaubt, daß ihre Kinder so viel in der Schule lernten, nun sähen sie erst recht ein, daß sie nichts besseres an ihren Kindern thun könnten, als sie fleißig zur Schule zu schicken. Wie auffallend diese Wirkung war, mag noch ein Beispiel beweisen. Eine auch zugegen gewesene Mutter äusserte mit thränenden Augen: „sie hätte sich über die Kenntnisse einiger Kinder aufs höchste gewundert," und fragte: „ob es wohl möglich sey, daß ihre Tochter (die erst 6 Jahre alt, und daher den Schulunterricht noch wenig genossen) es auch so weit bringen könne? Als man ihr hiezu Hofnung machte, so versprach sie, ihrer Seits alles mögliche zu thun.

Nachdem nun diese beiden Wirkungen unsers Unterrichts sich so auffallend gezeigt hatten, so mußte man freilich befürchten, obige beiden Wirkungen würden (wie das bei Vorfällen dieser Art nicht ungewöhnlich) vielleicht blos flüchtige Eindrücke seyn, die nachher doch nichts fruchteten; der Erfolg aber hat, einige ausgenommen, das Gegentheil völlig bestätigt. Auch haben zwei abermalige Prüfungen unsern Wünschen noch mehr entsprochen, und zugleich die Besorgniß gehoben, daß dies Mittel vielleicht seine Kraft verlieren würde, was doch eigentlich nicht zu befürchten war, da durch jede neue Prüfung auch die Eindrücke erneuert werden.

Aus eigener Erfahrung nun, mit den vielen Schwierigkeiten, die den Absichten eines Schullehrers entgegen wirken, bekannt — wissend, wie er nach langem Nachsinnen endlich zum Werk schreitet, sie zu hemmen, hier oft die traurige Bemerkung macht, daß sein Zweck nur halb, auch wohl gar nicht erreicht, ja nicht selten, weil seine Absichten verkannt, und er mißverstanden sich in neue Schwierigkeiten oder traurige Lagen versetzt sieht, fühlend, wie entzückt und begierig er da jedes durch Erfahrung erprobte Mittel ergreife, können wir uns den Entschluß nicht verwehren, obiges in diesen öffentlichen Blättern bekannt zu machen.

Wonne würde es uns seyn, wenn jenes Mittel auch andern unsrer Amtsbrüder ähnliche Dienste thäte, und mit innigem Vergnügen und warmem Danke werden wir andere, vielleicht noch besser wirkende Mittel annehmen.

Nachenbergen und Ubbendorf.

Gebrüder Freye.

Hannöverisches Magazin.

53tes Stück.

Freitag, den 5ten Julius 1799.

Ueber den Rehburger Brunnen.

Durch so manche, auch in den letztverwichenen Jahren bei unserem Rehburger Gesundbrunnen theils gänzlich gehobene theils merklich gemilderte Krankheiten sah ich mich bewogen, einige der vorzüglichsten neueren Krankengeschichten diesen Blättern einrücken zu lassen. Nicht prahlerische Ruhmräthigkeit, Interesse oder Vorliebe veranlassen mich dazu. Noch viel weniger ist mir's eingefallen, unser Rehburger Wasser als Universalarzenei für alle Krankheiten und Gebrechen empfehlen zu wollen. Nur dazu wünsche ich durch wiederholte treue Darstellung einiger der schwersten Krankengeschichten meiner neuern Erfahrungen beizutragen, die von meinen würdigen Vorgängern über die Wirksamkeit dieses Wassers angestellten Beobachtungen immer mehr zu bestätigen, und diejenigen Krankheiten bemerklich zu machen, für welche man bei einer vollmächtigen Kur ob dieser Quelle Hülfe oder Erleichterung sich versprechen dürfe.

In dieser Absicht hebe ich diesmal aus mehreren nur folgende aus, und erzähle ohne allen Anstrich aufs treueste meine Beobachtungen.

Eine angesehene Dame von sehr zartem Körperbau hatte nach ihrem letzten Wochenbette seit mehreren Jahren öftere Kolikschmerzen, Empfindungen einer Schwere und Spannung im Unterleibe, Abmagerung des Körpers, unordentliche Menses, üblen Geschmack, Mangel der Eßlust, abwechselndes Frösteln und Hitze bei einem unordentlichen und kleinen Puls behalten. Ihr Arzt hatte mit auflösenden, gelinde abführenden, zuweilen Gebrechen erregenden Mitteln solche wegzunehmen gehofft. Die Wahl dieser Mittel aber, und so pünktlich ihr Gebrauch auch gewesen, hatte doch keine merkliche Besserung bewürken können, vielmehr war die unbehagliche Schwere und

Spannung im Unterleibe nur darnach noch vermehret worden. In diesem Zustande wurde sie mir zu Anfange des Julius zu einer Badekur in Rehburg empfohlen.

Ausser dem Gebrauch auflösender Clystire empfahl ich zuerst einen Absud der Quassia, Rhabarber mit dem auflöslichen Weinstein, liß darauf nach einigen Tagen den Fachinger Brunnen trinken, dabei täglich Dreiviertelstunden lauwarm baden, und so wurde bis zur nächsten Periode der Menstruation fortgefahren. Wie sich solche auch diesmal nur sehr wenig wieder zeigte, rieth ich an, eine ganze Stunde das Bad zu nehmen. Wenig Tage darnach liß diese würdige Dame mich bald nach dem genommenen Bade zu sich fordern, und ich erschrack bei dem Eintritt in das Zimmer über die beträchtlichen, mit Blut und Schleim vermischten Verhärtungen, die in Menge von ihr gegangen waren. Sie bezeugte mir die Erleichterung, die sie nach diesem Abgang empfunden. Ausser einiger Ermattung fand ich hier keine weitern bedenklichen Zufälle, ich empfahl daher Ruhe, und liß erst den 4ten Tag nach diesem Vorfall mit dem Bade und Gebrauch des Fachinger Brunnens wieder anfangen. Das Wohlbefinden dauerte nun ununterbrochen fort, sie bekam mehrere Eßlust, alle die vorhin erzählten unbehaglichen Empfindungen verlohren sich ganz, und bei dem Gebrauch des Driburger Brunnens, den ich nachher anstatt des Fachinger trinken liß, und des Quassia-Extracts, bediente sie sich noch 16mal unsers Bades, und verließ völlig hergestellt unsern Brunnen.

Eine 2te dieser beinah völlig ähnliche Krankengeschichte, wo das Jahr vorher bei einer 36jährigen Frau durch unser Bad das nemliche Uebel gehoben wurde, führe ich aus der Ursache nochmals an, damit die mildauflösende und befördernde Eigenschaft unsers Bades hieraus destomehr bekannt werden möge. Diese Frau litt ebenfalls schon mehrere Jahre sehr viel an Stockungen im Unterleibe und daher rührenden Krämpfen, unordentlichen, kaum merklichen Blutausleerungen, wogegen sie, ihrer Erzählung nach, vieles ohne Nutzen gebraucht hatte. Den Sommer 1795. suchte sie hierwider meinen Rath. Ich empfahl Morgens den Fachinger Brunnen mit dem Seifenkraut und Cardobenedicten-Extract, dabei täglich Dreiviertelstunden unser lauwarmes Bad, welche Behandlung nach vier Wochen nicht allein diese periodische Blutausleerung gehörig herstellte, sondern auch alle die vorhin bemerkten Krampfzufälle völlig wegnahm.

Die hinterlassenen Beobachtungen meiner verdienstvollen Vorgänger über den Rehburger Brunnen enthalten mehrere Bemerkungen über glücklich gehellte schwere Gichtpatienten. Ich habe selbst manchen auffallenden Be-

weis dieser Art hier gesehen, und vor etlichen Jahren einige davon in meiner Sammlung bekannt gemacht. Leicht könnte ich deren aus letzterm Jahre viele anführen, die durch Gicht ganz entstellt und verkrüppelt zur Rehburger Quelle kamen, und nach vier oder fünf Wochen geheilt oder wenigstens merklich erleichtert, von ihr zurückkehreten. Hier als neue Bestätigung nur diese einzige Krankengeschichte.

Aus dem Amte Stolzenau kam nach Rehburg im Sommer 1796 ein 40jähriger von der Gicht äußerst angegriffener Mann, der keinen Fuß zum Gehen ansetzen, mit seinen ganz verkrümmten und steifen Händen nichts angreifen noch halten konnte, und auf sein Lager sich tragen und pflegen lassen mußte. Nach vorhergegangener Zubereitung seines Körpers zur Badekur bediente er sich vier Wochen unsers Bades und Dusche, trank dabei alle Morgen 6 kleine Trunkgläser von unserm Rehburger Brunnen. Zwischendurch genommene Pulver aus Guiajac, Rhabarber, und Spiesglas, Goldschwefel, bereiteten ihn zum fernern Gebrauch des Driburger Brunnens vor, womit ich ihn nebst Anwendung bitterer stärkender Mittel, nach einem Zeitraum von vier Wochen, so weit entließ, daß er, ausser einiger Mattigkeit in den vorher steif gewesenen Gliedern langsam gehen, und seine Hände wieder gebrauchen konnte. Den darauf folgenden Sommer kam mir an einem Morgen derselbe Mann in der Allee entgegen, reichte mir mit einem freundlichen Lächeln die Hand, sein ganzes Aeußeres hatte seit dieser Jahres Frist ein so gesundes blühendes Ansehen bekommen, daß er bei Nennung seines Namens mir erst wieder kenntlich wurde. Diesen Sommer, so sprach er weiter, komme ich nicht als Kranker, sondern den Ort meiner Wiederherstellung noch einmal zu sehen, und daselbst Gott für meine erhaltene Gesundheit zu danken. Nicht als würklicher Kurgast, sondern zum Vergnügen, hielt er sich hier 10 Tage auf, badete in dieser Zeit, und reiste über seine Genesung froh von hier.

Welche traurige Ueberbleibsel die schon überstandenen Blattern im Körper zurücklassen können, wenn während und nach der Eiterung dies böse Gift nicht gehörig aus dem Körper geschafft wird, davon sehen wir leider manche traurige Beispiele. Taubheit, Blindheit, Abzehrung des Körpers, Ablagerung dieses Gifts nach der Haut in Gestalt hartnäckiger Geschwüre, vorzüglich aber Versetzungen dieser Schärfe in die Gelenke, und daher entstehende böse Vereiterungen, Beinfraß und Steifwerden der Gliedmaßen sind gemeiniglich die Folgen, die den armen Kindern entweder das Leben rauben, oder sie Zeitlebens ungesund machen. Zwei Beispiele von solcher gefährlicher Ablagerung, bei ein Paar Geschwistern,

mit denen zum Glück die Mutter noch zur rechten Zeit hier kam, und im Sommer 1796. durch den Gebrauch unsers Bades und der dabei nöthigen Behandlung glücklich hergestellt wurde führe ich hier an.

Eine Frau brachte in dem angeführten Sommer 2 Kinder nach unsern Brunnen, davon bei dem ältern von 8 Jahren das linke, bei dem von 3 Jahren das rechte Ellenbogengelenk, von dahin abgelagerter Blattermaterie, seit 7 Monaten steif und völlig unbiegsam geworden war. Nach der Erzählung der Mutter war bei überstandener Blatternkrankheit weiter an keine reinigende, und den in den Säften noch befindlichen Eiter ausführende Mittel gedacht worden, daher hatten die beiden Kleinen auch die erforderliche genaue Lebensordnung nicht gehörig führen können, und ihre Eßlust wohl öfters mit unschicklichen Speisen stillen müssen. Der Spießglasgoldschwefel mit der Magnesia, zwischen durch Abführungen aus Rhabarber und Calomel, und alle Morgen ein lauwarmes Bad, Nachmittags Dreiviertelstunden den wohlthätigen Dampf aus unserem Dampfbade an die steifen Gelenke geleitet, schafften in einem Zeitraum von 4 Wochen so merkliche Hülfe, daß besonders das jüngste Kind in der letzten Woche seinen leidenden Arm schon merklich biegen konnte. Eine ähnliche Würkung zeigte sich zwar auch bei dem ältern, jedoch nicht ganz in dem Maaße, wie bei jenem.

Häusliche Umstände nöthigten sie bei dieser erhaltenen Besserung zu ihrer Rückreise, die ich wiemol ungern zugeben mußte. Im darauf folgenden Sommer kamen beide Kinder mit ihrer Mutter wieder hier. Ich sah sie diesmal von ansehnlich blühenderer Farbe, und um ein beträchtliches gewachsen. Die Mutter zeigte mir aber mit froher Rührung die glückliche Hülfe, die bei den schon von den ersten Badekuren hatten hätten, und würklich sah ich bei beiden, ausser einiger Schwäche in den leidenden Armen, daß sie selbige vollkommen gut wieder bewegen und biegen konnten. Sie wiederholten das Bad nochmals 14 Tage, bekamen dabei die Douche auf den leidenden Arm, und so verliessen Mutter und Kinder, zufrieden über den glücklichen Erfolg ihrer Kur, unsern Brunnen gesund und froh.

Die nemliche Hülfe schafften sie auch einem 42jährigen Mann, der im Jahr 1795. die linke Schulter ausgesetzt hatten war. Obgleich derselbe von einem geschickten Wundarzte die thätigste Hülfe bekommen hatte, seine Schulter auch gehörig wieder eingerichtet worden war, doch ich weiß nicht durch welch einen Zufall, eine Steifigkeit des Schultergelenks davon nach geblieben, und bis seiner Ankunft konnte ich den Ober-

arm

arm bei vielen Schmerzen kaum wenige Zoll von der Brust abwärts bringen. Er bediente sich den Sommer 1796. unsers Bades und der Dusche 4 Wochen ununterbrochen fort. Das Schultergelenk wurde hiebei nicht nur beweglicher, sondern auch das Ausdehnen desselben war nicht mehr so schmerzhaft, daher in dem darauf folgenden Sommer dieselbe Kurart mit noch größerer Würkung fortgesetzt wurde, die Steifigkeit wurde diesmal nicht nur gehoben, sondern er konnte den linken Arm beinah mit gleicher Kraft, wie den rechten, gebrauchen. Den 3ten Sommer empfahl ich ihm als Stärkungsmittel die Dusche noch 14 Tage, und so reisete dieser Mann vollkommen hergestellt wieder nach Hause.

Mehrere Beispiele glücklich geheilter Krankheiten könnte ich hier von den letztverflossenen Jahren noch anführen, es sind dies aber solche Fälle, gegen welche unser Bad schon so oft würksam befunden worden, auch gleichen sie an Dauer und Heftigkeit nicht den hier angeführten, ich übergehe daher um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, diese Krankengeschichten. Doch muß ich hier bemerklich machen, daß auch diejenigen Kranken viele Hülfe in unserm Bade finden, bei denen eine rheumatische Schärfe sich nach der Lunge gezogen hat, und durch vielen Reiz zum Husten, schmerzhafte Empfindungen und Beklommenheit in der Brust, die gegen Abend sich gern vermehrt, sich zu verrathen pflegt. Nur darf ich aus mehrjähriger Erfahrung unser Bad solchen Kranken nicht empfehlen, bei welchen diese angeführte Schärfe bereits eine wahre Vereiterung in der Lunge erregt hat, ja es wird dann der Gebrauch desselben, vermöge seiner auflösenden, den Schweiß noch mehr erregenden Eigenschaft diesen Kranken um so nachtheiliger, je beträchtlicher die Vereiterung in der Lunge schon geworden ist, und die daher entspringende Abzehrung des Körpers zugenommen hat.

So kann ich auch die heilende Eigenschaft des beim Kochen aus dem Wasser sich absondernden Badeschaums nicht unbemerkt lassen. Diesem herrlichen aus zarter Kalkerde mit bituminensen Theilen gemischten Mittel verdanken viele ihre vollkommene Heilung, und wenn gleich meine würdigen Vorgänger ein und anderes hierüber bereits gesagt haben, halte ich mich noch verpflichtet, ein neueres Beispiel davon anzuführen.

Einem 40jährigen Mann waren vor 8 Jahren auf einer in der heftigsten Kälte unternommenen Reise beide Schienbeine erfroren. Gleich nach seiner Zuhausekunft waren von einem geschickten und verdienstvollen Wundarzte die besten Mittel darwider angewandt, durch deren Gebrauch die heftigsten Zufälle zwar gehoben, und nach

nach vielen angewandten Bemühungen, die, in Eiterung gegangenen Stellen auch geheilt waren. Bei einiger Veränderung des Wetters aber, oder mehrerem Gehen, besonders in den kalten Wintermonaten, hatte doch bisher kein Mittel eine neue Entzündung, und dann, unter vielen Schmerzen, ein neues Aufbrechen der Beine abhalten können. Er klagte mir den Sommer 1796. diesen Zufall, und verlangte hierüber meinen Rath. Ich empfahl nach vorher genommenen gelinden Abführungen unser laues Bad täglich eine halbe Stunde, dabei innerlich die Molken mit reinigenden Kräutersäften, und dabei wurden täglich zweimal die offenen Stellen mit unserm Badeschaum verbunden. Ein Zeitraum von nicht völligen 4 Wochen milderten nicht nur die Schmerzen in den Beinen, sondern schafften auch eine gänzliche Heilung der Wunden.

Den darauf folgenden Sommer kam dieser Mann zum zweitenmal nach Rehburg, und erzählte mir mit Freuden, daß, ausser einer juckenden Empfindung an den Beinen, bei Veränderung des Wetters, solche Schmerzen, wie in den Jahren vorher, gar nicht wieder eingetreten, auch seine Beine das ganze Jahr hindurch gesund und heil geblieben wären.

Biedermann,
Hof- und Brunnenmedicus.

Etwas über Essig und die Prüfung desselben.

Der Essig, welcher im Handel vorkömmt, besteht aus einer eigenthümlichen Pflanzensäure, die bald mehr bald weniger mit fremdartigen Theilen verunreiniget ist. Die Säure ist in allen den verschiedenen Essigarten sich immer gleich, im Weinessig ist dieselbe Säure, wie im Bier- oder Obstessig u. a. Wer es dabei versteht, seine Säure rein von fremden Beimischungen darzustellen, der mag seinen Essig brauen, aus welcher Substanz er will, und er wird immer einen Essig liefern, der vom besten Weinessig nicht verschieden ist.

Der Essig kann aus einer großen Anzahl Substanzen gemacht werden, die uns das Pflanzenreich liefert, und alle Körper, welche einen süßen Schleim oder Zuckerstoff in ihrer Mischung enthalten, geben bei gehöriger Behandlung einen Essig, z. B. Möhren, Rüben, Zuckerwurzeln, Kartoffeln, Pastinacken, alle Früchte, die Saamen der Getreide-

arten

arten u. s. w., und es ist nicht sowohl eine Kunst, aus diesen verschiedenen Sachen einen Essig zu bereiten, als vielmehr, denselben rein darzustellen, so, daß er die gehörige Stärke hat, eine angenehme Säure besitzt, und haltbar ist. Indessen findet jeder mit Kenntnissen ausgerüstete Chemiker auch hier keine Schwierigkeit, obgleich nicht zu läugnen ist, daß der, welcher sich lange mit Versuchen dieser Art beschäftiget, auf Vortheile und Verbesserungen geleitet wird, die nicht einem blossen Theoretiker gerade zu in die Augen fallen.

Die Geheimnisse vieler Essigbrauer sind mehrentheils nichts anders, als zweckwidrige Handgriffe oder gar schädliche Beimischungen — das Publikum wird daher vielfältig getäuscht, und mit Essig versehen, der zum Theil der Gesundheit äußerst nachtheilig ist; es wird daher wohl nicht undienlich seyn, wenn ich hier die Kennzeichen eines guten Essigs, und die Mittel angebe, wie man den verfälschten prüfen kann — wenn ich auch den Chemikern nichts Neues sage, so wird es doch manchem andern Leser neu und willkommen seyn.

Ein guter Essig muß völlig helle seyn, leicht flüssig, sich nicht zähe gießen, einen stark sauren Geruch und reinen sauren Geschmack besitzen. Wenn man eine kleine Portion desselben zwischen den Händen reibt, so darf sich kein Geruch nach Bier oder Branntewein entwickeln. Er muß haltbar seyn, und darf bis auf die Neige auf den Fässern nicht kahnen oder schimmeln. Auf seine Farbe kömmt nichts an, weil diese öfters von dem Faß herrührt, doch zieht man einen blassen weingelben Essig vor. Wenn er zur Hälfte eingekocht wird; so muß er nach dem Erkalten noch saurer seyn, als zuvor. Wenn man in ein Kelchglas voll Essig ein halbes Loth mit Kalk bereiteten Salmiakgeist schüttet, so darf er nicht bläulich oder blau werden, sonst enthält der Essig Kupfer (ein Fall, der leider nicht selten ist). Wenn man ein Kelchglas desselben mit einem Löffel voll Hahnemannischer Weinprobe vermischt, so darf keine braune oder schwarze Färbung vorgehen, sonst enthält der Essig Blei, und ist das schrecklichste Gift. Der Essig kann leicht bleihaltig werden, wenn er in schlechten zinnernen oder überzinnten Kesseln gesotten wird. Wenn der Essig mit einigen Tropfen Bleizucker, der in destillirtem Wasser aufgelöst ist, versetzt wird, so darf kein weißes Pulver zu Boden fallen, oder wenn auch dieses zum Vorschein kömmt, so muß es doch wieder verschwinden, wenn man ganz gereinigte Salpetersäure hinzutröpfelt, und die Flüssigkeit muß wieder hell werden; geschieht dieses nicht, so ist der Essig mit Vitriolsäure verfälscht. Mit Scheidewasser oder Salpetersäure wird der Essig nicht leicht verfälscht, sollte er aber damit verfälscht seyn, so wird man dies ent-

decken

decken können, wenn man zu einem Pfunde Essig so lange gereinigte Pottasche schüttet, bis kein Aufbrausen mehr erfolgt, dann die Flüssigkeit bei gelindem Feuer in einem eisernen Gefäße bis zur Trockne abraucht, und das trockne Salz auf glühende Kohlen wirft; enthält der Essig Salpetersäure, so wird das Salz mit Geprassel und einer lebhaften Flamme verbrennen. Häufig wird der Essig mit spanischem Pfeffer, mit Kellerhals, Bertram und dergl. versetzt, die ihm eine brennende Schärfe ertheilen, welche der gemeine Mann für Säure nimt; ein solcher Essig kann der Gesundheit äußerst nachtheilig werden. Um diese Art der Verfälschung zu entdecken, bestreiche man sich zu gleicher Zeit die Oberlippe mit einem guten, ächten Essig, und die Unterlippe mit dem zu prüfenden Essig, und lasse beide Lippen an der Luft abtrocknen; bleibt auf der Unterlippe noch eine prickelnde scharfe Empfindung zurück, nachdem sie trocken geworden ist, so war der Essig gewiß verfälscht.

Ein Essig, der nun alle diese Proben aushält, ist gut, er mag gebraucht seyn, woraus er will. Die Mittel, welche man zur Untersuchung braucht, müssen rein seyn, man wird sie aber in jeder guten Apotheke für einige Groschen erhalten können.

Da die Lehre von der Gährung für mich als Chemiker immer viel Interesse hatte, so habe ich mich häufig mit derselben beschäftiget, und unter andern auch sehr zahlreiche Versuche über das Essigbrauen angestellt; schon mehrmals habe ich beträchtliche Quantitäten eines Essigs gebrauet, der alle oben angeführte strenge Proben aushält, und der sich durch Güte, Reinheit und Wohlfeilheit vor manchem käuflichen Essig auszeichnet. Dieses verflossene Frühjahr habe ich wieder eine ansehnliche Menge gebrauet, und damit ich im Stande war, einen sehr mäßigen Preis halten zu können, habe ich mich erboten, allen denjenigen, welche bis Ende April sich bei mir gemeldet, wenigstens 1 Ohme (oder 2 Eimer) zu nehmen, die Ohme für 7 Thl. in Carolin zu 6 Thl. 12 ggr. zu lassen. Bezahlung habe ich nicht eher verlangt, als bis nach Empfang des Essigs und Prüfung desselben.

Erfurt.

D. J. B. Trommsdorff,
Prof. u. Apotheker.

Hannöverisches Magazin.

54tes Stück.

Montag, den 2ten Julius 1799.

Zucker und Salpeter aus Runkelrüben.

Ein Beitrag zu den neuesten Verhandlungen die Runkelrübe betreffend.

§. 1.

Um die Mitte dieses Jahrhunderts machte Marggraf, ein berühmter Scheidekünstler und ehemaliger Director der K. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, die nicht unwichtige Entdeckung, daß man aus den Wurzeln des weissen Mangolds, den Zuckerwurzeln, der rothen Rübe und den Pastinackwurzeln, einen wahren und eigentlichen Zucker scheiden könne a). Marggraf ließ die Wurzeln trocknen, stoßen, mit dem stärksten Weingeist ausziehen, und sonderte dann den Zucker durch Crystallisation aus der weingeistigen Auflösung ab. Auf diese Entdeckung wurde Marggraf, wie er selbst sagt b), durch den Umstand geleitet, daß sehr viele Pflanzen völlig ausgebildete Salze verschiedener Art enthalten, die durch gutliche Handgriffe aus ihnen abgeschieden werden können.

§. 2.

Marggraf legte seine Entdeckung der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften, in einer seiner Vorlesungen, zur Prüfung und Gutheissung vor c). Er giebt in dieser Vorlesung zugleich eine sehr gute Anleitung zur Bereitung des Zuckers aus den gedachten Wurzeln im Großen, die vielleicht nur geringer Verbesserungen von der Scheidekunst und Mechanik bedarf, um ihrem Zwecke ganz zu entsprechen d).

§. 3.

a) A. S. Marggrafs chymischer Schriften 1ter Theil, Berlin 1767. Seite 60. Chymische Versuche, einen wahren Zucker aus verschiedenen Pflanzen, die in unsern Ländern wachsen, zu ziehen.

b) A. a. O. Seite 70 §. 1.

c) Memoires de l'Academie des Sciences de Berlin pour l'Année 1747.

d) A. a. O. Seite 76 §. 9. u. f. f.

§. 3.

Diese Entdeckung des würdigen Mannes wurde damals allgemein bewundert, und seine Versuche von mehrern Scheidekünstlern zum Vergnügen und zur Belehrung wiederholt, dann aber, — wie es so vielen benutzungswerthen Entdeckungen zu gehen pflegt — bis auf den heutigen Tag vergessen und ihrer höchstens nur noch hie und da, in Büchern und Hörsälen, als einer Sache erwähnt, die zur Naturgeschichte des Zuckers, als sehr verbreiteter Pflanzen Bestandtheil gehöre, die sonst aber keinen Nutzen habe.

Die gegenwärtige Theurung des indischen Zuckers hat uns indes eines andern belehrt, und uns von der großen Wichtigkeit dieser, längst vergessenen, Entdeckung Marggrafs überzeugt. Geleitet durch sie, angespornt durch den gegenwärtigen Gang des Handels, mit diesem unentbehrlichen Erzeugnisse beider Indien, hat der Nachfolger Marggrafs, der gegenwärtige Director der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Herr Achard, die wichtige Entdeckung gemacht, daß die Runkelrübe, oder, welches wohl deutlicher seyn mögte, die Wurzel einer Varietät des weißen Mangolds, einen sehr großen Reichthum an Zucker enthalte, der, wird sie gehörig gebauet und nach den Regeln der Kunst behandelt, den indischen Zucker ganz entbehrlich machen könne. Wichtige und weit über alles Lob erhabene Entdeckung! Wir wollen wünschen, daß sie wahr und überall anwendbar seyn möge; eine Sache, die ich zu bezweifeln einigen Grund habe. Was nun? — der Beantwortung dieser Frage sind folgende Blätter gewidmet

§. 4.

Achard hat die Runkelrübe an die Stelle des Zuckerrohrs, und der Zuckersaft gebenden amerikanischen Ahornarten gesetzt. Die erste Nachricht von dieser, für ganz Deutschland wichtigen Benutzung der Marggrafschen Entdeckung, reizte meine Neugierde, und obgleich diese Nachricht nur sehr unvollkommen war und überhaupt nur sagte, man mache in Berlin Zucker mit Vortheil aus Runkelrüben, so trieb sie mich doch zu eigenen Versuchen an.

§. 5.

Ich baue schon seit einigen Jahren Runkelrüben — Beta vulgaris altissima — die Wurzeln dieser Varietät der rothen Rübe — Beta rubra vulgaris — haben eine röthliche Haut, sind ziemlich dicht, haben ein festes Fleisch, das nicht sehr saftig ist. Im Innern ist dies Fleisch weiß, und ist mit rothen Streifen und Adern, vorzüglich bei jungen, nicht ganz ausgewachsenen Wurzeln, durchzogen. Der Geschmack dieser Wurzeln ist süßlich, erdhaft und rübenartig. Die Blätter sind mäßig groß, läng-

länglich, dunkelgrüngelb, ohne Querrippen und Geader, ohne Einschnitte, ohne hervorstechende Kennzeichen am Rande, hie und da sind sie schwach wellenförmig gefalten; auch pflegt die Hauptrippe, die der Länge nach durch die Mitte des Blattes hinläuft, im Anfange bis im hohen Sommer hin, rothe Streifen auf der Rückenseite zu haben, die sich aber nach und nach verliehren und dunkel, auch hellgelbgrün werden.

§. 6.

Von den Wurzeln dieses Mangolds — §. 5. — nahm ich zwei Stück, oder 5 Pfunde, ließ sie von Erde und Kraut reinigen, in Scheiben schneiden, stampfen, und den Saft auspressen. Der Rückstand wurde, damit nichts vom Zucker verlohren gehen möge, mit 2 Pfunden warmem Wasser übergossen, einige Zeit in eine gelinde Wärme gestellt und dann abermals ausgepreßt. Beide Flüssigkeiten goß ich zusammen, erhitzte sie in einem Kessel von englischem Zinn, bis zum Sieden, und seihete sie durch ein wollenes Tuch. Weil die Flüssigkeit mir noch nicht klar genug zu seyn schien, mischte ich sie mit dem Weißen von einigen Eiern, ließ sie nochmals aufsieden, und dann durch weißes Fließpapier laufen.

Die Flüssigkeit war jetzt klar, etwas gelb gefärbt, und hatte einen süßen, etwas herben und hintennach rübenartigen Geschmack. Ich ließ diese Flüssigkeit in einem Gefäß von englischem Zinn verdampfen; sie wurde dunkler gefärbt, so wie sie an Dichtigkeit zunahm. Wie sie fast die Dicke des gemeinen Syrups hatte, stellte ich sie in die Kälte und erwartete nun den Zucker in Crystallen zu erhalten. Da diese nicht erschienen, so dampfte ich die Flüssigkeit von neuem in einem Glasgeräth ab; sie ließ sich nur bis zur Dicke des Honigs bringen, nicht aber bis zur staubigen Trockne abdampfen. Der eingedickte Rückstand war jetzt zähe, schlüpfrich, und hatte den Geschmack des Mohrrübensaftes. An der Luft wurde er dünner und betrug nach dem Abdampfen 13 Loth.

§. 7.

Auf diesen Rückstand — §. 6. — goß ich zwei Pfund Weinalkohol, stellte das Glas in die Wärme und rührte das Gemisch mit einem Glasstäbchen um. Nach 24 Stunden wurde der Alkohol abgegossen, auf den Rest aber eben so vieler frischer Alkohol gegeben, und beides zusammen von neuem erwärmt. Diesen Alkohol goß ich nach andern 24 Stunden ab, gesellte ihn zu dem vorigen und stellte das verkorkte Glas an einen kalten Ort. Der Dicke und mehr schwarze wie braune Ueberrest hatte fast alle Süßigkeit verlohren, er schmeckte bitterlich süß, fade und fast wie ein Gemenge von Löwenzahn- und Graswurzelextracten.

§. 8.

In der geistigen Auflösung — §. 7. — erschienen nach 18 Stunden Crystallen, welche die Wände des Glases überall bedeckten. Ich hielt diese für Runkelrübezucker und freuete mich der ansehnlichen Ausbeute. Ueberzeugt, daß ich nicht irre, zeigte ich das Glas mehreren Bekannten, legte im Geist schon eine Zuckersiederei an, fand aber bald Ursach meine Uebereilung zu bereuen.

Der Weingeist wurde von den Crystallen abgegossen, und diese einer nähern Prüfung unterworfen. Ihre Farbe war gelblich; ihre Gestalt sehr flächig-prismatisch und ihr Geschmack war — statt süß zu seyn — bitter, kühlend und scharf. Die verpufften aufglühenden Kohlen wie Salpeter, und starke Vitriolsäure entwickelten aus ihnen einen rothen, salpetersauren Dampf; es war dies also wahrer Salpeter.

§. 9.

Damit ich den Weingeist nicht einbüßte, so wurde die geistige Auflösung in einen Kolben gegossen, dieser in ein Sandbad gestellt, und mit gläsernem Helm und einer Vorlage versehen. Ich ließ den Weingeist bei mäßigem Feuer so weit abziehen, daß der Uebereest noch dickflüssig blieb, und goß ihn dann noch warm in ein reines Glas. Er hatte eine gelbbraune Farbe, einen süßlichen, hintennach etwas bittern Geschmack und wurde an einen sehr kalten Ort gestellt; es ließ sich jetzt so wenig Salpeter, wie Zucker, in Crystallen sehen.

Die Flüssigkeit wurde jetzt in gelinder Wärme abgedampft und das Ausstellen derselben an die Kälte so oft wiederholt, wie man hoffen durfte, daß der Zucker crystallisirter seyn werde. Dieses blieb aber während drei vollen Monaten und zu meinem Erstaunen aus; wenigstens waren die Crystallchen, die sich etwa noch sehen ließen; so klein und so einzeln, daß sie sich aus dem immer dicker werdenden Syrup nicht absceiden ließen. Ich dampfte diesen Syrup nun ganz ab. Er wurde sehr dunkelbraun, hatte einen süßen, hintennach bittern herben Geschmack, und war einem schlechten Zuckersyrup ähnlich. So ist er heute, nach Verlauf von 5 Monaten noch, und auch heute sehe ich noch keine Zuckercrystallen darin, die des Abscheidens verlohnten.

§. 10.

Da dieses fast ganz nach Margraafs Vorschriften eingerichtete Verfahren, welches sich beinahe nicht in einem Umstande von dem in Berlin befolgten e), als nur darin unterschie-

e) Man sehe den neuesten deutschen Stellvertreter des Zuckers. Berlin 1793.

scheiden; daß ich den Runkelrübensaft nicht vorher bis zur staubigen Trockne abdampfte, ehe ich ihn mit Weinalkohol auszog, — den uns gemachten herrlichen Aussichten aber nicht günstig wär; so machte ich, zur Beantwortung der sich mir nun aufdringenden Frage: — enthält die Rübenart, die ich unter dem Namen Runkelrübe baue, wirklich Zucker? — den nemlichen Weg; auf den mir unvergeßliche Marggraf seine Entdeckung machte f).

Ich ließ nemlich meine Runkelrüben in Scheiben und Würfel schneiden, dann in gelinder Wärme trocknen und ein Pfund dieser getrockneten Rüben, die einen sehr süßen, aber auch rübenartigen Geschmack hatten, so fein pulvern, wie es ihre etwas zähe Consistenz nur erlaubte.

§. 11.

Dieses Runkelrübenzucker ließ ich in einen Kolben schütten, mit eisernem Helm und Vorlagen versehen, und zu dreien malen zwei Pfund Weinalkohol mit demselben sieden. Der Alkohol wurde warm abgegossen, schnell filtrirt und dann in die Kälte gestellt. In dem ersten Auszuge erschienen verschiedene prismatische Crystallen, die ich absonderte und für wahren Salpeter erkannte. Zucker in Crystallen zeigte sich in keiner der drei Auflösungen.

Die Auflösungen hatten alle drei eine sehr braune Farbe und einen süssen, hintennach bittern Geschmack. Ich ließ sie in einem schicklichen Glasgeräth durch Destillation in die Enge bringen und dann in die Kälte stellen; es zeigten sich nach Verlauf von acht Tagen keine Zuckercrystallen.

§. 12.

Jetzt dampfte ich die Flüssigkeit — §. 11. — bis zur Dicke des geläuterten Honigs, oder des gemeinen Zuckersyrups ab, und stellte sie abermals in die Kälte; es erschienen nun, nach einem Zeitraum von 21 Tagen, ganz kleine Crystallen, die sich nur mit Mühe vom Syrup abscheiden ließen, auch nach der Absonderung beständig feucht blieben. Das Abdampfen der Flüssigkeit und Absondern der Crystallen, denen ich durch eingehängte Fäden einen Aneignungspunkt verschaffte, wurde so lange fortgesetzt, bis weiter keine Zuckercrystallen erschienen und der Saft fast so dick wie Honig war.

§. 13.

Die Zuckercrystallen hatten eine sehr braune Farbe, wie schlechter Candis. Sie waren feucht und schmierig, und behielten diese Eigenschaft

f) A. a. a. O. Seite 74 — 77, §. 6 — 11.

schaft auch in mäßiger Wärme. Ihr Gewicht betrug noch nicht volle 2 Loth. Ich löste sie im stärksten Weingeist auf, filtrirte diese Auflösung, dampfte sie ab, stellte sie in die Kälte und erhielt auf diesem mühsamen, und sehr kostbaren Wege endlich 5 Quentchen einige Grane, eines gelblich-weißen Zuckers, bei dem der Runkelrübengeschmack unverkennbar war.

Der Syrup betrug ein Quentchen über drei Loth, und besaß einen süßlich-sauren Geschmack, bei dem das rübenartige noch hervorstechender war, wie bei dem Zucker selbst. — Diese Ausbeute, an Zucker und Syrup, ist ein sehr unbeträchtliches und kostbares Etwas und entspricht den großen Quantitäten gar nicht, die Herr Achard aus der Runkelrübe erhalten haben soll g).

§. 14.

Die Rüben, die ich baue, bleiben den ganzen Sommer unberührt stehen, indem ich sie nicht zum Futter für das Hornvieh, sondern zu einem andern ökonomischen Gebrauch benutze; auch werden sie daher nicht geblattet. Vielleicht, dachte ich, hat dieser Umstand Einfluß auf die Zuckerbildung; vielleicht giebt eine Rübe, die man ihrer Blätter von Zeit zu Zeit beraubte, mehreren Zucker, als solche, bei der man dies verabsäumte. — Man muß dies untersuchen, ob das angebliche Kunststück Achards vielleicht hierin besteht!

§. 15.

Ein Freund von mir, dessen Ländereі mit der meinigen gränzt, baut auch Runkelrüben. Er füttert das Hornvieh damit und läßt ihnen daher den ganzen Sommer über die Blätter so oft nehmen, wie dies nur angehen will. Er überließ mir eine Quantität der von ihm erzielten und wegen des öftern Entblattens sehr klein gebliebener Wurzeln. Es waren dies 11 Stück, die zusammen 15 Pfund wogen, nachdem sie gewaschen und abgetrocknet waren. Ich ließ diese Rüben schneiden, stampfen, den Saft derselben auspressen, den Ueberrest nochmals stampfen, mit heißem Wasser übergießen, und die Wurzeln dann nochmals auspressen.

Diesen Saft ließ ich, nachdem er einige Zeit in der Ruhe gestanden hatte, durchseihen und in einem Kessel von englischem Zinn aufsieden, dann abermals durch ein Tuch seihen und bis zur Dicke des Syrups einsieden. Der Saft war gelblichbraun und setzte in mehreren Wochen keine bemerkbare Zuckercrystallen ab. Ich verdünnte den Syrup jetzt mit Wasser, vermengte ihn mit dem zu Schaum geschlagenen Weißen von 12 Eiern, ließ ihn dann aufsieden und nach dem Er

g) Man sehe den neuesten deutschen Stellvertreter des Zuckers und Deutschlands Goldgrube. Berlin 1799.

Erkalten durch ein dichtes Filtrum seihen. Der Saft wurde nochmals abgedampft und in die Kälte gestellt; allein der ihm anhängende gummöse Stoff verhinderte abermals die Crystallisation der Salze.

§. 16.

Ich verdünnte den Saft nochmals mit Wasser, vermischte ihn mit Eiweißschaum und brachte ihn zum Feuer. Er röthete, wie man jetzt fand, blaues Lacmuspapier, und wurde daher so lange mit kleinen Portionen Kalkmilch versetzt, bis er jene Eigenschaft verlohren hatte und von freier Säure entleert war. Dann ließ ich das Ganze erkalten und nun das Klare durch ein dichtes wollenes Tuch laufen, den Rückstand aber mit reinem Wasser aussüßen. Jetzt hatte der Saft eine hellgelbe Farbe, und einen sehr süßen, jedoch noch immer rübeartigen Geschmack. Man dampfte ihn nun in sehr gelinder Wärme bis zur Trockne ab, und erhielt 5½ Loth Rübenzucker, von einer dunkelgelbbraunen Farbe. Dieser Zucker zog die Feuchtigkeit aus der Luft sehr schnell an, und mußte daher stets an einem warmen Orte stehen.

§. 17.

Den rohen Rübenzucker — §. 16. — lösete ich in der Siedehitze in starkem Weingeist auf, filtrirte die Auflösung noch heiß und stellte sie an einen kalten Ort. Während dem Erkalten erschienen Salpetercrystallen; ich sonderte diese ab, vertrieb den Weingeist und erhielt endlich durch diese mühvolle Arbeit 124 Quentchen gelblich weißen Zucker, und 4 Loth 3½ Quentchen Syrup, der sehr dickflüssig war, aber einen bitterlich-süßen Geschmack hatte. —

So hatte ich mich denn endlich, mit einem Aufwande von mehr als 7 Thaler Kosten, und durch einen Verlust von mehreren Monaten Zeit, in den Besitz von einigen Lothen Rübenzucker, Rübensyrup und einiger Quentchen Salpeter gesetzt. — Zeit, Mühe und Kosten bedaure ich nicht, weil sie mich auf mehrere Bemerkungen geleitet haben, die für meine Leser von Nutzen seyn können; es sind dies die folgenden:

§. 18.

1) die auf leimartigem Boden erzielten Runkelrüben enthalten Salpeter in nicht geringer Menge.
2) Sie enthalten zwar Zucker und geben einen brauchbaren Syrup, beide sind aber sehr schwer vom Stärkemehl, dem Eiweißstoff und dem gummiartigen Wesen zu scheiden, und vom rübeartigen Geschmack zu befreien. Auch ist
3) des Zuckers so wenig — höchstens 1¼ Quentchen in 1 Pfunde — der hierländischen Runkelrübe, daß er schwerlich den west- und ostindischen und den amerikanischen Zucker verdrängen wird.

Der Schluß folgt künftig.

Sächs.

Sächsischer Zucker und Syrup aus Runkelrüben.

Daß man auch in Sachsen sich schon beeifre, Syrup von Runkelrüben (Beta cicla altissima) a) zu bereiten, davon sind handgreifliche Proben vorhanden. Der geschickte Professor Lampadius in Freyberg überreichte bereits (im Februar 1799) einen Lut weißen Zucker seinem Landesherrn, und ward gnädigst dabei aufgenommen b).

Der Commissions-Rath Klem in Dresden hat den Syrup von diesen Runkelrüben auf mehrerlei Art bereitet und zu seinem Hausgebrauche sowohl, als auch vorzüglich zum Füttern der Bienen, eben so gut, wie seinen von ihm erfundenen Malzsyrup — wovon er und nicht Braumüller in Berlin Erfinder ist, wie im berliner neuesten Stellvertreter des indischen Zuckers Seite 19 und 20 steht, und wovon dieser dem Publikum sagen wird, daß er nicht der Erfinder sey und um kein Privilegium angesucht habe — angewendet c). Auch der bekannte Kriegscommissair Kieben zu Körtwitz bei Dohna machte sich bereits dergleichen Syrup, und zu Wittenberg hat der Apotheker Dörffurt nicht nur Syrup von Runkelrüben, sondern auch von Kohlrüben (Brassica Napobrassica Linn.) bereitet und zu rohem Zucker gebracht. Die Kohlrüben geben in der That eben so viel, ja noch mehr Syrup, als die Runkelrüben; allein der Geschmack und Geruch nach Kohlrübe läßt sich mit Kohlenstaub nicht so leicht, wie bei Runkelrüben, vertreiben.

a) Nicht Pera (Kalt Bera) wie der Verfasser des neuesten deutschen Stellvertreters des indischen Zuckers Seite 21 schreibt (welches die rothe Rübe ist) welcher uns nur Geheimnisse — über welche sich aber die freiberger, dresdner und wittenberger Chemiker hinweg setzen — aber keine Zubereitung lehrt.

b) Sowohl sein roher, als sein Farinzucker, kommt ganz dem indischen gleich.

c) Das Recept davon, welches schon in seiner 1775. edirten Bienenpflege Seite 307 und in der verbesserten Auflage von 1795. Seite 262 steht, kann man immer noch bei ihm unentgeltlich bekommen, wenn man sich an ihn in freien Briefen wendet. Ich weiß, daß es erst noch vor kurzem nach Wiesbaden bei Mainz verschrieben worden.

Hannöverisches Magazin.

55stes Stück.

Freitag, den 12ten Julius 1799.

Zucker und Salpeter aus Runkelrüben.

Ein Beitrag zu den neuesten Verhandlungen die Runkelrübe betreffend.

(Schluß.)

§. 19.

Wie ist es möglich, wird man fragen, daß die Erfolge einer Versuche so gar nicht mit denen, die Herr Achard gefunden haben soll a), und mit den Nachrichten zutreffen, die man in mehrern Blättern lieset b)? — Sehr, sehr möglich! Es giebt der Umstände für diese Möglichkeit mehrere.

1) Wir bauen vielleicht unter dem Namen Runkelrübe eine ganz andere Varietät des Mangolds, als die ist, die Herr Achard gebauet haben will, und zu seinen Versuchen gebraucht. Ich glaube dies indeß nicht. Der Saame, aus dem mir unsere Rüben erzielten, kam aus den Händen eines erfahrnen Mannes, und war von uns aus dem Saameninstitute des verstorbenen Oberappellationsraths von der Wense zu Kleinen Klecklingern verschrieben; einem Institute, dem man wohl zutrauen kann, daß es die Käufer nicht mit Dingen versehen wird, die sie nicht verlangt haben. Auch stimmten die Rüben, die ich zu meinen Versuchen wählte, genau in der Gestalt, Form und Farbe mit denjenigen überein, welche die der neuen deutschen Goldgrube beigefügte Kupfertafel, als die ächte Runkelrübe, darstellt. Sie paßte zu den Beschreibungen

Beck-

a) Neuestes deutsches Stellvertreter u. s. w. Deutschlands Goldgrube ꝛc.

b) Allgemeine deutsche Zeitung. Lampadius und Andere im R. Arz.

Beckmanns c), Möldechens d) und Nicolais e). Vielleicht also liegt

b) die große Kunst, die Rübe zuckerreich, sehr zuckerreich zu machen, in der vom Hrn. Achard wie der neueste deutsche Stellvertreter versichert, entdeckten, aber geheim gehaltenen Cultur dieser Rübe f). Oder die Ursach des so verschiedenen Ausfalls der von mir angestellten Versuche gegen diejenigen, die Andere angestellt haben, ist vielleicht auch

c) in der Beschaffenheit des Bodens zu suchen, auf welchem die Rüben gebauet worden. Vielleicht ist daher der äusserst sandreiche Boden um Berlin der Zuckerbildung, der sehr thonreiche aber, der bei uns sich findet, der Salpetererzeugung in der Runkelrübe zuträglich.

Der Boden, beinahe des ganzen Landes das ich bewohne, ist sehr reich an Thonerde, und um so reicher, je mehr er sich dem Ufer der Weser nähert. Das Garten- Acker- und Wiesenland ist nicht sehr reich an guter Ackererde (humus Wallerii, Kohlenstoff der französischen chemischen Oekonomen) — und Sand, es enthält zwar etwas Kalk, aber desto mehr Lehmen, der in mehrerer Tiefe in Thon übergeht. Unser Boden trägt aber sehr gut, vorzüglich wenn man ihm mit Dünger zu Hülfe kommt.

Der Boden meiner Aecker und der Aecker meines Nachbars bestehen aus Ackererde, Lehmen, Sand und Kalkerde, wie wir sie ihm durch stellriges Brucken, durch guten Dünger und andere Verbesserungsmittel nur verschaffen konnten. Auf 1½ bis 2 Fuß Tiefe stoßen wir auf thonreichen Lehmen, auf 2 bis 3 Fuß Tiefe auf sehr guten Thon. Um Berlin, so wie überhaupt in der Mark

c) Grundsätze der deutschen Landwirthschaft.

d) Möldechen über den Anbau der sogenannten Runkelrübe und die mit derselben angestellten Zuckerversuche. Berlin 1799. Die Schriften der Herren Möldechen und Nicolai müssen von allen denen mit Aufmerksamkeit gelesen werden, die sich durch die herrlichen Versprechungen Anderer haben täuschen lassen.

e) Was ist für und wider den inländischen Zuckerbau in den preussischen Staaten zu sagen ꝛc., von Nicolai. Berlin 1799.

f) Man sehe darüber die oben genannten Schriften der Herren Möldechen und Nicolai. Der letzte macht es sogar wahrscheinlich, daß Herrn Achards frühere Versuche mit Rüben angestellt sind, die auf dem Gute des Herrn G. R. Möldechen gebauet waren.

Mark Brandenburg, ist dies ein Anderes. Dort hat man Sand in Menge, der, wo er angebauet worden, nur Ackererde, sonst mit wenigerer Kalkerde und noch mit wenigerem Thon gemengt ist. — In einem solchen Boden gerathen, wie die Erfahrung lehrt, bekanntlich die Wurzelgewächse weit besser und sind weit wohlschmeckender, wie bei uns, und wäre es daher nicht unmöglich, daß er sich zu Anlegung der Runkelrüben-Zuckerplantagen weit besser schicke wie der unsrige. Möglich wäre es dann ferner, daß hier uns eine Salpetersiederei, auf Runkelrüben, in eben der Zeit etablirt werden könnte, wenn man diese Rübe in der lüneburger Heide, in den sandigen Steppen zwischen Paderborn und Detmold, in den Heiden Westphalens und in andern sandreichen Gegenden blos des Zuckers wegen bauete. — Man findet diesen Einfall übrigens nicht so lächerlich, wie er zu seyn scheint; lohnt es doch der Mühe, Runkelrüben zu bauen, von denen 1 Pfund 1 Quentchen Zucker giebt, so muß ihr Anbau auch der Mühe lohnen, sie zu bauen, weil jedes Pfund derselben 12 Quentchen Salpeter zu geben im Stande ist. Salpeter ist ein Erzeugniß das doppelt so viel kostet, wie der feinste raffinirte Zucker, ein Erzeugniß von dem wir lange nicht so viel Zufuhr erwarten können, wie vom Zucker; und ein Bedürfniß der gegenwärtigen Zeit, das, wie es den Anschein hat, noch lange gebraucht und daher gesucht werden wird. Zur Ehre der Scheidekunst ist ohnehin zu erwarten, daß irgend ein mit Theorie und Natur recht vertrauter Künstler sehr bald Mittel erfinden werde, den Boden, worauf er seine Rüben-Salpeterplantagen anlegt, so mit Nitrogén, Oxigén und Kaligén erfüllen zu können, daß er die Rüben mit vielem Salpeter erfüllt. Angenommen, dieses Kunststück ließe sich nun zur Zeit noch nicht möglich machen, und jedes Pfund Runkelrübe, die auf thonartigem, gut gedüngtem Boden erzielt sind, liefere nur 4 Quentchen Salpeter; so schadet das ja nicht, haben wir, nach Absonderung desselben, nicht immer noch Zucker und Syrup zu erwarten?

d) Aber vielleicht trägt indeß auch die Art der Ernte, die Einsammlungszeit der Rüben und die Art wie

a) Nach Nicolai, s. a. a. O., ist das nun freilich nicht so; denn nach ihm hat Herr Achard sich auch der, im Halberstädtischen erzielten, Rüben zu seinen Versuchen bedient. Sehr würde ich irren, wenn der Boden dieses Landes nicht mit dem unsrigen übereinstimmte.

wie man sie einsammelt, behandelt und aufbewahrt, zu dem Mehr oder Wenigern der Zuckerausbeute bei, die sie geben und zu geben im Stande sind h).

e) Vielleicht liegt aber auch der Grund, des nicht ganz glücklichen Ausganges meiner Versuche und der Versuche meiner chemischen und nicht chemischen Freunde i) in der Art, wie wir bei der Behandlung des Rübensaftes zu Werke gingen, und in der Kleinlichkeit der Quantitäten, die wir bearbeiteten. Vielleicht lag also der Grund darin, daß wir das Stärkemehl, welches die Rübe enthält, durch ruhiges Hinstellen des Saftes nicht erst gehörig absonderten. Denn, bleibt dies, wie die Erfahrung einen meiner chemischen Freunde gelehrt hat, beim Safte, so bildet es nachher, während dem Sieden, Kleister und erschwert die Crystallisation des Zuckers mehr wie Eiweißstoff, Gummi und extractartiges Wesen. Mir und mehreren meiner chemischen Bekannten, deren Resultate so ziemlich mit den meinigen zutreffen, schwebte Marggrafs altes bekanntes, nicht Achards neues und gewiß sicheres Verfahren vor Augen, und ist es daher sehr wohl möglich, daß wir selbst, an der so äußerst geringen Ausbeute, durch die zu strenge Befolgung der Vorschriften Marggrafs Schuld sind. Vielleicht war selbst der Grad der Hitze, dessen wir uns beim Abdampfen des Saftes der Rübe bedienten, viel zu stark; man soll, wie man mir versichert hat, in Berlin den Saft beständig nur in einer Wärme von 80° Fahrenheit erhalten, und ihn so bis zum Abdampfen, auch den Zucker in dieser Wärme crystallisiren lassen. Es kann also seyn, daß bei meinen und den Versuchen Anderer, da wir eine weit höhere Temperatur — 180° Fahrenheit — wählten, ein großer Theil des Zuckers verschwunden ist; ich fürchte das freilich nicht, da der Oberfamitäts-Rath Hermbstädt dem Rübensafte eine Wärme von 70° Reaumur geben mußte, wenn er

h) Die Schriften der Herren Rölbchen und Nicolai besagen auch diesen das Gegentheil.

i) Einige mir nahe wohnende Gutsbesitzer haben im Herbste — 1798 — ganze Fässer voll Rübensyrup gefertigt, aber bis heute keine beträchtliche Zuckercrystallen in demselben gefunden. Unser Verfahren und die kleinen Quantitäten Saft, die wir bearbeiteten, sind also wohl nicht Schuld am Ausgange der Versuche. Jene Männer wählten andere Vorschriften, wie die Marggrafschen zur Befolgung.

er Zucker in Cryſtallen aus demſelben erhalten wollte k); ein Wärmegrad, der von dem meinigen unmerklich verſchieden iſt.

§. 20.

Alle dieſe Umſtände können einzeln und zuſammen mehreren oder mindern Einfluß auf den Erfolg meiner und meiner Freunde Verſuche gehabt haben. Fern ſey es von mir, nur zu wähnen, es ſey mit dieſer Erfindung ſo, wie mit der Fabrikatur künſtlicher Edelgeſteine l), und wir würden fortan Zucker aus beiden Indien und Amerika, ſo wie Edelgeſteine aus Golconda holen laſſen müſſen. Nein! das Zeugniß der mir ehrwürdigen Männer, Klaproth und Hermbſtädt, die der neue deutſche Stellvertreter des indiſchen Zukkers für die Wahrheit der Achardſchen Entdeckungen anführt, ſo wie das Zeugniß der Herren Hölbechen und Nicolai, die Herrn Achard, wenn ſie nicht eben ſo glänzende Rechnungen aufſtellen, wie der Stellvertreter und die Goldgrube, doch volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſind mir zu wichtige Zeugen, als daß ich nicht glauben ſollte, ich habe gefehlt; oder der eine, oder der andere, der oben — §. 19. — angegebenen Umſtände ſey Urſach, daß meine und meiner Freunde Ausbeuten an Zucker ſo ärmlich ausgefallen ſind.

§. 21.

Es ſey nun dieſes, oder jenes; es ſey nun unſere Schuld, oder der eine und der andere der angeführten Umſtände Urſach, daß der Erfolg meiner Verſuche und der Verſuche meiner Bekannten nicht ſo günſtig für Zukkererziehung aus Runkelrüben ausgefallen iſt, wie jeder ſein Vaterland liebende Deutſche es wünſchen muß und wünſchen wird; ſo iſt es doch gut, daß meine Erfahrungen zur Kenntniß des Publikums kommen. Sie können manchem, der ſich ſchon große Vortheile vom ausgebreiteten Anbau

k) Nicolai a. a. O. Seite 52.

l) Einer meiner Freunde, der Achards Entdeckung, Edelſteine durch Kunſt aus den Erden, welche die chemiſche Analyſe in denſelben gefunden haben will, mit Hülfe des inkrustirenden Waſſers zu bilden, ſo ganz wie mich enthuſiasmirte, gab meinem Vorhaben, in der bekannten Schwefelgrube zu Pyrmont, wo man die Luftſäure ganz umſonſt haben kann, ſolch eine künſtliche Edelſteinfabrik anzulegen, ſeinen völligen Beifall. Wir trafen vor 16 Jahren bei unſerm Aufenthalte in Pyrmont wirklich mehrere Vorkehrungen zu dieſer künſtlichen Edelſteinbildung. Allein die Erfahrungen, die wir hier machten, und die Einwürfe, die der verſtorbene Bergrath von Buchholz jener Entdeckung entgegen ſetzte, verleideten uns die Verfolgung jener Verſuche.

Anbau der Rübe versprach, von Uebereilungen abhalten, die ihm theuer zu stehen kommen mögten.

Wer Rüben bauen will, um Zucker und reinen Syrup im Großen daraus zu verfertigen, der warte, bis die vom König von Preussen, zur Untersuchung dieser Sache, in Berlin niedergesetzte Commission ihre Arbeiten beendigt haben wird, damit er um so sicherer gehe. Er verschaffe sich zugleich genaue Nachrichten über die rechte Rübenart, die er zu bauen hat; ob es besser sey, die Runkelrübe — Beta vulgaris altissima, — den weißen Mangold — Beta cicla — oder die Kohlrübe m) — Brassica Napo brassica — zu bauen? Er erkundige sich nach der Kultur, wodurch, dem Boden auf dem sie am zuckerreichsten wird, und die beste Düngart für diesen Boden. Er sehe dahin, daß er mit der Einsammlungszeit, der Einsammlungsart der Rüben bekannt werde. Er suche das Verfahren kennen zu lernen, daß er zu befolgen hat, wann er den rohen Zucker leicht, gut und rein, und ohne Verlust, aus dem Runkelrübensafte, von seinen, ihn im Gewicht weit übertreffenden Gefährten, dem Stärkemehle, dem Schleime, dem Eiweißstoffe, dem extractförmigen Wesen und der Pflanzensäure, absondern will. — Dann stelle er erst Versuche im Kleinen an, ehe er sich mit dem Bau der Rüben und der Zuckerbereitung im Großen abgiebt. Wer dieß unterläßt, jene Kenntnisse — die wir hoffentlich von Berlin aus erhalten werden — nicht zu erlangen sucht, der wird es bereuen, daß er sich durch Zeitungsnachrichten und Pamphlete bewegen ließ, wohlfeilern Zucker bereiten zu wollen, wie der indische bald seyn wird und seyn muß, da es in den letzten Monaten an beträchtlicher Zufuhr nicht gefehlt hat.

Es giebt mehrere Einwohner des Pflanzenreichs, die Zucker enthalten, aus denen sich Zucker bereiten läßt. Aber noch ist keine Pflanze entdeckt, die so reich an Zucker ist, wie das Zuckerrohr, und einige in Amerika einheimische Arten des Ahorns; keine Pflanze, aus deren Säften sich der Zucker so leicht absondern ließe, wie aus den Säften des Zuckerrohrs und des Zuckerahorns. Diese enthalten nemlich nur wenig Schleim, wenig Stärke, wenig Eiweiß- und eben so wenig Extractivstoff, wogegen der Saft jeder andern zuckerhaltigen Pflanze sehr reich an diesen Stoffen ist. Alle diese Pflanzen enthalten überdem nur wenig Zucker, die Absonderung desselben hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und seine

m) Aus der Kohlrübe will Lampadius weit mehr Zucker erhalten haben, als aus der Runkelrübe. Reichsanzeiger 1799.

Hannöverisches Magazin.

56tes Stück.

Montag, den 15ten Julius 1799.

Anklage gegen den Gebrauch der üblichen Schlussformeln in deutschen Briefen.

Der vernünftige Gebrauch, alle an Deutsche gerichtete und durch Deutsche zu bestellende Briefe mit Aufschriften in vaterländischer Sprache zu versehen, ward nicht ganz ohne Anstoß und Mißfallen eingeführt. Sehr genau erinnere ich mich noch, selbst dabei gegenwärtig gewesen zu seyn, daß Männer aus den erhabensten Rangordnungen, denen es keine Mühe kostete, weit wichtigere Sachen richtig zu beurtheilen, die ersten unter deutschen Aufschriften empfangenen Briefe mit großer Empfindlichkeit erbrachen, und diese Neuerung für eben so unschicklich hielten, als in weit spätereren Zeiten es von mehreren für eine Verletzung des Anstandes erklärt wurde, wie die Sitte aufkam, in Assamblèen, bei Gastmälern und andern feierlichen Zusammenkünften statt des lästigen Haarbeutels einen Zopf zu tragen.

Daher erhielten dann auch anfangs nur Briefe an Freunde oder solche Personen, die man nicht weit über sich erhaben glaubte, deutsche Aufschriften; an andere aber erlaubte man sich erst deren Gebrauch, wie sie selbst anfingen, sich ihrer zu bedienen. Und wie sehr eine solche Behutsamkeit anzurathen war, das könnte ich sogar aus Acten durch den Fall beweisen, daß jemand die deutsche Aufschrift eines an ihn abgeschickten Briefes als ehrenrührig betrachtete, bei der Behörde, womit der Absender in Verbindung stand, hierüber sehr ernstliche Beschwerde führte, und ausdrücklich verlangte, es sollte ihm aufgegeben werden, hinführo immer die üblich gewesene französische Adresse zu gebrauchen.

Freilich sind nur Schwachköpfe fähig, auf solche Extreme von Lächerlichkeiten zu verfallen. Wenn aber auch im strengsten Sinne des Wortes äußerst wenige Menschen jene Benennung verdienen sollten; so ist doch keiner selbst, unter den Aufgeklärtesten

von

von aller Schwäche ganz rein, und äußern sich ihre Merkmale am häufigsten bei Würdigung veralteter Gebräuche, woran man von Jugend auf gewohnt gewesen ist. Bei der Form, Farbe und Verzierung der Kleidungsstücke finden sich die mehrsten ziemlich bald in den Wechsel der Moden, wo diese häufig sich verändern, weil alle die Erfahrung ihrer kurzen Dauer seit dem ersten Erwachen des Beobachtungsgeistes oft gemacht haben, und es doch immer einen widrigen Absticht verursachet, wenn man sich gar zu weit von einer allgemein gewordenen Modetracht entfernt hält, sollte diese auch der Auswuchs des bizarrsten Geschmacks, und ihrer Bestimmung höchst unangemessen seyn. Nicht leicht wird dagegen der Afrikaner die weiße Haut der Europäer, die Chinesin die natürliche Gestalt eines zierlichen weiblichen Fußes, und der Kalmuck eine griechische Stirn schön finden, weil ihre Augen von der zartesten Kindheit an das Gegentheil zu sehen gewohnt gewesen sind.

Ohne besonderen Scharfsblick läßt sich aus diesen Bemerkungen schon vorher sagen, daß der Vorschlag, wegen Abschaffung der gewöhnlichen Schlußformeln deutscher Briefe, gewiß sehr allgemeinen, und vielleicht nur sehr wenigen Beifall finden werde. Sollten endlich auch der Unwille darüber sich nicht so geschwind und gänzlich legen, wie bei den eingeführten deutschen Aufschriften, so wird es dennoch immer einigen Nutzen haben können, wenn die Betrachtungen öffentlich zur Schau gestellet werden, die dem gewagten Vorschlage sein erstes schon lange verheimlichtes Daseyn gegeben haben.

Wer jährlich mehrere hundert Briefe in Dienst- oder andern Geschäften abzufassen genöthiget ist, und nicht immer eben so gedankenlos, wie man beim Weggehen den Körper zu verneigen pflegt, die zu gebräuchlichen Empfehlungen hinzuzusetzen hat, dem kann nichts von allem fremd seyn, was mir oft dabei aufgefallen ist, und ich bitte herbeichten zu dürfen, die Leser dieser Blätter um gütige Erlaubniß bitte.

Kein Vorwurf der Ungerechtigkeit wird dadurch verschuldet werden, wenn hierunter zuerst die Behauptung vorkömmt, daß die üblichen Schlußformeln in deutschen Briefen, so wie sie gebraucht werden, den ihnen zukommenden Begrif ganz verstellen.

Alle ohne Ausnahme, von der einfachen Achtung an, bis zum tiefsten Respect hin, sollen eigentlich das Gefühl des Empfindungen ausdrücken, welches der moralische Werth der Person, woran wir schreiben, bei uns hervorbringt. Hiezu kann aber kein unschicklicherer Maaßstab gewählt werden, als die Rangordnung. Gleichwohl ist diese bei den allen mehr-

mehrsten Briefen der Bestimmungsgrund der Schlußform l. Auf und abwärts giebt gewöhnlich der Rang überhaupt, und das Verhältniß desselben zwischen den Correspondenten insbesondere, in der langen Stufenfolge die Wahl an, ob einer dem andern seine Achtung, Hochachtung, Ehrerbietigkeit, Verehrung oder Respect versichert, und solchen Ausdruck durch die Beiwörter: aller, vieler, vollkommner, vollkommenster, großester, mildert oder erhebt. Der Verschiedenheit dieser und anderer Gradationen pflegt immer die Unterschrift des ergebenen, ergebensten, gehorsamen, gehorsamsten und unterthänigen Dieners genau angemessen zu seyn, und geübte Federn verstehen mit bewundernswürdiger Kunst und Gewissenhaftigkeit gerade den Punkt des Gleichgewichts zwischen dem allen zu treffen.

Ein solcher Maaßstab kann seiner natürlichen Beschaffenheit nach unmöglich mit Sicherheit für gründliche und wichtige Schätzung des wahren Menschenwerths bürgen. Denn so heilsam und nothwendig eine genau abgemessene Ordnung ist, worin einer den Vorschriften des andern gehorchen, einer dem andern Vortritt, Sitz und erste oder entscheidende Stimme überlassen muß, wenn nicht alles in größeste Verwirrung gerathen soll: so wenig vermag der hieraus entstehende, in allen Theilen der Staatsmaschine ganz unentbehrliche Vorrang, a. s. bald die Grenzen seines Zwecks, zur Erhöhung oder Erniedrigung des eigenthümlichen persönlichen Werths irgend etwas beizutragen. Der gemeine Soldat darf sich nicht die Rechte seines Anführers zueignen, wenn er gleich solchen an Talenten und Muth übertreffen sollte. Demnach aber behalten diese Vorzüge bei Abwägung des innern Werths ihr volles Gewicht. Bei denen, welche des Vorrangs würdig sind, ist dieser ein Stempel, der ächtes Gold bezeichnet, dessen Werth nach seinem innerern Gehalte überall anerkannt wird, und Gültigkeit hat. Bei andern hingegen bestimmt der Rang nur als Scheidemünze die Norm der Auseinandersetzung gewisser äußern Verhältniß.

In allen übrigen Fällen, wo es nicht auf deren Berechnung ankömmt, beurtheilet die Vernunft nach ähnlichen Regeln wie bei leblosen Dingen, auch das Schätzungsmaaß der Menschen. Werden der materielle Gehalt oder Kunstwerke gegen einander verglichen; so kann ein Gefäß, das seiner Bestimmung wegen das Recht hat, auf Speisetafeln zu stehen, ungleich weniger werth seyn, als ein anderes, welches im Umlaufe des Naturcirkels so unedle Dienste leistet, daß es nur da, wo man diese von ihm fordert, mit Schicklichkeit einen Platz einnimmt. In Hinsicht auf Nutzbarkeit aber giebt diese allein den Ausschlag.

schlag. Ein schlechtes Uhrwerk, umgeben von goldenen Gehäusen mit Edelgesteinen besetzt, kann wegen dieser äußerordentlichen Theile in hohem Preise stehen; dennoch aber wird der Schiffahrer und Astronom zu seinem Gebrauche ein anderes, in ganz gemeines Metall ohne alle Verzierung eingeschlossenes, welches die kleinsten Zeittheilungen mit der pünktlichsten Genauigkeit ohne allen Wandel anzeigt, dem Sonnenstande weder voreilet noch nachschleicht, in weit größerem Werthe, als jenes, halten.

Eben dieses gilt auch von der Schätzung, welche sich auf treue Pflichterfüllung bezieht. Nur dann, wenn der bei erhabenen Geschäften angestellte allem, was ihm obliegt, Genüge thut, geht er in der Schätzung billig anderen voran, deren Beruf es ist, geringere oder unwichtigere Arbeiten zu besorgen. Hingegen verdient der niedrigste vom Staat besoldete Aufwärter, der unablässig zu rechter Zeit die Thüre öffnet, den Stuhl an den gehörigen Ort setzt, die Acten mit sorgfältigster Ordnung hinlegt und wegnimmt, weit mehr Achtung, als der vornehmste Rath, der leichtsinnig seine Arbeit wegschleudert, jeden Genuß von Vergnügen beschwerlichen Geschäften vorzieht, wenn sie noch so dringend sind; mit Gleichgültigkeit jede Ausübung seines Dienstes versäumt, und diesen bloß als Mittel betrachtet, sich ein gemächliches und angenehmes Leben zu verschaffen.

Einer viel größern Achtung ist der redliche Handwerker würdig, der vom frühen Morgen bis an den späten Abend seine geschickten Hände in Thätigkeit erhält, gute Waaren für billige Preise verfertiget, nützlich Mieder in seinen zum Fleiß angezogenen Kindern erzieht, und willig alle gemeinen Lasten tragen hilft, als im Gegentheil Staatsdiener auf hohen einträglichen Posten, die ihre Macht zur Unterdrückung anderer misbrauchen, keinen Bittenden erhören, wenn sie durch nicht etwas für ihr eigenes Interesse gewonnen wird, und sobald dieses nur ungefähret dieht, sorglos alles seinen Gang gehen lassen, sollte es damit auch gerades Weges zu dem verderblichsten Ueberm hinaus.

Und wie viele unzählbare Vergleiche ähnlicher Art ließen sich noch anstellen, um das Unpassende des Maasstabes zu zeigen, wornach die Hochachtungsversicherungen am Schlusse der Briefe ausgespendet werden.

Dennoch aber möchte vielleicht dieser Fehler weniger oft völlig so unrichtig fehlen, wie die verkehrten Begriffe ganzer Stände und einzelner Menschen von dem Werthe anderer. Was ist der Mensch werth? Diese Frage beantwortet unter den Kaufleuten in England, Holland, dem reichen Hamburg und bei einzelnen Millionairs nichts anders, als — wie viel hat er im Vermögen? Der Gerechtigkeitsfreund findet oder achtet wenigstens keinen andern Werth, als die

Gefälligkeit; von vornehmen Verächtern abzustammen, und darum sind erstere gewöhnlich gegen Landsleute, und letztere gegen Leute von geringerer Geburt so karg mit Hochachtungsbezeugungen.

Indessen giebt es auch Ausnahmen hievon. Hat der Geschlechtsstolze bei einem von geringerer Geburt etwas zu suchen; so überwindet er sich wohl, ihm nicht nur die Gebühr, sondern vielleicht gar mehr von Hochachtung zu versichern, als er sonst gegen seines Gleichen zu thun gewohnt ist, wie Herrn und Damen, die mit jenem Uebel behaftet sind, sich auszudrücken pflegen.

Ausserdem, daß diese und ähnliche Toren die ihnen zukommenden Begriffe vorstellen, geben solche auch zu mancher Sprachunrichtigkeit Anlaß. So soll dem Gebrauche nach die Bezeugung aller schuldiger, gebührender Hochachtung, nur einen geringen Grad derselben anzeigen. Wer sich dieser Redensart bedient, der sucht gewöhnlich dem Gedanken auszuweichen, daß sein Correspondent vollkommne Achtung von ihm fordern dürfte. Gleichwol schließt eigentlich das Hingeben von Allem, jeden Vorbehalt aus, und dieselbe Bewandniß hat es mit dem Betrage dessen, was man einem schuldiget, oder ihm gebühret. Besitzet die Schuld oder Gebühr in vollkommenster Hochachtung; so begreifen auch diese obigen Beiwörter unter sich, ohnerachtet der, welcher sie niederschrieb, weit von der Absicht entfernt war, den Sinn damit zu verbinden.

In dergleichen Fällen also könnte jeder, dem daran gelegen wäre, sein gehöriges Maaß zu empfangen, sich damit helfen, daß er den begangenen Sprachfehler durch die natürliche Auslegung des Wortverstandes verbesserte.

Nicht alle andere Beleidigungen aber, welche die unendliche Vervielfältigung der Stuffenfolge in den gebräuchlichen Schlußformeln deutscher Briefe mit sich führt, lassen sich eben so leicht ablehnen. So lange noch der Superlativ mehr als der Comparativ und der Positiv gilt, wird keine Auslegungskunst es möglich machen können, den Worten vollkommen und vollkommenst, oder groß und größest einerlei Kraft zu geben. Es bleibt daher immer eine beleidigende Höflichkeitsbezeugung, wenn man eine von jenen geringern Gradationen gebraucht, um eine Steigerung des Werthes eines andern auszudrücken. Denn da diese bis zur vollkommensten und größesten Achtung steigen kann; so ist es allemal eine Verkleinerung des höchsten Grades, wenn man das Dasseyn des weiter heruntersitzenden versichert, und selbst in dem Falle, daß keiner höherer verdient seyn sollte, kann doch unmöglich eine negative Steigerung zur Höflichkeit angerechnet werden.

der. Man denke sich statt dieser allgemeinen die Würdigung besonderer persönlichen Eigenschaften, und das Unschickliche, solch als Höflichkeitszeichen zu gebrauchen, wird noch deutlicher hervorleuchten. Wer einer nicht vollkommen schönen Frau, einem Halbgelehrten, einem mittelmäßigen Künstler am Schlusse seiner Briefe das Anerkenntniß jener Eigenschaften versicherte, der dürfte sich gewiß nicht rühmen, höflich gewesen zu seyn.

Doppelt beleidigend ist eine solche verneinende Schätzung des Werths, wenn ihr Gegenstand den höchsten Grad der Achtung verdient. Und wie kann diese durch Abstand des Ranges, der Verschiedenheit der Geburtsrechte oder andere Vorzüge entschuldiget werden? Da der moralische Werth von dem allen ganz unabhängig ist. Niemand bringt ihn mit zur Welt; keiner kann ihn durch ein Patent, Bedienung oder Reichthum erlangen. Sinnesart und Handlungsweise, Geistesstärke und Herzensgüte, Talente, Wissenschaften, Kenntnisse und Geschicklichkeiten sind seine Erwerber und Hüter. Und wer auch diese mit jenen nur in bürgerlichen Verhältnissen geltenden Vorzügen verbindet, der hat wegen sich selbst Verpflichtung, fremden moralischen Werth nach seiner wahren Beschaffenheit zu schätzen, weil er sonst seinen eigenen herabsetzt.

Nicht seltener aber, als das Ende deutscher Briefe würkliche Beleidigungen enthält, verschuldet dasselbe ferner sehr grobe Unwahrheiten. Hievon bringe ich keine in Rechnung, welche dadurch begangen werden, daß manche es wohl empfinden, dem, woran sie schreiben, mit einem größern Maaße von Achtung verpflichtet zu seyn, als sie ihm schriftlich bezeugen. Diese bestrafen sich gewöhnlich von selbst, weil die peinlichsten aller Furien, Neid und Eifersucht, fast immer ihre unzertrennbaren Gefährten sind.

Weit mehr muß dagegen billig auf andere Unwahrheiten Rücksicht genommen werden, die der eingebildete Wohlstand selbst dem biedersten Freunde der Aufrichtigkeit abnöthiget, weil es der Menschen gar zu viele in allen Ländern giebt, die belohnende Auszeichnungen des Verdienstes durch misère, petite, grande und ouverte eben so gut zu gewinnen verstehen, als glückliche Boskonspieler *) mit den

*) In dem unterhaltenden Boston-Spiele kann man oft mit Karten von geringem Werthe, den, welcher viel höhere in Händen hält, überbieten, und das Spiel abzutreten nöthigen. Soll darauf ein Solum folgen, so muß der Spieler keinen Stich machen. Je weniger hohe Karten er hat, desto leichter wird ihm dieses. Legt er in solcher Absicht eine Karte weg; so wird das Spiel petite misère genannt; behält er alle gegebene 13 Karten; so verwandelt sich die misère in eine grande, und die Benennung ouverte nimmt dieselbe alsdann an, wenn der Spielende seine Karten offen auf den Tisch bloßlegt, und nun die übrigen den Versuch machen läßt, ihm einen Stich zuzuwenden.

den niedrigsten Karten die Vortheile der höchsten an sich zu ziehen wissen. Sehr oft fügt es sich daher, daß man in Dienst- und andern Angelegenheiten an Personen schreiben muß, die entweder gar keinen moralischen Werth haben, der irgend eine Achtung hervorbringen könnte, oder nach dem Verhältnisse desselben doch nur einen der geringsten Grade hievon zu fordern berechtiget sind, denen aber dennoch des vermeintlichen Wohlstandes wegen nichts weniger als die allervollkommenste Hochachtung, oder wohl gar Verehrung bezeuget werden darf, obgleich das Gewissen laut gegen die Schlußformeln der alten Kaiserlichen Mandate protestirt, — damit meinen wir es ernstlich. Wer nur einmal die Bitterkeit eines solchen Widerspruchs mit der innern Ueberzeugung geschmeckt, und richtige Begriffe von Menschenwerth hat, der wird es andern, welche häufig ihren Glauben an diesen, in dergleichen Wohlstandszwinger einsperren müssen, unmöglich verargen, wenn sie sich nach einer Abänderung von Formeln sehnen, die ihnen die Unverletzlichkeit ihrer Wahrheitstreue zu erhalten nicht erlauben.

Zuweilen zwar kann das Gewissen hierbei dadurch beruhiget werden, daß man der Stelle zueignet, was man dem unwürdigen Günstlinge des Glücks bezeuget, der sich zu ihr hinaufgeschwungen hat. Für alle Fälle paßt jedoch diese Ideenverbindung nicht. Wenn z. B. ein durch betrügliche Ränke hintergangener Gläubiger bei jedem Mahnbriefe, den er an den Schuldner schreibt, aufs neue die Verachtung empfindet, welche er seiner Unredlichkeit wegen verdient, und es dennoch der Wohlstand erfordert, ihm ganz das Gegentheil zu versichern; so ist nicht selten der Gedanke an die Höhe des Standes, je mehr diese hervorragt, desto unvermögender, den hierüber erregten Unwillen zu befriedigen, weil die Einfalt des größern Haufens es nur gar zu gewöhnlich mit der Meinung hält, daß alle vorzüglich glänzende Stellen im Staate auch von ganz vorzüglich moralisch-guten Menschen besetzt seyn sollten.

Aus dem allen entsteht dann natürlich die Folge, daß der Schluß der mehrsten Briefe allen Werth verliert, die nicht unter Freunden oder in Handelsgeschäften geschrieben werden, in welchen beiden Fällen man zu viel auf Realität hält, um Federn und Augen mit überflüssigen oder unnützen Worten zu belästigen.

Keiner würde vor Gericht seine Ehrenrettung durch Achtungsversicherungen in Briefen führen können, wenn er auch deren mehrere hunderte von so viel verschiedenen Personen geschrieben beibrächte, und eben so wenig möchte solche am Schlusse einer schriftlichen Beleidigung ihre Verantwortlichkeit tilgen. Ohne vorgängige Ver-

Vernichtung des Werths der gebräuchlichen Versicherungen am Schlusse der Briefe, bedürfte es auch der Erfindung der Beiwörter nicht: wahre, aufrichtige, innige, herzliche, um anzudeuten, daß es mit der bezeugten Hochachtung ernstlich gemeint sey. Jede Entweihung dessen aber, was die Moral heiliget, hinterläßt nur gar zu leicht einen Einfluß auf die Herabwürdigung der Sache selbst, und darum halte ich diesen Klagepunkt mit für einen der wichtigsten, wogegen wohl am wenigsten gültige Einreden Statt finden können.

Endlich scheint es noch dem Zwecke der Briefe, wenn man sie als Stellvertreter mündlicher Unterredungen betrachtet, gar nicht angemessen zu seyn, daß sie sich mit einer Versicherung endigen, die überflüssig ist, wenn sie der Empfänger verdienet, beleidigend und unrichtig, wenn sie nicht mit dem vollen Maaße seines moralischen Werths im Verhältniß steht, und widernatürlich, wenn man damit einen Unwürdigen beehrt.

Bisher war es kein Wohlstandsgebrauch bei gehaltenen mündlichen Unterredungen, mit ähnlichen Versicherungen auseinander zu scheiden, wie bei schriftlichen Mittheilungen üblich sind. Im Gegentheil würde man den, der sich dieses zur Pflicht machte, allgemein für einen Pedanten erklären. Auch vermuthe ich nicht, daß Knigge in seinen Umgangsscenen durch den gegebenen Rath, sie von sich gehen zu lassen, ohne ihm etwas verbindliches gesagt zu haben, die Einführung jener Sitte zu empfehlen gewillet gewesen wäre. Eben so wenig aber wird die körperliche Beneigung beim Weggehen dafür genommen werden können. Vielmehr ist solche wohl nur ein Zeichen des ergebenen, gehorsamen oder unterthänigen Dieners, welches nicht nur der Ausdruck, einen Diener machen, beweiset, sondern wofür auch das Glaubensbekenntniß eines weitland berühmten Tanzmeisters zeuget, der seine Schüler mit gewiß wahrer Sorgfalt in der Kunst unterrichtete, nach jeder Verschiedenheit des Standes eine besondere Art der Beneigung anzubringen.

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage.

Es giebt bekanntlich Pferde, die sich, auch bei der äußersten Anstrengung, so wenig des Nachts als bei Tage niederlegen, und daher natürlicher Weise vor der Zeit steif und abgängig werden. Sollte jemand ein anwendbares unschädliches Mittel wissen, diesem Uebel abzuhelfen, der wird recht sehr gebeten, solches in diesen Anzeigen gefälligst bekannt zu machen.

Neues
Hannöverisches Magazin.
57tes Stück.
Freitag, den 19ten Julius 1799.

Anklage gegen den Gebrauch der üblichen Schlußformeln in deutschen Briefen.

(Schluß.)

Ich mag diese vielleicht schon zu weitschweifig gerathene Abhandlung nicht noch durch eine Untersuchung darüber verlängern, woher es wohl seinen Ursprung genommen haben sollte, daß bei schriftlichen Vorträgen sich Versicherungen unentbehrlich gemacht haben, deren eben so öftere Wiederholung in mündlichen Unterredungen verlacht werden würde. Hätte aber die Besorgniß, eines andern Bescheidenheit dadurch zu kränken, Antheil an ihrer Ausschließung bei mündlichen Gesprächen; so möchte es sich wohl schon in der folgenden Generation damit ändern können, weil unter der größeren Menge derer, welche hiezu gehören, ungleich weniger Bescheidenheit angetroffen wird, als sonst junge Ankömmlinge im Umgangscirkel oder Geschäftsversammlungen mitzubringen gewohnt waren. Bis dahin jedoch, daß mündliche Unterredungen allemal mit ähnlichen Versicherungen, wie Briefe sich endigen, wird es, wie zeither, immer unschädlich bleiben, wenn dieses nicht geschieht. Warum sollte dann aber wohl Nachtheil davon zu befürchten seyn, wenn sie künftig auch aus Briefen weggelassen würden?

Unter allen dagegen zu ersinnenden Einwürfen wäre keiner fähiger mich zum gänzlichen Widerruf zu bewegen, als wenn er Grund hätte, daß die Abschaffung der angeklagten Briefformeln zum Einreißen der so nöthigen Scheidewände bürgerlicher Verhältnisse behülflich seyn könnte. Denn weit lieber ließe ich mich dazu gebrauchen, wie der gebückte Atlas die Last einer ganzen Welt auf den Rücken zu nehmen, wenn es möglich wäre sie dadurch in Ordnung zu erhalten, als mit Simson die Pfeiler eines schützenden Gebäude wegzutragen, sollte ich auch selbst gegen alle Gefahren seines Einsturzes gesichert seyn.

Allein zur ernstlichen Behauptung kann es doch wohl nie damit kommen, daß das Ansehn irgend einer öffentlichen Autorität darunter leiden würde, wenn hinführo keine Briefe mehr mit Hochachtung, Verehrung oder Respect von wahrer oder erheuchelter Gattung sich endigten. Jenen ein Ansehn zu sichern, welches Folgsamkeit, Liebe und Vertrauen mit sich vereiniget, dazu liegen die Mittel in ihnen selbst. Handeln sie mit Würde, beweisen richtige Kenntniß des Guten und üben es mit Wohlgefallen aus; sind sie eben so gerecht im Belohnen als Strafen; verrathen sie keine Schwächen und vollführen mit Nachdruck weise Beschlüsse; so wird die allgemeine Schätzung ihres Werthes auf einem weit festeren Grunde stehen, als ihnen der Gebrauch gewisser Formeln gewährt.

Schon sind in mehreren deutschen Staaten die alten Curialien ohne allen Nachtheil abgeschaffet worden, und noch neuerlich hat der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen hierin ein nachahmungswürdiges Beispiel gegeben. Auch erließ bereits vor mehreren Jahren Königl. Cammer zu Hannover ihren Bedienten die Verbindlichkeit, in den abzustattenden Berichten die Versicherung dessen beizufügen, was jeder seinen Vorgesetzten in Dienstsachen von selbst schuldig ist.

Wer Beileid wegen Absterbens eines nahen Verwandten [illegible], wird dieses noch immer finden, obgleich seitdem, daß die Ankündigung der Sterbefälle durch Trauerbriefe ausser Gebrauch gekommen ist, schriftliche Bezeugungen der Theilnahme unterblieben.

Keine Neuerung läßt sich jedoch fast denken, wobei nicht einer oder der andere etwas leiden sollte, und davon kann auch die hier gewünschte nicht ganz frei gesprochen werden. Sie würde unstreitig die Gelegenheit verringern, Menschenkenntniß einzusammeln.

Es liegt ein unglaublich reicher Schatz von Materialien für Physiognomik in den üblichen Schlußformeln der Briefe, und wundert es mich sehr, daß in den Zeiten, wo Schriften über den Gegenstand eine der gangbarsten Waaren auf den litterarischen Märkten war, niemand solchen Schatz benutzt hat, unerachtet doch sogar Schriftzüge die damalige Lieblingsspeculation mit beschäftigten.

Wie hoch einer seinen eignen und fremden Werth anschlägt; wie weit jemand den Abstand zwischen sich und andern in Rücksicht auf Geburt, Rang oder sonstige Verhältnisse abmißt; wie leicht oder schwer es ihm wird fremdes Verdienst einzusehen und anzuerkennen; welche Art der Reizbarkeit sein Gefühl davon empfindet; wie geneigt oder unfähig er zu niederträchtigen Schmeicheleien ist;

dieses alles wird oft durch die Schlußversicherungen in Briefen so deutlich zu Tage gebracht, daß es gar keines Gedankenmykoscrops bedarf, um die genannten und andere Charakterzüge, bis auf die dünnsten Fäserchen zu zergliedern. Uebung sichert aber auch hiebei einzig gegen grobe Irrthümer. So würde z. B. ein Unerfahrner zuweilen Versicherungen für Würkungen eines Zartgefühls gegen fremdes Verdienst, oder wohl gar für einen Beweis ausserordentlicher Bescheidenheit und Herablassung ansehen können, die doch keinen andern Zweck haben, als daß in der Antwort mit gleichem Maaße wieder gemessen werden soll, und folglich Früchte eines übertrieben empfindlichen Stolzes sind, der jeder vermeintlichen Kränkung mit sorgsamster Aengstlichkeit auszuweichen sucht.

Aufmerksame Beobachter werden indessen noch Gelegenheit genug zu ihrer Belehrung über Charakterschwächen behalten, da leider nur zu häufig andere Blößen gegeben werden, woraus man solche ohne große Mühe entdecken kann. Hingegen läßt sich denen gar keine Entschädigung für ihren Verlust anweisen, die wegen gänzlicher Verdienstlosigkeit nie eine andere Hochachtungsbezeugung als in Briefen genossen haben, wenn solche hinführo wegfallen sollte. Diese müssen daher durchaus als Richter in der Sache perhorrescirt werden.

Dem mildrichterlichen Amte der übrigen competenten Urtheilsprecher könnte ich nun alles Vorgebrachte zur beliebigen Entscheidung unterwerfen, wenn nicht auf den möglichen Fall eines günstigen Erkenntnisses der Stimmenmehrheit es von mir als Pflicht verlangt werden mögte, der Verlegenheit derer durch Rath und Vorschläge abzuhelfen, die für den Inhalt ihrer Briefe keinen neuen Schlußstein zu finden wissen.

Groß wird zu meinem Troste deren Anzahl nicht seyn, denn nach dem bekannten Sprichworte ist ja nur aller Anfang schwer, und wenn dieser erst auf dem Papiere stehet, folgt das Ende leicht von selbst. Auch kann es in unsern genievollen Tagen nicht lange an dienstfertigen Erfindern fehlen, die jenen Beängstigten mit bessern Mitteln als ich Hülfe leisten, und deshalb lasse ich es gern bei einigen wenigen Fingerzeigen hierüber bewenden *).

*) Vielleicht dient einmal der Gegenstand zu einer Preisaufgabe, und alsdann könnten denen, welche sich an ihre Beantwortung machen wollen, die Werke von Heinrich Geßler, Georg Philipp Harsdörfer, Caspar v. Stiele oder der sogenannte Spate, August Bose oder der sogen. Talander, Christian Weise, Benjamin Neukirch und anderer aus der Vorzeit, wich-

Die Versicherung der Bruderliebe, womit die Neufranken jetzo ihre Schreiben beschließen, mögte ich am wenigsten gern zur Nachahmung empfehlen, seitdem das Fraternisiren, welches freilich zu den vornehmsten Geboten der Christenheit gehört, in dem höchsten Uebermaaße gemißbraucht und geschändet worden ist. Ohnedem aber harmonirt Bruderlichkeit gar nicht mit dem Gemeingeiste unsers egoistischen Zeitalters. Ihre alltägliche Versicherung würde darin mit dem schlechten Gelde eine Aehnlichkeitsgemeinschaft haben, daß dieses eben deswegen, weil es wenig gilt, am gangbarsten zu seyn pflegt. Aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet träte hingegen zwischen beiden sehr große Verschiedenheit ein. Wer in schlechter Münze zahlt, der giebt doch eine Sache die er wirklich hat. Bei jener Versicherung aber würden viele eine Verschreibung auf etwas ausstellen, das eben so mühsam aufzusuchen, eben so schwer zu finden und nicht weniger unfruchtbar seyn mögte, als die von einigen Betrügern verkauften Ländereien in Amerika.

Brauchbarer wäre wohl das — Sorge für Dein Wohlseyn — (cura ut valeas) der alten Römer. Denn wenn auch gleich die Meinung einiger Physiker und Moralisten von der Zunahme der Körperschwäche und des Sittenverderbnisses nicht ganz gegründet seyn sollte; so giebt es doch der Gebrechen an Körper, Geist und Herzen so unendlich viele, daß wohl keiner sich einer vollkommnen Gesundheit aller dieser Theile mit Wahrheit rühmen, und deshalb niemand zu oft gewarnet werden kann, dafür zu sorgen, daß der Krankheitsstoff abgeleitet werde, ehe er sich durch gefährliche Fieberwuth selbst einen Ausweg bahnt. Allein die Seltenheit der Menschen, welche sich gerne an ihre Unvollkommenheiten erinnern lassen, müßte weniger groß seyn, um für jenen Zuruf eine sehr ausgebreitete günstige Aufnahme hoffen zu dürfen, welche wohl am schwersten bei denen erfolgen mögte, die unheilbare Uebel an sich tragen. Denn diese argwohnen gewöhnlich keine Gefahr, und pflegen über jede Offenbarung derselben sehr empfindlich zu seyn.

Um aber von dem, was nicht zu empfehlen ist, auf das anwendbare einzulenken, darf man nur der Vorstellung folgen, daß alle Schreiben in den

wichtigen Nutzen schaffen. Schon vor dreihundert Jahren, wie das Briefschreiben noch nicht in der Reihe der alltäglichen Geschäfte stand, gab es Kritiker, welche Erinnerungen gegen die üblichen Anfangs- und Schlußformeln machten. So verlangte z. B. Geßler, daß Frauenzimmer sich zu seinen Diensten erbieten, und sich nicht Dienerin nennen sollten. Der weitläuftige Titel seines im Jahre 1491. herausgekommenen Werks steht im zweiten Theile von Mösers vermischten Schriften, S. 11.

den Platz mündlicher Vorträge treten. Diese endigen sich nach hergebrachter Sitte damit, daß man sein Anliegen oder seine Person, oder beides zusammen, der Gnade, Gewogenheit, Güte oder Freundschaft empfiehlt. Nichts scheint also natürlicher zu seyn, als ein gleiches am Schlusse der Briefe zu beobachten.

Entschuldigungsbitten für verursachte Unlust könnten auch manchem Schreiben mit gutem Gewissen hinzugefügt werden, und vielleicht stünden eben diese hier nicht am unrechten Orte. Denn wer nützlich zu werden sucht, kann unmöglich immer etwas verbindliches oder gefallendes sagen. Vielen Lesern wird darum vieles von dem, was in diesen Blättern vorgekommen ist, Aergerniß geben, oder Thorheit zu seyn scheinen. Ein jeder prüfe aber mit Unbefangenheit und wähle das Beste!

Nachtrag zu dem in dem hannöv. Magazin v. J. 1797. und zwar dem 78ten Stücke eingerückten Aufsatze:

Ueber den versuchten Seidenbau in den nördlichen Provinzen Deutschlands.

Der Verfasser des vorbemerkten Aufsatzes, über den versuchten Seidenbau in den nördlichen Provinzen Deutschlands, glaubte, daß dessen Einrückung in das hannöverische Magazin nicht ohne Nutzen seyn mögte, und vielleicht dazu dienen könnte, manchen Privatmann, oder auch die öffentlichen Administrationen von einer Unternehmung abzuhalten, die bisher die darauf gewendete Mühe und Kosten so schlecht belohnet hat, und auch in der Folge in hiesigen Gegenden schlecht belohnen wird.

Wenn man die seit 50 Jahren auf den versuchten Seidenbau in den Königl. Preussischen, den Braunschweigischen und hiesigen Landen verwendeten baaren Kosten zusammenrechnet, so machen solche eine so beträchtliche Summe aus, daß es bei jedem Patrioten Bedauren erregen muß, sie als verlohren zu betrachten, denn es wird doch wohl niemand behaupten, daß der Seidenbau jetzt nach Verlauf so vieler Jahre würklich in jenen Ländern eingeführt sey, und einen ergiebigen Nahrungszweig wie in Italien für die Einwohner abgiebt.

Hätte man diese Kosten auf die Anpflanzung guter Aepfel- Birnen- Pflaumen- und Wallnußbäume verwendet, gewiß, der Nutzen davon würde

würde jedem in die Augen fallen, und der Landmann würde diese Anordnung zu segnen Ursach haben.

Da ich bei Durchlesung von Pallas Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs eine Nachricht von dem Betriebe des Seidenbaues in Asien finde, welche eine Bestätigung der von mir geäußerten Meinung, daß derselbe sich nur für ein warmes und mildes Klima schickt, bestätigt, so halte ich es nicht für überflüssig, aus dieser Reisebeschreibung, weil sie ein theures Buch ist, diese Nachricht hier mitzutheilen.

Es ist das asiatische Verfahren beim Seidenbau von dem europäischen in einigen wesentlichen Stücken verschieden, und muß da, wo es angebracht werden kann, gewiß großen Vortheil gewähren, weil dabei das mit dem europäischen Verfahren verknüpfte zeitverderbliche und kostspielige Füttern der Seidenwürmer mit abgestreiften Blättern, die leicht welk werden, und das öftere Schichten und Reinigen der Stellagen nöthig machen, wegfällt.

Der Perstaner oder Buchar zieht seine Maulbeerbäume nur ungefähr eines Mannes hoch, wozu vier bis fünf Jahre hinreichen. Alsdann fängt er an, ihre Gipfel und Zweige mit der Hippe abzukappen, und giebt den Seidenwürmern, sobald sie etwas zu Kräften kommen, durch sanftes Auflegen der ganzen Zweige ihre Nahrung. Die Blätter bleiben an den Zweigen frisch und saftig, und der Seidenwurm zehrt sie bis auf die Rippe und den Stengel ab, ohne daß vom Laube das Geringste verloren geht. So wie täglich frische Zweige aufgelegt werden, so kriecht der Wurm von selbst auf selbige hinauf, die untern laublosen bilden nach und nach ein Gatterwerk, durch welches aller Unrath hindurch fällt, so, daß die muntern Würmer ihre erforderliche Reinlichkeit ohne alle Pflege behalten, und viel schneller und stärker wachsen. Man fährt so mit dem Auflegen der Zweige fort, bis der Wurm sich zum Spinnen anschickt, da man die dazu bequemen Besen überall auf die Haufen aufsteckt.

Zwei Menschen, ein erwachsener der Zweige schneidet, und ein Kind, welches sie zusammenträgt und auflabet, sind solchergestalt im Stande, in der Geschwindigkeit für eine große Menge Würmer das Futter anzuschaffen.

Die Maulbeerbäume schlagen in den südlichen Ländern noch in dem nemlichen Sommer mit neuen Zweigen aus, deren Holz noch vollkommen reif wird, und die im folgenden Frühlinge, wenn sie ausschlagen, die neue Ernte immer reichlicher geben. In Persien und der Bucharei, wo der Sommer lang und der Trieb

stark

ist, werden die Zweige in einem Jahre zweimal geschnitten. Der Baum bleibt bei dieser Behandlung immer niedrig, und treibt jedes Jahr mehr junge Zweige aus seinem Stamme und aus den abgestutzten Aesten, anstatt daß bei dem Abstreifen der Blätter viele Zweige absterben, und Knospen verlohren gehen, auch vieles Laub ungenossen vertrocknet, und weil es schnell welket, den Würmern wenig Nahrung giebt.

Es fällt in die Augen, daß diese in Asien übliche Verfahrungsart bei dem Seidenbaue, der europäischen weit vorzuziehen ist. Allein, wie wenig ist es möglich, sie in den nördlichen Provinzen Deutschlands anzuwenden. Wo findet man an den in diesen Provinzen gezogenen weißen Maulbeerbäumen im Frühling junge Zweige die mit Laube versehen sind, und die, ohne den Baum zu Grunde zu richten, mit der Hippe zum Futter der Seidenwürmer auch nur einmal abgekapt werden können? In den nördlichen Provinzen Deutschlands verfrieren die in dem vorigen Jahre getriebenen jungen Zweige, es sey, daß das Holz daran in den hiesigen kurzen Sommern nicht recht reif wird, oder weil sie die Nachtfröste im Frühjahre nicht vertragen können, bis auf einen Fuß lang, und gleichen dürren Reisern, woran weder Knospen noch Laub zu finden ist. —

Welchen Vorzug haben also nicht die südlichen asiatischen Länder, als Persien und die Bucharei, wo sogar die jungen Zweige zweimal im Sommer gekapt werden können, und durch welche Kunst und Anstrengung will man diese Vortheile, die allein das milde Klima verleihen kann, ersetzen?

Obige asiatische Verfahrungsart giebt auch die schönste Seide, denn bekanntlich wird die persianische besonders hochgeschätzt, und die englischen Kaufleute haben sich von jeher die äusserste Mühe gegeben und keine Kosten gespart, durch den Handel für die englischen Fabriken diese Seide an sich zu ziehen.

K.

Etwas über die Bestellung der Erbsen und Bohnen im Braachfelde.

Die allgemeine Klage über das Mißrathen der Erbsen und Bohnen im vorigen Jahre, hat mich veranlaßt, meine bisherige einfache Bestellungsmethode durch diese Blätter bekannt zu machen.

Zum

Zu weißen Erbsen wähle ich mildes sömmeriges Land, das reine von Queken u. Unkraut ist, alte Galle hat, und 3 Jahr vorher entweder braach gelegen oder Flachs getragen. Die frühe Sorte weißer Erbsen gerathen gemeiniglich am besten; gut ist es, wenn man solche mit Ende des Monats März bestellen kann. Wenn das Land mürbe und gut abgetrocknet ist, so lasse ich die Erbsen unterpflügen. Kaltgründiges, thonartiges und leitiges Land taugt zum weißen Erbsenbau nicht; sie gerathen in dergleichem Lande selten, werden dickhülsig und kochen sich nicht mürbe.

Bohnen und graue Erbsen sind in der Bestellung nicht so zärtlich, und erfordern einen strengen und schweren Boden. Das Land, welches ich zu ihrer Bestellung wähle, hat entweder 3 Jahre vorher Flachs, Kartoffeln ꝛc. getragen, oder braach gelegen; niemals säe ich aber auf das Land Bohnen, welches 3 Jahre vorher damit bestellt gewesen. Selbiges wird durch die öftere Bestellung mit Erbsen und Bohnen quekigt, und man erhält alsdann natürlicher Weise keinen guten Rocken. Gleich im Januar mache ich bei strengem Frostwetter den Anfang, den Hofmist bei 20 bis 24 Fudern in Haufen aufs Bohnenland zu fahren; unten und oben kömmt der schlechte und strohigte Mist; er verbessert sich in solchen großen Haufen, verwittert nicht und wird daher durch und durch gut. Nicht ehender, als einen oder zwei Tage vor der Bestellung, lasse ich die Haufen auseinander fahren und zerstreuen.

Wenn die letzte Hälfte des Märzmonats gut ist, so bestelle ich die Bohnen- und Erbsenfelder, welches aber in diesem Frühjahre, wegen des lange anhaltenden Winters, nicht möglich war. Zur Aussaat nehme ich gewöhnlich in schwerem Lande zwei Drittheile Bohnen und ein Drittheil graue Erbsen. Dasjenige, welches ich zum Dröschen bestimme, lasse ich recht reif werden, um zur künftigen Aussaat gute reife und vollständige Körner zu erhalten.

Bei dieser einfachen Bestellungsart hat es mir fast stets geglückt, gute Bohnen- und Erbsenernten zu erhalten. Ob ich nun gleich im vorigen Jahre nur eine mittelmäßige Bohnenernte gehabt habe, so habe ich doch von 20 Morgen gedroschen 45 Malter aufgemessen, ohne den Abfall, erhalten.

Die frühe Sorte weißer Erbsen ist aber voriges Jahr wegen der im vorigjährigen Frühjahre gar zu lange angehaltenen Kälte und Dürre sowohl als wegen des schon in die Blüthe gefallenen Mehlthaues in hiesiger Gegend nicht gerathen.

Wisbergholzen,
im Stift Hildesheim.

J. H. B.

Hannöverisches Magazin.

58tes Stück.

Montag, den 22ten Julius 1799.

Ueber die öftern Unglücksfälle und Verletzungen der Menschen in den Städten.

Die mancherlei Gefahren und Unfälle, besonders in volkreichen Städten, sind von verschiedener Art nnd Beschaffenheit. Es finden sich einige, denen nicht zu entgehen ist, andere, die bei der besten Aufsicht und größesten Wachsamkeit, doch noch leider oft genug eintreten, und auch solche, die eine frevelhafte Veranlassung haben.

Da es die wahre Bestimmung der Polizei ist, künftige Uebel zu verhüten, so ist es derselben auch eine wichtige Pflicht, und mit Recht von ihr zu erwarten, sich aus allen Kräften angelegen seyn zu lassen, das Leben und die Gesundheit der Einwohner, so viel möglich, zu sichern. Jedoch wird man so billig seyn, nur das Ausführbare, aber nicht das Unmögliche, von ihr zu verlangen.

Als Verhältnisse verschiedener Art mir die Gelegenheit dargeboten, manche Erfahrung zu machen, und manches in der Nähe zu beobachten; so wolle mir es erlaubt seyn, einige sich hierauf gründende, der Menschen Leben, Gesundheit und Sicherheit betreffende Bemerkungen über diesen Gegenstand, meinen Lesern in guter Absicht, freimüthig und bescheiden vorlegen zu dürfen. Erstlich: unter den unvermeidlichen nicht zu einigen benden Unglücksfällen und Verletzungen, verstehe ich diejenigen, die blos zufälliger Weise und durch Schuld gewisser unbekannter Umstände, wofür sich niemand in Acht nehmen kann, entstehen, und welchen der Verletzte oder zu Unfalle gekommene, so wenig entgehen konnte, als sie die Polizei im Stande war, zu verhüten, und die man daher beinahe als ein Verhängniß ansehen mögte.

Diese bestehen ungefähr in folgenden, als: durch ein unvorherzusehendes Herabstürzen schwerer Körper, Steine, Metall, Eis und Holz, von

Thürmern, Kirchen, Häusern, Mauern und Bäumen; welchen entweder von selbst oder durch eine fremde Gewalt, als vom Winde und Erdstößen herrühren kann; durch Explosionen und Feuer; durch den plötzlichen unvermutheten Einsturz alter Gebäude, Mauern, Gewölbe, Gräber, Brücken und Fußböden; durch Betrunkene, Rasende, und solche Menschen, welche plötzlich den Verstand verlieren; auch durch wild und toll gewordene Thiere. In gewisser Maaße würde man auch die Unglücksfälle der in der Höhe arbeitenden Künstler und Handwerker, als: Maler, Zimmerleute, Maurer, Dachdecker, Klempner und Schornsteinfeger hieher rechnen können, obgleich eigne Unvorsichtigkeit und Sorglosigkeit, ab und an, aber nicht immer, die Ursach davon sind.

Zweitens sind aber auch der Unfälle sehr viele, welche durch Mangel an Aufsicht, Nachlässigkeit des einen oder andern Einwohners oder Fremden, und durch die Unvorsichtigkeit der zu Falle gekommenen Menschen selbst, entstehen, und hieher würde ich, wenn gleich nicht in ihrem weitesten Umfange, folgende zählen, als: durch gemachte Gruben, geöfnete Canäle, Brunnen, Kalkgruben, Wasserbehältnisse, Kellereingänge und Kellerlöcher in den Straßen und Häusern; durch verdorbene Steinwege; durch das geschwinde und unvorsichtige Fahren, besonders aus den Häusern, Höfen und Thorwegen; durch die in der Höhe an den Gebäuden mit zu vieler Sorglosigkeit auf Gerüsten und sonst vorzunehmenden Ausbesserungen und Veränderungen, wohin auch die ausgesetzten Blumentöpfe und andere ausgestellte Dinge zu rechnen; durch das Tragen schwerer, spitziger, auch sperrender Sachen und Gewehre mit Bajonets; durch unvorsichtig hingelegte geladene Gewehre und Gift; durch nebenher geführte und flüchtig werdende Pferde; durch das unvorsichtige Ziehen der Karren, und der vor sich her treibenden Räder; durch Sperrung des Seitenweges mit Fuhrwerken und im Wege stehende Pfähle, Steine, zu weit hervorragende, die Passage beengende Treppen, Auffahrten, Gelender, auswärts schlagende Thüren, Klappen, Eisenwerk und alle dergleichen, welches den freien und sichern Fortgang hindert und gefährlich macht; durch das Auf- und Abladen, oder Aufziehen und Herunterlassen schwerer Dinge und Waaren; durch überend und unsicher stehende Bütten, Holz und Steine; durch Eis in den Straßen; durch manglende Bohlen über den Queergossen und Ausflüssen; durch unsichere und wandelbare Bedeckungen der Rothbrunnen und sonstiger Oefnungen, und diesen mögte ich noch die Sorglosigkeit bei den Wasserwerken und in den Mühlen, so wie auch das unvorsichtige Baden, Schwimmen und Eislaufen an unsichern Orten und

Stel-

Stellen beifügen. — Drittens wird manchem aus bloßem Frevel von leichtsinnigen jungen Leuten und von Bösewichtern Schaden zugefügt, als: durch verursachten Schrecken, Werfen, Beschütten, Stoßen; durch Aufscheuchen der Pferde, Aufhetzen der Hunde, und durch viele andere muthwillige Erfindungen.

Wenn nun auf der einen Seite diese mancherlei Gefahren und Uebel abseiten der Polizei, durch gewisse dem Bedürfnisse der Zeit, den herrschenden Umständen, und der Localität angemessene Verfügungen, Wachsamkeit und Aufsicht, so viel thunlich zu verhüten gesucht werden; so dürften aber auch auf der andern Seite die Einwohner zu Abwendung einer Gefahr das ihrige mit beitragen; auch die auf den Straßen gehende Personen sollten wohl eben nicht ängstlich, aber doch vorsichtig und auf ihrer Hut seyn, zumahl, wenn die Natur ihnen ein scharfes Gesicht versagt hat, sie anderu erheblichen körperlichen Schwachheiten unterworfen sind, oder gedankenvoll und sich ihrer unbewußt, in eine Art von Abwesenheit gerathen, wodurch sie der Gefahr sehr ausgesetzt sind, und gar leicht zu Unfalle kommen können, welches nicht allein bei dem Gewühle vieler Menschen, sondern auch bei deren Handthierungen, Arbeiten und Bewegungen beinahe unvermeidlich ist.

Jede gemachte Beobachtung bestätiget die Wahrheit, daß in Ansehung der Sitten, Art und Weise, zu leben und zu handeln, das jetzige Zeitalter eine andere Gestalt angenommen; daß Geschäfte, Gewerbe und örtliche Arbeiten bald mehr bald weniger sich vervielfältiget und verändert haben; daß in blühenden volkreichen Städten, wenn es gleich keine Handlungeplätze sind, die Straßen häufiger als vorhin begangen werden; daß weit mehr Gehen, Schicken und Einholen der nöthigen Bedürfnisse entstanden; auch selbst die Vornehmen und Reichen öfterer zu Fuße erscheinen, als ehedem; wenn es gleich nicht zu leugnen, daß einer eben so wenig im Wagen als zu Pferde allen Unfällen entgehen kann.

Damit nun aber die gesellschaftliche Sicherheit nicht leide; so darf man ja wohl voraussetzen, daß es abseiten guter Regierungen an den nöthigen Gesetzen eben so wenig als an den erforderlichen Sicherheitsanstalten und sonstigen Vorkehrungen, die den Zeitumständen und jeder örtlichen Beschaffenheit angemessen sind, nicht fehlen wird. Hieher gehört: daß von gewissen untergeordneten Polizeibedienten auf die äussere Polizei genau geachtet wird, die Verordnungen fleißig controlirt, und die Strafen stets begangen werden, daß diese wegen Gefahr drohender Umstände erinnern, warnen, und wenn etwas zu befürchten ist, sogleich Anzeige thun. Daß ferner, wenn etwas Außerordentliches zu sehen ist, als: Einzüge, öffentliche Begräbnisse, hoher

her Personen, öffentliche künstliche Vorstellungen, Executionen und Lustbarkeiten, oder sonstige Veranlassungen zu großen Volksversammlungen, durch auszustellende Wachen, Befriedigungen und Abwehre von gefährlichen Stellen, Brücken, Wasser, Feuer, unsichern Gerüsten, Aufbau, Abbruch oder Einsturz drohender Gebäude, Mauren, Planken, Gelender ꝛc. gehörige Sicherheitsmaaßregeln genommen werden.

Wie höchst nothwendig diese Vorsichtsmittel sind, besonders wenn ein Gedränge dahin zu befürchten ist, beweisen die gemeiniglich bei solchen Gelegenheiten entstehenden, und davon unzertrennbaren Unordnungen. Wenn man vollends das verwegene Benehmen gewisser Leute ansieht, und wie ungezogen, unvernünftig, selbst boshaft, sich viele, sowohl Erwachsene, als auch die Jugend, und besonders der rohe Haufen beträgt, der sich alsdann herausnimmt, alles zu thun, was er will; so hat man Ursach, sich zu wundern, wie es möglich ist, daß nicht mehr Unglück entsteht. Ist ein solches Gedränge in der Gegend eines Wassers, oder gar in einem Schauspielhause, oder sonst in einem öffentlichen oder andern Gebäude, wo Feuer oder nur ein falscher Lärm entsteht, etwas zerbricht oder fällt, welches einen Einsturz oder einen andern Nachtheil vermuthen läßt, und man nicht weiß, wie nahe oder entfernt die Gefahr seyn mag; so kann das Eilen, und das einem jeden so natürliche Bestreben sich zu retten, höchst gefährliche Folgen haben.

Ich will nur einige wenige von den vielen in größerer oder minderer Maasse vorgekommenen Fällen dieser Art anführen, um zu zeigen, welch ein großes Unglück aus dergleichem Gedränge und Eile entstehen kann.

Im Jahre 1689. hatte man in Copenhagen an das Schloß Amalienburg, ein Gebäude von Ständerwerk und Brettern, zu Aufführung einer Oper errichten lassen. Bei einer der Vorstellungen wurden die Eingänge, die Bühne und die Sitze zur Zierde mit Wacholderbüschen besetzt, und das Inwendige des Hauses mit vielen Lampen und Lichtern erhellet. Gleich im Anfange der Vorstellung gerieth eine der Wacholderlauben durch herunter fallendes Feuer von einem Lichte bei den verschiedenen Bewegungen in Brand, welcher sich bald allgemein bis auf die zum Abbrennen fertig liegenden Feuerwerkssachen mit unwiderstehlicher Schnelligkeit und Macht verbreitete. Da nun die Angst und Verwirrung aufs höchste stieg, suchten die erschrockenen Zuschauer sich mit ungestümer Eile zu retten. Das Gedränge wurde nun allgemein, und die sichtbare Gefahr um so größer, da die Ausgänge zu enge waren, und mit erstickten, erdrückten, zertretenen, ja selbst mit solchen Menschen angefüllt und verstopft wurden, die zu Beförderung der Rettung durch Anwendung schauderhafter Gewaltsmittel umkamen, so daß bei diesem Un-

Unglück etwa gegen 300 größtentheils angesehene und viele junge Personen auf eine schmerzhafte und fürchterliche Todesart das Leben verloren, worunter allein 170 vom Adel waren.

Traurig erinnert man sich noch des großen Unglücks bei einem Feuerwerke, welches die Stadt Paris im Jahre 1770. bei Gelegenheit der Vermählung des nachher so unglücklich gewordenen, und mit so unerhörter Grausamkeit behandelten Königs von Frankreich und seiner königlichen Gemahlin, zu Ehren abbrennen ließ.

Die bei hundert Tausenden versammelten Zuschauer geriethen zum Theil durch das Aufdrängen in Furcht, in den nahe gelegenen Fluß gestürzt zu werden. Auf der einen Seite war der Ausgang vom Platze des Feuerwerks an, mit vielen aufgefahrnen Kutschen gesperrt, auf der andern Seite war die Straße zum geschwinden Fortkommen der Zuschauer zu enge. Dorf verne drängte man rückwärts, und hinten, nicht wissend, warum dieses geschah, drängte man vorwärts, wodurch die Angst und die Verwirrung reißend schnell zunahm. Menschen, Pferde und Wagen, alles durch einander, jeder wollte sich mit Gewalt retten, so daß Verzweiflung und Wuth bei zunehmender Confusion das Unglück dermaaßen vergrößerten, daß man mehr als 1000 Verwundete und auf eine höchst schreckliche Art verstümmelte, und weit über 100 an erstickten, todt getretenen, gequetschten und sonst auf eine jämmerliche Art umgekommenen Menschen auf dem Platze fand.

Außer vielen andern Unglücksfällen dieser Art habe ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, nur diese beiden ausheben wollen, um zu zeigen, was bei einem großen Zusammenfluß von Menschen, wovon gewiß ein grosser Theil bei solchen Vorfällen der Furcht und Ohnmacht unterliegt, das gewaltsame Gedränge für ein Unglück verursachen kann, welches bei einem weniger ungestümen Benehmen und zu übereilten Bestreben, sich eher zu retten, als andere, nicht der Fall gewesen, wenigstens nicht so arg geworden wäre.

Wenn ich diese vorbeschriebenen in zwei großen europäischen Städten vom ersten Range vorgekommenen Unglücksfälle nur anführe, um die bei solchen Ereignissen entstehende Gefahr recht anschaulich zu machen; so bilde man sich nicht ein, daß in minder größern Städten nicht auch solche Unfälle sich zutragen können, indem es nur darauf ankömmt, daß sich ein Umstand darbietet, welcher viel Volk herbei führt, oder sonst auch etwas, auch nur eine unbedeutende Ursache zu einem Gedränge die Veranlassung giebt.

So trug es sich allhier vor einigen Jahren zu, daß bei dem eben im Brauhause fertig gewordenen Dünnebier sich außerordentlich viele Abholer einfanden. Als dieses Bier siedend heiß in der Bude stand, und der Zulauf aus der Braupfanne noch erfolgte,

folgte, der eine Abholer aber noch eher als der andere abgefertigt syn wollte, so drängten die hintersten mit der Gefahr der vordersten nahe bei der Bude sich befindenden Leute unbekannt, mit solcher unwiderstehlichen Gewalt, daß außer den Niedergedrückten und Beschädigten, drei Dienstmädgen in das in derselben befindliche kochend heiße Dünnbier hinein gestürzt und dermaaßen verbrannt wurden, daß die eine gleich nachher, und die andern bald darauf starben.

Ueberwiegende Gründe rathen daher jedem, sich nicht dem Antriebe seiner Neugierde so ganz leicht zu überlassen, noch ohne Noth und unberufen sich in ein Gedränge oder in einen Auflauf zu begeben, besonders wenn er nicht körperliche Stärke genug besitzt, im Nothfalle, wenn es noch von ihm abhängt, Gebrauch davon zu machen; noch weniger sey er bei mancher andern Gelegenheit zu kühn, denn auch das Unwahrscheinlichste kann in kurzem Thatsache seyn.

So gut gemeint der Rath auch seyn mögte, wenn jemand in ein großes Gedränge oder in eine gefährliche Verlegenheit geräth, sich nicht von der Furcht überwältigen zu lassen, und nicht außer sich selbst zu kommen; so wird doch, wenn kein Schritt weder vor- noch rückwärts mehr möglich ist, Verzweiflung und Angst die Besinnung rauben.

Alles vorhergesagte ist im allgemeinen nicht unbekannt, und auf Erfahrung ruhende Beweise sind davon genug vorhanden; aber wie unvorsichtig und unbesorgt demungeachtet die Menschen, und besonders die neugierigen Zuschauer, zu ihrem eigenen Schaden sind, davon hat man oft traurige Beispiele, und muß dagegen gar oft Strenge und Gewalt zu Beförderung ihres eigenen Besten und Sicherheit gebraucht werden, weil weder Wachenabwehre noch Zeichen hinreichend sind, gewisse Leute abzuhalten, sich ins Unglück zu stürzen.

Die im Anfange dieses Aufsatzes angeführten Veranlassungen zu Unglücksfällen, haben mir oft die Gelegenheit gegeben, nicht allein Verletzte, tödtlich Verwundete, sondern auch selbst Getödtete zu sehen, und treten dergleichen Unfälle manchmal bei ganz unbekannten und unbedeutenden Anlässen ein.

Daß also nicht durch vorher zu sehende Fälle, durch eigne sowohl, als durch die Schuld unordentlicher, nachläßiger und gleichgültiger Einwohner und andrer Leute, dann auch durch frevelhafte Menschen, nicht weniger durch das Versehen der Aufsicht selbst mancher zu Unfällen gekommen, ist wahr genug, und beweisen solches nachstehende wenige Fälle, welche mit unter so vielen in hiesiger Stadt mit vorgekommen sind.

Ein Landmann, welcher auf der Straße im Vorbeigehen in einer für ihn unglücklichen Minute der Arbeit bei einem Hebzeuge zusah, wurde durch den plötzlichen Fall dieser Maschine

schine und des daran befestigten eisernen Kloben auf der Stelle getödtet.

Einige in einem alten sehr baufälligen Wirthshause sitzende Männer kamen durch den unvermutheten Einsturz desselben ums Leben.

Einem Soldaten zerschmetterten eine ize von einer Mauer sich abgelöseten Steine bei dem unerwarteten Herunterfallen die Beine.

Einem alten Mann zerbrach ein herunter fallender Ziegel die Schulter, daß er daran starb.

Einen Schüler verletzte ein herunterstürzender hölzerner Engel derma[ß]en, daß er ein Auge verlohr.

Ein Knabe wurde durch einen vom Thurme herunter fallenden Eiszapfen höchst gefährlich verwundet.

Eine Bauerfrau wurde von einem Stück von einer in der Höhe des Thurms sich losgebrochenen Platte am Kopfe sehr beschädigt, und die Eier in dem vor sich habenden Korbe wurden zerbrochen.

Ein Mann, der das Rauhe seines Pelzes auswendig gekehrt hatte, wurde von einem gro[ß]en bostonianischen sonst frommen Hunde angefallen und umgeworfen, daß er in eine Krankheit verfiel.

Bei diesen vorangeführten wenigen Fällen, von deren Art so viele vorgekommen sind, fand keine Vorsicht Statt, und keinem war die Schuld beizumessen; dieses kann aber von den nachstehenden Unfällen nicht gesagt werden.

Es hat sich leider mehrmalen zugetragen, da[ß] Leute in geöffnete Brunnen, in Kellereingänge, Kellerlöcher und in Gruben gefallen, und minder oder mehr verletzt, oder selbst tödtlich verwundet worden sind.

Bei Reparationen an Gebäuden, Dächern und Fenstern ist es oft der Fall gewesen, da[ß] passirende Personen durch herunter fallendes Holz, Steine, Metall, Glas, Fenster und Handwerkszeug, bald mehr, bald weniger beschädigt worden; dieser kann auch von der üblen Gewohnheit der in den höhern Stockwerken vor die Fenster gestellten Gefä[ß]e, besonders von Blumentöpfen, nicht weniger auch von der jedoch unentbehrlichen Auf- und Abwindung gewisser Waaren und Sachen gesagt werden.

Es ist nicht unbekannt, da[ß] durch unvorsichtig getragene Bajonets, Sensen und alle dergleichen spitzige, scharfe und schneidende Dinge mancher hart beschädigt worden.

Wie oft ist jemand übergefahren, überritten, und durch loslaufende flüchtig gewordene Pferde, wild gewordene Ochsen und andere Thiere beschädigt und in Gefahr und Schrecken gesetzt.

Die Erfahrung hat es so oft bestätigt, da[ß] Menschen gerade in den Passagen, welche für die Fußgänger bestimmt und dazu geeignet sind, Sicherheit zu gewähren, gefährlich beschädigt worden, und wovon Pfähle, Steine, Wagen, Karren, Holz und viele andere sperrende und hemmende Dinge, so auch unbedeckte Gossen, schad-

schadhaftes Steinpflaster, Eis und Glatteis die Ursache sind.

In Häusern haben offen stehende Kellerluken, Gefäße und Kühlfässer mit heißem Wasser oft genug Menschen unglücklich gemacht.

In den Kirchen und Schauspielhäusern sind die Unglücksfälle durch Einstürzen alter unsicherer Priechen und Stände, und durch herunterfallende alte Zierrathen und andre Dinge nicht unbekannt.

Die Verhütung dieser vorbeschriebenen Unfälle und ihrer Ursachen war wenigstens möglich, aber es war entweder die Unvorsichtigkeit der Verletzten selbst, oder die Nachläßigkeit anderer Menschen, oder auch die Fahrläßigkeit der Aufsicht schuld daran.

Daß auch aus Muthwillen böser und leichtsinniger Menschen manchem Leides wiederfährt, und tödtlicher Schreck verursacht wird, ist freilich eine kaum zu glaubende traurige Bemerkung, aber demungeachtet wahr genug. Ich will die mir davon bekannt gewordenen verschiedenen Fälle mit gutem Vorbedacht nicht anführen, weil sie nachgeahmt und ausgeführt werden mögten.

Wenn es auch eine Möglichkeit wäre, so wie sie es nicht ist, über jede der zahlreichen, und sich aufs neue immer vermehrenden Gegenstände der Gefahr Verordnungen zu erlassen; so würden sie doch bei der bestmöglichsten Controle größtentheils eben wegen ihrer Vielheit zwecklos seyn und unbefolgt bleiben. Aber in dem Grade, wie bei den Menschen Moralität, Liebe zum gemeinen Wohl und ein Geist der Ordnung zus oder abnimmt, je nachdem werden sich die Gefahren, Unfälle und Unannehmlichkeiten mehren oder mindern.

Bei der Wichtigkeit dieser allgemeinen Angelegenheit, wo es oft auf Leben, Gesundheit und zeitliches Glück ankömmt, und bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Vorkehrungen, die oft durch niedrige Ereignisse eines verhängnißähnlichen Zusammentreffens vereitelt werden, sollte man, da man sich beinahe an alles gewöhnen kann, auch daran gewöhnen, auf den öffentlichen Straßen in sehr bevölkerten Städten, worin große Lebhaftigkeit und viel Gewühl herrscht, nicht eben furchtsam, sondern dreist, aber vorsichtig zu seyn, und sich nicht bei jeder Veranlassung der Gefahr preis geben, noch weniger dem Antriebe seiner Neugierde jedesmal zu folgen; denn es ist nicht zu rathen, sich auf die Sicherheitsanstalten und auf die mancherleien Vorkehrungen und Wachsamkeit der Polizei gänzlich zu verlassen, welche letztere zwar viel, aber noch mehr, nicht kann.

Hannover

G. L. Woempner.

Hannöveriſches Magazin.

59tes Stück.

Freitag, den 26ten Julius 1799.

Empfehlung einer ausgedehnteren Waldkultur durch Bepflanzungen.

Man kann die ſämtlichen Arten, auf welche die Fortpflanzung der Bäume, mithin auch der Wiederanbau der Wälder geſchieht, unter zwei Rubriken, nemlich unter

1) die ordentlichen und
2) die außerordentlichen Arten, bringen.

Zu den erſten gehören diejenigen, welche die Natur ſich ſelbſt überlaſſen, befolgt. Sie beſtehen wiederum:

a) in der allgemeinen Fortpflanzung jeder Holzart durch ihren Saamen;

b) in der Fortpflanzung durch Vertheilung; (nicht — wie nach vorhergegangener Verſtümmelung (Abholzung) — durch Reproduction) und zwar α) durch Schößlinge aus den Wurzeln hauptſächlich wegen Ueberfluß an Nahrung, wie bei den ſogenannten Stauden, z. B. der Haſelſtaude, dem Steinobſte, (den Pflaumen und Kirſchen) weil ſie mehrentheils in Gärten wachſen u. ſ. w. und β) durch Auswurzelung der Aeſte, ſobald ſie die Erde berühren, wie bei der berühmten indianiſchen Feige u. ſ. w.

Zu den außerordentlichen Arten der Fortpflanzung gehören:

a) die künſtl. Anſaat durch Menſchenhände;

b) die Fortpflanzung durch Reproduction; und zwar

α) durch Wiederausſchlag aus den Wurzeln; (Schlag- und Weidenhölzer)

β) durch Zweige (Stecklinge, Pahlen ꝛc.) bei Weiden, Pappeln u. ſ. w.

γ) durch Wurzelenden, z. B. bei Eichern,

δ) durch Pfropfen, Oculiren u. ſ. w. (dieſe letztere Art gehört ganz zur Gärtnerei)

c) die Fortpflanzung durch Versezzung junger vollständiger Bäume.

In wieferne sämmtliche hier angegebene Arten der Fortpflanzung der Bäume für die Forstwirthschaft benuzt werden, oder benuzt werden könnten, ist nicht meine Absicht, zu untersuchen. Diese schränkt sich in jener Hinsicht blos auf die lezztern, nemlich die Bepflanzung, ein, deren weitere Ausdehnung zum Anbau der Wälder ich durch einige Bemerkungen zu empfehlen suchen will.

Ins Große wird, meines Wissens, die Bepflanzung nur 1) bei Nadelhölzern, und 2) bei Laubhölzern an solchen Orten, wo eine beständige Hud und Weide keine andere Cultur, als das Anpflanzen von Eichen und Heisterbüchenheistern, gestattet, betrieben. Bei den erstern ist sie nebst der Besaamung die einzige Art, wie diese Holzarten in Menge fortgepflanzt werden können, da ihnen die Reproductionskraft in der Maaße, wie sie die Laubhölzer besizzen, fehlt. Wenn ausserdem in Forsten hie und da gepflanzt wird; so geschieht es mehrentheils, so zu sagen, nur beiläufig, ohne dieser Culturart die Allgemeinheit und weitere Ausdehnung geben zu wollen, die sie doch nach dem jezigen Zustande unserer meisten Waldungen, und nach dem Verhältnisse, worin diese mit unsern Bedürfnissen stehen, um deswegen zu verdienen scheint, weil man nothwendiger Weise doch zu immer künstlicheren Culturmitteln seine Zuflucht wird nehmen müssen, um den beständig fortschreitenden Etat, welchen der Luxus auf die Wälder legt, bestreiten, und Einnahme und Ausgabe im Gleichgewicht erhalten zu können. Vor nicht sehr langer Zeit überließ man die Forsten sich selbst, — sie mogten sich fortpflanzen, wie sie wollten; — und kein Förster wußte etwas vom Ansäen — weil Holz und Unglück bei Nacht wuchs. Bald wurde man gewahr, daß die Wälder zu Grunde gehen würden, wenn man ihrem Fortpflanzungsgeschäfte nicht künstlich zu Hülfe käme. Man fing also an zu säen, zu pflanzen u. s. w. Nach diesem Fortschreiten läßt es sich, ohne Wahrsagergabe, sehr leicht voraussehen, daß wir immer künstlichere und kostbarere Culturmittel anwenden werden, und die Behandlung unsrer Wälder, als Staatsanstalten, der Behandlung eines Gartens immer mehr werden nähern müssen.

Die vorzüglichsten Ursachen, weswegen die Waldanpflanzung bis jezt nicht mehr ins Große betrieben wird, sind folgende beide:

1) Ihre beträchtlichen Kosten. Das Pflanzen ist im Allgemeinen bei weitem theurer, als das Säen. Der Pflänzling kostet an Ort und Stelle mehr, als das hingestreute Saamenkorn. Bei den Nadelhölzern indessen, welche größtentheils auch künstlich angesäet werden müssen, mögten, wenn man alles gegen einander rechnet, die Kosten

der

der Bepflanzung, die Kosten der Ansäung eines Morgens, an manchen Orten wohl nicht viel übertreffen. Bei den Laubhölzern hingegen, welche man allgemein durch Saamenbäume wieder anziehen kann, ist in dieser Hinsicht eigentlich gar keine Balançe zwischen Säen und Pflanzen zu ziehen, weil ersteres durch die Natur bewerkstelliget, gewöhnlich nichts kostet.

2) Ihr oft ungewisser Erfolg. Wenn eine solche gewaltsame Operation, wie die Translocation eines jungen Baums von dem Geburtsorte nach einem andern ist, ohne Nachtheil für denselben geschehen soll; so muß sie behutsam und mit vieler Vorsicht geschehen. Nichts desto weniger mißglückt sie dennoch bisweilen, selbst in Gärten. Es läßt sich daher wohl erwarten, daß sie im Walde, wo die Versetzung ins Große geht, und unmittelbar von Waldarbeitern verrichtet wird, noch leichter dem Mißlingen ausgesetzt seyn werde; — zumal dem dirigirenden Forstmanne selbst nicht selten diejenigen Kenntnisse mangeln, welche das Gerathen eines solchen Geschäfts allein sichern können.

Obwohl nun diese Hindernisse bei einem großen Haushalte keinesweges unbedeutend sind, und allerdings Rücksicht verdienen, so wird man doch sehr bald gewahr, daß es eigentlich nur die Kosten sind, welche man bei dieser Culturmethode zu fürchten hat. Denn der Erfolg derselben ist etwas, was man größtentheils in Händen hat, und man kann ihn durch Fleiß und Geschicklichkeit mit ziemlicher Gewißheit assecuriren. Der Grund, weswegen er unsicher ist, liegt nicht sowohl in der Sache selbst, als vielmehr in der Art, wie wir sie executiren. Nun bieten sich aber in der Geschichte unsers Forsthaushalts so manche Ereignisse dar, bei welchen das Pflanzen das einzige Hülfsmittel zu seyn scheint, zu welchem wir unsre Zuflucht nehmen, und durch welches wir den Foderungen einer wohl eingerichteten Forstwissenschaft ein Gnüge leisten können, ohne in der That Unrecht haben würden, jene unstreitig größeren Kosten zu scheuen, und dagegen durch ihre Nichtverwendung ein bei weitem größeres Capital in der Forst selbst zu verlieren. Von einigen dieser Ereignisse und den Fällen, wo wir in Bepflanzungen ein Remedium suchen müssen, will ich jetzt näher handeln.

1) Erfahrne Forstwirthe werden unter folgendem allgemeinen Abrisse bald örtliche Beispiele zu subsumiren wissen:

Die jährlichen Abgaben aus unsern Laubholzwaldungen sind beträchtlich; — buchene Baumörter z. B. sind daher oft früher angehauen, und bei der Anhauung leichter getrieben worden, als es wohl eigentlich hätte geschehen sollen. Die Erfolge dieser Anticipation zumal in Gebirggegenden sind

1) Die stehen gebliebenen Loosreiser tragen wegen ihrer Stelle im Gebirge

birge oft mehrere Jahre hinter einander gar keinen, und wegen ihrer Jugend und geringen Anzahl nicht Saamen in Menge genug, um den Hai sogleich wieder in geschlossenen Anwachs zu setzen. Der Boden wird daher, anstatt mit jungen Büchen, mit Heide, Heidelbeerkraut, Gras und Moos u. s. w. überzogen; — er verangert.

2) In einem solchen beraseten Boden können die großen Büchen-Saamen, wenn ein Saamenjahr kömmt, nicht angehen; — der leichte und kleine Saame der Weiden, der Birken, der Espen u. s. w. hingegen sucht sich immer noch einiges Erdreich, in welchem er wurzeln kann. Zwischen dem Heidekraut und dem Moose wachsen also diese Holzarten, die sich wegen ihres geflügelten Saamens ohnehin sehr leicht verbreiten, freudig empor.

3) Jetzt stellen sich die jährlichen Holzbedürfnisse und die Hut- und Weideinteressenten, die niemals Platz genug für ihr Vieh haben, ein, und fodern die Nachhauung. Der Forstbediente, der in dem Orte doch wenigstens Holzarten gewahr wird, und in denselben vielleicht schon seit mehrern Jahren vergebens büchenen Nachwuchs erwartet hat, verfügt also die Nachhauung; und die Axt macht nun vollends an einer Stelle, wo, wie die übrig gebliebenen Reste beweisen, hohe Büchen stehen könnten, Birken und Sahlweiden zum Erwachsen Platz.

4) Will man — wie es bei einer guten Forstwirthschaft geschehen muß — diese äußerst nachtheilige Waldsmetamorphose, diese dunklen Hauungen von 8 — 10 und mehrern Jahren vermeiden; so muß man, nicht ohne erträgliche Kosten, bei einem Saamenjahre den beraseten Boden durch Aufhacken zum Empfange des Saamens geschickt machen, und die angeflogenen weichen Holzarten wegschaffen; — nichts desto weniger aber wird der Erfolg wegen des einmal zu stark verangerten, ausgesogenen und von Dammerde entblößten Bodens ungewiß bleiben. Wenn man dagegen an solchen Oertern, wo sich nach der localen Beschaffenheit dergleichen Ereignisse wohl voraus sehen lassen, gleich mit der Cultur durch Bepflanzung nachgefolgt hätte, wie wenig wäre dadurch baar verloren, und wie viel in Zukunft gewonnen worden! Denn:

a) würde der Waldboden, der bei dem eben beschriebenen Betriebe, oft mehrere Jahre für den Forstherrn unbenutzt liegen bleibt, sogleich mit edlen Holzarten wieder in Nachwuchs gesetzt;

b) die höchst schädliche Waldmetamorphose gänzlich vermieden; und

c) die Hut- und Weideinteressenten, ohne den mindesten Nachtheil für die Forst, bei weitem früher zu frieden gestellt worden seyn.

Hat man aber auch die eben erzählten widrigen Ereignisse nicht in dem Maaße zu fürchten: so kann doch

II. Wenn die Bepflanzung mehr ins Große betrieben wird, die Waldcultur im Ganzen ununterbrochener und regelmäßiger jedes Jahr fortgetrieben werden, als es bisher an manchen Orten möglich gewesen ist. —

Den leeren Waldboden sogleich wieder mit Holz zu besetzen, ist einer der ersten Zwecke der Forstwirthschaft. Nun lehrt aber die Erfahrung, daß sowohl die Laubhölzer, als auch die Nadelhölzer, vorzüglich jedoch die letztern, nicht alle Jahre Saamen, wenigstens nicht in der erforderlichen Menge tragen. Man muß daher oft mit beträchtlichen Kosten den nöthigen Saamen ankaufen, oder, wenn man dieses nicht will, ansehnliche Strecken des leeren Waldbodens, welche billig der Reihe nach wieder hätten angebaut werden müssen, braach liegen lassen; wäre dagegen in reichen Saamenjahren der Ueberfluß in Kämpe ausgesäet worden, so hätte man bei saamenarmen Jahren aus denselben verpflanzen, mit der jährlichen etatmäßigen Cultur fortfahren, und durch dieses Auswechseln des Pflanzens mit dem Säen, jene Unterbrechung und Einschränkung der Cultur vermeiden können. Hauptsächlich gilt das Gesagte von Nadelholzrevieren. Mir sind dergleichen Reviere bekannt, in welchen mit dem glücklichsten Erfolge Bepflanzungen geschehen sind, und noch geschehen, und es ist ein wahres Vergnügen, solche reihenweise gepflanzte Oerter üppig empor wachsen zu sehen. Aber auch bei Laubholzrevieren läßt sich ein Gleiches thun. Und da diese Holzarten ein bei weitem zäheres Leben besitzen, wie die Nadelhölzer, so wird man bei ihnen wegen des Erfolgs noch sicherer seyn können.

III. An Orten, welche mit einer unringeschränkten Hut- und Weide-Servitut belastet sind, bleibt Pflanzen das einzige sichere Hülfsmittel.

Man mag an solchen Orten säen, wie viel man will; unter den Hufen des Hornviehes u. s. w. kömmt keine Saamenpflanze empor. In Laubholzrevieren hilft man sich bereits allgemein durch Pflanzen von Eichen- und Heinebüchenheistern. In Nadelholzrevieren hingegen sucht man sehr oft noch ein Hülfsmittel in dem Ausstreuen des Saamens an die stehengebliebenen Stuken u. dergl. Hiedurch wird allerdings so viel gewonnen, daß die dichte an den Stuken stehenden jungen Pflanzen wenigstens nicht leicht zertreten werden können. Aber sie werden dennoch ofte verbissen, weil an den Stuken gewöhnlich auch das mehrste Gras wächst. Sicherer mögte es daher wohl seyn, solche Reviere durch Anpflanzen von ziemlich erwachsenen jungen Tannen (etwa 2 Fuß hoch) wiederum in Nachwuchs zu setzen. Pflänzlinge dieser Art können sobald nicht zertreten, und wegen ihrer scharfen Nadeln noch weni-

ger verbissen werden. Daß sie übrigens, damit sie sich in Zukunft sündern können, näher an einander gesetzt werden müssen, als Eichen und Heinebüchenheister, versteht sich von selbst.

IV. Auch bei Schlagholzrevieren verdient die Anpflanzung eine vorzügliche Aufmerksamkeit und erweiterte Anwendung.

Dies wird durch folgende Bemerkungen einleuchtend. Die Reproductionskraft der Stuken nimmt nemlich nicht allein mit den Jahren ab, sondern wird auch durch ihre öftere Erregung (durch den wiederholten Abtrieb) geschwächt, und endlich ganz erschöpft. Dieserhalb wollen die alten Stämme zuletzt nicht mehr recht ausschlagen; und es entstehen auf den Schlägen hin und wieder Blößen. Nun läßt man zwar auch bei Schlagholzern Saamenbäume stehen; — allein junge aus dem Saamen erwachsene Pflanzen, zumal wenn es Büchen oder dergl. sind, kommen selten auf, weil sie bei weitem nicht so schnell wachsen, wie die reproducirten Loden; es müßten dann Birken, Sahlweiden u. dergl. schnell wüchsige Holzgattungen seyn. Das einzige sichere Mittel also, das Lichtwerden der Schlagholzer durch Absterben der alten Stuken, und das Aufsteigen weicher Holzarten zu verhindern, ist ein unausgesetztes Nachpflanzen von edlen Holzarten. Dadurch wird zugleich ein wichtiger Vorwurf, welchen man der Schlagholzwirthschaft macht, nemlich daß durch sie der Holzbestand verringert würde, gehoben, und diese Wirthschaft zu einem höhern Grade der Vollkommenheit gebracht werden.

Hiebei bietet sich noch ein andrer Vortheil dar, der von nicht mindrer Wichtigkeit ist. Nemlich durch das beständige Nachpflanzen von jungen Heistern in allen Schlägen steht es in der Gewalt des Forstbedienten auf denselben solche edle Holzarten anzubauen, welche nicht allein häufig aus dem Stamme wieder ausschlagen, und schnell wachsen; sondern auch außerdem, wegen ihres geflügelten Saamens, sich weit umher verbreiten. Dergleichen Holzarten sind z. B. die Eiche, die Ulme, der Ahorn u. s. w. Sie geben sämtlich ein vortreffliches Schlagholz, und verdienen die Aufmerksamkeit bei weitem mehr, als der größte Theil der bis zum Ekel angepriesenen nordamerikan. Holzarten.

V. Bei künstlichen oder natürlichen Besaamungen, welche nicht geschlossen stehen, müssen die leeren Stellen durchaus nachgepflanzt werden.

Mancherlei äußere Zufälle können verursachen, daß in Besaamungen beträchtliche Stellen hin und wieder leer blieben. Diese können nun zwar

in

in frühern Jahren durch Nachbesaamen in Bestand gesetzt werden; — ist es aber in diesen versäumt worden; so wird es nachher schwer fallen, auf denselben Holz aus dem Saamen wieder anzuziehen, weil die ältern, bereits erwachsenen Stämme die jüngern nicht aufkommen lassen. Man muß sich daher durch Verpflanzen helfen, welches überdem auch noch den Vortheil verschafft, daß der Hai dem Wiehe früher aufgegeben werden kann.

An Orten, wo dieses Nachpflanzen versäumt worden ist, wird man, wenn das Holz sich säubert, oft da große Blößen gewahr, wo vorher alles recht geschlossen zu seyn schien. Endlich

VI. Haben Verpflanzungen vor Besaamungen noch den besondern Vorzug, daß sie der Einwürkung äußerer Zufälle, vorzüglich der Witterung, nicht selten besser widerstehen.

Diese Bemerkung wird vorzüglich dann wichtig, wenn man auf großen Blößen, welche keinen Schutz haben, in sandigem Boden, an steilen, der Sonne, den Winden u. s. w. beständig ausgesetzten Abhängen, Holz anbauen will. Solche Oerter zu besaamen, wird mehrentheils ein vergebliches Unternehmen seyn, weil die kaum aufgekeimten Pflanzen entweder erfrieren oder verbrennen, oder, aus der Erde herausgehoben, verdorren u. s. w. — Verpflanzt man sie hingegen, so geben sich die schon erwachsenen jungen Stämme einander Schutz und Schatten, und man kann sicher seyn, an solchen Stellen einen schönen jungen Wald empor wachsen zu sehen.

Aus diesem und andern Gründen, welche hier nicht alle angeführt zu werden brauchten, bin ich der Meinung, daß es für den Forsthaushalt sehr vortheilhaft seyn würde, wenn auf die Verpflanzung bei der Waldcultur im Ganzen mehr Rücksicht genommen würde, als bisher geschehen ist, und wenn man sie mit der Ansaat in eine solche Verbindung setzte, daß beide einander sich wechselseitig die Hände böten. Zu diesem Ende würde erforderlich seyn, daß in Nadelhölzern sowohl, als in Laubhölzern beständig an verschiedenen Orten Baumschulen (Kämpe) unterhalten würden, aus welchen die Nachpflanzung geschähe. Bei den letztern müßten sich dann diese Kämpe nicht, wie bisher, blos auf Eichen, höchstens auf Heinbüchen beschränken, sondern auf alle edle Holzsorten erstrecken, so, daß man nach Maaßgabe der physischen Verschiedenheit des Forstreviers, in denselben Kämpe von Eschen, Ahorn, Ulmen u. s. w. anträfe. Durch eine solche Vertheilung würden nicht allein demnächst beim Verpflanzen Kosten erspart, sondern auch der Erfolg selbst mehr gesichert werden.

Clausthal J. A. Wächter.

Von einer besonders geschwinden Art, den Flachs so fein als Seide zu bereiten.

Der kaiserl. königl. Kammerherr und russ. kaiserl. Director des Bergbaues in Rußland, Hr. Graf von Harrsch auf Almedingen, hat in der 69sten Anzeige der leipziger ökonomischen Societät von der Michaelismesse 1797. von einer besonders geschwinden Art, den Flachs so fein als Seide zu bereiten, folgende Anleitung gegeben: Man nimmt den rein gebrechlten Flachs, und bindet, so viel man kann, in weiße Steifleinewand, welche letztre man lange Jahre brauchen, und immer wieder frischen Flachs hinein binden kann. Dieser eingerollte und mit einem Bindfaden gebundene Flachs wird auf 14 Tage in einen feuchten Keller gelegt und nicht gerührt. Dann öffnet man den Flachs, legt ihn unter die Walzen einer mit Steinen wohl beschwerten Wäschrolle und rollt ihn wie die Wäsche fünf bis sechsmal. Dann kämmt man ihn durch einen feinen messingenen Kamm. Diese sechsmalige Rollung und Kämmung muß dreimal wiederholt werden. Doch müssen die zwei letzten Kämme auserordentlich fein seyn, und so erhält man einen so feinen und zarten Flachs, welcher fast der chinesischen Seide nichts nachgiebt. Es geht mehr wie der dritte Theil ab, aber das Werg ist ungleich besser, wie das gemeine, und zu Hausleinewand noch dienlich. Nach jeder Kämmung, besonders nach der ersten, sind einige Theile des Werges so klebend, daß sie zwischen den Fingern hängen bleiben, und die Faden des Flachses sind gepreßt und flach, erhalten aber wieder ihre Ausdung durch jede Kämmung. Der ganz feine Flachs ist öfters den besten Seidenkennern mit zugebundenen Augen gegeben worden, und sie konnten nicht errathen, in welcher Hand die Seide, und in welcher der Flachs war. Aus diesem Flachse können die feinsten niederländischen Spitzen und dergleichen gewebt werden, die alle feine Battiste übertreffen. Bei einträglichen Gütern kann diese Arbeit im Großen, besonders für Fabriken sehr einträglich seyn.

Hannöverisches Magazin.

60tes Stück.

Montag, den 29ten Julius 1799.

Etwas über Ziegeleien.

Die von dem Herrn Obersalzfaktor Böttcher zu Sülze, und von dem Herrn Ziegeleiverwalter Wündram zu Herrenhausen, in verschiedenen Aufsätzen beigebrachte Meinungen, (man sehe das 48ste, 49ste, 72ste, 73ste und 74ste Stück des neuen hannöv. Magazins, vom Jahre 1795.) theils in Rücksicht des Verfalls vieler Ziegeleien hiesigen Landes, theils wegen der immer häufiger werdenden schlechten Ziegelwaare, veranlassen mich, da ich jenen Meinungen in den vorgenannten Aufsätzen aus Gründen nicht in allen Stücken beipflichten kann, auch meine gemachten Bemerkungen über Ziegeleien einem geehrten Publikum vorzulegen; indem ich bisher in meiner Erwartung getäuscht bin, mehrere Beförderungsmittel und Hindernisse der Verbesserung, diesen Gegenstand betreffend, von einem erfahrnen Sachverständigen in diesen Blättern zu lesen.

Nicht zufälliger Weise, wie es vielleicht bei manchem der Fall mag gewesen seyn, habe ich meine Bemerkungen über Ziegeleien gesammelt; denn dieses würde mich noch nicht in den Stand setzen, mit sichern Gründen etwas darüber sagen zu können; sondern bei der Ziegelbrennerei selbst, als einem Gewerbe, das ich von Jugend auf von meinem verstorbenen Vater gelernt, und die mich kennen, werden mir bezeugen, daß ich dasselbe viele Jahre mit Fleiß betrieben habe. Ferner bei einer 27jährigen Administration, und nun schon 5jährigen Pachtung und Bearbeitung einer Ziegelei. Hierbei würden meine gemachten Bemerkungen mich allein noch nicht beruhigen, wenn ich nicht ausserdem durch meine Wißbegierde angetrieben, mehrere Ziegeleien zu besehen, und zu untersuchen, Gelegenheit gefunden hätte. Sowohl deren Vortheilhaftes als auch Nachtheiliges zu bemerken, habe ich mir immer angelegen seyn lassen; und durch weiteres Nachdenken darüber die unten folgenden Vorschläge abgezogen. Durch eigene Erfahrung

geleitet, glaube ich daher, dieselben als Beiträge zur Verbesserung der Ziegeleien bekannt machen zu dürfen. Bevor ich dieses aber thue, wird es mir erlaubt seyn, einige Blicke auf die benannten Aufsätze zu werfen.

In dem Aufsatze des Herrn Böttcher finde ich, wie sehr derselbe den fast allgemeinen Verfall der Ziegelwaare hiesigen Landes beklaget. Damit stimmt aber Herr Wundram nicht durchaus überein, und will dieses nur bei kleinen Ziegeleien geltend machen; jedoch bringt derselbe nur zwei von den großen Ziegeleien namentlich in Anschlag, die seiner Behauptung nach dem Uebel nicht unterworfen seyn sollen. Daher läßt sich aber vermuthen, daß Hrn. Wundram nur wenige Ziegeleien bekannt seyn müssen. Weiter äußert derselbe in seiner Widerlegung des Hrn. Böttcher, daß die Verasterpachtung bei großen Ziegeleien von selbst wegfalle, und daher nicht bei solchen, sondern vielleicht nur bei kleinern, welche, wie zuweilen der Fall ist, verasterpachtet werden, darin der Grund zu finden sey, warum sie schlechte Waare liefern. In so fern mir bekannt ist, werden Ziegeleien von der ersten Classe auch eben nicht verasterpachtet, und bei manchen zu der zweiten und dritten Classe gehörenden Ziegeleien könnte das Verasterpachten jenem Uebel wohl mit bewirken helfen. Es sind aber in der That noch ganz andere Ursachen vorhanden, welche ich in dem Aufsatze des Hrn. Böttcher zum Theil antreffe, die aber Hr. Wundram nicht zu bemerken scheint, woran es liegt: daß sowohl auf großen, mittlern und kleinen Ziegeleien, wenige ausgenommen, schlechte Waare gemacht und verkauft wird. Eigene Ueberzeugung nöthiget mich, darin der Meinung des Herrn Böttcher beizutreten. Allein seine angegebnen Gründe zur Verbesserung derselben kann ich nicht in allen Stücken als anwendbar annehmen: weil eine jede Ziegelei

1) nach ihrer Lage und innern Einrichtung, und

2) nach der Beschaffenheit des dabei befindlichen Erdbodens

auch eine besondere Behandlung erfordert, und daher alle Anweisungen zur Verbesserung derselben nicht allgemein anwendbar seyn können.

Beiläufig muß ich noch die grau gebrannte Ziegelwaare oder sogenannten Graufteine mit einigen Worten berühren; wovon Hr. Wundram zu glauben scheint, daß sich ein solches graues Ansehen der Steine von einem Geheimniß in der Kunst zu brennen herleiten lasse, und wie er annimmt, die Absicht vermuthlich dabei gewesen sey, den Steinen ein schieferartiges Ansehen zu geben. Aus eigener Erfahrung und Kenntniß meines Faches kann ich dagegen versichern, daß unter allen zur Heizung des Brennofens tauglichen

Brenn-

Brennmaterialien, das Ellernholz ganz vorzüglich den Ziegelsteinen die schöne rothe Farbe giebt; man bemerke aber wohl, wenn sie alle einen gleichen Grad der Hitze erhalten. Diese Holzart mag grün oder getrocknet zum Heizen gebraucht werden, so hat es auf die Ziegelsteine immer die nemliche Wirkung. Durch eine solche oft bestätigte Wirkung wird gerades Weges die angegebene Meinung widerlegt, daß grünes Ellernholz oder dessen grüne Zweige, die entweder zur Heizung des Brennofens gebraucht, oder auch nur in die Munden desselben geworfen werden, zur grauen Farbe der Ziegelwaare das Hauptsächlichste beizutragen fähig sind. Eine recht merkliche graue Farbe an den Steinen giebt mir also den Beweis, daß sie nicht den rechten Grad der Hitze bekommen haben, und ungahr geblieben sind, folglich zu keiner dauerhaften Arbeit können gebraucht werden, wie Hr. Wundram nach angestellter Untersuchung deren mürbes Wesen auch bestätiget hat. Uebrigens läßt es sich nicht denken, daß durch die Kräfte eines Pulvers, welches in die starke Glut des Brennofens etwa hineingeschüttet würde, eine graue Farbe an den Ziegel- und Mauersteinen könnte hervorgebracht werden.

Alle Hindernisse umständlich beizubringen, und die Gründe dabei anzuführen, warum viele Ziegeleien dasjenige an guter Waare nicht leisten, was sie doch wirklich könnten? würde mich zu weit von meiner Absicht entfernen, und zu vielen Raum erfordern. Es wird daher hinlänglich seyn, erstlich einige der vorzüglichsten Ursachen, welche zur Verfertigung schlechter Ziegelwaare Anlaß geben können, zu bemerken, und dann zweitens einige Vorschläge zur Verbesserung der Ziegeleien anzugeben.

Die erste und vorzüglichste Ursache wird darin bestehen:

daß nur wenige Ziegeleien mit einem geschickten und erfahrnen Ziegelmeister besetzt sind.

Dieses kann man besonders bei den großen Ziegeleien entdecken, welche ich zur ersten Classe rechne. Wie sehr im Allgemeinen der wahre Nutzen aller Bauten durch ein solches, einem Kenner leider deutlich in die Augen fallendes Hinderniß vermindert wird, kann mir wohl nicht bestritten werden. Man denke sich eine Ziegelei, in welcher funfzehen bis zwanzig und noch wohl mehrere Arbeiter beschäftiget sind, von denen ein jeder sein eigenes Fach treibt, und darin vorzüglich geübt ist. Läßt es sich hier wohl erwarten, daß in Ermangelung eines Kenners der verschiedenen Verrichtungen, bei denen bald Verbesserung, bald Abänderung nöthig ist, alles ohne merklichen Nachtheil zu einem vortheilhaften Zweck wird gebracht werden? — Meine gemach-

ten Bemerkungen lassen mich ganz daran zweifeln. Wer wird die Einsicht besitzen, das Gutmachen der Arbeit anzuordnen? Wer wird im Stande seyn, dem Fehlenden die richtige Anweisung zu geben? — Und endlich, wer wird untersuchen können, ob die rechte Bearbeitung des Tons versäumt ist, oder ob an dem Formen, dem Einpacken der Steine in den Brennofen, oder an dem Brennen selbst die Schuld liegt, wenn unter solchen Umständen eine Ziegelei den erwarteten Nutzen nicht leistet? Dieses zeiget zur Gnüge, daß ein solcher, der die erforderlichen Kenntnisse besitzt, das Ganze zu übersehen und zu leiten, unentbehrlich ist.

Bei den mittlern Ziegeleien, die ich zur zweiten, und auch bei den kleinen, welche ich zur dritten Classe zähle, finden sich mehrentheils Leute, die sich zwar für Ziegelmeister ausgeben, aber die Kenntnisse nicht besitzen, die mit Recht von einem solchen gefordert werden. Diese scheinen sich selbst zu überreden, daß weiter nichts nöthig sey, um einer Ziegelei vorzustehen, als nur einige Jahre auf einer solchen alle vorkommenden Geschäfte gesehen und verrichtet zu haben. Eine Ziegelei, welcher ein solcher Mann vorstehet, muß durch die aufs Gerathewohl verfertigte Waare, welche nur selten gut ausfällt, nach und nach in Verfall gerathen, und kann dem Eigenthümer bei weitem nicht den Vortheil stiften, den er unter der Betreibung seiner Ziegelei von einem geschickten und erfahrnen Ziegelmeister erhalten würde.

Die zweite Ursache ist

die große Gewinnsucht, welche bei verschiedenen Ziegeleien in Betracht der Eigenthümer statt findet.

Jeden Eigenthümer einer Ziegelei wird gewiß der Wunsch beleben, daß seine Ziegelei gute Waare liefere, und dadurch einen guten Credit beim Publikum bekomme. Allein die Neigung, welche nicht selten dabei eintritt, seinen Vortheil so sehr nur immer möglich zu erhöhen, verhindert offenbar die Erreichung dieses guten Wunsches. Man glaubt nun darin den größten Gewinn zu finden, daß man seine Ziegelei einem Pächter verdinget, der die mehreste Pacht dafür zu bezahlen verspricht; oder man bedinget einen Ziegelmeister und Arbeiter für einen geringen Lohn, uneingedenk, ob der gedungene Ziegelmeister eine gründliche Kenntniß von der Arbeit besitzt, oder nicht; darauf wird oft wenige Rücksicht genommen. Den Eigenthümer befriediget es schon genug, wenn er nur seinen persönlichen Nutzen befördert sieht. Die natürliche Folge davon aber ist diese: daß die Ziegelleute, indem sie einen kärglichen Unterhalt dabei finden, die Arbeit von der Hand schlagen werden. Die verfertigte Waare trift alsdenn das Schicksal aller übereilten Arbeiten:

ten: sie wird nur von geringem Werthe seyn, und allmählig den gewünschten Beifall verlieren. Auf diese Art habe ich gesehen, daß Ziegeleien, die noch lange vortheilhaft hätten bestehen können, durch die dabei beabsichtigte Gewinnsucht, ganz in Verfall gerathen sind.

Das dritte Hinderniß wird der Verfertigung guter Waare von den Ziegelmeistern, welche Ziegeleien gepachtet haben, oft durch eigene Gewinnsucht in den Weg gelegt.

Hier bin ich genöthigt, eine Bemerkung zu machen, die mich zunächst auf den Zweck führt, welcher mich bewogen hat, dieses zu schreiben. Obgleich einige von solchen Ziegelmeistern, die entweder eine Ziegelei für einen billigen Preis in Pachtung haben, oder auch mit ihren Principalen in einem vortheilhaften Vertrage stehen, für die gute Besoldung, die sie erhalten, gute Waare zu liefern im Stande wären; so muß man doch mit Bedauern wahrnehmen, daß sie demungeachtet ihr Gewerbe mit größester Gleichgültigkeit treiben. Bei einer genauen Nachforschung, warum dieses geschiehet? erhält man die einem jeden rechtschaffen denkenden Arbeiter kränkende Auskunft:

Man könnte dergleichen Ziegelwaare jetzt genug los werden, und in einem der guten gleich hohen Preise verkaufen; was es denn weiter bedürfe? —

Wenn man aber nach solchen unedlen Gesinnungen arbeitet, worunter das allgemeine Beste offenbar gefährdet wird, und dazu noch der seit einigen Jahren wirklich eingetretene Mangel an guter Ziegelwaare kommt, welches den Verkauf schlechter Waare sehr erleichtert hat; so ist es nicht glaubhaft, daß auf vielen Ziegeleien dabei im geringsten an Verbesserungen wird gedacht werden.

In einer solchen Verfassung, wie in diesen drei Abschnitten angezeiget ist, kann man viele unserer Ziegeleien von der ersten bis zur dritten Classe antreffen.

Es ist aber sehr zu bemitleiden, indem bei dem jetzt immer höher steigenden Feurungspreise, wornach sich verhältnißmäßig der Verkauf der Waare richtet, ein geehrtes Publikum auf manchen Ziegeleien noch dazu mit schlechter Waare hintergangen wird. Daher wäre sehr zu wünschen, daß jeder Ziegeleieigenthümer dahin sehen mögte, wie seine Ziegelei die möglichste Verbesserung erhielte. Auf keine andere Weise würde aber der Grund zur Verbesserung derselben mit mehr Zuverlässigkeit gelegt werden können, als daß man sich bemühete,

solche Ziegeleien, die noch unter unerfahrnen Händen befindlich sind, mit einem geschickten und erfahrnen Ziegelmeister zu besetzen, oder auch an einen solchen zu verpachten.

Vor-

Vorausgesetzt, daß ein solcher dieses Fach gründlich erlernt hat, so muß derselbe auch eine dazu hinreichende Einsicht von allen Arten Thon besitzen; die bequemsten Lagen der Gebäude, und eine gute Einrichtung des Brennofens, worin alles gahr gebrannt werden kann, nicht blos theoretisch kennen, sondern auch praktisch anzuordnen wissen. Ferner ist es nöthwendig, daß er alle Arbeiter, die erforderlich sind, nach der Beschaffenheit und Lage seiner Ziegelei, und wie es die Umstände mit sich bringen, selbst anlehren, und so vorbereiten kann, daß durch dieselben alle vorkommende Geschäfte mit wenigem Zeitaufwande und geringer Zurechtweisung ausgerichtet werden können. Ein solcher Ziegelmeister, der sich durch Erfahrung diese praktischen Kenntnisse erworben hat, wird auf folgendes seine Aufmerksamkeit richten.

1. Ausgraben des Thons.

Er muß dafür sorgen, daß der Thon oder die Ziegelerde im Herbst zuvor ausgegraben werde, wenn man ihn im folgenden Sommer zur Ziegelwaare gebrauchen will. Durch diese Behandlung erhält der Thon nicht nur eine gewisse Art von Geschmeidigkeit, die zur Verfertigung guter Waare unentbehrlich ist; sondern seine Bestandtheile werden sich durch das vorherige Verwittern an der Luft bei der darauf folgenden Verarbeitung auch besser mit einander vermischen können. Daß also das frühe Ausgraben des Thons ohne Nutzen sey, kann von keinem Sachverständigen, den die Erfahrung belehret, mit Grunde behauptet werden. Schriftsteller, die dieses Fach nicht gelernt, dasselbe nicht selbst praktizirt, und folglich auch keine gründliche Einsicht davon haben erhalten können, mögen nach Belieben diese Vorsicht tadeln, welches von einem Kenner doch nur mit einem Lächeln wird übergangen werden. — Auf vielen Ziegeleien wird dieses frühe Ausgraben des Thons vernachläßigt. Wenn ich dieses auf der hiesigen Ziegelei nicht einrichten ließe, so würde ich nicht nur mir selbst, als auch vielmehr einem geehrten Publikum großen Schaden verursachen; und weder Menschen noch Thiere könnten den frischen Thon recht verarbeiten. Keineswegs braucht man sich aber das frühe Ausgraben des Thons so sehr zu erschweren, wie es Hr. Böttcher empfiehlt, und Hr. Wunddram bei einer Ziegelei von der ersten Classe, wo es etwa am Raum zum Aufschichten der Ziegelerde mangelt, für unmöglich hält. Auf der hiesigen Ziegelei, welche ich zur zweiten Classe rechne, wo jährlich 200000 Dachpfannen und Mauersteine gebrannt werden, lasse ich den Thon im Herbst ausgraben, und ihn den Winter hindurch bis zu der Zeit, da er gebraucht werden soll, bei den Gruben liegen. Hiebei ist nur zu beobachten, daß er etwas von den Gruben entfernt, hingeworfen wird; damit, wenn im Winter die Flüsse anschwel-

schwellen, und aus ihren Ufern treten, oder auf die Ufer bei den Gruben selbst einstürzen, der Thon nicht wieder zurück falle, oder hinein gespület wird. Im nächsten Sommer wird der Thon auf Wagen oder auf Sturzkarren, theils zu den Dachpfannen in Dobben (Sumpfgruben) die dazu eingerichtet sind, theils zu den Mauersteinen in die Tretekuhle oder Tretepla̧tz gefahren und eingeweicht.

II. Vermischung des Thons.

Die Vermischung des Thons, welcher zu den Mauersteinen soll gebraucht werden, (denn bei den Dachpfannen ist keine Vermischung nöthig, weil man zu denselben jedesmal die beste Ziegelerde nimmt) halte ich alsdann besonders für nöthig, wenn sich noch zu viele Fettigkeit in demselben befindet. Solchen sehr fetten Thon mit Sande aber zu vermischen, wenn die Bearbeitung mit wenigem Fleiße geschieht, und beide Theile nicht aufs genaueste mit einander verbunden werden, würde den Mauersteinen zum großen Nachtheil gereichen. Fast bei allen Ziegeleien, die mir bekannt geworden sind, findet sich fetter und magerer Thon beisammen; wo aber dergleichen vorhanden, finde ich für rathsam, den fetten mit magerm nach einer gewissen Proportion, welche die Erfahrung an die Hand giebt, zu versetzen. Beide Theile werden sich ihrer natürlichen Beschaffenheit nach am füglichsten mit einander verdinden, und bessere Mauersteine geben, als vom Thone mit Sand vermischt, zu erwarten ist.

III. Bearbeitung des Thons.

Anjetzt bedient man sich bei den mehrsten Ziegeleien gewisser Mühlen, auf welchen der Thon zu den Dachpfannen vorher gemahlen wird. Eine gute Bereitung desselben vor dem Mahlen ist auch dabei nothwendig. Zu den Mauersteinen lasse ich den Thon, wie an vielen Orten geschieht, durch Menschen treten, welches ich dem Treten durch Thiere weit vorziehe. Man hat aber dabei gar nicht nöthig, den Menschen die Augen zu blenden, und sie mehrere Stunden in dem Thon herum zu treiben; — sondern das Treten des Thons durch Menschen hat eine ganz andere Beschaffenheit. Ich gebrauche dazu einen Mann, der den Thon zu den Mauersteinen am ersten Tage tritt, und mir im Sommer in einer Zeit von 20 — 21 Wochen einen Vorrath zu 140 — 150000 St. Mauersteinen bereitet. Hat nun der Thon nach dieser Bereitung eine oder auch zwei Nächte gelegen, so wird er an dem Tage, da man ihn formen will, zum zweitenmal von einem andern getreten, und darauf zum Formen gebracht. Den größten Nutzen hat aber erst das zweite Treten. Bei mancher Ziegelei von der ersten Classe, woselbst das Treten des Thons noch durch Pferde geschieht, hält man das Treten durch Menschen für unmöglich,

und

und schützt die große Menge des täglich erforderlichen Thons als ein wichtiges Hinderniß vor. Allein, wenn auch täglich eine große Menge desselben nöthig ist, so hebt dieß die Möglichkeit, den Thon durch Menschen treten zu lassen, noch gar nicht auf; und es ist noch unentschieden, ob solches nicht mit geringern Kosten durch Menschen verrichtet werden könnte: vorzüglich wenn der Thon von Steinen befreit gefunden wird. Freilich würde dieses in Heidegegenden, die oft reichhaltig an Feuersteinen oder an andern scharfen Steinen sind, für Menschen sehr beschwerlich seyn, weil sie ihre Füße dabei nicht unbeschädigt erhalten könnten. Indessen folgt hieraus nicht, daß in Heidegegenden gelegene Ziegeleien wegen des dabei befindlichen Thons, der mit Steinen vermischt ist, für verwerflich zu halten sind, denn solche sind, in Absicht ihrer Lage für die benachbarte Gegend nicht allein jetzt unentbehrlich, sondern haben wegen ihres Nutzens auch schon lange Bestand gehabt.

IV. Das Formen der Steine.

Eine gewisse Anzahl Steine täglich zu formen, ist bei Ziegeleien unvermeidlich: nur muß die Zahl von einer solchen Größe seyn, daß das Gutmachen nicht darunter leidet. Man lasse daher die Arbeiter nicht nach einer festgesetzten Stückzahl arbeiten, daß sie nemlich nach Gefallen täglich viele hundert Stücke formen können, wofür sie fürs Hundert eine bestimmte Bezahlung erhalten; denn bei solchen Arbeiten wird das Gutmachen selten beobachtet. Außerdem erfordert das übertriebene Formen weichen Thon, und die von zu weichem Thon bereitete Ziegelwaare kann nicht so dauerhaft werden, als wenn derselbe in seiner gehörigen Steifigkeit verarbeitet wird. Ziegelwaare, die von zu weichem Thon verfertigt ist, wird von dem überflüßigen Wasser locker und lose, und die Dachpfannen auf den Dächern lassen oft schon in den ersten Jahren das Wasser häufig durch. Dieser Nachtheil wird aber auch dadurch noch vergrößert, daß sowohl Dachpfannen als Mauersteine, die zu lose sind, im Winter das Wasser in Menge einsaugen, und bei dem nachher abwechselnden Thauwetter gänzlich zerschälen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

61tes Stück.

Freitag, den 2ten August 1799.

Etwas über Ziegeleien.

(Schluß.)

V. Das Trocknen der Steine.

Das Trocknen der Ziegel und Mauersteine erfodert auch eine besondre Aufmerksamkeit; und ein Ziegelmeister muß mit Fleiß zu entdecken suchen:

ob der Thon, welcher verarbeitet werden soll, ein schnelles Trocknen zuläßt, oder langsam getrocknet werden muß.

Eine solche vorher angestellte Untersuchung wird in der fernern Behandlung desselben von großem Nutzen seyn.

VI. Vom Ziegelofen.

Die Besorgung eines gut eingerichteten Ziegelofens, in welchem an allen Orten die Waaren vollkommen können ausgebrannt werden, ist ein nothwendiges Geschäft. In einem unregelmäßigen Ziegelofen wird alle Mühe, etwas gutes darin zu bewerkstelligen, von einem geschickten Ziegelmeister vergebens angewendet seyn.

VII. Vom Einpacken der Steine in den Ziegelofen.

Eine ebenfalls nöthige, und wie die vorhergehenden gleich wichtige Verrichtung ist das Einpacken der Steine in den Ziegelofen. Wird dabei etwas vernachlässiget, und eine gewisse Ordnung verabsäumet, besonders bei den Mauersteinen, so kann dadurch alle vorherige Bemühung wieder vereitelt werden. Daher kommt es denn, daß sich unter den Steinen beim Ausbringen aus dem Ofen, die alle bis vor dem Brande gut und feste waren, allerlei Sorten finden, z. B. verbrannte Steine, ungebrannte, die man Bleichsteine nennt, und Wrack, alles in ziemlicher Menge. Diesen Nachtheil habe ich auf verschiedenen Ziegeleien, vorzüglich auf einis-

gen von der ersten Classe, sind mündig, entrückt, und handelt gross Dinge. Hier sind Wunder und Zeichen, und Wirkungen, die unmöglich von natürlichen Ursachen herkommen können. Hier spricht der Verstand Gottes in der That und Wahrheit, und lässt sich durch Worte in seine Geheimnisse einführen. Hier ist Wissenschaft, wie sie der Gnade zu eigen ist, und Erkenntniss, wie sie nur der Liebe bekannt wird. Hier ist Weisheit, wie sie nur Gott geben kann, und Einsicht, wie sie nur Gott verleihet. Hier ist Licht, wie es nur Gott anzündet, und Erleuchtung, wie sie nur Gott ertheilet. Hier ist alles, was Gott ist, und was er vermöglicht. Hier ist eine Tiefe der Gottheit, wie sie nur Gott ausgründet, und eine Höhe, wie sie nur Gott ersteigt. Hier ist eine Vorsehung, wunderbar, weise, gut, und heilig, wie sie nur Gott ist, und eine Regierung, wunderbar, weise und gut, wie sie nur der unendlichste Verstand, der unendlichste Wille, und die unendlichste Liebe führen kann. Hier ist eine Ordnung, wie sie nur Gott ordnet, und eine Einrichtung, wie sie nur Gott einrichtet, und eine Führung, wie sie nur Gott führet, und eine Vollendung, wie sie nur Gott vollendet.

Die Bewegung der Welten.

Hier ist die Bewegung der Welten, ein stets sich selber begattender und stets sich selber gebärender Strom, der nie versiegt, und nie versiegen kann.

Wenn im Anfange der Schöpfung durch die Schwingungen jedes Atoms, und durch die Schwingungen jedes Lichtstrahls, der sich von einem Atome zum andern, von einem Sonnenstaube zum andern, von einer Sonne zu der andern, von einem Sonnensystem zu dem andern, von einer Welt zu der andern, von einem Reiche zu dem andern, von einem Ganzen zu dem andern, von einem Ganzen zu dem Ganzen, und von dem Ganzen zu dem Ganzen, und von dem Ganzen zu dem Einzelnen, und von dem Einzelnen zu dem Einzelnen, und von dem Einzelnen zu dem Ganzen, und von dem Ganzen zu dem Einzelnen, und von dem Einzelnen zu dem Einzelnen, und von dem Einzelnen zu dem Ganzen, und von dem Ganz

bemüheten, ihren Ziegeleien eine solche Verbesserung zu geben, welche erforderlich ist, um gute Waare liefern zu können: so wäre alsdann auch nöthig, daß diese von den Herren Baubedienten die theoretischen Kenntnisse von diesem Fache besitzen, bei Bauanschlägen einem geehrten Publikum zum wesentlichen Nutzen des Baues empfohlen werden müßten; wobei aber Gunst und Eigennutz keinesweges statt finden dürfte. Dieses könnte die gute Absicht sehr befördern helfen, schlechte Ziegelmeister zur Nacheiferung der geschickten und erfahrnen zu bewegen, welches zur Verbesserung der Ziegeleien viel beitragen würde.

Ueber die eigentliche Behandlung einer Ziegelei mich hier weitläuftig auszudehnen, wie alle Arbeiten nach der Ordnung verrichtet werden müssen, würde eine besondere Abhandlung erfordern, diesem Aufsatze aber nicht angemessen seyn. Geschickte und erfahrne Ziegelmeister werden meine Vorschriften nicht bedürfen: Unwissende und unerfahrne hingegen werden aber blos durch Schriften ihre Praxis zu vervollkommnen, gewiß nicht im Stande seyn.

Zur Beförderung des allgemeinen Besten habe ich hiedurch auch mein Schärflein beitragen wollen, welches aber dabei nichts gewinnen würde, wenn ich mich über diese Sache in Streitigkeiten einliesse. Ich wünsche daher von Herzen, daß Männer von mehrerer Einsicht und Erfahrung, als ich mir zu erwerben im Stande gewesen bin, ein mehreres zu eben demselben Zwecke schriftlich bekannt zu machen, aufgemuntert werden mögen.

Eistrup. H. M. Daake, Ziegelmeister.

Bemerkungen über das Pfropfen der Bäume.

In einem Briefe von T. A. Knigth an den Herrn J. Banks.

In der königl. engl. philosophischen Gesellschaft zu London vorgelesen, den 30sten April 1795.*)

Mein Herr!

Das Urtheil, welches sie im vorigen Jahre über meine, die Krankheit und den Mißwachs der verschiedenen Arten von Aepfel- und Birnbäumen, mit deren Cultur man sich schon lan-

*) S. Philosophical Transactions of the Royal Society of London, For the year 1795. Part. II. pag. 291.

Lange beibehalten haben, verordnen diese Ver-
ordnungen, daß in Zukunft
Bäume, nämlich auf
Straßen, Plätzen und Gassen, wie auch
auf Gemeinden, Pfarr- und Kirchhöfen,
Gärten, Feldern und Wiesen, in der
Nähe der Kirche, Die Wirthshäuser sind
die meisten gepflanzt werden, und
Bäume, die in Zukunft zu pflanzen, sind
nicht mehr Obstbäume, sondern auch in
Bäume sein. Die Aemter sollen
nicht eher eine Bewilligung zum Bauen
ertheilen, als bis sie sich überzeugt haben,
daß die Pflanzung der Bäume, wie
vorgeschrieben, geschehen ist. Wer
zuwiderhandelt, soll in Strafe verfallen.

Im Jahre 1803 wurde einige Aenderung
getroffen, indem sich auch neuerdings
wieder Klagen wegen Beschädigung
der Pflanzung waren, und es wurde
daher verordnet, daß jeder Gemeinde-
vorsteher, welcher Bäume pflanzt, sich
von Anfange aus in vier Jahre die
gepflanzten Obstbäume besorgen müsse,
und sie sind zu gehöriger Baumpflege
beim Leben anzuhalten. Für Die
Bäume sollen Pfähle, welche
Die Bäume nicht beschädigen, und
Dornen, welche Die Bäume nicht
schützen, gebraucht werden. Die
Gemeindsvorsteher sind für Diese Bäume
verantwortlich, und sollen sie
Den Pflanzungen vor, übergeben
und, was sie dagegen, Schaden
thun, und was sie sich zu pflegen,
Die Bäume nicht

"Weil es bisher, daß bei dem
Pflanzen der Bäume, die in Gemeinden
und Straßen, wie auch auf Gemeinden,
Pfarr- und Kirchhöfen, Gärten, Feldern und Wiesen, in der
Nähe der Kirche, Die Wirthshäuser sind
die meisten gepflanzt werden, und
Bäume, die in Zukunft zu pflanzen, sind
nicht mehr Obstbäume, sondern auch in
Bäume sein. Die Aemter sollen
nicht eher eine Bewilligung zum Bauen
ertheilen, als bis sie sich überzeugt haben,
daß die Pflanzung der Bäume, wie
vorgeschrieben, geschehen ist. Wer
zuwiderhandelt, soll in Strafe verfallen.

Im Jahre 1803 wurde einige Aenderung
getroffen, indem sich auch neuerdings
wieder Klagen wegen Beschädigung
der Pflanzung waren, und es wurde
daher verordnet, daß jeder Gemeinde-
vorsteher, welcher Bäume pflanzt, sich
von Anfange aus in vier Jahre die
gepflanzten Obstbäume besorgen müsse,
und sie sind zu gehöriger Baumpflege
beim Leben anzuhalten. Für Die
Bäume sollen Pfähle, welche
Die Bäume nicht beschädigen, und
Dornen, welche Die Bäume nicht
schützen, gebraucht werden. Die
Gemeindsvorsteher sind für Diese Bäume
verantwortlich, und sollen sie
Den Pflanzungen vor, übergeben
und, was sie dagegen, Schaden
thun, und was sie sich zu pflegen,
Die Bäume nicht

kommen gesund zu seyn schien, ließ hoffen, daß der Erfolg meiner Arbeit glücklich seyn werde; meine alten Feinde aber, das Moos und der Krebs, überzeugten mich nach drei Jahren von meinem Irrthum. Indessen entrannen doch einige von ihnen, welche an der Südseite einer Wand gestanden, allen Krankheiten, und schienen als Kranke, die Wohlthat eines bessern Climas zu genießen.

Vorher hatte ich häufig bemerkt, daß alles alte Obst in warmen Gegenden am wenigsten litte, wo der Boden nicht ungünstig war. Ich versuchte es, eine Art zu verpflanzen; allein der Krebs zerstörte sie bis auf die Wurzel. Ich hatte in der That keine Hoffnung eines glücklichen Erfolgs von dieser Methode, da ich bemerkt hatte, daß verschiedene Sorten, welche immer durch Augen fortgepflanzt waren, mehr als alle andere von der Krankheit angesteckt wurden. Das Holz aller alten Obstbäume schien mir schon lange weniger Elasticität und Härte zu haben, und sich unter dem Messer weicher und lockerer anzufühlen, als alle die verschiedenen neuen Arten, welche ich durch Saamen bekommen hatte. Dieser Fehler mag wohl, wie ich glaube, die unmittelbare Ursache des Krebses und des Mooses seyn, obgleich es wahrscheinlich die Wirkung des hohen Alters und daher ineurabel ist.

Da ich am Ende überzeugt war, daß alle Mühe, Pfropfreiser aus alten und abgenutzten Bäumen zu ziehen fruchtlos sey, so hielt ich es auch für wahrscheinlich, daß, wenn man dieselben von sehr jungen aus Saamen gezogenen Bäumen nähme, sie nicht im Stande seyn würden, Früchte zu tragen. Der Erfolg entsprach hier meiner Erwartung. Augen von aus Saamen gezogenen zwei Jahr alten Aepfelbäumen wurden in Stämme von 20 Jahren, die sich also in einem tragbaren Zustande befanden, eingeimpft. Diese sind nun schon 9 Jahr gepfropft gewesen, und obgleich sie häufig, um ihr Wachsthum zu hemmen, verpflanzt wurden, so haben sie doch keine einzige Blüthe hervorgebracht. Ich habe seitdem einige sehr alte Bäume mit Augen von aus Saamen gezogenen fünfjährigen Aepfelbäumen gepfropft; ihr Wachsthum war außerordentlich schnell, und es schien nicht wahrscheinlich, daß ihre Zeit Früchte hervor zu bringen beschleunigt, oder ihrer Gesundheit, wegen des hohen Alters, den Stämmen Schaden zugefügt werden würde. Ein aus Saamen gezogener Apfelbaum trägt gewöhnlich in dreizehn oder vierzehn Jahren Früchte; und daraus schloß ich, daß ich auf eine Blüthe so lange warten müßte, bis der Baum, von dem die Pfropfreiser genommen wurden, das nemliche Alter erreichen würde, ob ich gleich wegen der Gestalt ihrer Knospen Ursache zu glauben habe, daß sie außerordentlich fruchtbar seyn werden. Jedes Reis, welches

welches von einem Aepfel- oder jedem andern Baume genommen ist, wird daher sich mit dem väterlichen Stamme in einem und demselben Zustande befinden.

Wenn dieser zu jung ist, um Früchte tragen zu können, so wird er mit Kraft wachsen, aber nicht blühen; und wenn er zu alt ist, so wird er sogleich Früchte tragen, aber nie einen gesunden Baum ausmachen, und folglich nie der Absicht des Pflanzers entsprechen. Indessen ist die Wurzel und der unmittelbar daran gränzende Theil des Stammes viel härter, als die tragenden Zweige, und ich zweifle nicht, daß Pfropfreiser von jener mit Kraft treiben würden, wenn die von den tragenden Zweigen genommen, es nicht thun. Folgender Versuch an einem Birnbaum wird zuletzt die Wahrscheinlichkeit dieser Meinung darthun. Ich nahm Augen von den äußersten Enden der tragenden Zweige eines ungepfropften alten Birnbaums und andere von Reisern, welche nahe an der Erde aus dem Stamme hervorgesproßt waren, und impfte einige von jedem in denselben Stamm ein. Die erstern wuchsen ohne Stacheln, so wie bei den cultivirten Arten, und brachten im zweiten Jahre Blüthen hervor, während letztere die Gestalt von Stämmen annahmen, die blos vom Saamen aufwuchsen; sie waren mit Stacheln bedeckt, und haben noch nicht eine einzige Blüthe zum Vorschein gebracht. Die Enden derjenigen Zweige, welche bei jedem Baume Saamen hervorbringen, zeigen wahrscheinlich die ersten Spuren des Mißwachses, und wir sahen häufig, vorzüglich bei der Eiche, junge Zweige aus dem Stamme hervorbrechen, wenn die Enden der alten schon lange erstorben waren. Wenn der Stamm dieser letztern beraubt wird, so wird er darauf wieder eine fast ewige Reihe von neuen Zweigen hervorbringen. Lange schon vermuthe ich, daß die Dauerhaftigkeit des Aepfel- oder Birnbaums bei verschiedenen Arten derselben auch verschieden sey, daß aber keiner von denselben mit mehr Kraft wachsen würde, wenn man während des Lebens des väterlichen Stammes überall wahrnahm, daß er blos vom Alter dahin starb.

In dieser Meinung wurde ich durch die Bücher bestärkt, die ich von Ihnen zu bekommen die Ehre hatte. Von Aepfelbäumen, die von Parkinson erwähnt und beschrieben sind, existiren seitdem noch die Namen, und selbst diese werden kaum noch andern Arten beigelegt, welche auch schon ausgeartet sind; viele von Evelius aber sind noch ganz wohl bekannt, vorzüglich der Rothstriemling. Dieser Aepfelbaum wurde, wie jener Schriftsteller uns belehrt, im Anfange des übrigen Jahrhunderts vom Lord Scudamore aus Saamen aufgezogen.*)

Wir

*) Wahrscheinlich ums Jahr 1634.

Wie Lehre und Erfahrung lehren: so können sich nur solche Pflanzen gut entwickeln, die in einem Boden stehen, der ihnen die Nahrung, die sie bedürfen, darbietet. Wo nun diese Nahrung fehlt, da kann auch keine Pflanze gedeihen. Soll es einem Boden an Nahrung nicht fehlen: so muß er Humus, Thonerde, Kalkerde, Kieselerde und Talkerde enthalten. Ist der Boden reich an diesen Erdarten: so ist er auch fruchtbar.

Letztere, und zwar bald jede einzeln für sich, bald mehrere mit einander, sind die Nahrung der Pflanzen, die sie durch ihre Wurzeln einsaugen. Diese Nahrungsmittel werden durch Wasser, Luft und Wärme in den Boden gebracht. Wasser und Luft sind also die Mittel, durch welche die Pflanzen ihre Nahrung aus dem Boden ziehen. Ohne Wasser und Luft kann keine Pflanze wachsen. Ohne Wasser und Luft kann keine Pflanze wachsen. Ohne Wasser und Luft kann keine Pflanze wachs

auf dieselbe Art zur Dauerhaftigkeit der Ulme beitragen; sie würden sich wahrscheinlich durch ihren Saamen, den sie in diesem Clima nicht hervorbringen, stärker vermehren, da das Leben mehrerer Jährlinge sich um doppelt natürlichen Perioden wo nicht mehr vermehrt haben würde, wenn nicht ihr Saamengewächs unterdrücke. wäre. Ich bin genöthigt gewesen, einen großen Theil mehr über diesen Gegenstand zu sagen, als ich fürchte, daß Sie denken werden, daß er es verdiene. Ich habe aber die feste Ueberzeugung, daß unermeßliche Vortheile aus der Cultur der Aepfel- und Birnbäume in andern Ländern entspringen würden, und daß die üblen Successe, womit die Anstrengungen, sie weiter fortzupflanzen, belohnt wurden, von dem Gebrauche abgenutzter und ausgearteter Arten entstanden. Ihre Cultur wird in diesem Lande übel verstanden und schlecht traktirt; da doch ein Acker Landes, voll bepflanzt, im Durchschnitt oft einen Ertrag von mehr als 500 Gallonen *) Liquor mit einer mäßigen Ernte Gras hervorbringen würde, und ich habe nicht den mindesten Zweifel, daß eine hinreichende Anzahl Landes in fast jeder Provinz Englands geschickt wäre, einen ähnlichen Ertrag hervorzubringen. Ich habe nur noch die Versicherung hinzuzufügen, daß die Resultate der vorhergehenden Versuche ganz fehlerfrei angestellt sind, und daß ich bin u. s. w.

T. A. Knigth.

*) Eine Gallone enthält vier Maaß.

Beantwortung der Frage im 42sten Stück des Magazins: Wie man Bücher gegen Würmer schützen, und wie man solche aus Lederbänden vertreiben und künftig abhalten kann.

Man nehme klein gestoßenen ordinairen Pfeffer, bestreue damit die Fächer des Schranks, und setze dann getrost Bücher hinein, so wird sich kein Insect spüren lassen. Sollten aber schon Bücher angesteckt und zerfressen seyn, so thut man wohl, jeden Band besonders in der inwendigen Seite mit obigem Pfeffer etwas zu bestreuen. Das Anisöhl thut auch die besten Wirkungen, allein sein Geruch verfliegt zu leicht, kömmt also durch zu öfteres Bestreichen der Schränke zu kostbar und zu mühsam.

Hannoversches Magazin.

62tes Stück.

Montag, den 3ten August 1790.

Anfang und der Behandlung der Cholera u. dergleichen.

Ueber die Behandlung der Feuerbrüche und über Bruchschneidung.

Es muß freylich in Jeden der Chirurgie sich einarbeiten und zum praktischen Gebrauche geschickt machen will, vor allen Dingen Ein Haupt-Grundsatz zum Grunde gelegt werden, und dieser ist: „Die Behandlung der Feuerbrüche und aller übrigen Brüche, ist keine andere, als die Behandlung der Entzündung." Verstehen wir Jenen Grundsatz durch eine Gleichheit mit der allgemeinen Behandlung und Heilart der Entzündung, so werden wir gewiß in der Behandlung unglücklich, und wir werden uns nicht wundern dürfen, wenn wir bey Brüchen nur gewöhnliche Heilmittel anwenden, und wenn wir nur gewöhnliche Bruchschneidungen machen, wenn wir Brüche, die nicht Entzündungen sind, behandeln, und wenn wir Brüche, die nicht Entzündungen sind, schneiden

Allgemein anerkannt ist jetzt wohl die Verschiedenheit der so genannten Nervosität, Hysterie und Hypochondrie. Wenn sie auch in einzelnen Fällen in einander übergehen, so sind sie doch in der Regel scharf von einander getrennt.

Ueber Ursache und Art der Entstehung der Hysterie ist man in der Behandlung der Krankheit durch die Alten bis auf unsere Zeit gekommen. Sie ist eine Krankheit, die vorzugsweise das weibliche Geschlecht befällt. Ihren Namen hat sie daher, daß sie vorzugsweise bei solchen Personen vorkommt, welche die Eigenschaften der weiblichen Natur in hohem Grade besitzen. Sie ist eine Krankheit der reizbaren Nervenschwäche, der Nervenschwäche des Weibes. Sie kommt daher vorzugsweise bei solchen Personen vor, welche eine reizbare Nervenschwäche besitzen, und zwar bei solchen, welche in ihrer Jugend durch Verzärtelung, Verwöhnung, Mangel an Selbstständigkeit, Mangel an Ernst und Strenge, Mangel an Ordnung und Regelmäßigkeit, durch Ueberreizung der Phantasie, durch Mangel an Beschäftigung, durch Müßiggang, durch Ueberreizung der Sinnlichkeit, durch Mangel an Selbstbeherrschung, durch Ueberreizung der Eitelkeit, durch Mangel an Bescheidenheit, durch Mangel an Demuth, durch Mangel an Gottesfurcht und Religiosität, durch Mangel an Liebe zu Gott und zu dem Nächsten, durch Mangel an Selbstverläugnung

Das Wasser kochend zu erhalten
Zeit
2 Stunden.
Holzverbrauch
$2\frac{1}{2}$ Pfund.

Zeit	Holzverbrauch
Sa. 3 St. 1 M.	$13\frac{1}{2}$ Pf.

Zweiter Versuch.

Derselbe Kessel wurde mit eben so viel Wasser von gleicher Wärme in der Nachbarschaft in eine Privatküche gebracht, und auf einen Dreifuß gesetzt. Hier wurde ebenfalls mit Büchenholz, jedoch so holzsparend als möglich, das Wasser zum kochen gebracht; und 2 Stunden darin erhalten. Das Resultat war folgendes:

Das Wasser zum Kochen zu bringen
Zeit
1 Stunde 31 Min.
Holzverbrauch
45 Pfund.

Das Wasser kochend zu erhalten
Zeit
2 Stunden.
Holzverbrauch
$17\frac{1}{2}$ Pfund.

Zeit	Holzverbrauch
Sa. 3 St. 31 M.	$62\frac{1}{2}$ Pf.

Hiebei ist zu bemerken, daß bei dem Versuche auf dem Dreifuße das Holz so sehr als möglich geschont wurde, welches sonst gewöhnlich nicht geschieht, und doch war der Holzverbrauch fast 5mal größer, als bei dem ersten Versuch. Bei den eingemauerten Kessel, da der Platz für das Holz abgetheilt ist, kann auch durch Nachlässigkeit oder Leichtsinn nicht so viel Feurung verbraucht werden.

Dritter Versuch.

Eine große kupferne Pfanne oder Kasserolle im Durchmesser oben $11\frac{1}{4}$, und unten $10\frac{3}{4}$ Zoll weit, und $3\frac{3}{4}$ Z. tief, die 4 Maaß Wasser faßte, und beinahe 8 Pfund wog, wurde bei der Temperatur des Wassers von 58° Fahrenh. in ein gemauertes Kesselloch gestellt; es wurde mit 4 Zoll langen Stücken Büchenholz Feuer darunter angezündet, um das Wasser ins kochen zu bringen, und 2 Stunden darin zu erhalten. Folgendes ergab sich:

Das Wasser zum Kochen zu bringen
Zeit
12 Minuten.
Holzverbrauch
1 Pfund.

Das Wasser kochend zu erhalten
Zeit
2 Stunden.
Holzverbrauch
$\frac{3}{4}$ Pfund.

Zeit	Holzverbrauch
Sa. 2 St. 12 M.	$1\frac{3}{4}$ Pfund.

Vierter Versuch.

Derselbe Versuch wurde mit der nemlichen Kasserolle auf einem Dreifuße wiederholt, und es ergab sich folgendes:

Das Wasser zum Kochen zu bringen

Zeit	Holzverbrauch
28 Minuten.	6 Pfund.

Das Wasser kochend zu erhalten

Zeit	Holzverbrauch
2 Stunden.	5½ Pfund.

Zeit	Holzverbrauch
Za. 2 St. 28 M.	11½ Pfund.

Das Resultat aus diesen beiden letztern Versuchen trifft mit dem aus den beiden erstern fast zusammen, so daß das Kochen bei offenem Feuer, wenn auch das Holz möglichst erspart wird, doch 5mal mehr kostet, als bei verschlossenem Feuer. Es können aber auch hier noch Verbesserungen angebracht werden, wie aus dem Folgenden erhellen wird. Und wenn man das gewöhnliche Verfahren beim Kochen betrachtet, da man auf die Ersparung der Feurung wenig oder gar nicht bedacht ist, so möchte dabei wohl 10mal so viel darauf gehen.

Das Arbeitshaus in München ist eine öffentliche Anstalt der Wohlthätigkeit, aus dessen Küche 1000 bis 1500 Personen täglich gespeist werden. Es war also wohl der Mühe werth, auf die Ersparung des Holzes darin bedacht zu seyn.

Bei der ersten Anlage der Küche dieses Hauses Ao. 1790. wurden 8 große kupferne Kessel in zwei Reihen in vestem Mauerwerk, 3 Fuß hoch, 9 Fuß breit und 18 Fuß lang, in der Mitte der Küche so eingemauert, daß sie alle von einem Feuerheerde, der an dem einen Ende des Mauerwerks angebracht war, und durch Kanäle, die mit Schiebern versehen, zu allen Kesseln durch das Mauerwerk leiteten, erhitzt wurden, und daß in allen bei einem Feuer gekocht werden konnte. Obgleich keiner dieser Kessel mit dem Heerde in unmittelbarer Berührung stand, und einige wohl 15 Fuß davon entfernt waren: so wurden sie doch alle sehr leicht durch die Hitze, welche bei Oeffnung der eisernen Schieber in den Kanälen frei circulirte, erhitzt.

Jeder Kessel hatte seinen eigenen Kanal, und konnte sowohl einzeln, als auch mit mehrern zugleich geheitzt werden. Man konnte auch die Schieber mehr oder weniger öffnen, und nach Befinden der Umstände mehr oder weniger Hitze unter jeden Kessel lassen. Wenn ein Kessel keine Hitze mehr nöthig hatte, so öffnete man einen besondern Schieber, der mit einem großen Kanal in Verbindung stand, wodurch entweder alle Hitze oder nach Gefallen ein Theil derselben in den Schornstein geführt wurde, ohne einen Kessel zu berühren. Das Feuer wurde durch ein Zugloch in der Thür der Aschengrube unterhalten, wodurch die Luft zum Feuerheerde freien Zutritt erhielt. Wenn es keiner Hitze mehr bedurfte, so wurde das Feuer durch Verschließung des

Zuglochs und aller Kanäle ausgelöscht.

Der Feuerheerd hatte eine eirunde Gestalt, 3 Fuß lang, 2 Fuß 3 Zoll weit, und 18 Zoll hoch. Oben war er mit einer doppelten Wölbung versehen, so daß zwischen beiden Wölbungen 4 Zoll Luft befindlich war. Die Feuerung wurde durch eine Oeffnung auf den Heerd gelegt, die mit einer doppelten eisernen Thüre versehen war, welche beständig verschlossen blieb. Das Feuer brannte auf einem eisernen Roste, und die Luft kam von unten durch die Aschengrube zu dem Roste.

Der Verlust der Hitze auf dem Wege vom Feuerheerde bis zu den Kesseln wurde dadurch verhindert, daß die Verbindungskanäle doppelt waren. Der innere Kanal, der aus Ziegeln bestand, lag in einem grössern isolirt, und an allen Seiten von einer 2 Zoll dicken Schicht von eingeschlossener Luft umgeben. Der äussere verschließende Kanal war mit dem Mauerwerke verbunden. Der Nutzen dieses doppelten Kanals bestand darin, daß die Hitze mehr zusammengehalten, und daß ihr Entweichen in dem Mauerwerke verhindert wurde.

Ich habe bei meinen vielen Versuchen gefunden, daß die eingeschlossene Luft das beste Mittel ist, das Entweichen zu verhindern. Daher waren nicht allein der Heerd und die Leitungskanäle mit eingeschlossener Luft umgeben, sondern sie wurde auch dazu benutzt, die Hitze in den Kesseln fest zu halten. Dies wurde durch doppelte Deckel auf den Kesseln bewirkt. Die Bänder dieser beiden Deckel waren in einander gefügt, und die dazwischen befindliche Luft war völlig eingeschlossen. Der Dampf der kochenden Flüssigkeit wurde durch eine $\frac{1}{2}$ Zoll weite Röhre, die durch den Deckel hindurch ging und fest angelöthet war, abgeleitet, so daß die Luft doch eingeschlossen blieb.

Einige dieser hohlen Deckel stopfte ich mit Pelzwerk aus, aber ich fand nicht, daß sie den Wärmestoff besser gehalten hätten, als die, welche mit bloßer Luft angefüllt waren.

Die einfachen Deckel werden bekanntlich beim Kochen so heiß, daß man sie nicht mit bloßen Händen angreifen kann, es ist folglich ganz natürlich, daß sie einen Theil der Wärme der äußern andringenden athmosphärischen Luft mittheilen; aber bei den doppelten mit eingeschlossener Luft angefüllten Deckeln ist dieß nicht der Fall, sondern man kann sie beim Sieden der Flüßigkeit nicht nur ohne Gefahr abnehmen, sondern auch lange Zeit hindurch die bloße Hand darauf liegen lassen.

Der Maschinerei, die mir damals zu sehr zusammen gesetzt schien, um im gemeinen Leben Nutzen zu schaffen, fügte ich, in der Absicht, die Natur der Feuerhitze und die Gesetze ihrer

an Wunderwerken selbst wahrnehmen können, so immer, auch unter Um-
ständen, die sie nicht haben, wenn sie nur den besondern Beifall der empfindsamen Herzen, oder der Menge zuverlässig über sich erhalten können. Wie sehr ist dieß der Fall in Religionssachen! Wie sehr in Sachen, die mit Religionsideen verwebet sind, wie sehr in Sachen, die mit Religionsideen verwebet sind, wie sehr in Sachen, die mit Religionsideen verwebet sind,

den Wärmestoff binden, umgeben werden.

Eine solche Einrichtung ließe sich ja wohl bei großen Salz- und Braupfannen treffen.

Die Suppe, welche die Armen aus dem münchner Waisenhause erhielten, mußte über 3 Stunden kochen, und das Feuer dazu mußte 5 Stunden unterhalten werden. Wenn für 1000 Personen Suppe gekocht wurde, so wurden dazu 300 bairische Pfund oder $\frac{1}{7}$ Klafter Holz erfodert, welches 43 Kreuzer kostete. Dies macht auf eine Person $\frac{1}{23}$ Kreuzer für Feurung. Sollte eben diese Suppe in Privatküchen bereitet werden, so wollen wir annehmen, daß jene 1000 Menschen in 200 Familien, jede zu 5 Personen, vertheilt wären. Jeder Familie würde also anderthalb Pfund Holz zufallen. Aber nach den genauesten Untersuchungen über den wahren Holzverbrauch in Privatfamilien beim Kochen über offenem Feuer, wie es noch allgemein gebräuchlich ist, ergiebt sich, daß 5 Pfund gute Erbsensuppe kaum bei weniger, als 15 Pf. trockenem Büchenholze bereitet werden kann; folglich würde das Holz, das in der Küche des münchner Arbeitshauses für 5 Personen auf 4 Jahre hinreicht, für eine Privatfamilie kaum 5 Monate ausdauern. Jedoch ist hiebei in Betracht zu ziehen, daß, je größer die auf einmal bereitete Masse von Speisen, und je größer der Kessel ist, desto geringer verhältnißmäßig der Verbrauch des Holzes seyn muß.

Um eben die Zeit, als die Küche in dem Arbeitshause vollendet wurde, ließ ich zu München zwei andre große öffentliche Küchen bauen, nemlich die Küche der Militairakademie, und die Küche zum militairischen Eßsaale im englischen Garten gehörig, wo während der jährlichen Musterung täglich 200 Personen speisten. In diesem Garten ist ein Wirthshaus, eine Meierei und ein Molkenhaus, wofür ich noch 4 Küchen erbauete, nemlich 2 für das Wirthshaus, eine für die Meierei und eine für das Molkenhaus. Die Bestimmung dieser Küchen war so verschieden, daß sie nicht allein jeden Prozeß des Kochens in sich begriffen, sondern auch zu denselben Operationen nach einem verschiedenen Maaßstabe Gelegenheit darboten.

Die Küche der Militairakademie wurde nach einem andern Grundsatze angelegt, als die Küche des Arbeitshauses. Jeder Kessel hatte seinen eigenen Heerd; auch fing man den von den Kesseln aufsteigenden Dampf nicht auf, sondern ließ ihn ungehindert verfliegen. Man hatte gefunden, daß bei gehöriger Behandlung des Feuers, wenn die Hitze nicht stärker gemacht wurde, als es der Zweck erfoderte, das Auffangen der Dämpfe die darauf verwandte Mühe nicht belohnt

lohne. Jeder Feuerheerd hatte seinen eigenen Rost, und die Oeffnungen zu den Feuerheerden und zu den Aschengruben waren jede mit besondern eisernen Thüren versehen. Anstatt der eisernen Thüre, die zu viel Hitze annahm, und der athmosphärischen Luft zuführte, wurde nachher ein hohler Cylinder, oder vielmehr ein abgestumpfter Kegel von gebranntem Thon oder gemeiner irdener Waare angebracht. Die Oeffnung dieses Zylinders, durch welche man das Holz auf den Heerd schob, wurde mit einem passenden Stopfer von gebranntem Thon verschlossen. Dieser Körper ist ein Nichtleiter des Wärmestoffs, oder die Hitze durchdringt ihn doch nur sehr langsam und mit großer Schwierigkeit, so daß die äußere Oberfläche des Körpers sowohl, als seines Stopfers, nur mäßig warm wird. Diese Vorrichtung wurde bald noch mehr vereinfacht, indem man statt des hohlen Kegels einen Ziegel wählte, 10 Zoll im Quadrat, und 2½ Zoll dick, mit einem runden Loche in der Mitte, welches mit einem Stopfer verschlossen war. Ein solcher Ziegel ist leicht anzuschaffen, und kann für eine Kleinigkeit gekauft werden. In München kostet ein solcher Ziegel von der besten Erde mit seinem Stopfer nur 24 Kreuzer. Um den Stopfer in die Oeffnung recht passend zu machen, welches durchaus nöthig ist, kann man sie mit feinem nassen Sande glätten.

Da es bei Anlegung eines Feuerheerdes sehr wichtig ist, um unumschränkter Herr der Luft zu seyn, so ließ ich die Oeffnung in der Aschengrube mit einer genau passenden Thüre versehen, in deren Mitte das Zugloch mit einem Register versehen war, um der Luft nach Gefallen mehr oder weniger Zugang zu verstatten.

Durch mannichfaltige Versuche mit Kesseln von verschiedener Größe, Gestalt und Dicke habe ich mich bemüht, zu lernen, nicht allein, welche Gestalt für Kessel am zweckmäßigsten ist, sondern auch, warum eine Gestalt vor der andern den Vorzug verdient. Ich erhielt dabei Licht über die Art, wie die Flamme und der heiße Dampf den Wärmestoff abgeben, und fand die Idee zu einer wichtigen Verbesserung der innern Bauart der Feuerheerde, die ich seitdem mit dem besten Erfolg angewandt habe.

Um aber diesen Gegenstand deutlich und befriedigend ins Licht zu setzen, und ihn auch für diejenigen, die in solchen Untersuchungen nicht geübt sind, verständlich zu machen, wird es nöthig seyn, etwas zurück zu gehen, und ihn in einer wissenschaftlichen Form abzuhandeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannöverisches Magazin.

63tes Stück.

Freitag, den 9ten August 1799.

Auszug aus der Abandlung des Grafen v. Rumford:

Ueber die Behandlung der Feuerhitze, und über Holzersparung.

(Schluß.)

Cap. 2.

Ohne mich in die dunkeln und höchst schwierigen Untersuchungen über das Wesen des Feuers einzulassen, will ich in meinen Forschungen nur auf die Entdeckung der in die Sinne fallenden Eigenschaften des Wärmestoffs, und auf die vortheilhaftesten Methoden, ihn zu erzeugen, und bei allen den Processen zu leiten, wobei er in der Haushaltung angewandt wird, einschränken. Ich muß hierbei jedoch sagen, daß man ihn erzeugen, einschliessen, leiten und zerstreuen kann.

Die Menge des Wärmestoffs, die bei der Verbrennung irgend eines Brennstoffs erzeugt werden kann, ist zwar nicht bekannt, aber es ist doch höchst wahrscheinlich, daß sie größtentheils von der Behandlung des Feuers abhängt. Auch ist es wahrscheinlich, wo nicht völlig gewiß, daß der erzeugte Wärmestoff nicht bloß den Brennstoffen, sondern größtentheils der Luft seine Entstehung verdankt. Die Luft ist da bei der Verbrennung unumgänglich nöthig, und der reine Theil der atmosphärischen Luft, der etwa ein Drittheil des Ganzen ausmacht, leidet dabei eine merkliche Veränderung, oder wird wirklich zersetzt. Daraus hat man den sehr wahrscheinlichen Schluß gezogen, daß der größte Theil der Feuerhitze aus dieser Quelle ihren Ursprung nähme. In jedem Falle aber scheint es doch völlig gewiß zu seyn, daß die Menge des Wärmestoffs von der Behandlung des Feuers herrührt. Höchst wahrscheinlich hält die Zersetzung der Luft mit der Zersetzung des Brennstoffs gleichen Schritt.

Die Verzehrung des Brennstoffs wird sehr beschleunigt, und der Grad der Hitze wird verstärkt, wenn die Luft dem Feuerherde mit einer gewissen Schnelligkeit zuströmt. Daraus erklärt sich die Wirkung des Blasens; wenn das Blasen aber nicht gehörig geleitet wird, so dienet es mehr dazu, das Verbrennen zu verhindern, als zu befördern, und ein zu starkes Blasen löscht das Feuer aus. Sogar angezündetes Schießpulver kann ausgeblasen werden.

Die Feuerherde können so angelegt werden, daß sich das Feuer selbst verbläset, oder daß es einen Luftzug erregt, der in das Feuer strömt. Nach diesem Grundsatz, auf den man seine ganze Aufmerksamkeit richten muß, werden die Windöfen angelegt. So muß auch jeder Feuerherd ein Windofen seyn, selbst dann, wenn er nur für die kleinste Schmorpfanne bestimmt ist.

Eine Argandsche Lampe ist ein Feuerherd nach dieser Bauart. Denn der gläserne Zylinder, welcher den Docht umschließt, verrichtet bloß die Dienste eines Blasers. Der Ort, wo das Licht brennt, ist in diesen Lampen auf allen Seiten eingeschlossen, und der Luftstrom, der die Flamme nährt, steigt lothrecht von unten zu der Flamme empor. Nicht allein das Licht, sondern auch die Hitze wird durch solche Blaser vermehrt. Die Luft muß immer von unten an die Flamme kommen, und es muß verhütet werden, daß die kalte Luft von allen Seiten darauf stoßen kann.

Ein Feuerherd muß aber so angelegt werden, daß die Verbrennung der Feuerung beschleunigt oder verzögert werden kann, ohne die Feurung vermehren oder vermindern zu dürfen. Dieß kann bei verschlossenen Feuerherden durch das Zugloch in die Aschengrube bewirkt werden, welches man so einrichten muß, daß man es mehr oder weniger öffnen kann. Dazu ist auch erforderlich, daß man im Rauchfange eine Klappe oder einen Dämpfer anbringe, dessen größere oder geringere Oeffnung man in seiner Gewalt hat. Dann kann man auch das Feuer auf einmal auslöschen, und die etwa halb verbrannte Feuerung aufsparen. Eben diese Wirkung läßt sich auch ohne Dämpfen hervorbringen, wenn man den Rauch, nachdem er den Feuerherd verlassen hat, einige Fuß tief unter die Höhe des Rostes, worauf das Feuer brennt, sinken läßt, ehe er in den Schornstein aufsteigt.

Ein anderer wichtiger Umstand bei einem Feuerherde ist die rechte Zurichtung und Lage des Holzes. Die festen Theile des Brennstoffs müssen eine gewisse Größe haben, die einzelnen Stücke dürfen weder zu nahe an einander, noch zu weit von einander entfernt liegen. Auch ist es gut, wenn

wenn der Herd so eingerichtet ist, daß die Stücke der Feuerung, so wie sie an Größe abnehmen, von selbst in der Mitte des Herdes zusammenfallen. Bei kleinen Herden kann man dieß dadurch bewirken, daß man die Feuerung auf einem Roste brennt, der die Gestalt einer hohlen Schüssel hat. Statt der eisernen Rosten habe ich Roste von gebrannter irdener Waare, oder vielmehr hohle Schüsseln oder Pfannen, mit vielen Löchern zum freien Durchzug der Luft versehen, eingeführt. Diese irdenen Pfannen, die sehr dick und stark gemacht werden müssen, sind viel wohlfeiler, als die eisernen, und leisten doch bessere Dienste.

So wie nun der Theil der Luft, der bei dem Verbrennen der Feuerung wirklich zersetzt wird, zur Erzeugung des Wärmestoffs vieles beiträgt: so ist die Luft, die, ohne zersetzt zu werden, ihren Weg durch den Feuerherd nimt, ein Dieb, der sich auf Kosten des Feuers erhitzt, und einen Verlust der Wärme verursacht, der oft sehr beträchtlich ist.

Ist der Feuerherd auf allen Seiten eingeschlossen, und wird die Oeffnung zum Hinlegen der Feuerung zugehalten: so kann keine Luft von der Seite her zustoßen; aber wenn der Rost breiter ist, als der Haufen der brennenden Feuerung: so kömmt eine Menge Luft durch die Seiten des Feuerherdes, ohne durch die Flamme zu gehen. Dieses Uebel wird durch eine durchlöcherte hohle irdene Pfanne, worin alle Löcher nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte gerichtet sind, größtentheils verhütet. Auch kann man beim Gebrauch eiserner Rosten diesem diebischen Eindringen der Luft dadurch vorbeugen, daß man den Feuerherd dicht unter dem Roste in der Gestalt eines umgekehrten abgestumpften hohlen Kegels verengert, so daß dessen obere Oeffnung oder der obere Durchmesser dem innern Durchmesser des kreisförmigen Randes des Rostes gleich ist; der untere aber, durch den die Luft in den Feuerheerd tritt, ungefähr $\frac{1}{3}$ jenes Durchmessers ausmacht. Diese untere Oeffnung muß unmittelbar unter dem Mittelpunkte des Rostes, und so nahe als möglich seyn, jedoch mit einem kleinen Zwischenraume, damit die Asche in die Aschengrube fallen kann.

Die Gestalt und Größe der Aschengrube ist gleichgültig, nur muß sie weit genug seyn, um der erforderlichen Luft den Durchzug zu verstatten, und ihre Oeffnung muß mit einer genau passenden Thür, die mit einem Zugloch versehen ist, verschlossen werden können. Die Luftlöcher in den irdenen Pfannen aber, die man statt der eisernen Roste gebraucht, müssen oben enger als unten seyn, damit sie nicht verstopft werden.

Ein großer Vortheil eines nach diesen Vorschriften eingerichteten Feuerherdes besteht auch darin, daß er sich zu allen Arten der Feuerung,

zu Holz, Torf, Steinkohlen gleich gut schickt, und daß es gleichgültig ist, ob man eine Art der Feuerung allein oder mit andern Arten vermischt, gebraucht.

Die Verengerung desjenigen Theils des Feuerherdes, der unter dem Roste liegt, hat einen noch wichtigern Nutzen. Die Hitze, die durch den Rost niederwärts dringt, wird von den beiden Seiten des umgekehrten hohlen Kegels aufgehalten, und anstatt in der Aschengrube verlohren zu gehn, wieder unter den Boden des Kessels zurückgedrängt.

Um sich aber von diesem Gegenstande einen deutlichen und anschaulichen Begriff zu machen, muß man untersuchen, wie und unter welcher Gestalt die erzeugte Hitze sich äußert, und wie sie gesammlet, aufgehäuft, eingeschlossen und geleitet werden kann. So unterhaltend und nützlich diese Untersuchungen nun auch sind, so ist die Materie doch etwas dunkel und schwierig, und die Leser müssen ihre ganze Aufmerksamkeit darauf richten.

Der während des Brennens erzeugte Wärmestoff zeigt sich auf zwei Wegen, erstlich in dem heissen Dampfe, der von der Flamme aufsteigt, und dann in den Wärmestrahlen, die sich von dem Feuer nach allen Richtungen hin verbreiten. Diese Strahlen können eigentlich mehr erhitzend als heiß genannt werden. Denn wenn sie frei durch einen Körper, z. B. durch eine nasse Luft hindurch gehen, so theilen sie einem solchen Körper gar keine Hitze mit. Auch scheinen sie keinen hohen Grad der Hitze in den Körpern zu erregen, von deren Oberfläche sie zurückgeworfen werden, gerade so wie es bei den Sonnenstrahlen der Fall ist.

In welchem Verhältniß diese strahlende Hitze mit derjenigen stehe, die im Rauche und heissen Dampfe aufsteigt, ist nicht genau bestimmt; indes ist so viel ausgemacht, daß weit mehr Wärmestoff in den heißen elastischen Flüssigkeiten vom Feuer verfliegt, als alle Wärmestrahlen zusammen hervorbringen können. Darum darf man aber doch diesen sogenannten strahlenden Wärmestoff, wogegen man den im Rauche und Dampfe aufsteigenden den gebundenen nennen könnte, nicht übersehen. Diese strahlende Hitze bleibt immer doch noch beträchtlich, wie aus der Wärme erhellet, die ein Kaminfeuer verbreitet. Man kann sich davon auch durch einen sehr einfachen Versuch überzeugen. Wenn man nemlich die Hand in gerader Linie mit ausgestreckten Fingern gegen ein brennendes Feuer hält, so wird man in einer gewissen Entfernung wenig Wärme fühlen; wenn man aber in derselben Lage die Hand flach macht, so wird man die Hitze kaum auszuhalten vermögen.

Aber nicht bloß brennende, sondern auch alle andere erhitzte, feuerfeste und unverbrennliche sowohl, als entzündbare und verbrennliche, flüs-

sige

sige so gut als feste Körper lassen diese Strahlen ausströmen.

Alle diese Wärmestrahlen erzeugen in dem Körper, von welchem sie aufgefangen werden, Hitze; aber nicht in dem Mittelkörper, durch welchen sie hindurchgehen. Man muß also dem zu erwärmenden Körper eine solche Lage geben, daß er die zu empfangende Hitze leicht und nothwendig erhält.

Die verschlossenen Feuerherde erfüllen diesen Zweck vollkommen. Die Einschliessung des Wärmestoffs ist aber ein so wichtiger Gegenstand, daß er etwas umständlicher abgehandelt zu werden verdient.

Cap. 3.

Es ist bekannt, daß einige Körper den Wärmestoff leichter durchlassen, als andere; die Ursache davon ist aber noch nicht entdeckt. Man kennt den Nutzen der hölzernen Handgriffe an metallenen Kaffee- oder Theekannen, man weiß auch, daß Ueberzüge von Leder oder Holz über die metallenen Handgriffe eben die Dienste leisten, und man kann die Verschiedenheit der leitenden Kräfte verschiedener Körper in Betreff des Wärmestoffs noch aus allerhand einfachen Versuchen kennen lernen und beurtheilen, z. B. mit einem eisernen oder hölzernen Nagel, oder mit einem länglichten Stück Glas, welches man in die Flamme eines Lichtes hält. Unter allen Körpern, womit man solche Versuche anstellen kann, giebt es vielleicht keine zwei, die den Wärmestoff mit gleicher Leichtigkeit durchlassen.

Den Wärmestoff einschliessen, heißt also nichts anders, als das Entweichen desselben aus dem heissen Körper verhüten, welches dadurch bewirkt werden kann, daß man ihn mit einer Substanz umgiebt, die ihn entweder gar nicht, oder doch nur mit großer Schwierigkeit durchläßt. Gäbe es für den Wärmestoff eine völlig undurchdringliche Hülle, so könnte man glauben, daß ein mit ihm geschwängerter Körper beständig heiß bleiben würde. Aber man kennt keine solche Materie, und es ist wahrscheinlich, daß es überhaupt keine giebt.

Körper, die den Wärmestoff leicht und schnell durchlassen, heissen Leiter, die ihn hingegen nur langsam und mit Schwierigkeit durchlassen, Nichtleiter. Ein mittelmäßiger Leiter aber kann auch eben so gut ein mittelmäßiger Nichtleiter genannt werden.

Alle Metalle sind gute Leiter des Wärmestoffs, Holz dagegen, und überhaupt alle leichte, trockne und schwammigte Körper sind Nichtleiter; Glas ist auch ein Nichtleiter, wiewohl in geringerem Grade. Quecksilber, Wasser und alle Flüssigkeiten sind Leiter, aber Luft und alle elastische Flüssigkeiten, auch der Dampf, sind Nichtleiter.

Ein fester Körper in seiner ungetrennten Masse leitet viel besser, als

wenn

nem eine der Grösse gemäße Wirkung hervorbringt. Es ist daher Pflicht eines jeden Arztes, die Brunnen, Bäder und Molken, welche er verordnet, genau zu kennen, und seine Verordnungen so einzurichten, daß sie mit der Natur des Mittels übereinstimmen.

Wenn wir nun die Wirkungen der Brunnen, Bäder und Molken kennen lernen wollen, so müssen wir sie an gesunden Menschen versuchen, denn, wenn wir gleich Krankheiten hervorbringen, so können wir doch nicht die Wirkungen der Brunnen, Bäder und Molken an kranken Menschen versuchen. Denn es würde ein Verbrechen seyn, wenn wir einen Kranken, der sich unserer Hülfe anvertraut, durch Versuche mit Brunnen, Bädern und Molken, welche Krankheiten hervorbringen, quälen wollten.

In diesen Versuchen müssen wir die Brunnen nur innerlich, Bäder und Molken aber innerlich und äußerlich anwenden, und zwar so, wie sie ordinirt werden. Wir müssen sie nicht nur in einer, sondern in mehrern Krankheiten versuchen, damit wir die Wirkungen derselben in verschiedenen Fällen kennen lernen. Wir müssen sie in verschiedenen Jahreszeiten, in verschiedenen Gegenden und in verschiedenen Zeiten des Tages, und bey verschiedenen Graden der Wärme und Kälte der Luft, und bey allen den übrigen Umständen anwenden, welche

man sonst beobachten muß, wenn man Versuche mit andern Arzneyen und Mitteln anstellt, um sie in ihrer Wirkung kennen zu lernen. Wir müssen sie endlich bey einigen Personen versuchen, welche sich über ihre Empfindungen, über ihren Puls und ihre Wärme genau prüfen können, damit wir die Wirkungen derselben auf den Körper, besonders auf den Puls, genau bestimmen können.

Wenn wir nun diese Versuche mit den Brunnen, Bädern und Molken anstellen, so müssen wir unsere Bemerkungen von jedem Versuche genau aufschreiben. Aus einem jeden Versuche müssen wir die Wirkungen, welche das Mittel hervorgebracht hat, und die Veränderungen, welche es in dem Körper hervorgebracht hat, genau bestimmen, und diese müssen wir mit den vorhergehenden Zeichen des Körpers vergleichen, wenn wir diese Veränderungen richtig beurtheilen wollen. Wir müssen sie mit einander vergleichen, damit wir sehen können, ob sie mit einander übereinstimmen, oder ob sie einander widersprechen. Wir müssen sie endlich mit den Wirkungen der Brunnen, Bäder und Molken vergleichen, welche andere Aerzte schon beobachtet haben, damit wir sie verwerfen, oder bestätigen können.

Wenn wir nun auf diese Art die Wirkungen der Brunnen, Bäder und Molken in verschiedenen Krankheiten kennen gelernt haben, so müssen wir sie

Ueber die Wirkungen der Brunnen, Bäder und Molken.

auch auf die Zeichen und Ursachen der Krankheiten anwenden, damit wir sehen können, ob sie mit denselben übereinkommen, oder ob sie ihnen widersprechen. Wir müssen sie endlich auf die Heilart der Krankheiten anwenden, damit wir sehen können, ob sie mit derselben übereinstimmen, oder ob sie ihr widersprechen.

Wenn wir nun auf diese Art die Wirkungen der Brunnen, Bäder und Molken kennen gelernt haben, so können wir sie mit Sicherheit verordnen, und wir können sie mit Nutzen verordnen.

Wir können sie mit Sicherheit verordnen, wenn wir sie in solchen Krankheiten verordnen, in welchen sie nicht schaden können, und wenn wir sie nicht in solchen Krankheiten verordnen, in welchen sie schaden können.

Wir können sie mit Nutzen verordnen, wenn wir sie in solchen Krankheiten verordnen, in welchen sie nützen können, und wenn wir sie nicht in solchen Krankheiten verordnen, in welchen sie nicht nützen können.

Wenn wir nun die Wirkungen der Brunnen, Bäder und Molken in verschiedenen Krankheiten kennen gelernt haben, so können wir sie mit Sicherheit verordnen, und wir können sie mit Nutzen verordnen.

Wir können sie mit Sicherheit verordnen, wenn wir sie in solchen Krankheiten verordnen, in welchen sie nicht schaden können, und wenn wir sie nicht in solchen Krankheiten verordnen, in welchen sie schaden können.

Wir können sie mit Nutzen verordnen, wenn wir sie in solchen Krankheiten verordnen, in welchen sie nützen können, und wenn wir sie nicht in solchen Krankheiten verordnen, in welchen sie nicht nützen können.

Wärmestoff durchlassen, als andere von gleicher Beschaffenheit.

Aber nicht blos die athmosphärische Luft ist ein Nichtleiter des Wärmestoffs, alle andere, sowohl natürliche als künstliche Luftarten sind es, ja auch der Dampf. Ein darüber angestellter Versuch bewies, daß nicht allein die kalte Luft, sondern auch der heiße Dampf und heiße Mischungen von Luft und Dampf Nichtleiter des Wärmestoffs sind, ja aus den im folgenden Capitel angestellten Untersuchungen erhellet, daß sogar die Flamme selbst ein Nichtleiter ist.

(Der im 4ten Cap. geführte Beweis, daß auch die Flamme ein Nichtleiter des Wärmestoffs sey, ist zwar bündig, befriedigend und auf Versuche gegründet, aber er ist doch für eine kurze und zugleich faßliche Darstellung zu subtil und zu schwer. Wir übergehen ihn daher und führen nur die daraus hergeleiteten Resultate in Absicht auf die Bauart der Kessel an.)

Die Gestalt der Kessel muß so eingerichtet seyn, daß sie die innere Bewegung der Flamme befördert. Die Oberfläche des Kessels muß nicht allein so groß als möglich seyn, sondern der Kessel muß auch eine solche Gestalt haben, daß die Flamme mit Heftigkeit daran schlagen, sich daran brechen, und darunter in Wellen und Wirbeln spielen kann.

Die Hauptkraft der Flamme muß also gegen den Boden des Kessels gerichtet seyn, denn sonst geht der größte Theil des Wärmestoffs verloren.

(Im 5ten Cap. folgen eine Menge Versuche, die zwar für den Kenner überaus interessant, aber keines Auszugs fähig, und für eine umständliche Beschreibung zu weitläuftig sind.)

Cap. 6.

Das 6te und letzte Capitel dieser wichtigen Abhandlung enthält historische Nachrichten von der Einrichtung verschiedner Küchen und Feuerherde, die der Verfasser größtentheils selbst hat bauen und einrichten lassen. Aus diesen Beschreibungen wird ein kurzer Auszug gewiß nicht unwillkommen seyn.

Ueber die gegenwärtige Einrichtung der Küche im Arbeitshause zu München.

Der große runde kupferne Kessel, der neben der großen Küche in einer kleinern steht, hat die vollkommenste Einrichtung; sein hölzerner Deckel ist wohlfeil, einfach und dauerhaft, und schließt die Wärme gänzlich ein; seine Dampfröhre leitet alle beim Kochen erzeugten Dämpfe ab, und erhält die Luft in der Küche trocken und gesund. Zur Ableitung der von der aufgegebenen Suppe aufsteigenden Dämpfe, dient ein hölzerner mit einer Klappe versehener Dampfschornstein, dessen Oeffnung oben in der Küche ist. Seine Klappe wird durch eine Schnur geöffnet und geschlossen. Die einzige Verbesserung, die man bei diesem Kessel etwa noch anbringen könnte, wären

Oeff-

Oeffnungen, um die Züge reinigen zu können, ohne den Kessel selbst von der Stelle zu rücken, welches eigentlich bei allen großen Kesselherden der Fall seyn müßte.

Diesem Kessel gegenüber befindet sich eine Maschine zum Trocknen der Kartoffeln. Mäßig gekochte, dann geschälte und in Scheiben geschnittene Kartoffeln, die in dieser Maschine getrocknet werden, kann man mehrere Jahre conserviren.

Die acht eisernen Kessel in der grossen Küche sind sehr gut angelegt. Der Ofen, der von dem Rauche zweier Kessel erhitzt wird, dient zum Trocknen des Holzes.

Die Küche der Militairacademie zu München.

Diese Küche ist in allen ihren Theilen so vollkommen, daß vielleicht keine bedeutende Verbesserung mehr angebracht werden kann. Der schon seit 7 Jahren gebrauchte Bratofen verspricht noch für die nächsten 20 Jahr gute Dauer. Alle verschiedene Küchenprocesse können in dieser Küche mit wenig Arbeit und einem geringen Holzaufwande vorgenommen werden. Zwei große Kessel und drei große Kasserollen, die in einem Winkel einzeln eingemauert sind, sind als vollkommene Muster zur Nachahmung zu empfehlen.

Die Küche des militairischen Eßsaals im englischen Garten.

Sie ist in ihren einzelnen Theilen nicht so vollkommen, als die vorige, aber sie hat drei kleine Bratöfen, die zum Muster für Privatfamilien dienen können, und auch schon verschiedentlich nachgeahmt sind.

Die Küche in der Meierei im englischen Garten.

Sie entspricht ihrer Bestimmung recht sehr, und kann als Muster für Küchen in Meiereien und für Familien von 18 bis 20 Personen empfohlen worden. Einer der Kessel, worin man Wasser wärmt, wird im Winter von dem Rauche eines Stubenofens geheitzt.

Die große Küche des Wirthshauses im engl. Garten.

Sie ist fast blos dazu eingerichtet, junge Hühner bei offenem Feuer zu braten, welche ein Lieblingsgericht der Baiern sind. Sie hat drei offene Feuerherde, die nach guten Grundsätzen angelegt sind. Eine kleinere, zu diesem Wirthshause gehörige Küche hat nichts empfehlenswerthes. Interessanter ist die Küche, welche neuerlich in dem neuen Hospitale für schwache und hülflose Arme am Gasteige angelegt ist. Sie kann zur Nachahmung empfohlen werden.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

64tes Stück.

Montag, den 12ten August 1799.

Auszug aus der Abhandlung des Grafen v. Rumford:

Ueber die Behandlung der Feuerhitze und über Holzersparung.

(Schluß.)

Die Küche des Hospitals la Pietà in Verona.

Sie ist vorzüglich merkwürdig wegen ihrer bequemen Form und wegen der Symetrie ihrer Theile. Die Deckel der großen Kessel werden von Seilen, die über Rollen laufen, aufgehoben. Diese Deckel müßten eigentlich von Holz seyn, wie im Arbeitshause zu München. Die Roste fürs Feuer sind zwar rund, aber nicht hohl. Sonst ist diese Küche ganz vollkommen.

Die Küche des Hospitals la Misericordia zu Verona.

Sie ist nach eben den Grundsätzen angelegt, wie die vorige, jedoch ist ein kleiner Unterschied in der Lage des Mauerwerks, worin sich die Kessel befinden. Eine kleine Küche in dem Hause des Baronet Sir John Sinclair, Präsident des Ackerbauamtes, sollte eine Musterküche werden. Da sie aber während meiner Reise nach Irland gebauet wurde, so machten die sonst geschickten Arbeitsleute einige Fehler, die ich nachher zwar zu verbessern suchte, aber doch nicht ganz mehr abstellen konnte. Der größte Fehler ist der Mangel an Dämpfern in den Kanälen, die den Rauch aus den Heerden in den Schornstein leiten. Diese dürfen auch bei dem kleinsten Feuerherde nicht fehlen. Der Bratofen in dieser Küche ist von mittlerer Größe, aber eine so nützliche Maschine, daß zu wünschen wäre, er möchte bald in allgemeinen Gebrauch kommen. Die dadurch bewirkte Holzersparung ist außerordentlich, und das darin gebratene Fleisch ist vorzüglich schmackhaft und lecker.

Ein sehr großer Bratofen wurde unter meiner Aufsicht in der Küche des Findelhauses in London angelegt, dessen Vollendung ich zwar nicht sah, von dem mir aber der Vorsteher jener Anstalt, Hr. Bernard, meldete, daß er alle Erwartungen übertrafe. Die Feuerungskosten für 112 Pfund Rindfleisch, die auf einmal darin gebraten werden, belaufen sich nur auf 12 Kreuzer, und zwar nach einem sehr hohen Preise der Steinkohlen. Ich ließ zur Probe 100 Pfund Kalbfleisch in 6 Stücken in dem Bratofen der Militairakademie zu München braten. Das dabei verbrannte trockne Fichtenholz wog 33 Pfund, welches, die Klafter zu $4\frac{1}{2}$ Gulden gerechnet, nur 3 Kreuzer kostete.

In der Küche des Findelhauses zu London erfüllen auch die Kessel ihren Zweck vollkommen, und verschiedene andere große Hospitäler haben ihre Einrichtung nachgeahmt. Man machte in dieser Küche des Findelhauses auch einen Versuch mit eirunden schüsselförmigen Rosten von gegossenem Eisen, aber die Hitze war zu stark, so, daß sie bald schmolzen. Man mußte daher die gewöhnlichen flachen Roste von starken eisernen Stäben nehmen. Vielleicht ist die Hitze der Steinkohlen schuld daran, da hingegen das Feuer von Holz solche schüsselförmige Roste erlaubt. die in öffentlichen Küchen zu München auch eingeführt sind. Ich habe in München auch verschiedene Versuche mit Rosten von gemeinen Backsteinen, die eckig gelegt wurden, gemacht, und habe gefunden, daß sie besser sind, als die von eisernen Stäben. Sie sind überdem auch wohlfeiler.

Um die Kosten bei der Anlage der Feuerheerde zu verringern, kann man auch die Oeffnung des Herdes zum Einlegen der Feuerung mit einem Ziegel oder flachen Steine verschließen. Eben so auch die Thür der Aschengrube, und den Dämpfer im Canal, der den Rauch in den Schornstein leitet. Nach diesen Grundsätzen legte ich neulich eine Küche an, worin nichts von Metall war, außer der Kessel.

Als bei Annäherung der französischen Armee unter dem General Moreau die baierschen Truppen unter meinem Oberbefehle bei München zusammen gezogen wurden, war die Stadt so voll von Soldaten, daß verschiedene Regimenter in öffentliche Gebäude einzelegt werden, und auf den Wällen unter Zelten kampiren mußten, wo sie keine Bequemlichkeit zum Kochen fanden. Für einen Theil dieser Truppen wurden daher 4 große länglichte viereckigte Pfannen von dünnem verzinntem Kupfer auf einem kreuzförmigen Mauerwerke befestigt. Jede Pfanne hatte ihren Heerd, welcher durch doppelte mit Dämpfern versehene Canäle mit einem gemeinschaftlichen Schornstein in der Mitte des Kreuzes in Verbindung stand. Die Dämpfer waren dünne flache Ziegel, die Roste für die Feuerung waren eckig gesetzte Ziegel, und die Oefnungen des Herdes und der Aschengrube wur-

den mit ausgehohlten Ziegeln verschlossen. Unter dem Boden einer jeden Pfanne waren der Länge nach drei Züge. In dem mittlern, der die Länge der beiden andern hatte, brannte das Feuer. Die Öffnung zum Einlegen der Feuerung ist an dem von dem Schornsteine entferntesten Ende der Pfanne. Die Flamme dringt also, bis ans Ende des mittelsten Zuges theilt sich dann, kehrt in den beiden Seitenzügen nach dem vordern Ende der Pfanne zurück, und geht längs der Außenseite desselben in den Schornstein. Die Pfannendeckel sind von Holz, und bestehen aus 2 durch Haspen verbundenen Stücken. Diese 4 Pfannen sind von verschiedener Größe, so daß sie in einander gesetzt werden können. Die größte, worin die drei andern befindlich sind, wird in einen hölzernen Kasten gepackt, in die kleinste aber ein Zelt, welches sie alle vier bedecken kann. In der Mitte des Zeltes ist eine Oefnung für den Schornstein. Die ganze Küche, die für 1000 Mann hinreicht, kann leicht auf einem Karren mit einem Pferde fortgeschafft werden.

Diese Einrichtung ist bei den Armeen anwendbar. Lord Pelham machte bei seinem Regimente einen Versuch damit, und fand sie von großem Nutzen. Die Holzsparung ist beträchtlich, und die Erleichterung der Mühe des Kochens nicht minder bedeutend.

Noch eine andere Erfindung zum Gebrauch der Truppen im Felde ist ein tragbarer Kessel, der leicht und wohlfeil ist, und worin die Speisen auf dem Marsche gekocht, oder kochend fortgebracht werden können.

Die Gestalt der beiden größten Kessel in der Küche des Findelhauses zu London ist ein länglichtes Viereck, eine Form, die aus vielen Gründen allen andern vorzuziehen ist, besonders aber, weil man sie leicht in dem Mauerwerke befestigen, und ihre Züge besser reinigen kann. Diese Form führte ich zuerst in Dublin ein.

Die erste Pfanne dieser Art wurde in dem Hause eines Leinwandhändlers zu Dublin als ein Muster für Bleichen angelegt. Sie ist 8 Fuß breit, 10 Fuß lang, und 2 Fuß tief, und hat einen hölzernen ausgehohlten Deckel, der den Dampf vollkommen in den Kessel einschließt. Dieser Deckel wird durch ein Seil aufgehoben, das über einer Rolle läuft. Unter der Pfanne befinden sich 5 Züge, die nach der Länge der Pfanne laufen. Um ihre Außenseite sind keine Züge, aber die Backsteinwände, welche die kalte Luft abhalten, sind doppelt, und der Raum dazwischen ist mit Holzkohlenstaub angefüllt.

Die Feurung brennt im vordern Ende des mittlern Zuges auf einem schüsselförmigen Roste. Die Flamme läuft bis zum äußersten Ende der Pfanne in diesem Zuge fort, theilt sich dann, und kehrt in den beiden nächsten Zügen nach vorne zurück; dann wendet sie sich rechts und links,

geht wieder in den beiden äußern Seitengängen bis an das äußerste Ende der Pfanne, und tritt von da in zwei Canäle, welche sie in die Züge einer andern Pfanne leiten, unter der sie gleichfalls ihren Kreislauf macht, und das Wasser erwärmt, welches zur Anfüllung der ersten Pfanne bestimmt ist.

Diese Pfannen sind von sehr dünnem Kupferblech, welches der Hitze stärkern Widerstand leistet, als das gewöhnliche dicke, daher sie nicht nur dauerhafter sind, sondern auch beide zusammen weniger kosten, als eine einzige Pfanne nach der alten Einrichtung. Nach einer Berechnung des Herrn Düssin würde die allgemeine Einführung solcher Pfannen in Irland eine Ersparung der Feuerungskosten von 50000 Pf. Sterl. (600,000 Thl.) bewirken.

In dem Hause der dubliner Societät legte ich ein Waschhaus an, welches zum Muster für vornehme Familien dienen kann. In demselben sind auch zwei länglich-viereckigte Pfannen, wovon die eine durch die Feuerhitze und die andere durch den Rauch erhitzt wird. Wenn der Rauch in den Zügen der 2ten Pfanne circulirt hat, so tritt er in einen langen Zug, der rings um die Seiten eines Trockenzimmers läuft, geht dann durch eine Wand in das Plättezimmer, und entweicht durch den Schornstein. Der Boden der zweiten Pfanne liegt mit dem obern Rande der ersten gleich, so daß das warme Wasser aus der 2ten in die erste durch einen messingenen Hahn hineingelassen werden kann. Der Dampf von der Hauptpfanne tritt durch den hölzernen Deckel in eine hölzerne Röhre, die in eine andere Röhre führt, und den Dampf in das Trokkenzimmer leitet, wo sich diese hölzerne Röhre in eine kupferne von 3 Zoll im Durchmesser endet, die den Dampf durch die Mitte des Trockenzimmers, und endlich durch eine Oefnung im Fenster in die Luft leitet.

Der Ofen zum Heitzen der Plätteisen ist von Backsteinen. Der Boden ist eine hohle Pfanne von gegossenem Eisen, die fast ganz mit feinem Sande angefüllt wird. Diese Pfanne, unter der sich ein verschlossener Herd zum Feuer befindet, wird da der Sand ihre Oberfläche vor der kalten Luft schützt, leicht rothglühend, und die Plätteisen, die man unter den Sand auf die Metallplatte legt, werden in kurzer Zeit erhitzt. Dieser Plätteofen steht zwar im Trockenzimmer, aber die Thür zum Einlegen der Eisen, so wie die Thüren des Heerdes und der Aschengrube öffnen sich alle in das Plättzimmer. Der Rauch von diesem Ofen geht auch durch eine metallene Röhre in das Trockenzimmer.

Das Trockenzimmer kann auch besonders geheitzt werden, und zwar vermittelst eines kleinen Feuerherdes, der sich in den Zug öffnet, durch welchen der Rauch von den Pfannen in dieses Zimmer hinein geleitet wird. Er ist außerhalb des Trockenzimmers da

angebracht, wo sich der Zug mit der zweiten Pfanne vereinigt. Wenn er nicht geheizt wird, so verschließt man durch eine eiserne Platte die obere Oeffnung, wo die Flamme unter den Zug schlägt. Ist er aber geheizt, so werden die Thüren zum Heerde der Hauptpfanne und das Zugloch in der Aschengrube geschlossen.

Damit der obere Rand der Hauptpfanne nicht zu hoch über den Fußboden des Waschhauses emporstehe, und damit die Wäscherinnen in dem Kessel arbeiten können, ohne einige Stufen hinauf zu steigen, so ist der Rost und der Boden der Züge unter der Pfanne fast dem Fußboden gleich, und die Aschengrube liegt tiefer. Vor dem Feuerherde aber ist ein Platz, 3 Fuß ins Gevierte und 2 Fuß tief in den Fußboden eingemauert, um den Zugang zum Feuerheerde und das Anzünden des Feuers bequemer zu machen. In den beiden Seitenwänden dieses Vorplatzes rechts und links sind Wölbungen zum Aufbewahren des Holzes.

Solche Vorplätze sind sehr nöthig, denn sonst steht der obere Rand der Pfanne zu hoch über dem Fußboden. Man kann zwar vor den höher liegenden Pfannen Stufen anlegen, aber sie sind unbequem und kosten mehr, als solche Vorplätze. Wenn es aber die Lage nicht erlaubt, einen Vorplatz anzubringen, so muß man freilich um das Mauerwerk der Pfanne Stufen anlegen, wie es in der Küche des Hospitals la Pietà zu Verona der Fall ist.

Die Züge unter der Hauptpfanne des Waschhauses der dublin:r Societät sind nicht so eingerichtet, daß sie die Flamme theilen und in zwei Ströme leiten; sondern sie laufen unter ihr von Seite zu Seite. Die Thür des Heerdes ist an der Seite der Pfanne. Die Flamme geht und kömmt zweimal von vorne nach hinten, tritt dann in einen mit einem Dämpfer versehenen Canal, der sie in die Züge der zweiten Pfanne leitet. Um die Züge leicht reinigen zu können, so sind ihre Enden offen gelassen, und können mit einer doppelten Wand von Backsteinen geschlossen werden, deren Fugen man auswärts mit nassem Thone bestreicht.

Gern hätte ich in dem Arbeitshause zu Dublin eine große Küche angelegt, da in dieser Anstalt, wo täglich 1500 Menschen gespeist werden, der Holzverbrauch sehr groß ist. Aber ich hatte nicht Zeit genug, um ein so weitläuftiges Unternehmen zu Ende zu bringen, und wollte es daher lieber nicht anfangen. Jedoch leute ich an dem einen Ende des Arbeitshauses einen großen Kessel zum Muster an, der hauptsächlich zeigen sollte, wie ein großer Saal von dem Feuer eines Küchenheerdes zugleich mit geheizt werden könne, eine Einrichtung, die auch auf die Heizung eines Treibhauses anwendbar ist, wenn es gleich in beträchtlicher Entfernung von der Küche liegen sollte. Der Rauch von dem Feuerherde wird wagerecht an den

Sei-

Wenn das Wasser aus einem Topfe in einen andern gegossen gehalten, und in den Boden durchgebohrt wird, die Luft, Feuer-Kälte, Wasser, von Zauber-Sprüchen, und Hexerey nicht schaden können. Wenn der Wasser-Geist, Wasser-Mann, und Wasser-Frau nicht schaden können. Wenn der Zauberer und Hexen nicht schaden können. Wenn den Zauberern die Hexerey nicht schaden kann.

Ist die Wissen durch den Geist Gabriels, so will ich sie durch die Offenbarung des Johannes erkennen lernen, so will ich sie durch die Offenbarung des Johannes erkennen lernen. Ich will sie durch die Offenbarung des Johannes erkennen lernen.

Wenn ich sie erkennen lernen, so will ich sie erkennen lernen, so will ich sie erkennen lernen, so will

hat, so vereinigen sie sich alle im Mittelpunkte des Mauerwerks.

Wenn die Flamme unter dem Boden dieser Oefen circulirt hat, so steigt sie in 2 Canälen empor, circulirt dann in ähnlichen Zügen auf der Oberfläche einer andern dreieckigen gegossenen eisernen Platte, die die Decke des Ofens bildet, und wird von da in den Schornstein geleitet.

Diese 6 Oefen sind durch dünne Wände von Ziegeln, anderthalb Zoll dick und 10 Zoll ins Gevierte, in ihren Seiten verbunden. Man kann jeden Ofen für sich allein, oder mehrere zugleich heitzen, oder man kann die Hitze des einen ohne Unterbrechung einem andern zuführen, und das Backgeschäft kann ununterbrochen fortgehen. Sobald das Brod aus einem der Oefen gezogen ist, so kann man ihm unmittelbar die Feuerhitze wieder zukommen lassen, indeß der, dem man das Feuer genommen hat, mit neuen Brodten gefüllt und geschlossen wird.

Die Hauptabsicht bei diesem Backofen war, den großen Verlust des Wärmestoffs zu verhüten, der bei großen Backöfen beim Herausziehen und Einschieben des Brodtes statt findet. Da jeder dieser kleinen Oefen nur 5 Brodte oder Kuchen faßt, so kann das Ausziehen oder Einschieben sehr bald geschehen, während welcher Zeit auch die übrigen 5 Oefen verschlossen bleiben.

Dieser Backofen war eigentlich nur auf Habermehlkuchen, die man gewöhnlich auf heißen eisernen Blechen bäckt, berechnet; allein nachher fand ich, daß man durch eine besondre Behandlung der Feuerhitze in einem solchen Ofen auch ordentliches Brod backen kann. Der Ofen muß nemlich erst hinlänglich geheitzt seyn, ehe man das Brod hineinschiebt, und während dieses Prozesses dürfen die Luftzüge nicht ganz verschlossen werden. In München stellte ich darüber neue Versuche an, und erreichte meine Absicht so gut, daß seit den letztern 4 Monaten kein andres Brod auf meinen Tisch gekommen ist, als das mein Koch in meinem Hause in einem Ofen von dünnem Eisenbleche, der von außen geheitzt wird, gebacken hat; und ich kann versichern, daß ich nie besseres Brod gegessen habe. Es ist sehr leicht, völlig ausgebacken, nicht trocken und von vortreflichem Geschmack. Nur müssen die Brodte in dem Ofen auf runden dünnen Eisenblechen, die auf eisernen Füßen von 1 Zoll Höhe ruhen, gelegt werden, damit die unter Rinde nicht verbrenne. Auch muß man den beim Backen erzeugten Dämpfen einen freien Abzug verstatten, welches entweder durch einen Dampfschornstein, oder blos durch ein Zugloch in der Ofenthür bewirkt werden kann.

Welche wichtige Vortheile die Bäkker von einer solchen Einrichtung einernten könnten, ist leicht einzusehen.

Auch auf Schiffen würden die nach obigen Grundsätzen eingerichteten Brat- und Backöfen von großem Nutzen seyn. (Mit Uebergehung ei-

nige

niger kurzer Nachrichten von einer in dem Hause der dublinee Societät angelegten Küche zum Muster für Privatfamilien; von einem Feuerherde für Hütten und einem eisernen Kochtopfe für Arme, soll nur noch die Beschreibung eines Kalkofens folgen, der auch als Muster zur Nachahmung auf dem Hofe jenes öffentlichen Gebäudes angelegt wurde.

Muster eines immerwährenden Kalkofens.

Die besondern Zwecke bei der Anlage dieses Kalkofens waren: 1) Die Feuerung so brennen zu lassen, daß die Flamme den Rauch verzehrte. Dies wurde dadurch bewirkt, daß der Rauch niedersteigen und durch das Feuer gehen mußte. 2) Die Flamme und den heißen Dampf mit dem Kalksteine durch eine große Oberfläche in Berührung zu bringen. Zu diesem Zweck gab man dem Bauche des Kalkofens die Gestalt eines hohlen abgestumpften Kegels, machte ihn gegen seinen Durchmesser sehr hoch, und füllte ihn bis zu seiner Spitze ganz mit Kalksteinen an. 3) Den Prozeß des Kalkbrennens ununterbrochen fortdauren zu lassen, um die Verschwendung des Wärmestoffs zu verhüten, die nothwendig erfolgt, wenn man beim Einlegen und Herausnehmen des Kalks den Ofen kalt werden läßt. 4) Den so eben fertig gebrannten noch heißen Kalk beim Abkühlen seinen Wärmestoff abgeben zu lassen, damit er die frischen Kalksteine, die von neuem in den Ofen kommen, erhitzen helfe. Zu diesem Zwecke wird die Feuerung nicht mit den Kalksteinen vermischt, sondern in einem verschlossenen Feuerherde verbrannt. Große Kalköfen dieser Art müssen mehrere Feuerherde haben. Auf dem Boden des Kalkofens ist eine Thür angebracht, die man zum Herausnehmen des Kalks öfnet, gleich darauf wieder verschließt, und die Fugen mit nassem Lehm verstreicht. Jedoch muß eine kleine Oefnung bleiben.

Da das Feuer in einiger Entfernung von dem Boden des Ofens in ihn niederdringt, und da die Flamme, sobald sie in seine Höhlung kömmt, emporsteigt: so ist der untere Theil des Ofens mit schon gebranntem Kalk bedeckt. Wenn nun von unten eine Kalkschicht weggenommen wird, so senkt sich der darüber liegende schon heiße Kalk nieder, und da die Luft in dem Ofen aufwärts steigt, und in die Spitze des Ofens eindringt, so befördert diese untere Kalkschicht während ihres Abkühlens die Erhitzung der frischen Portion Kalksteine, die man aufgeschüttet hat. Um dies zu befördern, muß man einen sanften Luftzuge, der aber ja nicht zu heftig sein darf, von dem Boden des Ofens nach der Spitze hin, durch eine Oefnung unten in der Ofenthüre befördern. Sobald indeß die untere Kalkschicht im Ofen einen Theil ihres Wärmestoffs abgegeben hat, so muß man die Thüre ganz zu verschließen.

Hannöverisches Magazin.

65tes Stück.

Freitag, den 16ten August 1799.

Nachtrag zu dem Aufsatze: Zucker und Salpeter aus Runkelrüben, a)

Verschiedene Druck- und Schreibfehler, die sich in dem in der Ueberschrift erwähnten Aufsatze eingeschlichen haben, machen es nöthig, da sie nicht blos den Sinn verstellen, sondern auch eine unrichtige Darstellung der Resultate meiner Versuche enthalten, sie dem Leser dieser Zeitschrift anzuzeigen, damit er nicht zu irrigen Folgerungen veranlaßt werde. Dies geschiehet am Fuße dieser Seite b). Zugleich erlaube ich mir es, für die Oekonomen in meinem Vaterlande hier einige den Runkelrübenzucker und seine Erzielung betreffende Nachrichten bekannt zu machen, die auf andern Wegen vielleicht nicht so schnell zu ihnen kommen mögten. Meine gefälligen Leser haben diese Nachrichten übrigens der schriftlichen und mündlichen Unterhaltung mit solchen Männern zu verdanken, die von der Sache sehr unterrichtet sind. Das andere, was ich aus eigener neuer Erfahrung hinzugethan habe, ist im Verhältniß von demjenigen, was jenen Männern gehört, nur wenig, und daher

a) Hannöv. Magazin 1799, 54stes und 55stes Stück.

b) Am a. Orte Columne 869. §. 11. Zeile 1. lese man Runkelrübepulver statt Runkelrübezucker.
Daselbst Zeile 2. lese man gläsernen statt eisernen.
Columne 872. § 16. Zeile 19. lese man 15½ Loth statt 5 Loth.
— 873. — — 4 — — 12½ Quentchen statt 124 Quentchen.
— 873. — — — — — 14 Loth statt 4 Loth.
— 881. — — 34. — — ½ Quentchen statt 13 Quentchen.
— 886. §. 21. Zeile 6. — — Zuckererzielung statt Zuckererziehung.
Uebrigens setzt man zu dem Worte Zucker da immer das Eigenschaftswort rein hinzu, wo von der Zuckerausbeute der hierländischen Rüben die Rede ist.

daher mit dem übrigen verwebt werden.

1) Es ist unwiderleglich, daß Marggraf die Ehre der wichtigen Entdeckung gebühre, die Mangoldwurzeln schicken sich vor vielen andern zuckerführenden Pflanzen sehr gut zur Zuckererzielung. Achard hat die Marggrafschen Vorschläge blos von neuem in Anregung gebracht. Der Obersanitätsrath Hermbstädt in Berlin hat lange vor Achard an Vervollkommnung dieser Vorschläge, so wie überhaupt an Zuckerbereitung aus solchen Pflanzen gearbeitet, die in Deutschland einheimisch sind, oder doch jetzt bei uns gezogen werden, und gezogen werden können. Der Obersanitätsrath Klaproth, so wie der Kriegsrath Nöldechen und der Kammerrath Nicolai in Berlin, imgleichen die Professoren Göttling und Lampadius haben große Verdienste um die neuere Auflegung der fast vergessenen Entdekkung Marggrafs und um die Verbesserung der von ihm vorgeschlagenen Methode.

2) Es ist ausgemacht, daß sich die Runkelrübe zur Zuckerbereitung schicke. Aber eben so ausgemacht ist es, daß es

a) gleichgültig sey, welche Art des Mangolds, ob man die rothe Rübe — Beta vulgaris rubra weiße Bete, oder Mangold, Beta cicla, oder ob man die Runkelrübe, Beta vulgaris alissima baue. Alle diese Arten des Mangolds sollen sich, wenigstens behauptet dies der Professor Göttling in Jena, in ihrem Gehalt an Zucker fast gleich seyn.

b) Es ist gewiß, daß bei der Cultur der Rüben gar kein Geheimniß statt hat, und daß die Cultur derselben überhaupt eben keinen großen Einfluß auf die Zuckerbildung in diesen Rüben zu haben scheint; gesunde und auf gutem Ackerboden erzielte Rüben sind sich im Zuckergehalte fast gleich. c) Der Obersanitätsrath Hermbstädt in Berlin, der Kriegsrath Nöldechen daselbst, der Professor Göttling zu Jena, der Professor Lampadius zu Freyberg, der Professor Tromsdorf zu Erfurt, ich und mehrere meiner Bekannte haben — freilich mit mehrerem oder minderem Glück — Rüben bearbeitet, Zucker und Syrup aus solchen Rü-

c) Wer eine sichere Belehrung über die Cultur der Runkelrübe zu haben verlangt, der findet sie bei Nöldechen: Ueber den Anbau der sogenannten Runkelrübe, 1stes Heft.

Rüben erhalten, die nach der Achardischen geheimen Methode nicht erzielt waren. Selbst die großen in Berlin angestellten Versuche sind mit Rüben gemacht worden, die die Gutsbesitzer und Landleute, nicht aber Herr Achard, gebauet hatte.

3) Es ist ferner gewiß, daß der Stellvertreter und Goldgrube den Zuckergehalt der Rüben viel zu groß berechneten. Der, oder die Verfasser dieser Schriften gründeten ihre Berechnungen auf die erste und ganz misverstandene Angabe des Obersanitätsraths Klaproth. Dieser redete aber vom eingedickten Rübensafte, den er der Kürze wegen Rohzucker nannte, nicht aber vom eigentlichen rohen Zucker oder gemeinen Farin d), und beide, ein gedickter Rübensaft und roher Zucker, sind so weit von einander verschieden, wie 3löthiges Silber von 12löthigem. Genau läßt sich der wahre Zuckergehalt der Mangoldarten überhaupt noch nicht angeben. Die ins Große gehenden Versuche, die man in Berlin unternommen hat, sind noch nicht beendigt, oder es ist wenigstens noch zur Zeit nichts bestimmtes über die Resultate dieser Versuche bekannt gemacht worden. Hermbstädt und Möldechen erhielten, durch Umstände gehindert, nur unvollkommene Resultate, und Lampadius und Tromsdorf haben die Quantitäten des Zuckers, die ihnen zu Theil wurden, nicht angegeben, um die Oekonomen nicht gleichfalls durch glänzende Rechnungen zu täuschen, und zu unnützen und kostspieligen Entreprisen zu verleiten. Darf man indes den Versuchen Göttlings und den Angaben einiger meiner Freunde Glauben geben; so scheint aus diesen so viel hervorzugehen, daß 100 Pfund gesunde und wohl ausgewachsene Mangoldwurzeln etwa 2 Pfund gelben Farin, ½ bis ¾ Pf. schlechtern braunen Farin, und 3 Pfund Syrup zu geben im Stande sind. Diese Ausbeute wird zusammen mit Arbeitslohn, Feuerung, Abnutzung der Gefäße und Geräthe, auf 1 Thl. 4 ggr. bis 2 Thl. in unserm Lande zu stehen kommen, je nachdem nemlich die Rüben, das Arbeitslohn, die Feuerung und die Geräthe hier theu-

d) Unter Farinzucker versteht man eigentlich den rohen Zucker, wie er aus beiden Indien zu uns kommt. Er pflegt braun, gelb oder gelblich zu seyn, und ist wahrer, aus den Säften der zuckergebenden Pflanzen durch Kristallisation abgeschiedener Zucker, und hat im Lande schon die ersten Reinigungsarbeiten erfahren. Aus diesem Farin bereiten unsere Zuckerraffineurs durch mehrmaliges Läutern, die andern Sorten, weißen Farin nemlich Lumpen, grauben und feinen Mehlis, Raffinade und Canarienzucker, die wir im Handel finden.

Kinder und den weltlichen Stand. Wer diese Abtheilung brechen will, der bricht die Ordnung Gottes, und wird sich selbst und andern Leuten Unglück und Schaden zufügen. Wer sich in die Predigt-Aemter eindringet, der ist ein Dieb und Mörder, Johannes 10. Wer sich in Kirchen-Sachen, weltlicher Seiten Befehl, Gewalt und Amt, mischet, der thut Unrecht.

4) Wir sind Kinder Gottes, und Priester vor seinem Angesichte, und sollen Gott loben, ihn anrufen, ihm danken, und ihm opfern. Dazu ist uns Jesus Christus, unser Hoher-Priester, eingesetzet, der Gottes und der Menschen Sache, und Gott und Menschen zusammen bringet, und bittet für uns, und hilft uns allen guten Dingen, die zu Gottes ungefärbten Dienste gehören. Wer sich nun in diesen Dienst eindringet, der ist ein Dieb und Mörder, und wird sich selbst und andern Leuten Unglück und Schaden zufügen. Wer sich in Kirchen-Sachen, weltlicher Seiten Befehl, Gewalt und Amt, mischet, der thut Unrecht.

5) Wir sind Kinder Gottes, und Priester vor seinem Angesichte, und sollen Gott loben, ihn anrufen, ihm danken, und ihm opfern. Dazu ist uns Jesus Christus, unser Hoher-Priester, eingesetzet, der Gottes und der Menschen Sache, und Gott und Menschen zusammen bringet, und bittet für uns, und hilft uns allen guten Dingen, die zu Gottes ungefärbten Dienste gehören. Wer sich nun in diesen Dienst eindringet, der ist ein Dieb und Mörder, und wird sich selbst und andern Leuten Unglück und Schaden zufügen. Wer sich in Kirchen-Sachen, weltlicher Seiten Befehl, Gewalt und Amt, mischet, der thut Unrecht.

6) Wir sind Kinder Gottes, und Priester vor seinem Angesichte, und sollen Gott loben, ihn anrufen, ihm danken, und ihm opfern. Dazu ist uns Jesus Christus, unser Hoher-Priester, eingesetzet, der Gottes und der Menschen Sache, und Gott und Menschen zusammen bringet, und bittet für uns, und hilft uns allen guten Dingen, die zu Gottes ungefärbten Dienste gehören. Wer sich nun in diesen Dienst eindringet, der ist ein Dieb und Mörder, und wird sich selbst und andern Leuten Unglück und Schaden zufügen. Wer sich in Kirchen-Sachen, weltlicher Seiten Befehl, Gewalt und Amt, mischet, der thut Unrecht.

7) Wir sind Kinder Gottes, und Priester vor seinem Angesichte, und sollen Gott loben, ihn anrufen, ihm danken, und ihm opfern. Dazu ist uns Jesus Christus, unser Hoher-Priester, eingesetzet, der Gottes und der Menschen Sache, und Gott und Menschen zusammen bringet, und bittet für uns, und hilft uns allen guten Dingen, die zu Gottes ungefärbten Dienste gehören. Wer sich nun in diesen Dienst eindringet, der ist ein Dieb und Mörder, und wird sich selbst und andern Leuten Unglück und Schaden zufügen. Wer sich in Kirchen-Sachen, weltlicher Seiten Befehl, Gewalt und Amt, mischet, der thut Unrecht.

8) Wir sind Kinder Gottes, und Priester vor seinem Angesichte, und sollen Gott loben, ihn anrufen, ihm danken, und ihm opfern. Dazu ist uns Jesus Christus, unser Hoher-Priester, eingesetzet, der Gottes und der Menschen Sache, und Gott und Menschen zusammen bringet, und bittet für uns, und hilft uns allen guten Dingen, die zu Gottes ungefärbten Dienste gehören. Wer sich nun in diesen Dienst eindringet, der ist ein Dieb und Mörder, und wird sich selbst und andern Leuten Unglück und Schaden zufügen. Wer sich in Kirchen-Sachen, weltlicher Seiten Befehl, Gewalt und Amt, mischet, der thut Unrecht.

9) Wir sind Kinder Gottes, und Priester vor seinem Angesichte, und sollen Gott loben, ihn anrufen, ihm danken, und ihm opfern. Dazu ist uns Jesus Christus, unser Hoher-Priester, eingesetzet, der Gottes und der Menschen Sache, und Gott und Menschen zusammen bringet, und bittet für uns, und hilft uns allen guten Dingen, die zu Gottes ungefärbten Dienste gehören. Wer sich nun in diesen Dienst eindringet, der ist ein Dieb und Mörder, und wird sich selbst und andern Leuten Unglück und Schaden zufügen. Wer sich in Kirchen-Sachen, weltlicher Seiten Befehl, Gewalt und Amt, mischet, der thut Unrecht.

10) Wir sind Kinder Gottes, und Priester vor seinem Angesichte, und sollen Gott loben, ihn anrufen, ihm danken, und ihm opfern. Dazu ist uns Jesus Christus, unser Hoher-Priester, eingesetzet, der Gottes und der Menschen Sache, und Gott und Menschen zusammen bringet, und bittet für uns, und hilft uns allen guten Dingen, die zu Gottes ungefärbten Dienste gehören. Wer sich nun in diesen Dienst eindringet, der ist ein Dieb und Mörder, und wird sich selbst und andern Leuten Unglück und Schaden zufügen. Wer sich in Kirchen-Sachen, weltlicher Seiten Befehl, Gewalt und Amt, mischet, der thut Unrecht.

chen anschaffen e); denjenigen aber, die sich mit der Verfertigung des Rohzuckers aus Mangold zu beschäftigen Lust haben, rathe ich, die kleine Schrift zu kaufen, die der Hr. Professor Göttling dem Publikum anbietet f).

In der Schrift des Hrn. Möldechen werden sie Auskunft über den besten und sichersten Anbau der Rüben, so wie die treuesten Nachrichten über alles das finden, was bisher in Absicht auf Runkelrübezucker und seine Fabrikatur geschehen ist. Und, ohne einen so treuen und erfahrnen Wegweiser, wie Herr Göttling hoffentlich geben wird, mögte die Bereitung des Rohzuckers aus Mangold sehr vielen schwer, ja unmöglich fallen, haben sie anders nicht einen mit dem ganzen Geschäft sehr vertrauten Mann unter sich.

Nach den Versuchen eines sehr geschickten Mannes, des Hrn. Apothekers Schröder in Hannover, besteht das eigentliche Kunststück, wodurch man die Scheidung des Zuckers aus dem Runkelrübensafte sehr erleichtern kann, in der möglichst vollkommenen Abscheidung des Salz- oder Stärkemehls, welches der Rübensaft enthält. So wie denn auch nach den Erfahrungen anderer eine mäßige Wärme, in der man den abgedampften Rübensaft ununterbrochen erhalten muß, die Krystallisation des Zuckers befördern und sehr erleichtern soll. Ueber diese und mehrere andere Gegenstände hoffe ich die Leser dieser Zeitschrift im Herbste dieses Jahrs näher unterhalten zu können.

L. D.

e) K. A. Möldechen über den Anbau der sogenannten Runkelrübe. 1stes und 2tes Heft. Berlin, bei Nicolai, 1799.

f) Intelligenzblatt der allgemeinen Litteraturzeitung 1799. Nr. 88. Columne 701, 702, und die unmittelbar auf gegenwärtigen Nachtrag folgende Ankündigung der Göttlingschen Anweisung, wie der Rübenzucker aus Mangold zu verfertigen sey ꝛc.

einer herauszugebenden Monatsschrift, und in allen Buchhandlungen auf eine billige und wohlfeile Art Bestellungen entgegennehmen.

Der Unterzeichnete, auch im Namen seiner Mitarbeiter, Herrn Burgsdorf, Herrn Hasenbalg, Herrn Kosegarten (Mecenke) jetzt in Greifswald, Herrn Lichtenstein, Herrn Pfaff, Herrn Sprengel, Herrn Ulrich, ersucht, um sich und seinen Mitarbeitern Gewißheit zu verschaffen, wie viele Exemplare dieses Journals sie sich zu geben haben, die Buchhandlungen, welche in Ihren Gegenden Bestellungen darauf annehmen, gefällig zu ersuchen, ihm davon die Anzahl der Exemplare, welche sie verlangen, gefälligst anzuzeigen.

Die Bücher sind den ersten Tag des Monats, in welchem sie ausgegeben werden, in Herrn Buchhändler J. C. Hinrichs's Handlung in Leipzig, und bald darauf in die sämtlichen Hinrichsischen Buchhandlungen, und die Monatsstücke, als: Februarstück, Märzstück, etc. durch Gelehrte versendet werden. Der Preis eines jeden Monatsstücks ist 8 gr. sächs. oder 30 kr. rhein. Für diesen Preis bekommen sie, wenn gleich nicht jedes Monatsstück gerade 10 Bogen stark ist, doch immer so viel, als 10 Bogen betragen, und es wird nicht leicht ein Monat vorbeigehen, in welchem nicht 10 Bogen gedruckt werden.

Ich bitte um recht baldige Bestellung, weil es mein Ernst ist, meine Arbeiten pünktlich, und dann so viel als möglich, in der ersten Hälfte eines jeden Monats, liefern zu können.

Ich bitte ferner, mir die Namen derjenigen Herren, welche sich bei Ihnen für Subscribenten melden, und die Anzahl der Exemplare, welche sie verlangen, gefälligst anzuzeigen, damit ich sie in das Verzeichniß der Subscribenten eintragen kann.

Ich bitte endlich, mir die Namen derjenigen Herren, welche sich bei Ihnen für Mitarbeiter melden, und die Anzahl der Bogen, welche sie liefern wollen, gefälligst anzuzeigen, damit ich sie in das Verzeichniß der Mitarbeiter eintragen kann.

Ich bitte

für Rohzucker ausgeben, da noch alle die, die Krystallisation des Zuckers erschwerenden Theile dabei vorhanden, und mit als Rohzucker in Rechnung gebracht worden sind? Herr Prof. Göttling versuchte, den Zucker durch Weingeist davon zu trennen, aber er kann sich nicht rühmen, so viel reinen Zucker dadurch erhalten zu haben, daß man auf 100 Pfund Runkeln 8 Pfund reinen Zucker rechnen könnte, wie es ebenfalls im Stellvertreter geschehen ist.

Da Herr Prof. Göttling auf diese Art seinen Zweck nicht nach Wunsch erreicht hatte, beschloß er, seine Versuche erst dann wieder aufs neue fortzusetzen, wenn er erst durch eine genaue chemische Untersuchung, diese Rüben, in Ansehung ihrer außer dem Zucker enthaltenden Bestandtheile, genauer kennen gelernt hätte. Durch diese Untersuchung fand er nun, daß diese Rüben bei ihrer Bearbeitung auf Zucker ganz anders behandelt werden müssen, als das Zuckerrohr, sie mögen auf irgend eine Art kultivirt seyn; zugleich ist Hr. Prof. Göttling auf eine sehr leichte ohne alle Auspressung zu bewirkende Scheidung des Zuckers aus diesen Rüben gekommen. Hundert Pfund Runkelrüben haben ihm nach dieser Methode zwei und ein halbes Pfund guten krystallisirten in Haushaltungen brauchbaren Farinzucker, und eben so viel noch sehr zuckerreichen Syrup gegeben, woraus sich durch die Krystallisation noch ein beträchtlicher Theil etwas gelberer Farinzucker scheiden läßt. Der dabei zu erhaltende Syrup ist so gut, daß er dem Honig im Gebrauche an die Seite gesetzt werden kann.

Obschon die Menge des durch Hrn. Prof. Göttlings Methode zu erhaltenden Zuckers, nicht mit der im Stellvertreter angegebenen, und zwar aus oben schon angeführten Gründen übereinstimmen kann; so sind demungeachtet dadurch beträchtliche Vortheile zu erwarten. Herr Prof. Göttling schlägt den Oekonomen aufs höchste 100 Pfund Runkelrüben zu 4 Ggr. an, und für Arbeit und Holz sind 8 Ggr. zu rechnen; es ergiebt sich also daraus, daß nach diesem Verfahren das Pfund krystallisirter Farinzucker nicht über 3 Ggr., und das Pfund Syrup nicht über 18 pf. zu stehen kommt, ohne die Rückstände als Fütterung mit in Rechnung zu bringen.

Soll nun aber diese Zuckerfabrikation zu Stande kommen, so wird es schwerlich geschehen, wenn man dazu einzelne große Anstalten einzurichten gedenkt, wohin die Rüben in hinlänglicher Menge zusammengeschafft werden sollen, weil sie dann durch den Transport ansehnlich vertheuert werden würden. Hr.

Prof.

Prof. Göttling ist daher der Meinung, daß man dem Landbesitzer die erste Verarbeitung der Rüben zu Farinzucker und Syrup überlassen müsse, um an Fracht zu ersparen, und die Abgänge gleich als Fütterung in Anwendung zu bringen. Es werden sich dann bald Unternehmer für die fernere Reinigung des Zuckers finden, an welche die Landinhaber ihren Ueberschuß zu angemessenen Preisen verkaufen können. Dann ist es aber nöthig, daß dem Landbesitzer ein zuverlässiges Verfahren bekannt gemacht werde, den Zucker von diesen Mangoldarten, die sich gleich gut zur Zuckerfabrikation schicken, auf eine leichte wenig umständliche und nicht kostspielige Art zu scheiden. Hr. Prof. Göttling hat sich aus diesem Grunde entschlossen, sein Verfahren, welches in allen Haushaltungen leicht ausgeführt werden kann, auf Pränumeration herauszugeben. Die Pränumeration ist ein vollwichtiger Dukaten, der postfrei ihm eingesandt werden muß, und worüber jeder einen Empfangschein erhält. Jedem Pränumerationsscheine wird eine kleine Probe Runkelfarinzucker beigelegt. Es kann bis zu Ende Septembers des jetzt laufenden Jahrs darauf pränumerirt werden, wo dann bald nachher die Schrift abgeliefert werden soll, und zwar nach der Ordnung, wie sich die Pränumeranten gemeldet haben.

Vorstehendes ist der Inhalt der mir vom Herrn Prof. Göttling, meinem langjährigen Correspondenten, über diesen gemeinnützigen Gegenstand zugeschickten Ankündigung, die wohl eine allgemeine Verbreitung und Bekanntmachung verdient, und ich daher den Magazinlesern hier mittheile.

Hannover. G. F. Wehrs.

Anfrage.

Ich habe das Schicksal seit ungefähr einem Jahre, daß mir auf meinem Kornboden die sogenannten schwarzen Kornwürmer vielen Schaden verursachen, und habe bis jetzt kein Mittel ausfindig machen können, wodurch ich dieser unangenehmen Gäste wieder entledigt werden könne. — Da so manches Nützliche in diesen Blättern bekannt gemacht wird; so darf ich hoffen, wenn jemand sichere Belehrung zu geben im Stande ist, wodurch jenes Insekt gewiß vertilgt wird, daß derselbe die Gefälligkeit habe, solches auch durch diesen Weg gütigst bekannt zu machen.

W. B.

Neues Hannoverisches Magazin.

66stes Stück.

Montag, den 7ten August 1775.

Hannoverische Geschichte.

Fortsetzung der Nachricht von der Königl. Societät der Wissenschaften, zu Göttingen für das Jahr 1775.

Dritte Classe.

Unter welchen Umständen ist die Empfehlung eines Arztes, eines Arzneymittels, seiner Anwendung und Wirkungen, und in welchen Fällen das Verlangen und gesuchte Hülfe desjenigen, welcher Arzney gebraucht, unrecht?

Es kann geschehen, daß ein Arzt, ein Arzneymittel, seine Anwendung und Wirkungen, und das Verlangen und gesuchte Hülfe desjenigen, welcher Arzney gebraucht, unrecht sind, und doch in einem solchen Falle das Verlangen und gesuchte Hülfe desjenigen, welcher Arzney gebraucht, nicht unrecht ist.

Diese Frage ist, wenn sie recht verstanden wird, leicht zu beantworten.

Von Professor D. Heinrich Wilhelm Brandes,

Königl. und Churfürstl. Leibarzte, und der Arzneykunde ordentlichem Lehrer.

Es kann geschehen, daß ein Arzt, ein Arzneymittel, seine Anwendung und Wirkungen, und das Verlangen und gesuchte Hülfe desjenigen, welcher Arzney gebraucht, unrecht sind, und doch in einem solchen Falle das Verlangen und gesuchte Hülfe desjenigen, welcher Arzney gebraucht, nicht unrecht ist.

Diese Frage ist, wenn sie recht verstanden wird, leicht zu beantworten.

1. Unter welchen Umständen die Verordnung oder Anwendung eines Arztes, Arzneymittels, seiner Anwendung und Wirkungen unrecht ist?

2. Wie in solchen Fällen das Verlangen und gesuchte Hülfe desjenigen, welcher Arzney gebraucht, beschaffen ist?

und zwar, wenn Gemeinschaftsgüter, die Ehefrau, wenn Vorbehaltsgüter, der Ehemann, wenn Sondergüter, der Verwaltungsberechtigte, in Bezug worauf den Vorschub zu leisten ist, und wenn Personen in Frage sind,

a) auf die Ehefrau und

b) auf den Verwaltungsberechtigten.

Die Beantwortung der Fragen ist nicht für jeden Fall besonders vorgesehen, sondern es ist

1. die Frage, ob Vorschub zu leisten sei, bejahend, wenn auf Bejahung jeder einzelne der Buchstaben a und b,

2. auf die Beschlußfrage: ob Vorschub zu leisten sei, ebenfalls bejahend, wenn jeder der Buchstaben a und b,

3. auf die Frage: ob Vorschub zu leisten sei, wenn die Verwaltungsberechtigte ist,

a) Ob in der Ehefrau das Geschäft vor- und nachgängig, Vorgut gebracht, Vorgüter, oder ob in der Ehefrau und im Verwaltungsberechtigten

gend gestalten wird, ist es Pflicht der Regierung, sich darüber klar zu werden, wie sie sich dazu stellt. Sie hat sich dazu gestellt, wie es ihre Pflicht war, und sie hat sich dazu gestellt, wie es ihrer Würde entsprach. Sie hat sich dazu gestellt, wie es ihrer Würde entsprach, weil sie sich nicht vorstellen kann, daß eine Regierung, die sich selbst achtet, sich anders dazu stellen könnte. Sie hat sich dazu gestellt, wie es ihrer Würde entsprach, weil sie sich nicht vorstellen kann, daß eine Regierung, die sich selbst achtet, sich anders dazu stellen könnte.

Sie hat sich dazu gestellt, wie es ihrer Würde entsprach, weil sie sich nicht vorstellen kann, daß eine Regierung, die sich selbst achtet, sich anders dazu stellen könnte. Sie hat sich dazu gestellt, wie es ihrer Würde entsprach, weil sie sich nicht vorstellen kann, daß eine Regierung, die sich selbst achtet, sich anders dazu stellen könnte.

Sie hat sich dazu gestellt, wie es ihrer Würde entsprach, weil sie sich nicht vorstellen kann, daß eine Regierung, die sich selbst achtet, sich anders dazu stellen könnte. Sie hat sich dazu gestellt, wie es ihrer Würde entsprach, weil sie sich nicht vorstellen kann, daß eine Regierung, die sich selbst achtet, sich anders dazu stellen könnte.

Sie hat sich dazu gestellt, wie es ihrer Würde entsprach, weil sie sich nicht vorstellen kann, daß eine Regierung, die sich selbst achtet, sich anders dazu stellen könnte. Sie hat sich dazu gestellt, wie es ihrer Würde entsprach, weil sie sich nicht vorstellen kann, daß eine Regierung, die sich selbst achtet, sich anders dazu stellen könnte.

Schwefelsäure) wirkt. Er presst die Kohle, damit sie, und wieder so viel Wasser hinzu, als verdampft ist. Nun wird die Kohle in einen Kasten gebracht, der mit Bleiplatten ausgelegt ist, und in welchem sich Bleiplatten befinden, die mit Platinschwamm überzogen sind. Durch diese Platten wird nun ein galvanischer Strom geleitet, der das Wasser zersetzt. Das Sauerstoffgas verbindet sich mit der Kohle, und das Wasserstoffgas wird aufgefangen. Ist die Kohle mit Sauerstoff gesättigt, so wird sie in Wasser aufgelöst, und diese Auflösung wird in Gefäße gebracht, die mit Platinschwamm überzogen sind, und von Platinplatten, durch welche ein galvanischer Strom geleitet wird. Es entsteht die Oxydsäure der Kohle, welche sich mit dem Wasser verbindet, und diese Verbindung ist eine Säure, welche sich mit Basen verbindet, und mit diesen Salze bildet. Diese Salze sind Verbindungen der Kohlensäure mit Basen, und werden durch Zersetzung der kohlensauren Salze durch eine Säure erhalten. Die Kohlensäure ist ein Gas, welches sich in Wasser auflöst, und dieses ist sauer, und wird Kohlensäure genannt. Diese Kohlensäure ist eine Verbindung der Kohle mit Sauerstoff, und wird durch Verbrennung der Kohle in Sauerstoffgas

des Eigenthümers, hinaus laufen, und die niemand zu übersehen im Stande ist. Besonders kann dieser Umstand, einen schlechten Menschen zur Administration der Apotheke zu kommen, alsdann eintreten; wenn die Gelegenheit zum eignen Etablissement des bisherigen Administrators ausser der Zeit, wo sonst Subjekte zu haben sind, sich ereignet. Denn da ein eignes Etablissement vor Miethe geht: so kann der Administrator, sobald er Gelegenheit dazu findet, nicht gehindert werden, auch ausser der sonst üblichen Zeit abzugehen. In einer Zwischenzeit aber ist ein anderes gutes und brauchbares Subjekt an dessen Stelle nicht leicht zu haben. Die Gemeinde sieht sich also in die Nothwendigkeit versetzt, in diesem Falle, wenn sie die Apotheke administrirt nicht zuschliessen will, den ersten Besten, der ihr angetragen wird, anzunehmen, und dann bekommt sie nur einen solchen, der sich just ausser Condition befindet, und, so zu sagen, ausliegt. Gute und brauchbare Leute aber pflegen sich nie, oder nur äusserst selten, in dieser Lage zu befinden.

Zwar kann die Gemeinde, wenn sie das Unglück haben sollte, einen schlechtdenkenden Menschen in ihre Apotheke zu erhalten, denselben alsbald fortschicken; allein, sie befindet sich von neuem wieder in der nemlichen Lage; denn entweder ist nicht sogleich ein anderes Subjekt an seiner Stelle da, oder man ist abermals genöthigt, in diesem Nothfalle den ersten Besten anzunehmen, und man ist vielleicht wiederum nichts gebessert; denn wer kann es auf diese Art verbürgen, daß der Nachfolger besser sey, als der eben dimittirte Vorgänger, da man jetzt so laute und fast allgemeine Klagen über das Betragen der conditionirenden Apotheker hört? Eine solche Apotheke darf das Unglück haben, zwei schlechte Menschen in kurzer Zeit hinter einander zu Administratoren zu haben; oder daß man sich in Ermangelung eines andern braven und erprobten Mannes einige Zeit mit einem einzigen solchen Menschen behelfen muß: so ist der Verfall der Apotheke da, und nur mit vieler Mühe und nach Verlauf einer langen Zeit, kann sie erst nach und nach wieder in einige Aufnahme kommen; nicht zu gedenken, daß alsdenn die Gemeinde auch schon in so fern mehr Auslagen hat; wenn sie einem braven Manne, den sie endlich ausfindig gemacht hat, wohl gar einen höheren Gehalt festzusetzen genöthigt ist, damit er beim Guten erhalten und nicht ungeduldig werde, wenn die Apotheke durch die vorhergegangene schlechte Administration in großen Verfall gerathen seyn sollte. Welcher sonst schätzbare und thätige Mann wird wohl einer verfallenen und zu Grunde gerichteten Apotheke gern und mit Vergnügen vorstehen?

Man

Man wende gegen das, was so eben von schlechtdenkenden Administratoren angeführt worden ist, nicht ein, daß man ein solches Subjekt durch Verpflichtung und Ablegung eines Eides dahin bringen könne, seine Pflicht zu thun, und sich das beste der Apotheke angelegen seyn zu lassen. Der redliche und rechtschaffene Mann, der von guten moralischen Grundsätzen beseelt und gewissenhaft ist, thut dieses ohne besondere Verpflichtung; der unmoralische und leichtsinnige hingegen kehrt sich — zumal in unsern Tagen, wo der Leichtsinn gegen die Religion und religiöse Gebräuche ohnehin so herrschend ist, — wenig oder gar nicht daran, wovon man namhafte Beispiele anführen könnte! So wenig also hier die Eidesleistung ein sicheres Verwahrungsmittel abgiebt, weil der Eid kein Besserungsmittel ist; um so mehr ist es im Gegentheil der Contrakt, den man bei der Verpachtung errichtet, wobei man sich ausdrücklich vorbehalten kann, die Pacht nach Befinden der Umstände zu jeder Zeit aufzuheben, wenn der Pächter die in dem Contrakte stipulirten Punkte nur einigermaaßen verletzt.

Zwar könnte man anführen, daß man auch mit dem Administrator einen ähnlichen Contrakt, mutatis mutandis, errichten könnte. Ob dieser aber eben so wirksam, wie ein mit einem Pächter abgeschlossener Contrakt seyn werde? ist eine andere Frage. Bedenke man, welcher Leichtsinn in unsern Tagen unter den concessionirenden Apothekern mit unterherrscht; wie öftere Veränderungen mit den Subjekten jetzt in den Apotheken vorgehen, und wie oft viele von ihnen mit dem halben oder Vierteljahre ihre Conditionen ganz gleichgültig und unbesorgt verlassen, oder verlassen müssen: so kann man nicht umhin, ein Gleiches von einem leichtsinnigen Administrator zu erwarten, welcher auf das Gerathewohl dahin lebt, in der Meinung: ist es an diesem Orte nicht, so ist es an einem andern; zumal da jetzt überall Conditionen genug offen sind, und er Hofnung hat, bald wieder unterzukommen und er sein Unterkommen um so eher finden wird, wenn es heißt, er habe einer Apotheke, die sogar einer Gemeinde gehört, bereits vorgestanden. Die Atteste, wie sich der Administrator aufgeführt habe, kommen dabei wenig in Betrachtung, da der künftige Principal diese erst alsdann zu sehen bekommt, wenn jener seinen neuen Dienst antritt, und beide Theile vielleicht schon Monate vorher wegen der Bedingungen mit einander übereingekommen sind, der künftige Principal erfährt also die Aufführung zu spät, und ist theils wegen des eingegangenen Accords, um sich keinen Verdrießlichkeiten auszusetzen, theils, weil er nun nicht gleich einen andern hat, genöthigt, es mit dem saubern

Bur-

Burschen einige Zeit anzusehen! Und — wie oft pflegt man nicht auch einem solchen Menschen ein Attestat zu geben, um seiner nur mit Manier los zu werden? Die Erfahrung lehrt es ja, was heut zu Tage die Attestate beweisen!

Die Fortsetzung folgt künftig.

Ein Modefehler gegen die Grammatik.

Vor Zeiten schrieb man allgemein und ohne Ausnahme: ich habe keine bestimmte Geschäfte; alle grose Häuser; der Dichter des Messias hat keine comische Erzählungen geschrieben. Dieses war richtig, man spricht auch noch durchgehends so, und gute Schriftsteller schreiben so. Schon seit vielen Jahren bemerkte ich, daß affectirte Leute anfingen, zu schreiben: keine bestimmten Geschäfte und keine comischen Opern. Es beleidigte mein Ohr, indessen schrieb ich wie bisher fort, und untersuchte nicht.

Neulich aber fand ich, daß ein Recensent in der Jenaischen allg. Lit. Zeitung (Nr. 174. vom Jahre 1798. S. 557., in der Rec. ästhetischer Briefe eines Hrn. Phiseldecks) diesen offenbaren Sprachfehler zur Regel machen wollte, und dieses verdroß mich. Der Autor hatte geschrieben: der Dichter des Messias hat keine comische Opern geschrieben. Dieses war recht. Was aber thut der Recensent? Nach der in Gang gekommenen kleinlichen und eckelhaften Recensentenart macht er ein Paar Häkchen mit einem n neben das comische (n), und meint nun, er habe dem armen Verfasser, indem er diesen Flecken wegblies, eins versetzt. Der arme Recensent sollte wünschen, daß er diesesmal seine Häkchen wieder hätte. Denn es ist doch nicht fein von einem Schulmeister, dem Schüler einen offenbaren Fehler in seine Arbeit hinein zu corrigiren. Dieses übersteigt alle Erlaubniß.

Vor kurzem fand ich in dem wohlgemeinten und nicht übel geschriebenen Aufsatze: über die zu frühe Einführung junger Frauenzimmer in Gesellschaften (Nr. 85. dieses Magazins vom Jahr 1798. S. 1377.) den Ausdruck: sie selbst haben keine bestimmten Geschäfte. Eben so liest man hin und wieder: viele guten Menschen statt gute; solche unschicklichen Reden, statt unschickliche; wenige hohen Häuser, statt hohe u. s. w.

Man

Man muß dergleichen Fehler nicht einreißen lassen. Aber wo ist hierüber eine Regel?

Zuerst muß man nicht vergessen, daß die deutschen Adjectiva im Nominativo, Accusativo und Vocativo des Pluralis zwei Endungen haben, e und en; man sagt: heiße Tage und die heißen Tage. Dann hat ferner der allgemeine Sprachgebrauch hierüber folgende Regel festgesetzt:

Bloß nach den Wörtern die, diejenigen, dieselben, jene, meine, deine, unsere, ihre, und wir, ihr, sie bekommt das Adjectivum im Nominativo, Accusativo und Vocativo des Pluralis die Endung en; allein nach allen übrigen ähnlichen Wörtern (oder sogenannten Bestimmungswörtern) ist die Endung e entweder schlechterdings nothwendig, oder doch bei weitem vorzuziehn. Zu diesen letztern Wörtern gehören nämlich: viele, wenige, andere, mehrere, keine, beide, alle, manche, selbige, solche, einige, etliche, besagte, folgende, jedesmalige, verschiedene, folgende. Wer hierüber sich gründlich, so wie über andere Puncte der Orthographie und streitige (nicht streitigen) Fragen der Grammatik unterrichten will, dem empfehle ich ein noch nicht nach Verdienst bekannt gewordenes kleines Werk: C. Krusens Handbuch zur praktischen Kenntniß der deutschen Sprache und Orthographie, 2 Theile, Hamburg 1796. Diese Frage ist darin erörtert im 2ten Theile S. 64. Es ist mir noch ein zweifelhafter Fall vorgekommen, worüber ich in dieser Schrift nicht Auskunft gefunden hätte, und wegen der Grundsätze, nach welchen es abgefaßt ist, ziehe ich es fast durchgehends den ehemaligen Werken Adelungs weit vor, die voller willkührlich angenommener Principien und Provincialvorurtheile sind. *)

Man kann auch aus diesem Buche (1 Theil, der die Orthographie enthält, S. 220.) lernen, daß man nicht schreiben müsse die Bäckerstraße, sondern die Beckerstraße, so wie nicht Aeltern u. ädel, sondern Eltern und edel; ich setze hinzu nicht ächt sondern echt. Das ä ist ein unangenehmer Laut, und schon deswegen sollte man ihn vermeiden, wo er nicht nothwendig ist.

Priscianus.

*) Indessen entscheidet doch selbst Adelung die obige Streitfrage nicht so dictatorisch, als der vorhin erwähnte Recensent. Er giebt zwar erst die Regel, daß ein Adjectivum nach vorhergehenden allgemeinen Zahlwörtern im Nominativo in die Endung en haben müsse, gesteht aber gleich nachher ein, daß der Sprachgebrauch diese Regel nicht bestätige!! S. Adelungs umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache, 1r Bd. S. 620 und 621.

Hannöverisches Magazin.

67tes Stück.

Freitag, den 23ten August 1799.

Beantwortung der von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen für den Julius 1799. aufgegebenen Frage:

Unter welchen Umständen ist die Verpachtung oder Administration einer Apotheke, welche einer Gemeinde gehört, vorzuziehen, und wie im ersten Falle das Pachtgeld am zuverlässigsten bestimmt werden könne?

(Fortsetzung.)

Ganz anders verhält sich die Sache mit dem Pächter. Dieser arbeitet nemlich als Pachtinhaber nicht sowohl für andre; sondern vielmehr für sein eigenes Interesse, welches bei dem Administrator nicht statt findet. Dieses aufzugeben und aus einer Art von eigener Versorgung auszutreten, um, so zu sagen, wieder in Dienste zu gehen, ist schon, an und für sich betrachtet, ein weit schwererer Schritt, welcher dadurch noch mehr erschwert und fast unmöglich gemacht wird; wenn er bei der Pacht der Apotheke sich so gut befunden hat, daß er im Stande ist, eine Familie mäßig zu ernähren, und sich vielleicht gar schon verheirathet hat. Ein verheiratheter Mann findet nicht leicht eine Condition; und ist er auch nicht verheirathet: so ist es für ihn allemal schwerer unterzukommen, weil es doch allemal ein Anstoß ist, wenn ein Mann, der schon eine Apotheke in Pacht gehabt hat, wieder condictioniren, oder nach altem Apothekerausdruck, serviren will. Es findet also in Rücksicht des anderweitigen Unterkommens bei dem Pachter jetzt das Gegentheil von dem statt, was von dem zu dimittirenden Administrator gesagt worden ist.

So wie nun nach den vorangeführten Gründen die Verpachtung einer Apotheke, die einer Gemeinde gehört, der Administration überhaupt

genommen vorzuziehen ist: so können dennoch Umstände vorhanden seyn, die diese Meinung, wo nicht ganz widerlegen, doch so modificiren, daß man, die Administration oder Verpachtung vorzuziehen, bewogen werden dürfte. Es ist daher nöthig, diese besondern Umstände in Betrachtung zu ziehen, um darnach beurtheilen zu können, in welchen Fällen die Verpachtung oder die Administration vorzuziehen sey.

Ehe wir aber auf die besondere Erörterung dieser Umstände kommen, ist es nothwendig, einen gewissen Maaßstab vorher festzusetzen, der durchgängig statt finden muß, den die Billigkeit und selbst das Beste der Apotheke und der Gemeinde erheischt.

Dieser Maaßstab besteht darin, daß man bei der Administration dem Administrator einen, den Lokalverhältnissen angemessenen, guten Gehalt aussetze, wovon er, seinem Stande gemäß, als ein honetter Mann, ohne den Verschwender zu machen, leben könne: in dem Falle aber, wo die Verpachtung für rathsamer erachtet wird, sein Absehen nicht lediglich auf die Bereicherung der Gemeindekasse richte, sondern hauptsächlich darauf Rücksicht nehme, daß der Pächter, als ein ehrlicher Mann und gewissenhafter Apotheker, dabei bestehen könne, dann er nicht nur die Pachtgelder gehörig entrichten, sondern auch die Apotheke zu ihrem eigenen und des Publikums Besten in gutem Stande erhalten und mit den besten Medikamenten versehen könne; nicht aber wegen übertriebener Pachtgelder genöthigt werde, es an den nöthigsten Arzneien fehlen zu lassen oder die Gemeinde und deren einzelne Individuen durch übermäßige Preise und schlechte oder verfälschte Arzneien zu bevortheilen. Doch hievon ein mehreres im zweiten Theile unserer Abhandlung, wo von der Bestimmung des Pachtgeldes besonders die Rede seyn wird.

Wenn also von den Umständen die Rede ist, unter welchen die Administration oder die Verpachtung einer, einer Gemeinde zuständigen Apotheke vorzuziehen sey: so ist die Beschaffenheit und Verfassung der Apotheke ein Hauptgegenstand der Untersuchung, auf den man vorzüglich mit zu sehen hat. Es frägt sich also: ob die einer Gemeinde zuständige Apotheke in Verfall gerathen sey; oder ob sie in einem guten Rufe und vollkommenem Zustande sich befinde, und ob es ihr nicht an hinlänglichen Geschäften und Abgange fehle? Denn es kann sehr leicht der Fall seyn, daß die Apotheke durch verschiedene Ursachen und Verhältnisse, welche hier aufzuführen, ausser der Gränze unserer Abhandlung liegt, in Verfall gerathen sey, ihren Credit größtentheils verlohren habe, so, daß also die Gemeinde, um nicht

vergeblichen Kostenaufwand zu haben, oder sie wohl gar eingehen lassen zu müssen, bewogen wird, dieselbe lieber zu verpachten. Unter diesen Umständen würde nun die Verpachtung schwerlich anzurathen seyn; theils, weil nicht leicht ein sonst redlicher und geschickter Mann, der gegründete Ansprüche auf eine vortheilhafte Versorgung machen kann, sich der Pacht einer verfallenen und ruinirten Apotheke unterziehen; sondern, so lange ihn die Hofnung nicht ganz verläßt, eine bessere Gelegenheit abwarten werde; theils, weil dabei immer ein Theil, entweder der pachtende oder der verpachtende, leicht zu kurz kommen und benachtheiligt werden kann. In einer in Verfall gerathenen Apotheke pflegen gewöhnlich nicht nur eine Menge Defekte sich zu befinden, sondern die vorhandene Medikamente pflegen auch gemeiniglich alt und verdorben zu seyn, so, daß diese bei der Verpachtung nicht füglich in Anschlag gebracht werden können. Eben so wenig kann die Gemeinde die wenigen und geringen Geschäfte bei der Verpachtung in Anschlag bringen. Unter diesen Umständen würde die Gemeinde ein so geringes und unbedeutendes, — vielleicht auch, weil ein Pächter nicht einmal davon leben kann, bis auf bessere Zeiten — gar kein Pachtgeld bekommen: so, daß der Besitz oder das Eigenthum der Apotheke von gar keinem Nutzen für sie ist; zumal wenn sie noch ausserdem wegen der Apotheke schwere Abgaben, womit diese belastet seyn mögte, zu bestreiten haben sollte. Versteht nun der Pächter die Kunst, sich beim Publikum beliebt zu machen und sich das Zutrauen desselben zu erwerben, besonders wenn Charletanerie mit unterläuft: so wird er die Apotheke in kurzer Zeit empor bringen und den Gewinn nur für sich einernten; die Gemeinde hingegen würde das Nachsehen haben. Auf diese Art ist die Gemeinde, wenigstens auf mehrere Jahre, als so lange die Pachtzeit dauert, benachtheiliget; weil das Emporkommen der Apotheke nicht ihr, sondern lediglich dem Pächter zu Nutzen kommt. Bedient er sich hiebei noch gewisser täuschender — ob zwar unerlaubter — Kunstgriffe: so schafft er zwar frische Medikamente an, verkauft aber, gestützt auf das blinde Zutrauen des Publikums, die alte verlegene Waare, das Eigenthum der Gemeinde, ebenfalls mit, welche bei der Verpachtung und im Inventario, eben weil sie veraltet sind, nicht in Anschlag kommen können, noch dürfen; die aber der Pächter demungeachtet, wenn er kein ehrlicher Mann ist, für sich zu nutzen weiß.

Auf der andern Seite kann aber auch der pachtende Apotheker gar sehr benachtheiligt werden und seinen völligen Ruin finden, wenn er sich der Pachtung einer verfallenen Apotheke unterzieht, und bei aller seiner Geschick-

schicklichkeit und Rechtschaffenheit nicht den Kunstgriff besitzt, die Leute an sich zu ziehen, da, wie die leidige Erfahrung lehrt, bei manchem Publikum die Charletanerie oft weit mehr vermag, als die besten Kenntnisse und die größte Redlichkeit. Ganz wider sein Verschulden wäre ein solcher sonst braver Mann seinem Untergange nahe, und geriethe um so tiefer in das Verderben, wenn er zugleich ehrlich und gewissenhaft genug ist, um ein Beträchtliches zu Anschaffung guter, frischer und wirksamer Medikamente aufzuwenden, die ihm alsdann liegen bleiben, und wovon er seinen Verlag nicht einmal wieder bekommt.

Unter solchen Umständen wäre also die Verpachtung einer Apotheke, wenigstens gleich anfänglich nicht anzurathen, sondern die Administration vorzuziehen. Hiebei hätte man vorzüglich darauf zu sehen, daß der künftige Administrator alle die Eigenschaften besitze, die ihn, ohne Charletan zu seyn, empfehlungswürdig machen, und die im Stande sind, die Apotheke nach und nach wieder in guten Ruf und Aufnahme zu bringen. Dem Administrator einer solchen Apotheke gebe man, wenn es auch die Einkünfte der Apotheke anfänglich nicht erlauben sollten, einen guten Gehalt, versichere ihm auch nach Befinden der Umstände einige Prozente der Provision, damit er sich das Beste und die Aufnahme der Apotheke desto mehr angelegen seyn lasse; indem sein eigenes Interesse dabei mit obwaltet. Ist nun nach einigen Jahren die gesunkene Apotheke auf diese Art wieder empor gekommen und haben sich die Geschäfte derselben ansehnlich vermehrt, alsdann kann sie vortheilhafter und mit Nutzen verpachtet werden. Alsdann ist, nach den obangeführten Gründen die Verpachtung der Administration allemal vorzuziehen; zumal wenn man befürchten müßte, daß der bisherige würdige Administrator nun auch darauf denken sollte, sich selbst zu etabliren, und von der Apotheke abzugehen. Nicht nur die Billigkeit, sondern auch selbst der Nutzen der Apotheke erfordert es, daß auf diesen Fall der bisherige Administrator, wegen seiner bereits erlangten Bekanntschaft und wegen des Zutrauens, das er einmal besitzt, bei der Verpachtung vor allen übrigen Pachtlustigen den Vorzug behalte!

Ist hingegen die der Gemeinde zustehende Apotheke in vollkommenem Zustande, in gutem Flor und Credit; so ist ebenfalls, nach den oben angeführten Gründen, die Verpachtung vorzuziehen, und man würde nicht wohl thun, sondern allemal etwas wagen, solche einem Administrator zu überlassen, der, wenn er nicht selbst persönlich mit interessiret ist, wenn er auch sonst ein ehrlicher Mann

seyn

mag, sich mancher Nachlässigkeit und Unachtsamkeit schuldig machen kann, die der Apotheke zum Nachtheil gereichen sollte es auch nur blos in einem gleichgültigen und kaltsinnigen oder eigensinnigen Betragen gegen die zur Apotheke kommenden Personen bestehen. — Fehler, die, da sie keine Hauptfehler sind, die man oft dem Temperamente und der natürlichen Anlage zuschreiben muß, auch nicht besonders gerügt werden können.

Ein anderer Umstand, der hiebei ebenfalls in Betrachtung kommt, ist die Beschaffenheit des Orts, wo sich die Apotheke der Gemeinde befindet oder etablirt ist. Befindet sich die Apotheke in einem großen, volkreichen und nahrhaften Orte: so würde ebenfalls in verschiedener Rücksicht die Verpachtung der Administration vorzuziehen seyn. Ohne diejenigen Gründe, die man oben für die Verpachtung angeführt hat, zu wiederholen; will man noch dieses bemerken, daß in diesem Falle, vorausgesetzt, daß die Apotheke nicht im Verfall sey, der Pachtinhaber einer solchen Apotheke nicht nur ein annehmliches Pachtgeld entrichten, sondern auch sein gutes Auskommen dabei finden könne. Hiezu kommt noch dieses, daß in einer solchen Apotheke, zumal wenn die Geschäfte überhäuft sind mehrere Leute gehalten zu werden pflegen, über die eine strenge Aufsicht zu führen ist, welche der Pächter, da sein eigner Nutzen mit darunter verflrt; auch diese Personen lediglich von ihm abhangen, weil sie in seinen Diensten sind, besser führen wird, als ein Administrator, der allemal nur Miethling bleibt, und sich vielleicht blos damit begnügt, seine ihm zukommenden Verrichtungen zu vollbringen, ohne sich vielleicht um die ihm Untergebenen so genau zu bekümmern, über die er ohnedies nicht disponiren kann; weil nicht er, sondern die Gemeinde sie in Dienst aufund angenommen hat. Er sieht auch keineswegs einigen Vortheil darunter, in Streit und Unfrieden mit den Untergebenen, die nicht von ihm eigenmächtig abhangen, zu leben, und findet es nicht eben nothwendig, um des Nutzens anderer oder einer Gemeinde willen, sich, bei dem Bewußtseyn für seine Person seine Schuldigkeit gethan zu haben, noch besonderen Verdrießlichkeiten auszusezzen. Ferner bedingt oder erlaubt sich der Administrator auch wohl seine gewissen Freistunden oder Feiertage, die ihm, als Mensch betrachtet, auch billiger Weise nicht vorenthalten werden können. Er wird demnach diese zu benutzen suchen und seinen Vergnügungen nachgehen, und die Apotheke, die ihn sonst weiter nicht interessirt, seinen Untergebenen lediglich überlassen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob diese während seiner Abwesenheit ihre Schuldigkeit thun; oder ob die vorfallende Geschäfte der

Apo-

Apotheke just zu dieser Zeit seine Gegenwart nothwendig machen. Genug, diese Zeit ist ihm geradezu bewilligt und überlassen, und er fragt weiter nichts darnach, was unterdessen in der Apotheke geschieht oder vorfällt: er ist auch nicht dafür verantwortlich; denn die Gemeinde hat ihm ja, wie es auch billig ist, diese Freistunden bewilligt und zugestanden! — Der Pächter hingegen, der den Nutzen und das Beste der Apotheke als das Seinige mit ansieht, wird in diesem Stücke weit behutsamer verfahren. Er ist zwar auch Mensch und will nicht von aller menschlichen Gesellschaft abgestorben leben! Vielmehr sucht er Gesellschaften dazu zu benutzen — wornach der Administrator nicht fragt — um durch sie Bekanntschaften zu machen, und dadurch der Apotheke eine stärkere Frequenz zu verschaffen. Allein er richtet seine Freistunden, weil er in diesem Stücke nicht an gewisse Tage gebunden ist, an die man, um dem Mißbrauche vorzubauen, den Administrator bindet — eher nach dem Bedürfnisse der Apotheke ein; wählt lieber, welches dem Administrator nicht frei stehet, eine andere schicklichere Gelegenheit dazu, und opfert dem Besten der Apotheke eher einen Spaziergang oder gesellschaftliches Vergnügen auf, als der gedingte Administrator, dem man gewisse und festgesetzte Tage bestimmt hat, die er zu benutzen pflegt, es mag sich schicken oder nicht! Ist überdem der Ort volkreich oder mit einer guten Landschaft versehen, so, daß die Apotheke sehr frequent ist: so lassen sich die Geschäfte derselben nicht übersehen. Wer ist nun wohl im Stande einen Administrator, wenn er zumal den Vergnügungen, auch wohl dem Spiel ergeben ist, zu übersehen und alles was in der Apotheke einkommt nachzurechnen? Die Gemeinde oder deren Stellvertreter, die Obrigkeit, ist nicht im Stande ihn zu übersehen, ob er sie in Rücksicht der Einnahme, oder das Publikum in Rücksicht der Medicinaltaxe betrügt. Alles dieses ist bei dem Pächter nicht zu befürchten; weil die Einnahme ihm zugehört und er durch Uebersetzung der Preise sich die Kundschaft verschlagen würde; besonders wenn an dem Orte oder in der Nähe desselben sich mehrere Apotheken befinden sollten.

Sind daher an dem Orte selbst, ausser der der Gemeinde zustehenden Apotheke, noch eine oder mehrere Apotheken: so wird der Pächter alles mögliche anzuwenden suchen, um dieselbe in Aufnahme zu erhalten und ihr vor den übrigen alle mögliche Vorzüge zu verschaffen. Er wird sie nicht nur mit den besten Droguen und pharmazevtischen Bereitungen zur Erhaltung des Zutrauens der Aerzte und des Publikums versehen, sondern auch, um Zugang zu haben, billige Preise machen. Ueberdies wird er sei-

Hannöverisches Magazin.

68tes Stück.

Montag, den 26ten August 1799.

Beantwortung der von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen für den Julius 1799. aufgegebenen Frage:

Unter welchen Umständen ist die Verpachtung oder Administration einer Apotheke, welche einer Gemeinde gehört, vorzuziehen, und wie im ersten Falle das Pachtgeld am zuverlässigsten bestimmet werden könne?

(Fortsetzung.)

Diese Bedenklichkeiten fallen nun freilich weg, wenn keine Apotheke weiter an dem Orte oder in der Nähe ist. Allein um so eher kann der gewissenlose Administrator seine Rechnung dabei finden, und das Publikum durch Uebersetzung der Preise oder durch minder wirksame und verfälschte Medikamente hintergehen; weil es in Ermangelung einer andern Apotheke an die Gemeindeapotheke gebunden ist. Man könnte zwar einwenden, daß man ja sowohl in diesem, als in dem nur angegebenen Falle wo sich mehrere Apotheken an dem Orte befinden, eine genaue Aufsicht über den Administrator führen könne. Allein! wer soll diese führen? Die Vorsteher der Gemeinde verstehen es nicht, und der Arzt, der sich etwa an dem Orte befindet, ist vielleicht kein Kenner der Chemie und Pharmazie und überhaupt des Apothekerfachs, viel weniger ein Kenner der Waarenpreise. Zahlreiche Beispiele könnten dieses beweisen. So zum Beispiel fand man bei einer Apothekenvisitation, daß die geblätterte Weinsteinerde weiter nichts war, als ein Gemengsel von Weinsteinrahm und Potasche, und der Apotheker entschuldigte sich damit, daß ein namhafter Arzt, der ohnedies Physikus und einer landesherrlichen Anstalt als Arzt vorgesetzt ist, der bei ihm verschreibe und die Medikamente auf sein

Conto nehme, bei weitem das nicht dafür geben wolle, was ihm das Medikament selbst zu stehen komme; er sehe sich daher genöthigt, um den Arzt nicht vor den Kopf zu stoßen, zu diesem Kunstgriffe seine Zuflucht zu nehmen; der unwissende Arzt und Landphysikus hingegen kaufte das Gemengsel ganz zuversichtlich für ächte geblätterte Weinsteinerde!! Welche Begriffe muß also ein solcher Arzt von dem Werthe der Mittel, die er verschreibt, wohl haben, und welche Kenntniß von ihrer Güte und Aechtheit? Man will keineswegs in Abrede seyn, daß nicht auch der Pachtinhaber sich solcher Mittel bedienen könne, um sich zu bereichern. Allein er ist nicht nur durch den Pachtcontract, nach welchem die Pacht sogleich aufgehoben und er ausser Brod gesetzt wird, wenn er sich so etwas zu Schulden kommen läßt, mehr gebunden und eingeschränkt, wobei man sich an dasjenige erinnern wird, was oben von der Dimission eines Pächters und Administrators gesagt worden ist; sondern es sucht auch der Pächter seine Geschäfte und seinen Nahrungszweig weiter und auch vielleicht auf angränzende Orte zu extendiren, so, daß vielleicht mehrere auch auswärtige Aerzte Arzneimittel aus seiner Apotheke ziehen. Er läuft also doch Gefahr, einmal entdeckt zu werden. Ferner finden bei ihm auch nicht die Ausflüchte statt, wie bei dem Administrator, da er dabei das Interesse der Gemeinde nicht vorschützen kann. Endlich wird man es bei der Verpachtung nicht an der nöthigen Vorsicht fehlen lassen, einem wegen seiner Rechtschaffenheit erprobten Mann die Apotheke in Pacht zu überlassen; da dieß bei Annahme eines Administrators nicht allemal bewirkt werden kann, wie schon gezeigt worden ist.

Nicht selten geschieht es, daß die Aerzte nicht in die Apotheken verschreiben, sondern sich ihre Hausapotheken halten und die Droguen vom Kaufmann nehmen, und nur diejenigen Bereitungen, die sie vom Kaufmann nicht bekommen können oder die sie nicht selbst verfertigen können, aus der Apotheke, und zwar nicht auf des Patienten, sondern auf ihr eigenes Conto holen lassen. Dabei verlangen sie gewöhnlich vom Apotheker einen ganz unbilligen Rabatt, oder daß dieser ihnen die Arzeneien ohne alle Provision ablassen solle. Sie geben also dem Apotheker nicht nur nichts zu verdienen, sondern benehmen ihm auch, besonders in Rücksicht der einfachen Droguen, die sie vom Kaufmann ziehen, allen und jeden Erwerb. Wo diese unerlaubte Befugniß der Aerzte geduldet und gestattet wird, da kann der Pachter sein Auskommen nicht finden, er mag es anfangen, wie er will. Ist er nachsichtig gegen die, ihm seinen Erwerb raubenden Aerzte: so hat er kei-

keinen Verdienst; wendet er sich dieserhalb an die Gemeinde und ihre Vorsteher, und sucht Schutz gegen dergleichen ungerechte Eingriffes so macht er sich die Aerzte gehässig, und sie nehmen alsdann um so weniger etwas von ihm, sondern sie sind im Stande sich selbst die Bereitungen aus einer auswärtigen Apotheke im Ganzen zu verschreiben und an ihre Patienten auszugeben; auch wohl sogar den Apotheker bei jedermann verdächtig zu machen und die Apotheke zu disrecommandiren. Die Kosten des Porto bei Verschreibung aus einer auswärtigen Apotheke scheuen sie nicht; da selbst dispensirende Aerzte ohnedies gewohnt sind, ihre Arzeneien als Arcana auszugeben und sie zwei, dreimal höher ansetzen, als sie in der Apotheke zu stehen kommen, wobei das Porto leicht wieder in Anschlag gebracht wird; und überdem verliehrt das Publikum, wenn Arzt und Apotheker in beständiger Disharmonie und Streit leben. Auf diese Art ist der Pachter der Apotheke geschlagen; denn seine Medikamente, in die er sein Geld gesteckt hat, finden keinen Abgang, sie verliegen sich und veralten, die Apotheke kommt in Abnahme und Verfall, und niemand erstattet dem Pachter seinen Verlag; vielmehr fordert man noch obendrein die Pachtgelder von ihm. Ist er klug: so sucht er bei Zeiten ein anderes Unterkommen, giebt die Pacht auf und die Gemeinde behält eine in Verfall gerathene Apotheke, die niemand unter solchen Umständen gern weiter pachten will. Sie hat noch obendrein dieses zum Besten, daß sie dem abgehenden Pachter dasjenige, was er zur Aufnahme der Apotheke hineingesteckt hat, das ist, den Bestand der Waaren und Medikamente, die er angeschaft hat, die aber ohne sein Verschulden, blos der schlechten Polizeiverfassung wegen, liegen geblieben, und verlegen und veraltet sind, wieder ersetzen muß.

Eben dieses ist der Fall, wo die Vergünstigung der Quacksalbereien und des Medikamentenhandels von Hausirern und andern nicht legitimirten Personen statt findet, und dem Apotheker durch dergleichen Vergünstigungen Abbruch geschieht; da die Erfahrung lehrt, daß, besonders vom gemeinen Mann, eher zehne zum Quacksalber gehen, als einer in die Apotheke. Verstattet also die Gemeinde und deren Vorsteher dergleichen Beeinträchtigungen der Apotheke, sowohl von Seiten der Aerzte, als der Quacksalber: so ist wohl nichts billiger, als daß auch sie, da die Apotheke ihr Eigenthum ist, den Schaden tragen; nicht aber der ganz unverschuldete Pachter sich ruinirt sehe. Man muß ihr diesem nicht einmal zu, daß er wider die Eingriffe der Medikamentenhändler Klagen erheben könne und solle: eben so wenig als gegen die

Aerzte. Nicht zu gedenken, daß dieser oder jener Einwohner auf dieses oder jenes Medikament des Quacksalbers sein blindes Vertrauen gesetzt hat, und dasselbe als ein seiner Meinung nach bewährtes Hausmittel Jahr aus Jahr ein in seinem Hause nicht ausgehen läßt. Würde ihm nun auf Veranlassung des Apothekers die Gelegenheit benommen, das köstliche Hausmittel vom Quacksalber sich weiter anschaffen zu können: so hält er es für einen Eingriff in seine Handlungen; glaubt sich und die Seinigen, bei einer ihnen zustoßenden Krankheit oder Unpäßlichkeit, der Gefahr ausgesetzt, schiebt die Schuld lediglich auf den klagenden Apotheker, als den Urheber des ihm nun aus dem Mangel seines Hausmittels bevorstehenden Nachtheils, und sucht nun den Apotheker bei seinen Bekannten, Freunden und Gevattern zu verläumden und in üblen Ruf zu bringen; welches sehr leicht bewerkstelliget wird, wenn der Ort eine kleine oder nur mittelmäßige Stadt ist, wo ohnedies die Verläumdung sehr oft herrschend und an der Tagsordnung zu seyn pflege. Auch ist es verdrießlich für den edeldenkenden Apotheker, die Obrigkeit mit solchen Klagen oft zu behelligen, wobei er auch vielleicht nicht einmal etwas ausrichtet, wenn die Gemeindevorsteher keinen Sinn für eine gute Medizinalverfassung haben. Ueberdem können auch leicht noch manche Inconvenienzien daraus entstehen, da der Pachter bei Entrichtung der schuldigen Pachtgelder gegründete Exceptionen machen kann, die die Gemeinde in einen kostspieligen Prozeß zu verwickeln im Stande sind.

Unter solchen Umständen ist es demnach schicklicher und billiger, die der Gemeinde zugehörige Apotheke administriren, und der Gemeinde den Schaden empfinden zu lassen. Dadurch würde zum wenigsten so viel gewonnen, daß die Vorsteher der Gemeinde solchen Beeinträchtigungen von selbst steuern und eine bessere Medicinalverfassung einführen; ihre Apotheke aber in mehrere Aufnahme bringen, damit sie alsdann leichter einen Pachtliebhaber dazu bekommen.

Auch hat man bei Verpachtung oder Administration einer Gemeindeapotheke mit darauf zu sehen, ob dieselbe mit zu starken Abgaben beschweret sey, oder nicht? Es ist nicht zu läugnen, daß an manchen Orten der Apotheker bei den Abgaben oft weit höher, als der Kaufmann in Ansatz gebracht ist; ob wohl jener kaum in einem Jahre das verdient, was dieser vielmals durch bloßen Zufall und ohne alle Mühe in einem Monate, ja wohl sehr oft in einer Woche erwirbt. Dieses unproportionirte Verhältniß in Rücksicht der Abgaben zwischen dem Apotheker und Kaufmann, mag noch wohl aus den alten Zeiten herrühren, wo die Handlung

dung weit weniger im Flor war, als jetzo, wo an vielen Orten bloße Würzkrämer existiren, die nun durch die Zeitumstände in große Handelsleute umgeschaffen worden sind; wo hingegen das aureum seculum der Apotheker — zwar nicht in Betracht ihrer Wissenschaft, sondern blos in Betracht ihrer Provision — blühete; wo sie aus ganz unnützen und sogar verwerflichen Dingen viel Geld erwarben und ihnen sogar der Unrath verschiedener Thiere eine Goldgrube war, die übrigen Mittel und Bereitungen aber zu einem ungeheuren Preise mit übermäßiger Provision verkauften, und sich dadurch den Beinahmen der Neun und neunziger zugezogen; weil man ihnen Schuld gab, daß sie 99 Procent Profit nähmen. Bei so gestalten Sachen hatte denn freilich der Apotheker gute Gelegenheit weit mehr zu verdienen, als der Krämer, der seine Würzwaaren nur im einzelnen verkaufte. Jetzt aber, da der Luxus mehrere und größere Bedürfnisse dieser Waaren erfordert — man nehme nur den einzigen Artikel des Koffee's — als ehemals; jetzt, da sich die Handlung so sehr in die Höhe geschwungen hat, wo die Kaufleute gewöhnlich die wohlhabendsten sind, oder doch wenigstens ihrem Aufwande nach, nach welchem sie es jedem andern zuvorthun und den Ton angeben, seyn wollen: der Apotheker hingegen in unsern aufgeklärten Zeiten, wo die Pharmazie eine ganz andere Gestalt bekommen hat; wo jeder Wust unnützer und untauglicher Dinge, wobei doch allemal etwas verdient wurde, aus den Apotheken verbannt ist; wo es in den höheren Ständen nicht mehr für vornehm und standesmäßig gehalten wird, eine beständige Hausapotheke bei sich zu haben, sich selbst aber zu einer lebendigen Arzneibüchse zu machen; wo der gemeine Mann nicht mehr so häufig in die Apotheke kommt, um abergläubische Mittel zu kaufen und sich Hexenrecepte machen zu lassen; jetzt also der Apotheker weit weniger verdient, wie ehemals, und dennoch weit mehrere Wissenschaft und Kenntnisse von ihm verlangt werden; wäre es freilich billig, daß auch in Rücksicht der Abgaben eine Abänderung getroffen würde und der Apotheker darin Erleichterung fände. Stehen daher die Abgaben der Apotheke mit deren Einnahme und Geschäften nicht im Verhältniß: so kann der Pachter, wenn er diese mit übernehmen soll, ebenfalls nicht bestehen, und es wird sich bei solchen Verhältnissen schwerlich ein Pachtliebhaber zu einer solchen Apotheke finden; besonders, wenn die Art der Abgabe mit gewissen Unannehmlichkeiten verknüpft ist, welches besonders bei Accisegefäßen der Fall ist. Ist der Apotheker nicht auf ein gewisses Fixum gesetzt: so muß er sich, wie dieses in manchen Ländern der Fall ist, gefallen lassen, daß ihm die Destillirgefäße und die

Bla

Blasen versiegelt werden. Bekommt er in der Geschwindigkeit etwas zu destilliren: so muß ers erst bei der Accise melden, ein Visitator wird während der Arbeit dazu gestellt, der nach geschehener Destillation die Versiegelung alsbald wieder vornimt ꝛc. Wer wird unter solchen Umständen, wenn er sich solchen und ähnlichen andern Verdrüßlichkeiten ausgesetzt sieht, wohl Lust zur Pachtung einer diesen Verhältnissen unterworfenen Apotheke bekommen? Gewiß etwa nur ein solcher Mann, der aus Noth gedrungen, keine weitere Aussicht und Hofnung zu einem bessern Fortkommen hat, und dessen Kenntnisse oder moralischer Character eben dadurch zweifelhaft werden? Ob die Gemeinde in diesem Fall und unter diesen Umständen sich bei der Verpachtung der Apotheke besser befinden werde, und ob sich überhaupt viele und würdige Competenten dabei einfinden werden? will ich jedem unbefangenen Leser zur Beurtheilung überlassen. Ich wenigstens würde in diesem Falle schwerlich zur Verpachtung rathen; sondern der Gemeinde eher den Rath geben, sich in die Umstände zu fügen, und die Apotheke administriren zu lassen. Doch sind noch Mittel und Wege vorhanden, die jene Lage der Apotheke verbessern, wobei sie vortheilhafter und zweckdienlicher verpachtet werden kann. Denn bekanntlich sind die Abgaben entweder bloße Stadtgefälle, die dem Aerario der Gemeinde anheim fallen: oder es sind landesherrliche Abgaben. Im ersten Falle hebt diese die Gemeinde auf, weil sie von ihrem Eigenthum entrichtet werden, wofür sie die Pacht bekommt. Sie behält also durch das Pachtquantum eine gewisse Revenüe, und kann also billiger Weise jene Gefälle nicht noch besonders verlangen. Die landesherrlichen Abgaben übernehme die Gemeinde ebenfalls und schlage sie lieber in der Pacht mit an, und ist an dem Orte die Accise eingeführt: so suche sie es bei der Behörde durch Vorstellungen dahin zu bringen, daß die Apotheke auf ein billiges und mäßiges Fixum gesetzt werde, damit der Apotheker von Collisionen von Seiten der AcciseBedienten befreiet bleibe, die sehr oft des Landesherrn Nutzen vorschützen, den ihrigen aber dabei beabsichtigen. Dem Verfasser gegenwärtiger Abhandlung ist der Fall bekannt, daß ein sehr verdienstvoller Apotheker, dessen eigenthümliche Apotheke sich in dem besten Zustande befand und sehr frequent war, diese mit einem male, blos der Behandlung der AcciseBedienten wegen, zu verkaufen im Begriff war. Da nun ein Apotheker sogar sein Eigenthum aufzugeben willens war, was kann man anders vom Pachter erwarten?

Dieses wären denn die vorzüglichsten Lokalumstände, auf die man bei Verpachtung oder Administration einer

einer Apotheke, die einer Gemeinde zugehört, besonders zu sehen hat. Aber nicht blos auf die Lokalumstände hat man dabei zu sehen; sondern auch zugleich mit auf die Zeitumstände, welche allerdings einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die Apotheken haben können.

Es frägt sich also: ob wir in wohlfeilen oder in theuren Zeiten leben, wo alle und jede Nahrungsmittel in ziemlich hohem Preise stehen? Leben wir in theuren Zeiten; so wird die Concurrenz bei Verpachtung einer Apotheke sehr gering seyn; weil zu solchen Zeiten sich nur wenige finden, die ein gewisses oder eine Art von Etablissement zu übernehmen gesonnen sind; weil die Selbsterhaltung, wobei es bei der Pachtübernahme mit ankommt, eine schwere und kützliche Sache ist. Je weniger Competenten sich also bei einer Verpachtung einfinden, je geringer pflegt ein Grundstück und also auch die Apotheke verpachtet zu werden. Und gesetzt auch, daß die Gemeinde ihre Apotheke unter vortheilhaften Bedingungen verpachten könnte und würde, so hat der Pächter mit zu viel andern und dringenden Nahrungssorgen zu kämpfen, daß er nicht dasjenige auf die Apotheke verwenden kann, was dazu erfordert wird, um sie in vollkommenen guten Stand zu setzen oder zu erhalten. Die Theurung derjenigen Mittel, die zur Selbsterhaltung unumgänglich erfordert werden, setzen den Pächter, ungeachtet er sonst ein noch so ehrlicher und redlicher Mann seyn mag, vielleicht in die Nothwendigkeit, die Pachtgelder schuldig zu bleiben, und um Nachsicht zu bitten. Die Gemeinde müßte alle Menschenliebe verlohren haben, wenn sie einen sonst rechtschaffenen und ehrlichen Mann, bei einer so allgemeinen Noth fortschicken und dem Hunger und Verderben preisgeben wollte: vielmehr erfordert hier die Menschenpflicht, zumal, wenn wider den Pächter sonst keine Klagen statt finden, Nachsicht; bei dieser Nachsicht aber wächst die Schuld in Rücksicht der Pachtgelder immer mehr und mehr auf, die Zahlung geräth in Stockung, und der Pächter ist am Ende wol gar nicht mehr im Stande, zu bezahlen. Was ist nun zu thun? Nichts anders, als die Apotheke von neuem zu verpachten, und den bisherigen Pachtinhaber fortzuschicken. Hierdurch wird ein Mann, vielleicht ein sonst unverschuldeter Mann, ins Unglück und Verderben gestürzt, und die Gemeinde erwirbt dennoch nichts dabei, sondern muß die ihr rückständigen Pachtgelder mit dem Rücken ansehn; der Pächter müßte denn Caution gemacht haben, und die Gemeinde hart genug seyn, sich an diese zu halten, und dem unschuldig verarmten auch dieses noch einzige Rettungsmittel vorenthalten wollen!

Es ist daher bei einer eingetretenen Theurung thunlicher und rathsamer, daß die Gemeinde, so lange jene dauert, ihre Apotheke, wenn sie auch vor der Hand keinen Vortheil davon haben sollte, administriren lasse, und eine gelegenere Zeit zu der sonst vortheilhaftern Verpachtung abwarte.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Bäume von jedweder Art abzusenken.

Wenn ein Baum einen schönen Schößling getrieben hat, der im Jahre gut genährt ist, er sey Wasserschoß oder ein anderer: so muß man einen oder anderthalb Zoll über dem untersten Schnitt in die Rinde an zwei verschiedenen Stellen etwa 4 bis 5 Linien breit einen Schnitt thun und die Rinde davon wegnehmen, so, daß man einen Raum von einem guten Zoll zwischen beiden Incisionen übrig läßt. Alsdann muß man die beiden Wunden mit Hanf in der Dicke von 4 bis 5 Linien verbinden, damit nicht im folgenden Frühjahre dem Schößlinge der Saft entgehe. Hat man nun den Zweig auf solche Weise behandelt, so muß derselbe ein ganzes Jahr am Baume bleiben, während dessen er ein Bäumchen bilden wird, das Früchte verspricht und das auch, wenn die Operation recht gemacht ist, im andern Jahre wirklich Früchte bringen wird. Die Zeit, wenn diese Operation vorgenommen werden muß, ist der Octobermonat, wenn der Saft auszugehen anfängt. Den Zweig aber, der auf solche Art zum Bäumchen geworden ist, nimt man nicht eher ab, als im October des folgenden Jahrs; wobei noch zu beobachten ist, daß man ihn 2 bis 3 Zoll niedriger, als die Stelle ist, die den Schnitt bekommen hat, abschneiden müsse. Hierauf setzt man ihn in Erde, wobei man genau besorgt seyn muß, den obern Wulst völlig zu bedecken. Die kleinen Zweige, die darüber und darunter, und über die ganze Höhe hin, welche in die Erde kömmt, getrieben haben, werden nicht abgeschnitten, sondern bloß beschnitten oder ausgeschneitelt; sie sind bestimmt Wurzeln zu werden, so wie die Knoten, die sich rings um die beiden Wülste ansetzen. Ist der Boden, worin man einen solchen jungen Baum setzt, trocken, so muß man ihn von Zeit zu Zeit mit Wasser besprengen, bis die Wurzel fest und stark geworden ist.

Hannöverisches Magazin.

69tes Stück.

Freitag, den 30ten August 1799.

Beantwortung der von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen für den Julius 1799. aufgegebenen Frage:

Unter welchen Umständen ist die Verpachtung oder Administration einer Apotheke, welche einer Gemeinde gehört, vorzuziehen, und wie im ersten Falle das Pachtgeld am zuverlässigsten bestimmt werden könne?

(Fortsetzung.)

Eben diese Bewandniß hat es; wenn der Ort oder das Vaterland desjenigen Ortes, wo sich die Apotheke befindet, in Krieg verwickelt ist. Die mancherlei Drangsale des Krieges, als der Einquartirung, der Contributionen und Requisitionen, der Brandschatzung ꝛc. kennt jedermann. Unter diesen Drangsalen findet die Verpachtung eben so wenig Statt, als bei der Theurung, die mit dem Kriege ohnehin fast unzertrennlich verbunden ist. Wollte auch die Gemeinde den Apothekenpächter von allen diesen Kriegsübeln befreien, und solche über sich nehmen; so ist es eine Frage, ob der das Land occupirte Feind sich daran kehren, und den Pächter nicht durch andere Erpressungen drücken werde, so daß dieser am Ende dennoch nicht im Stande ist, die erforderlichen Kosten auf die Erhaltung der Apotheke zu wenden, vi lweniger das Pachtgeld zu entrichten? Gesetzt aber auch, daß ein Administrator nicht ganz ehrlich zu Werke ginge, und sich die Gelegenheit zu Nutze machte, mancherlei Mittel anzuwenden, die Gemeinde zu hintergehen und zu betrügen: so wird zwar niemand läugnen, daß die Gemeinde bei dem Besitze der Apotheke eher Schaden als Vortheil habe. Welchen Vortheil hat sie aber, wenn der Pächter nicht im Stande ist, die

stipulirten Pachtgelder zu entrichten? Wenn er wegen jener Trübsale nicht vermögend ist, nur die geringsten Kosten auf die Erhaltung der Apotheke und auf den Ankauf und die Bereitungen der nothwendigsten Arzneimittel zu wenden? Die Gemeinde läuft nicht nur Gefahr, die Pachtgelder einzubüßen, sondern auch am Ende eine ganz öde und ruinirte Apotheke zurück zu erhalten; nicht zu gedenken, daß sie vielleicht in Rücksicht der überschwinglichen Abgaben und Kriegssteuern den Pächter noch zu übertragen hat! Bei dem Administrator mag sie unter diesen Umständen freilich auch keinen Vortheil haben; er mag noch überdies die Gemeinde durch Kunstgriffe und Untreue hintergehen und betrügen: so wird diese oder ihre Vorsteher doch bei alle dem allemal dafür Sorge tragen, daß es nicht an nöthigen Dingen fehle, und diese selbst, obwohl mit ihrem eigenen Schaden, wieder anzuschaffen suchen, und also doch wenigstens dafür sorgen, daß die Apotheke, wegen Mangel an nöthigen Arzeneimitteln, nicht in gänzlichen Verfall gerathe; sondern allemal in einem solchen Zustande erhalten werde, daß sich nach überstandenen Kriegsunruhen ein annehmlicher Pachtliebhaber leicht wieder findet, wo alsdann die Concurrenz der Liebhaber stärker als in Kriegszeiten zu seyn pflegt.

Nun kann zwar das Land, oder der Ort, in dem sich die Apotheke befindet, den Frieden genießen; allein auswärtige Kriege, besonders Seekriege, haben einen solchen widrigen Einfluß auf den Handel, daß alle Waaren sowohl, als die Apothekerwaaren zu einem enormen Preise hinaufsteigen, so, wie dieses jetzt der Fall ist! Es sind nun entweder keine Aussichten zu einem baldigen Frieden da, und die Waaren steigen immer mehr und mehr in die Höhe; oder es ist Anschein zu einem baldigen Frieden vorhanden, mit dem sie mit einemmale wieder in dem bisherigen Werthe fallen! Bei dieser Ungewißheit und dem Schwanken der Handelsbillance kann bei der Verpachtung kein zuverläßig gewisser Maaßstab in Rücksicht des in Anschlag zu bringenden Inventarii genommen werden, ohne daß nicht der eine oder der andere Theil dabei zu kurz komme. Ist die Apotheke in guter Verfassung, und mit den erforderlichen Arzneimitteln versehen: so hat die Gemeinde, die bisher die Kosten getragen, theuren Einkauf gehabt; ohne sichtbaren Nachtheil und offenbaren Schaden kann sie also das Inventarium dem Pachtliebhaber unter dem Einkaufspreise nicht überlassen; mit einemmale fallen aber nach kurz darauf erfolgtem Frieden die Waaren beträchtlich, und der Pächter, der sie nach dem damals wahren Werthe bei der Pacht übernommen hat, ist genöthigt, mit Schaden zu verkaufen. Oder im entgegengesetzten Falle: die Apo-

theke ist im Verfall, es sind häufige Defekte vorhanden, und der Pächter muß in diesem Falle auf die Anschaffung der übertheuren Medicinalwaaren große Kosten verwenden, daß er, wenn er kein Capital eigenthümlich besitzt, und in Händen hat, sich gleich anfänglich in Schulden stecken muß. Fallen nun die theuer eingekauften Waaren, von denen er noch Vorrath hat, über kurz oder lang im Preise beträchtlich; so muß er unter dem Einkaufspreis ebenfalls verkaufen; er bekommt also das zum Einkaufe erborgte Capital nicht einmal wieder heraus, geschweige denn die Interessen, die er davon entrichten soll! Und wo bleiben nun die Pachtgelder? Und doch gleichwohl will der Mann auch leben! Er muß also, aus Noth gedrungen, entweder die hohen Preise noch forthalten, und das Publikum übertheuern, welches nicht angeht, wenn noch eine oder mehrere Apotheken an dem Orte sind: oder er muß wider seine sonst guten moralischen Grundsätze und wider Willen die Medicamente verfälschen, nur um seinem Schaden einigermaßen wieder beizukommen. Alles dieses geht doch nur eine Weile, und in beiden Fällen verliehrt das Publikum, als auch der Credit der Apotheke, und der Pächter ist demungeachtet verlohren!

Aus dem bisher gesagten ergeben sich demnach folgende Resultate:

1) Daß zwar überhaupt genommen, die Verpachtung der Administration einer, einer Gemeinde zuständigen Apotheke vorzuziehen sey; und zwar besonders, wenn dieselbe

a) in guter Verfassung und Aufnahme ist;

b) wenn die Apotheke viel Geschäfte hat, und mehrere Personen zu Betreibung derselben darin gehalten werden müssen; es mögen

c) außer der, der Gemeinde zugehörigen Apotheke noch eine oder mehrere sich an dem Orte befinden; oder sie mag die einzige seyn.

d) Wenn in Rücksicht der medicinischen Polizei gute Gesetze vorhanden sind, und diese von der Obrigkeit strenge gehandhabt werden, so, daß den Aerzten eben so wenig erlaubt ist, selbst zu dispensiren, und ihre Hausapotheken zu halten; als andern Quacksalbern und Hausirern mit Medicamenten zu handeln gestattet wird.

e) Wenn die Apotheke nicht mit übermäßigen Abgaben belastet ist.

f) Wenn die Zeiten überhaupt wohlfeil sind;

g) wenn das Land nicht in Krieg verwickelt ist;

b) wenn der Handlung durch auswärtige, beſonders Seekriege, kein Eintrag geſchieht.

Daß hingegen

2) die Adminiſtration für zweckdienlicher geachtet wird;

a) wenn die Apotheke in Verfall gerathen iſt; ſo lange, bis ſie durch geſchickte Adminiſtration in einen beſſern Zuſtand geſetzt worden iſt.

b) Wenn die Apotheke nur wenige Geſchäfte hat, davon ein Pächter nicht leben kann.

c) Wenn das Medicinalweſen in ſchlechter Verfaſſung iſt.

d) Wenn die Apotheke zu ſehr mit Abgaben behaftet iſt, die dem Pächter zur Laſt fallen dürften, daß dieſer nur Tag und Nacht zu ſorgen habe, wie er dieſe auftreiben will; oder dabei von den Unterbedienten gedrückt wird, die Gemeinde aber dieſe Laſten und Beſchwerden nicht mildern kann noch mag.

e) Wenn Theurung herrſcht.

f) In Kriegszeiten.

g) Wenn auswärtige Kriege den Handel erſchweren, und eine Theurung der Waaren verurſachen.

In der Meinung, alle die Umſtände, unter welchen die Verpachtung oder die Adminiſtration einer Apotheke, die einer Gemeinde zugehört, vorzuziehen, angegeben und hinlänglich erörtert zu haben: kommen wir nun auf den zweiten Theil der Frage: wie nemlich das Pachtgeld am zuverläſſigſten beſtimmet werden könne?

Ehe wir aber zu dieſem Theile der Frage über gehen: ſo wird es nicht unſchicklich ſeyn, noch etwas von der Art und Weiſe, wie die Verpachtung am ſchicklichſten und ſicherſten eingerichtet und bewerkſtelliget werden könne? zu ſagen.

Die Pacht kann nemlich auf eine gewiſſe Reihe von Jahren, zum Beiſpiel auf drei, ſechs und mehrere Jahre geſchloſſen werden; oder ſie kann ſich die auf die Lebenszeit des Pachtenden erſtrecken; oder aber in einer Erbpacht beſtehen. Nun wollen wir annehmen, daß die Apotheke entweder in gutem Zuſtande und mit allem nöthigen verſehen ſey; oder daß ſie ſich in einem ſchlechten und mangelhaften Zuſtande befinde. Nun iſt bekannt, daß der Trieb des Erwerbs dem Menſchen in die Natur gelegt ſey, wornach ein jeder für ſein eigenes Intereſſe beſorgt iſt, und ſeine Handlungen nach dieſer Abſicht einzurichten ſucht; indem die Selbſterhaltung und die Verbeſſerung unſers Wohlſtandes, auch moraliſch betrachtet, eines der erſten

ersten Gesetze unsers Verhaltens aus-macht; denn

Non minor est virtus, quam quærere, parta tueri! —

Nun überkommt ein Pächter die Apotheke in einem guten und vortreflichen Zustande auf einige oder mehrere Jahre in Pacht. Es wird also auch natürlicher Weise von dem Inventario zu seinem Nutzen Gebrauch zu machen, auch dieses in dem bisherigen Zustande, um seines eigenen Credits und besten willen, zu erhalten suchen. Allein! gegen das Ende der bestimmten Pachtzeit, z. B. im letztern Pachtjahre, sieht er voraus, daß die Pacht mit ihm aufhören mögte, weil er vielleicht durch andere überboten werden könnte, welches Pachtgebot er ohne offenbaren Nachtheil nicht füglich übersteigen kann; weil ihm die Verhältnisse besser bekannt sind, als einem Fremden, der auf gut Glück etwas wagt, und dabei einige Thaler nicht ansieht. Er sieht also im Voraus, daß er wahrscheinlich werde abgehen müssen; oder er lebt doch wenigstens in der größten Ungewißheit deshalb. Und nun fragt es sich, ob er noch Geld, das er nun zu seinem weiteren Fortkommen nöthiger braucht, aufwenden werde, um das Inventarium wieder so vollkommen, als er es überkommen hat, zurück zu geben? Man wird zwar hier sogleich zur Antwort geben: dafür muß er hinlängliche Caution stellen, damit er gehalten sey, alles in dem vorigen Stande wieder zu überliefern. Wir geben dieses zu, wenn blos die Rede von der Quantität der vorhandenen Apothekerwaaren ist, als welche insgesammt nachgewogen oder gemessen und mit dem übergebenen Inventario verglichen werden können. Ganz anders mögte es sich aber wohl verhalten, wenn es auf die Qualität der Droguen und der Bereitungen ankommt; Man weiß ja, wie vielerlei Sorten es oft von einer einzigen Drogue gebe, und wer will es mit Zuverlässigkeit entscheiden, ob diejenige Sorte der Waare, die der Pächter vor mehreren Jahren im Inventario erhielt, just besser, als die jetzige, die er dafür wieder zurückgiebt, gewesen sey. Man hat ja z. B. Rhabarber und mehrere Droguen zu ganz verschiedenen und wohl viererlei Preisen. Im Ganzen läßt sich zwar die Güte derselben leicht bestimmen; wenn sie nun aber der bisherige Pachtnhaber gepülvert überliefert, unter dem Vorwande, daß diese Dinge zeither sehr stark gegangen sind, daher er sich genöthigt gesehen, solche im Voraus pülvern zu lassen? Wer will nun die Sorte in Pulvergestalt so genau untersuchen und unterscheiden? Genug, die Gemeinde erhält die wirkliche Qualität zurück, ob gepülvert oder ungepülvert kann ihr nichts verschlagen; sie kann nicht einmal etwas dagegen einwenden; — sie muß vielmehr noch darauf

auf hinausgeben, weil wegen der Mühe und des Abganges die Sachen in Pulvergestalt theurer sind. Und wer will nun vollends den Apotheker bei den Fabrikaten und Präparaten, die so vielen und geheimen Verfälschungen unterworfen sind, daß die Aechtheit oder die Verfälschung derselben nur mit Mühe, und zwar auf chemischem Wege, gehörig entdeckt werden kann, untersuchen? Die Patronen oder Vorsteher der Gemeinde gewiß nicht! Vielleicht ist auch nicht einmal ein Arzt an dem Orte, der die Chemie zu seinem Fache gewählt hat, und also der Sache gewachsen wäre. Und welche Kosten würde nun nicht die Gemeinde aufwenden müssen, wenn sie, um dahinter zu kommen, erst eine Visitation der Apotheke und eine chemische Untersuchung aller vorhandenen Sachen anstellen wollte, wozu sie vielleicht einen auswärtigen, sachkundigen Arzt oder Chemiker zu verschreiben, in die Nothwendigkeit versetzt würde?

Eine andere Schwierigkeit, die ebenfalls aller Aufmerksamkeit werth ist, würde die seyn, daß die Preise während der Pacht eine große Veränderung erlitten haben. Zu der Zeit, da das Pachtinventarium übergeben worden, haben die Waaren in einem billigen Preise gestanden, auch sind zu der Zeit die zu den Präparaten erforderlichen Hülfsmittel, besonders Kohlen, nicht übermäßig theuer gewesen. Während der Pachtzeit aber hat sich alles sehr geändert. Die Waaren sind im Preise sehr gestiegen, so auch noch besonders in Rücksicht der Präparate das Holz und die Kohlen. Der bisherige Pächter kann also nicht die nemlichen Quantitäten wieder herstellen, als er bei der Pacht übernommen hat, oder er müßte schlechtere Sorten von Droguen angeschafft haben, wobei das Publikum und der Credit der Apotheke verlieren würde; denn wer will ihm zumuthen, ein theureres Inventarium herzustellen, als er übernommen hat? Eben diese Bewandniß mag es mit den vorräthigen Instrumenten, Arzneigläsern ꝛc. haben, besonders wenn die erstern unbrauchbar geworden sind und der Pächter neue angeschafft hat! Zwar ließe sich doch in Absicht dieser sowohl, als der einfachen Droguen noch allenfalls eine Uebereinkunft treffen. Wie will man aber in Betreff der Präparate ein richtiges Uebereinkommen treffen, ohne daß nicht ein oder der andere Theil dabei zu kurz komme? Nicht nur die dazu gekommenen und im Preise gestiegenen einfachen Mittel; sondern auch der Aufwand an den theuereren Hülfsmitteln, als der Kohlen ꝛc., müssen in Anschlag gebracht werden, und wer will dieses genau berechnen?

Nun wollen wir aber den Fall setzen, daß die Apotheke bei der Ue-

bers

bernahme der Pacht in Verfall gewesen sey, und daß man den obigen Vorschlag, eine verfallene Apotheke lieber administriren zu lassen; aus gewissen Gründen anzunehmen nicht für dienlich erachtet habe. Nun hat der Pächter, um die verfallene Apotheke empor zu bringen, ein nicht unbedeutendes Capital zu deren Verbesserung angewendet. Soll er nun dieses mit dem Rücken ansehen? Gewiß ist es zwar, daß ihm die Gemeinde, ohne eine große Ungerechtigkeit zu begehen, wie sie nicht anders umhin kann, das besser bestellte Inventarium nach dem Einkaufspreise bezahlen werde; — denn ein mehreres dafür zu geben, kann von ihr nicht verlangt werden, da nicht sie, sondern der künftige Pächter den Profit davon hat; — allein, der bisherige Pächter hat vielleicht das Capital dazu erborgt; er bekommt seinen Verlag wieder; wo bleiben aber die Interessen? und werden ihm auch diese noch ersetzt: so geht er doch am Ende mit leeren Händen davon, wie er gekommen ist, und in Zukunft wird sich nach diesem gegebenen Beispiele jeder hüten, dieser Gemeinde die Apotheke abzupachten.

Noch verdient hiebei der Umstand in Betrachtung gezogen zu werden, daß zwar der Apothekenpächter das Seinige redlich gethan, die Apotheke in die Höhe gebracht, und sie in gutem Credit und Aufnahme erhalten, und also derselben ein besonderes Zutrauen und einen starken Zugang verschafft habe, so, daß jedermann, und auch die Gemeinde, vollkommen wohl mit ihm zufrieden ist. Allein! nun hat — wie dieses besonders an kleinen Orten sehr leicht der Fall seyn mag — der Herr Bürgermeister oder ein anderer angesehener Patron der Gemeinde etwa einen Vetter, der ein Apotheker ist, und der gern versorgt seyn wollte. Man macht ihm Hofnung, die Gemeindeapotheke in Pacht zu bekommen, verspricht ihm alle mögliche Unterstützung dabei und vertröstet ihn deshalb bis zum Ablauf der Pachtzeit. Auf die Geschicklichkeit und Kenntnisse des Herrn Vetters, die man ohnehin nicht beurtheilen kann, wird vielleicht eben so wenig Rücksicht genommen, als auf seinen moralischen Charakter und wie er sich an andern Orten aufgeführt hat. Genug, man wünscht oder will ihn versorgt wissen! Der Pachttermin kommt; er hat nun entweder vor dem Pächter den Vorzug, oder man giebt ihm unter den Fuß, ein mehreres zu bieten, das der bisherige Pächter vermöge der Umstände und Verhältnisse nicht geben kann. Man weiß es nach einiger Zeit auch wohl gar dahin zu bringen, daß man der Gemeinde die Unbilligkeit des hohen Pachtgeldes vorstellt, unter dem Vorwande, daß die Apotheke das nicht trage; — daß sich die Zeiten geändert haben; — daß die Apotheke ob-

obwohl durch eigne Schuld des auf seine Patronen sich stützenden Herrn Vetters! — den Abgang nicht mehr habe, den sie vorher gehabt habe; wobei man auch wohl dem bisherigen Pachtliebhaber hinter dem Rücken gewisser Kunstgriffe und Schleichwege, sich beim Publikum beliebt zu machen, beschuldigt! Die Gemeinde kann nun freilich ihren Patronen, von denen sie sich überzeugt hält, daß sie ihr bestes besorgen und die Sache verstehen, nicht widersprechen! Der würdige Pachtinhaber, der seine Pflichten mit aller Treue und Redlichkeit ausgeübt, die Apotheke in gutem Zustande erhalten, und sich allgemeines Zutrauen erworben hat, muß also diese in solchen Fällen verlassen, und einem weit unwürdigeren vielleicht überlassen. Ob das Publikum oder die Gemeinde hierbei gewinnen werde? bedarf wohl keiner Untersuchung. Inzwischen erhellet aus allen den hier angeführten leicht möglichen Umständen, daß die Verpachtung auf einige oder mehrere Jahre nicht rathsam seyn mögte!

Die Fortsetzung folgt künftig.

Brodkaffee.

Im Geldernschen und in dasiger Nachbarschaft hat man seit der Theurung des Kaffees mit allgemeinem Beifall nachfolgendes Surrogat des Kaffees erfunden, welches sich als ein nahrhaftes und gesundes Getränk empfiehlt, im Geschmack dem wahren Kaffee am nächsten kommt, und zugleich sehr ökonomisch ist, indem das Pfund nicht höher, als auf 3 ßgr. 8 pf. zu stehen kommt.

Man schneidet nemlich schwarzes Brod (Pumpernickel) in Würfeln, trocknet solche im Ofen, brennt und mahlt sie, wie Kaffee, und vermischt dieses Pulver beim Gebrauche mit einem Zusatz von ¼ Zichorien und ¼ wirklichem Kaffeepulver. Es wird auf Versuche ankommen, ob das hiesige grobe Brod ein gleiches gutes Kaffeesurrogat liefert.

Hannöverisches Magazin,

Fünf Stück.

Montag, den 29 Septembr. 1760.

Bekanntmachung des von der Königl. Churfürstl. zu Braunschweig-Lüneburgischen Regierung für das Jahr 1760. ausgefertigten Kalenders.

Nachdem verschiedene Unordnungen und Mißbräuche unter Verfertigung, Verkaufung und Gebrauch der Kalender, und in andern Dingen, das Publicum betreffend, sich eingeschlichen haben; so

Nachdem auch verschiedene Unordnungen und Mißbräuche unter Verfertigung, Verkaufung und Gebrauch der Kalender, und in andern Dingen, das Publicum betreffend, sich eingeschlichen haben; so

Nachdem auch verschiedene Unordnungen und Mißbräuche unter Verfertigung, Verkaufung und Gebrauch der Kalender, und in andern Dingen, das Publicum betreffend, sich eingeschlichen haben; so

Diese Schulden entstehen, wenn neue Bedürfnisse entstehen, die nicht durch die gewöhnlichen Einkünfte gedeckt werden können, und wenn man sie doch so lange befriedigen will, bis sich neue Einkünfte dafür finden, wenn nämlich solche Bedürfnisse durch Anleihen gedeckt werden, die durch die Einkünfte nach und nach getilgt werden sollen.

Die Juden verdanken der Türkischen Despotie das ungestörte Fortbestehen ihrer religiösen Verfassung.

Die wunderbare Erhaltung der Juden als eines religiösen Volksstammes verdient Staunen!

Ihre Lehre besteht aus den einfachsten Sätzen von der Verehrung eines Gottes, und ihre Verfassung ist so mustergültig, daß sie jeder gesetzgebenden Gewalt zum Muster dienen könnte. Sie haben keine Priesterkaste, keine Hierarchie, keine Kirchenversammlungen, keine Glaubensartikel, keine Symbole, keine Ceremonien, keine Bilder, keine Altäre, keine Opfer, keine Processionen, keine Wallfahrten, keine Heiligen, keine Reliquien, keine Ablässe, keine Beichte, keine Fasten, keine Feiertage, keine Gebete, keine Predigten, keine Sakramente, keine Taufe, keine Ehescheidung, keine Todtenmessen, keine Todtenfeier, keine Todtenbegräbnisse, keine Todtenklagen, keine Todtenbestattungen, keine Todtenbegängnisse, keine Todtenbestattungen, keine Todtenbegängnisse, keine Todtenbestattungen, keine Todtenbegängnisse

Fischer, der schlaue, der mächtige Gebieter, der die Geheimnisse der Meeresfluthen kennt, und der Fischer, der arme, der nur seine Netze auswirft, und sich mit dem begnügt, was ihm zufällig in sie geräth.

Was sind die Bücher? Eine Sammlung von Gedanken, die Phantasie und Empfindung sich gebildet haben, um sie der Welt mitzutheilen. Wenn Bücher nicht Gedanken enthalten, sind sie todte Masse, und wenn Gedanken nicht Bücher werden, sind sie Schätze, die in der Erde vergraben liegen. Die Bücher sind die Vermittler zwischen Geist und Geist, zwischen Herz und Herz, zwischen Zeit und Zeit, zwischen Land und Land, zwischen Welt und Welt. Sie sind die Vermittler zwischen Gedanken und Gedanken, zwischen Gefühl und Gefühl, zwischen Phantasie und Phantasie, zwischen Empfindung und Empfindung. Sie sind die Vermittler zwischen Wissen und Wissen, zwischen Kenntniß und Kenntniß, zwischen Erfahrung und Erfahrung, zwischen Weisheit und Weisheit, zwischen Thorheit und Thorheit. Sie sind die Vermittler zwischen Irrthum und Irrthum, zwischen Wahrheit und Wahrheit, zwischen Lüge und Lüge. Sie sind die Vermittler zwischen Tugend und Tugend, zwischen Laster und Laster, zwischen Verbrechen und Verbrechen. Sie sind die Vermittler zwischen Licht und Licht, zwischen Finsterniß und Finsterniß, zwischen Dämmerung und Dämmerung. Sie sind die Vermittler zwischen Schönheit und Schönheit, zwischen Häßlichkeit und Häßlichkeit, zwischen Anmuth und Anmuth, zwischen Grazie und Grazie, zwischen Reiz und Reiz, zwischen Liebe und Liebe, zwischen Haß und Haß, zwischen Freundschaft und Freundschaft, zwischen Feindschaft und Feindschaft, zwischen Gleichgültigkeit und Gleichgültigkeit. Sie sind die Vermittler zwischen Leben und Leben, zwischen Tod und Tod, zwischen Auferstehung und Auferstehung, zwischen Unsterblichkeit und Unsterblichkeit. Sie sind die Vermittler zwischen Himmel und Himmel, zwischen Hölle und Hölle, zwischen Gott und Gott, zwischen Teufel und Teufel. Sie sind die Vermittler zwischen Alles und Alles, zwischen Nichts und Nichts, zwischen Ewigkeit und Ewigkeit.

Wenn Bücher nicht Gedanken enthalten, sind sie todte Masse, und wenn Gedanken nicht Bücher werden, sind sie Schätze, die in der Erde vergraben liegen. Die Bücher sind die Vermittler zwischen Geist und Geist, zwischen Herz und Herz, zwischen Zeit und Zeit, zwischen Land und Land, zwischen Welt und Welt. Sie sind die Vermittler zwischen Gedanken und Gedanken, zwischen Gefühl und Gefühl, zwischen Phantasie und Phantasie, zwischen Empfindung und Empfindung. Sie sind die Vermittler zwischen Wissen und Wissen, zwischen Kenntniß und Kenntniß, zwischen Erfahrung und Erfahrung, zwischen Weisheit und Weisheit, zwischen Thorheit und Thorheit. Sie sind die Vermittler zwischen Irrthum und Irrthum, zwischen Wahrheit und Wahrheit, zwischen Lüge und Lüge. Sie sind die Vermittler zwischen Tugend und Tugend, zwischen Laster und Laster, zwischen Verbrechen und Verbrechen. Sie sind die Vermittler zwischen Licht und Licht, zwischen Finsterniß und Finsterniß, zwischen Dämmerung und Dämmerung. Sie sind die Vermittler zwischen Schönheit und Schönheit, zwischen Häßlichkeit und Häßlichkeit, zwischen Anmuth und Anmuth, zwischen Grazie und Grazie, zwischen Reiz und Reiz, zwischen Liebe und Liebe, zwischen Haß und Haß, zwischen Freundschaft und Freundschaft, zwischen Feindschaft und Feindschaft, zwischen Gleichgültigkeit und Gleichgültigkeit. Sie sind die Vermittler zwischen Leben und Leben, zwischen Tod und Tod, zwischen Auferstehung und Auferstehung, zwischen Unsterblichkeit und Unsterblichkeit. Sie sind die Vermittler zwischen Himmel und Himmel, zwischen Hölle und Hölle, zwischen Gott und Gott, zwischen Teufel und Teufel. Sie sind die Vermittler zwischen Alles und Alles, zwischen Nichts und Nichts, zwischen Ewigkeit und Ewigkeit.

Brod, das Trinken des Weines, und ihre Verbindung mit den Worten: dieses ist mein Leib, dieses ist mein Blut, sind die äußern Zeichen, durch welche Christus seine Gegenwart und Mittheilung seiner Gnade und Kraft an die Seinigen verbindet. Diese Gegenwart ist aber nicht eine leibliche, sondern eine geistige, und die Mittheilung seiner Gnade und Kraft ist nicht eine sinnliche, sondern eine geistige. Die Worte: dieses ist mein Leib, dieses ist mein Blut, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: dieses ist ein Zeichen meines Leibes, dieses ist ein Zeichen meines Blutes. Die Worte: Christus ist gegenwärtig, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: Christus ist durch seine Gnade und Kraft gegenwärtig. Die Worte: Christus theilt mit, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: Christus theilt durch seine Gnade und Kraft mit. Die Worte: Christus ist gegenwärtig, und theilt mit, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: Christus ist durch seine Gnade und Kraft gegenwärtig, und theilt mit. Die Worte: Christus ist gegenwärtig, und theilt mit, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: Christus ist durch seine Gnade und Kraft gegenwärtig, und theilt mit. Die Worte: Christus ist gegenwärtig, und theilt mit, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: Christus ist durch seine Gnade und Kraft gegenwärtig, und theilt mit.

Brod, das Trinken des Weines, und ihre Verbindung mit den Worten: dieses ist mein Leib, dieses ist mein Blut, sind die äußern Zeichen, durch welche Christus seine Gegenwart und Mittheilung seiner Gnade und Kraft an die Seinigen verbindet. Diese Gegenwart ist aber nicht eine leibliche, sondern eine geistige, und die Mittheilung seiner Gnade und Kraft ist nicht eine sinnliche, sondern eine geistige. Die Worte: dieses ist mein Leib, dieses ist mein Blut, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: dieses ist ein Zeichen meines Leibes, dieses ist ein Zeichen meines Blutes. Die Worte: Christus ist gegenwärtig, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: Christus ist durch seine Gnade und Kraft gegenwärtig. Die Worte: Christus theilt mit, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: Christus theilt durch seine Gnade und Kraft mit. Die Worte: Christus ist gegenwärtig, und theilt mit, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: Christus ist durch seine Gnade und Kraft gegenwärtig, und theilt mit. Die Worte: Christus ist gegenwärtig, und theilt mit, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: Christus ist durch seine Gnade und Kraft gegenwärtig, und theilt mit.

Brod, das Trinken des Weines, und ihre Verbindung mit den Worten: dieses ist mein Leib, dieses ist mein Blut, sind die äußern Zeichen, durch welche Christus seine Gegenwart und Mittheilung seiner Gnade und Kraft an die Seinigen verbindet. Diese Gegenwart ist aber nicht eine leibliche, sondern eine geistige, und die Mittheilung seiner Gnade und Kraft ist nicht eine sinnliche, sondern eine geistige. Die Worte: dieses ist mein Leib, dieses ist mein Blut, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: dieses ist ein Zeichen meines Leibes, dieses ist ein Zeichen meines Blutes. Die Worte: Christus ist gegenwärtig, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: Christus ist durch seine Gnade und Kraft gegenwärtig. Die Worte: Christus theilt mit, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: Christus theilt durch seine Gnade und Kraft mit. Die Worte: Christus ist gegenwärtig, und theilt mit, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: Christus ist durch seine Gnade und Kraft gegenwärtig, und theilt mit. Die Worte: Christus ist gegenwärtig, und theilt mit, sind nicht buchstäblich, sondern figürlich zu verstehen, und bedeuten: Christus ist durch seine Gnade und Kraft gegenwärtig, und theilt mit.

ein wenig, — diese Gebräuche sind wahrscheinlich so Theorie entstanden, — daß man sich vorstellte, die Gottheit, welche man um Verzeihung anflehte, habe jene Handlungen selbst vorgenommen, und habe sie gleichsam als Vorbilder gegeben, welche man nachahmen müsse, wenn man Hoffnung haben wolle, daß sie Verzeihung ertheilen werde. Diese Vorstellungsart ist sehr natürlich, und findet sich bei allen Völkern, welche Opfer und Gebete als Mittel ansehen, die Gottheit zu versöhnen. Sie ist auch bei den Hebräern sehr gewöhnlich, und wird durch die Geschichte ihrer Opfergesetze, durch die Art, wie sie ihre Opfer darbrachten, durch die Gebete, die sie dabei thaten, und durch die Vorstellungsart, welche sie davon hatten, sehr deutlich bestätigt. Sie glaubten, — was man auch in manchen Stellen der Bibel, wo sie nur bildlich gesprochen wird, buchstäblich nehmen will, — daß Gott sich durch Opfer, Gebete und Handlungen versöhnen lassen, die Sünden vergeben, und Segen ertheilen könne. Sie glaubten, daß Gott selbst diese Handlungen vorgeschrieben habe, und daß sie also nothwendig seyn müssen, wenn man Gnade und Segen erhalten wolle. Sie glaubten, daß Gott selbst diese Handlungen vorgenommen

Alter von sechs Jahren, eine Sprache, die sie nie gelernt hatte, und die vielleicht nie ein Mensch vor ihr gesprochen hatte, mit der Zeit so weit zu bringen, daß sie sich in derselben mit Fertigkeit ausdrücken konnte. Ich glaube, daß dieses Kind, wenn es nicht durch Krankheiten, oder durch Unglücksfälle, die ihm zustoßen, sein Leben verkürzt, oder durch Mißbrauch seiner Talente, oder durch Eitelkeit, oder durch Leichtsinn, oder durch Ausschweifungen, oder durch Laster, oder durch Verbrechen, oder durch Thorheiten, oder durch Unwissenheit, oder durch Vorurtheile, oder durch Irrthümer, oder durch Aberglauben, oder durch Schwärmerey, oder durch Unglauben, oder durch Gleichgültigkeit gegen die Religion, oder durch Mangel an Religion, oder durch Mangel an Tugend, oder durch Mangel an Weisheit, oder durch Mangel an Klugheit, oder durch Mangel an Vernunft, oder durch Mangel an Gesundheit, oder durch Mangel an Leben, oder durch Mangel an Tod, oder durch Mangel an Ewigkeit, oder durch Mangel an Seligkeit, oder durch Mangel an Gott, oder durch Mangel an Allem, was Gott heißt, ein Wunderkind wird, und bleibt, und bleiben wird, und bleiben will, und bleiben kann, und bleiben darf, und bleiben soll, und bleiben muß, und bleiben mag

Verfassung der Kirche.

Da Christus seine Kirche für alle Zeiten bestimmt hatte, so mußte er derselben auch die Mittel an die Hand geben, durch welche sie ihren Zweck erreichen konnte. Diese Mittel sind die Verfassung, die Verwaltung und die Disciplin der Kirche. Die Verfassung der Kirche ist die Einrichtung, nach welcher die Kirche ihre Angelegenheiten ordnet. Die Verwaltung der Kirche ist die Ausübung der Rechte, welche der Kirche zustehen. Die Disciplin der Kirche ist die Handhabung der Gesetze, welche die Kirche gegeben hat.

Die Verfassung der Kirche ist entweder eine absolute oder eine relative. Eine absolute Verfassung ist diejenige, welche die Kirche von Anfang an hatte, und welche sie niemals verändern kann. Eine relative Verfassung ist diejenige, welche die Kirche nach den Umständen der Zeit und des Ortes sich gegeben hat, und welche sie nach Umständen verändern kann. Die absolute Verfassung der Kirche ist die monarchische, die relative Verfassung der Kirche ist die aristokratische und demokratische.

Die absolute Verfassung der Kirche ist die monarchische, weil Christus der Kirche nur einen Herrn gegeben hat, welcher ihr Haupt ist, und weil Christus seine Kirche nur auf einen Felsen gebaut hat, welcher ihr Grund ist. Dieses Haupt und dieser Grund ist Petrus, welcher deshalb auch Fürst der Apostel genannt wird. Petrus hat seine Gewalt auf seine Nachfolger, die Päpste, vererbt, und diese sind also das Haupt und der Grund der Kirche. Die Päpste sind also die Monarchen der Kirche, und ihre Gewalt ist eine absolute, weil sie von Niemand abhängig ist, und weil sie Niemand beschränken kann. Die Päpste sind also die Gesetzgeber der Kirche, und ihre Gesetze sind Gesetze für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Richter der Kirche, und ihre Urtheile sind Urtheile für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Regierer der Kirche, und ihre Regierung ist eine Regierung für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Lehrer der Kirche, und ihre Lehre ist eine Lehre für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Priester der Kirche, und ihre Priesterschaft ist eine Priesterschaft für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Opferer der Kirche, und ihr Opfer ist ein Opfer für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Heiligen der Kirche, und ihre Heiligkeit ist eine Heiligkeit für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Unfehlbaren der Kirche, und ihre Unfehlbarkeit ist eine Unfehlbarkeit für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Unsterblichen der Kirche, und ihre Unsterblichkeit ist eine Unsterblichkeit für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Ewigen der Kirche, und ihre Ewigkeit ist eine Ewigkeit für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Allmächtigen der Kirche, und ihre Allmacht ist eine Allmacht für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Allwissenden der Kirche, und ihre Allwissenheit ist eine Allwissenheit für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Allgegenwärtigen der Kirche, und ihre Allgegenwart ist eine Allgegenwart für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Allgütigen der Kirche, und ihre Allgüte ist eine Allgüte für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Allgerechten der Kirche, und ihre Allgerechtigkeit ist eine Allgerechtigkeit für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Allheiligen der Kirche, und ihre Allheiligkeit ist eine Allheiligkeit für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Allbarmherzigen der Kirche, und ihre Allbarmherzigkeit ist eine Allbarmherzigkeit für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Allmächtigen der Kirche, und ihre Allmacht ist eine Allmacht für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Allwissenden der Kirche, und ihre Allwissenheit ist eine Allwissenheit für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Allgegenwärtigen der Kirche, und ihre Allgegenwart ist eine Allgegenwart für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Allgütigen der Kirche, und ihre Allgüte ist eine Allgüte für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Allgerechten der Kirche, und ihre Allgerechtigkeit ist eine Allgerechtigkeit für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Allheiligen der Kirche, und ihre Allheiligkeit ist eine Allheiligkeit für die ganze Kirche. Die Päpste sind also die Allbarmherzigen der Kirche, und ihre Allbarmherzigkeit ist eine Allbarmherzigkeit für die ganze Kirche.

Hannöverisches Magazin.

71tes Stück.

Freitag, den 6ten September 1799.

Beantwortung der von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen für den Julius 1799. aufgegebenen Frage:

Unter welchen Umständen ist die Verpachtung oder Administration einer Apotheke, welche einer Gemeinde gehört, vorzuziehen, und wie im ersten Falle das Pachtgeld am zuverlässigsten bestimmt werden könne?

(Schluß.)

Eine andere Art der Verpachtung ist die, wo man nach einer gewissen Reihe von Jahren die Einnahme und Ausgabe gegen einander berechnet, den Ueberschuß der Einnahme von verschiedenen Jahren zusammenhält, gegen einander vergleicht und die Mittelzahl als den, ein Jahr in das andere gerechnet, richtigen Ertrag der Apotheke annimt und festsetzt. Man kann hiernach sogleich berechnen, ob von dem Ertrage ein Pächter ohne Nahrungssorgen leben, die Apotheke dabei in gutem Stande erhalten, und auch die Pachtgelder künftig entrichten und abtragen könne. Die Gemeinde oder deren Vorsteher sind mit den Lokalverhältnissen bekannt, und sind daher im Stande, genau zu berechnen, wie hoch der jährliche Unterhalt einer Familie und des Hauswesens koste, ohne mit Nahrungssorgen kämpfen zu müssen. Was nun an dem Orte zu dem Unterhalt und einem guten Auskommen nach dem Lokalverhältniß unumgänglich erfordert wird, das wird von dem Ueberschusse der Einnahme abgezogen, und dem Pächter, als sein nothdürftiger Lebensunterhalt, zu gute gerechnet, und was hiervon übrig bleibt, wird als das Pachtquantum festgesetzt. Zum Beispiel, die Mittelzahl des reinen Ueberschusses soll nach Abzug aller Ausgaben,

die königliche Ehe im Bayreuth, als auch die Verbindung des Markgrafen Friedrich mit der Prinzessin Wilhelmine, dem Markgrafen und Markgrafin von Ansbach, den von Hessen-Darmstadt, den von Hessen-Homburg, den von Hessen-Philippsthal, den Prinzen Wilhelm und Ferdinand von Braunschweig, den Prinzen Friedrich und Ferdinand von Anhalt-Bernburg, den Prinzen Friedrich Wilhelm von Anhalt-Dessau, den Prinzen Friedrich Wilhelm von Anhalt-Zerbst, den Prinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, den Prinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Kulmbach, den Prinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Ansbach, den Prinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Bayreuth

der Pächter nicht zu kurz kommen; weil ihm nur gangbare Arzeneimittel als Capital angeschlagen werden, wovon blos er den Gewinn zieht. Und da der Vorrath dieser Mittel nur nach dem bloßen Einkaufspreise oder dem wirklichen und eigentlichen Verlage im Werthe angesetzt worden; so verschwindet dabei auch aller Verdacht, daß, wie oben erwähnt worden ist, von Seiten der Gemeindevorsteher aus merkantilischen und eigennützigen Absichten, um die Gemeindecasse durch das erhöhete Pachtquantum zu bereichern, viel Waaren, die der Pächter nicht würde consumiren können, zuvor angeschafft werden mögten; weil auch nicht der geringste Vortheil daraus entspringt, wenn nur der baare Verlag davon in die Gemeindecasse zurückfließt, oder dieselbe, wenn er ja verinteressirt werden muß, nur die landesüblichen oder gewöhnlichen, jetzt ebenfalls sehr gesallenen Zinsen davon trägt.

Diese Art der Verpachtung scheint demnach die sicherste und zuverläßigste, sowol für den pachtenden Apotheker, als für die verpachtende Gemeinde zu seyn; weil

1) der Pächter dabei bestehen kann;

2) weil er dadurch in den Stand gesetzt wird, die Apotheke in gutem Zustande erhalten.

3) weil die Gemeinde nichts dabei einbüßt; vielmehr dieselbe

4) auf die richtige Abtragung der Pachtgelder rechten kann;

5) weil die Apotheke unter so vortheilhaften Verhältnissen nicht leicht einer Pachtveränderung unterworfen ist, die allemal eher Nachtheil als Vortheil bringt;

6) weil der Apotheker sich nicht durch übertriebene Preise auf der andern Seite zu erhalten nöthig hat, der Vortheil des Publikums aber und seiner Individuen der Gemeindecasse und ihrer Bereicherung vorgeht.

Nun sind noch, ehe wir unsre Abhandlung schliessen, zwei Punkte zu erörtern übrig. Der erste betrift das Privilegium und den Vorrath der Gefäße und Instrumente. Denn es könnte uns von manchem wegen der in Vorschlag gebrachten Art der Verpachtung der Vorwurf gemacht werden, daß dabei auf das Privilegium der Apotheke so wenig, als auf die vorräthigen Gefäße und Instrumente einige Rücksicht genommen worden sey, da wir zumal doch oben bemerkt haben, daß letztern als ein Theil des Grundcapitals der Apotheke mit zu betrachten wären, und wovon doch auch, im Grunde genommen, das Privilegium ebenfalls nicht ausgeschlossen werden könne. So wenig man dieses auf der einen Seite in Abrede seyn kann; so wenig sieht man doch auf der andern einen hinreichenden Grund ein, warum nach der von uns vorgeschlagenen

genen Art der Verpachtung auf diese Gegenstände besonders Rücksicht genommen werden sollte. Denn was das Privilegium anbelangt: so muß man dieses nur aus dem richtigen Gesichtspunkte fassen. Es besteht nemlich dasselbe blos aus dem Vorzugsrechte, daß außer der oder denen bereits etablirten Apotheken zum offenbaren Nachtheile dieser, sich nicht noch mehrere Apotheken an dem Orte etabliren sollen; weil sonst die Anzahl derselben überhäuft, und die eine den Ruin der andern nach sich ziehen würde. Es ist also das Privilegium für nichts anders, als für einen Schutzbrief wider die Beeinträchtigungen anderer anzusehen, denen es einfallen könnte, von ihrer erlernten Kunst an jedem Orte, wo es ihnen einfiele, Gebrauch zu machen, und ungeachtet der schon vorhandenen hinreichenden Apotheken, noch eine zu etabliren. Dieses Privilegiums oder Schutzbriefes bedient sich ja nur die Gemeinde, da sie ihre Apotheke im Gange erhält, und das ihr diesfalls zustehende Recht einem andern gegen ein gewisses Pachtgeld abtritt. Es liegt also die Ausübung und der Genuß des Privilegiums schon in dem Pachtgelde, das die Gemeinde erhält, welches sie nicht fordern könnte, wenn sie das Recht oder das Privilegium nicht dazu hätte; daher wir dasselbe noch besonders mit aufzuführen keinen hinlänglichen Grund dazu zu haben vermeinten. Und eben dieses gilt auch in Rücksicht der vorhandenen Gefäße und Instrumente, als welche ein unveräußerliches Eigenthum der Apotheke bleiben, das seine Zinsen trägt, die in dem Pachtgelde ebenfalls mit liegen; da die Gemeinde denjenigen Ueberschuß von den Einkünften der Apotheke bekommt, der reiner Gewinn ist, und zu dem Unterhalte des Pächters und der Erhaltung seiner Familie nicht unumgänglich nothwendig ist. Dieser reine Gewinn und Ueberschuß ist also für nichts anders, als für die eigentliche Benutzung des Privilegiums und der vorräthigen Instrumente und Gefäße anzusehen, den die Gemeinde mit Recht als ein ihr zuständiges Eigenthum verlangen, ein mehreres oder besonderes aber dafür nicht begehren kann, da ihr die vorräthigen gangbaren Artikel noch besonders bezahlt oder so zu sagen abgekauft werden. Denn so wie die Gemeinde jenes ihr zuständige Eigenthum durch das ihr gewilligte Pachtgeld benutzt: so muß auch der Pachtapotheker das, was ihm eigenthümlich gehört, nemlich seine erlangten Kenntnisse und Wissenschaft, und die damit verbundenen Arbeiten, als welche ihm seinen Lebensunterhalt sichern, ohne Eintrag benutzen können. Diese Talente sind das unveräußerliche Eigenthum des Apothekers, das er an niemanden zu verzinsen nöthig hat, und woran die Gemeinde nicht den geringsten Anspruch machen kann.

Der andere Punkt, dessen wir schon oben beiläufig gedacht haben, betrifft die Bestreitung der mit der Apotheke verknüpften, oder auf derselben haftenden Abgaben. Was die Stadtgefälle anbelangt, die in die Gemeindecasse fließen; so erhält die Gemeinde eine gewisse Abgabe in der Entrichtung des Pachtgeldes, das sie darnach bestimmt hat, daß dem Pächter nur so viel übrig bleibt, als zu seiner und der Seinigen Erhaltung erforderlich ist. Von diesem genau berechneten Erwerbe also noch eine Abgabe entrichten zu müssen, wäre in so fern unbillig, in so fern diese in die Gemeindecasse fließt, die Gemeinde aber den reinen Gewinn zieht, und also außer diesem oder dem Pachtgelde nicht noch eine Abgabe verlangen, mithin den Pächter nicht mit doppelten Zinsen belegen kann. Denn entweder pflegen dergleichen Abgaben theils von dem wahren Eigenthume und Besitzstande, theils von dem Erwerbe entrichtet zu werden. Ersteres bleibt nun der Gemeinde, indem sie die Benutzung ihres Eigenthums durch das Pachtgeld zieht; im zweiten Falle, wo bei den Abgaben auf den Erwerb gesehen wird; so kommt auch dieser letztere, nach der vorgeschlagenen Art der Verpachtung der Gemeinde, nicht aber dem Pächter zu statten; indem sie sich bei Bestimmung des Pachtanschlags, nach der oben angegebenen Berechnung, den Ueberschuß vorbehalten hat, dem Pächter hingegen nur so viel übrig läßt, als er zu seiner Selbsterhaltung braucht. Je größer also der Erwerb und die Einkünfte der Apotheke ausfallen, jemehr bekommt die Gemeinde Pacht, so, daß also ihr allein die Einkünfte davon zu gute kommen. Es findet also hier der Einwand nicht füglich statt, daß der Pächter dadurch, daß ihm die Apotheke in Pacht überlassen wird, doch seinen Unterhalt finde, und es also auch billig sey, daß er etwas davon entrichte. Will man denn die erlangten Kenntnisse und Geistesfähigkeiten eines geschickten Mannes, seine Mühe und Arbeit zu Bereitung der erforderlichen chemischen und pharmazeutischen Produkte, seine Unverdrossenheit, mit der er dem Publikum zu jeder Zeit zu Dienste zu seyn willig und bereit ist, seine Sorgfalt für die Erhaltung und das Beste der Apotheke nicht mit in Anschlag bringen? Und was kann ein ehelicher unbescholtener Mann wohl weniger dafür verlangen, als den nöthigen Unterhalt und sein sicheres Auskommen? Es würde demnach unbillig, ja ungerecht seyn, ihm dieses noch durch Abgaben kümmern zu wollen. Jedoch in dem Falle, daß man diese Abgaben bei der Berechnung der Einnahme und Ausgabe der Apotheke in den letztern besonders mit aufgeführt hat, sind sie von dem Pachtinhaber der Apotheke zu bestreiten; weil durch ihren Abzug von der Einnahme das Pachtquantum verkürzt ist, und sie

der Gemeinde dadurch zu, dem Pächter aber von dem Pachtgelde abgerechnet worden ist; weil nach Abzug der Abgabe doch allemal so viel, als diese beträgt, von dem reinen Ueberschusse abgeht.

Was hier von den Stadtgefällen gesagt worden ist, mag auch aus eben den Gründen von den landesherrlichen oder Staatsabgaben gelten, und nur in dem Falle, wo die Consumtionsaccise oder ein dafür zu entrichtendes Fixum statt findet, kann diese lediglich zu Lasten des Apothekenpächters gereichen; weil diese Abgabe nicht auf dem Eigenthume oder Besitzstande haftet, sondern mit den Geschäften der Apotheke, die bald steigend bald fallend sind, in unmittelbarer Verbindung steht. Denn je mehrere Geschäfte und je größern Abgang der pachtende Apotheker in der Folge der Zeit hat, je mehr verdient er sich dadurch; der größere Erwerb aber kommt alsdann der Gemeinde nicht zu statten, weil das Pachtquantum nach den vergangenen Jahren reguliret worden ist. Je höher sich demnach mit der Zeit die Einkünfte der Apotheke belaufen würden, und je besser sich der Pächter dabei befinden würde, desto größer wäre die Einbuße für die Gemeindecasse; denn je mehr Abgang, je größer die Consumtion und die davon zu bestreitenden Abgaben. Die Einkünfte der Gemeindecasse würden also in eben dem Maaße und Verhältnisse vermindert werden, in welchem die Apotheke in Aufnahme und in Flor kommt, und die Gemeinde würde nur ihren eigenen Schaden und Nachtheil befördern, wenn sie, welches doch sowohl in politischer Hinsicht, als in Absicht ihres eigenen Bestens, ihre Pflicht erfordert, dazu beitragen wollte, die ihr zugehörige Apotheke in Flor zu bringen.

Wenn es nun der Sache ganz angemessen ist, daß der Pächter, und nicht die Gemeinde, die Consumtionsabgabe oder Accise entrichte, so ist es doch leider nicht zu läugnen, daß diese Art Abgabe oft mit vielen Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten verbunden sey, wie wir schon oben gezeigt haben. Es würde daher nicht unrathsam seyn, wenn die Gemeinde doch wenigstens von ihrer Seite beitragen wolle, daß der Pächter solchen Verdießlichkeiten nicht ausgesetzt werde, und durch gehörige Vorstellungen bei der Behörde es dahin zu bringen suche, daß ihrer Apotheke ein von dem Pächter zu entrichtendes Fixum bewilliget werde.

Dies sey genug, was wir von der Verpachtung oder Administration einer, einer Gemeinde zugehörigen Apotheke sowohl, als von der Bestimmung des Pachtgeldes zu sagen für nöthig erachteten. Wir wünschen hierbei nichts weiter, als daß es der

erluachten Akademie gefallen möge, unsere unmaßgeblichen Vorschläge einiger Prüfung zu würdigen, und daß sie dieses Unternehmen und die Ausführung des Gegenstandes blos mit der guten Absicht und dem Verlangen hochgeneigt entschuldigen wolle, nach welchem wir bei einer so gemeinnützigen Sache nicht ganz gleichgültig bleiben konnten.

Schwarze Käfer, Hausgrillen und Ameisen aus den Häusern zu vertreiben.

Die Käfer und Hausgrillen kommen gerne nach groben Brodte, die letzten vorzüglich nach gekochten Erbsen. Man nehme eine Quantität Ofenschwärze, (welche bei jedem Töpfer und Ofensetzer für ein weniges leicht zu haben seyn wird), vermische sie mit etwas in der Hand zerriebenem Brodte, oder einer Handvoll dick gekochter Erbsen, und stelle dieses des Abends, wenn die Küchen verlassen worden, an den Ort, wo sich diese Thiere aufhalten. Sie werden häufig davon fressen, aber alle, die es genießen, müssen sterben. Um die Ameisen zu vertreiben, nehme man groben trockenen Flußsand, streue ihn am Fuße der Mauer oder sonst, wo sie durchkommen oder ihre Wohnung haben, in und auswendig, ein Paar Finger hoch, herum. Der Sand kollert in ihre Löcher, und man wird mit Vergnügen sehen, daß sie nicht hinein können, und die, welche draussen sind, am Sande herum kriechen, und mit demselben immer überpurzeln. In 14 Tagen verlieren sie sich gänzlich. — Aus Zimmern und Schränken werden sie am leichtesten, weil sie keine stark wohlriechende, schwefeligte und öligte Dinge vertragen können, mit dem Lavendelöle, auch dem sogenannten Spiköle vertreiben. Man gießt von den benannten Oelen etwas auf Löschpapier, und legt dieses an den Ort, wo sie sich aufhalten. Wem dieses zu kostbar ist, kann sich auch des Thrans bedienen. Man hat auch die Erfahrung gemacht, daß sich die Ameisen entfernen, wenn man Tabacksstaub, der in jeder Fabrik zu haben ist, in die Gegend streuet, wo sie ihren Einmarsch haben und sich am meisten versammeln.

Hannöverisches Magazin.

72tes Stück.

Montag, den 9ten September 1799.

Ueber die Verfertigung einiger Arten von Seife.

Aus den Annales de Chimie übersetzt vom Hrn. Eisenhüttengehülfen J. G. Stünkel.

Die Oele und Fette mit den verschiedenen Alkalien zu verbinden, ist der Zweck bei der Verfertigung der Seife. Die Resultate, welche man aus diesen Verbindungen erhält, sind sowohl nach der verschiedenen Natur der Oele oder Fette, als auch nach der der Alkalien verschieden; so entstehen also die verschiedenen Arten von Seifen, welche man besonders in harte und weiche eintheilt. Mit der Sode verfertigt man überhaupt die harte: diejenige, welcher man sich in den hydrischen Wäschen am liebsten bedient, und mit der Pottasche die weichere Seife, wovon die Tuchwalker, Wollenfärber und mehrere stärkern Gebrauch machen.

Durch neue Entdeckungen ist bekannt geworden, daß der Ammoniak, die mehrsten Erden, die metallischen Kalke und die verschiedenen Säuren, durch zweckmäßige Mittel mit den Oelen verbunden werden können; diese Verbindungen haben auch den Namen Seife erhalten. Ihre Eigenschaften sind noch nicht völlig ans Licht gestellt; wahrscheinlich ist es aber, daß man dereinst von verschiedenen unter ihnen heilmanchen Künsten wird Gebrauch machen können.

(Die ätherischen) Oele gehen ebenfalls mit den verschiedenen Alkalien eine Verbindung ein, und geben eine besondere Art von Seife.

Sode, Pottasche, Kalk, Oele und Fette sind die Hauptsubstanzen, deren man sich bei der Verfertigung der gebräuchlichen Seifen bedient.

Die Sode ist, wie schon gesagt, dasjenige alkalische Salz, welches angewandt werden muß, wenn die Absicht dahin geht, eine harte, feste

Seife zu verfertigen. Die bekannte verkäufliche Sode, ist nur in so fern zur Hervorbringung der Seife geschickt, als sie alkalisches Salz enthält. Man unterscheidet verschiedene Arten von Soden, und die, welche das mehrste Alkali enthalten, sind die besten; der alikantischen a) giebt man in Ansehung der Güte den ersten, der kartagenischen den zweiten Rang, und beide werden vor allen andern am mehrsten gesucht. Die Pflanze, durch deren Verbrennung man die Sode erhält, ist in Spanien unter dem Namen Barille b) bekannt, man kultivirt sie daselbst mit vielem Fleiß, und es ist ausdrücklich verboten, den Saamen davon auszuführen. Von Katalonien, Spanien und mehrern Orten, kömmt noch eine andere geringere Sode, welche aus verschiedenen wildwachsenden Seepflanzen gewonnen wird c). Sicilien versieht uns ebenfalls mit Sode.

Der Natron (eine weiße Sode), welche aus Aegypten zu uns kommt, kann auch mit Vortheil zur Verfertigung der Seife angewandt werden.

Die Pottasche giebt eine weichere schmierigere Seife, als die Sode. Sie kömmt aus Polen, Moskau, Danzig und Deutschland. An verschiedenen Orten Frankreichs bereitet man sie auch, und zwar seit der Revolution vorzüglich aus dem Salpeter, dessen Hauptbestandtheil sie ist. Jedermann weiß heutiges Tages, daß die Pottasche dasjenige alkalische Salz ist, was man aus der Lauge der vegetabilischen Aschen erhält, wenn man sie bis zur Trockne verdampft; durch eine gelinde Kalcination wird sie weißer gemacht d).

Der Kalk ist bei der Verfertigung der Seifen unentbehrlich, nicht aber weil er ein Bestandtheil derselben wird, — er setzt das Alkali nur in einen Zustand, wo es auf die Oele oder Fette wirken und mit denselben Seife werden kann.

Die Alkalien (in dem Zustande, worin man sie gewöhnlich antrift, es sey das Sodasalz, welches man aus der Lauge der Sode erhält, oder die Pottasche, so wie man sie aus der Lauge

a) Diese Sode wird in Valencia in Spanien bereitet.

b) Salsola Kali. Sr.

c) Eine noch schlechtere Sorte ist die Soude de Varech, welche man hauptsächlich in der Normandie durch das Verbrennen einiger Seegräser gewinnt, und die mit dem Kelp der Engländer übereinkommt.

d) Die verkäufliche Pottasche ist noch mit vielen fremden Salzen verunreinigt, und befreiet man sie davon, so ist sie das, was das reine Weinsteinsalz ist.

Stinkel.

Lauge der Asche vegetabilischer Körper verfertigt) sind fast vollkommen mit Kohlensäure gesättigt, und in diesem Zustande haben sie fast gar keine Wirkung auf die fetten Körper; indem man sie aber mit Kalk behandelt — welcher gegen die Kohlensäure mehr Affinität hat als die Alkalien — wird ihnen die Kohlensäure entzogen, und so werden die Alkalien kaustisch; wenn sie von der Kohlensäure völlig befreiet sind, so kann man sie als rein betrachten, und in diesem Zustande haben sie eine große Wirkung, sowohl auf die thierischen Substanzen, als auf die Oele.

Der frischgebrannte Kalk ist zum Seifenmachen der beste; an der freien Luft verliert er bald von seiner Güte.

Von allen ausgepreßten Oelen ist das Baumöl zur Verfertigung der Seife am tauglichsten, die andern Oele geben eine schmierigere schlechtere Seife.

In Deutschland und England, wo man kein Baumöl hat e), verfertigt man die Seife mit Unschlitt, Schweinefett u. s. w. Die mit diesen fetten Substanzen gemachte Seife hat aber immer einen hervorstechenden Geruch, welcher sich dem damit gewaschenen Zeuge mittheilt; deswegen hat man zu den Wäschen lieber die Baumölseife. Nächst dem Baumöl geben aber jene fetten Körper die beste und festeste Seife; die von Saamenöl ist nicht so gut.

Man macht auch Seife von Fischöl (Thran) f), entweder allein oder mit andern Oelen vermischt; diese führt aber beständig einen unangenehmen Geruch, und deswegen kann man sie zur Reinigung des Zeuges nicht anders gebrauchen, als wenn man Gelegenheit hat, dieses nach der Wäsche einige Tage lang in die freie Luft zu legen; sie kann aber allerdings auch zur Bleichung der Leinwand, zur Tuchmacherei u. s. w. dienen.

Belehrung für diejenigen, welche sich ihre nothdürftige Seife selbst machen wollen.

Die gute feste Seife wird verfertigt, indem man eine kaustische Lauge der Sode mit verschiedenen vegetabilischen Oelen oder thierischen Fetten vereinigt. Zwei Operationen sind zu dieser Verbindung nothwendig; die Lauge zu machen ist die erste, und die Seife zu kochen die zweite.

Erste

e) Das Baumöl ist vorzüglich im südlichen Theile von Frankreich, Portugal, Spanien und auch in Italien zu Hause; es wird aus den Oliven (eine Frucht des Oelbaums) gepreßt. St.

f) Die schwarzgrüne schmierige Seife wird aus Thran und Pottaschelauge gekocht.

Vor allen ist es nöthig, sich die erforderlichen Ingredienzien und Geräthe zu verschaffen; die Zahl der letztern ist aber nicht groß, sie besteht

1) in einer kleinen hölzernen Wanne von ungefähr 9 Zoll Weite und eben so viel Höhe; sie muß unten mit einem Loche versehen seyn, um die Lauge dadurch abzapfen zu können, und darf nicht von einem Holze seyn, weil dieses die Lauge färbt;

2) einem kupfernen Kessel von einem Fuß im Durchmesser und 7 bis 8 Zoll Höhe, mit einem runden Boden; in dessen Ermangelung kann man sich aber auch eines eisernen oder irdenen Topfes bedienen: dieses Gefäß ist zum Kochen der Seife bestimmt;

3) einer hölzernen Dose ohne Deckel, wo die gekochte Seife hineingethan wird und welche als Form dient; sie muß 10 Zoll lang, 4 Zoll breit, 6 Zoll tief und die eine lange Seite mit einem Charnier versehen und mit Haken befestigt seyn, um bei deren Eröfnung die Seife leichter herausnehmen zu können;

4) ist zu dieser kleinen Operation noch ein Schaumkessel, ein Spatel von weißem Holz und eine oder zwei Schüsseln erforderlich.

Die nöthigen Ingredienzien zu einer guten harten Seife bestehen

1) in guter Sode,
2) Kalk,
3) ein wenig Kochsalz,
4) Baumöl.

Bereitung der Lauge.

Zu drei Pfund Baumöl nimt man drei Pfund Sode und ein Pfund Kalk; zuerst pulverisirt man die Sode, hernach gießt man über den Kalk eine kleine Quantität Wasser, wenn derselbe hierin völlig gelöscht ist, so vermengt man ihn mit der Sode und schüttet dieses Gemenge in die Wanne, auf dessen Boden man zuvor ein Stück Linnen ausgebreitet hat; man vergißt dabei nicht, das unten an der Wanne befindliche Zapfenloch zu verstopfen, gießt eine hinlängliche Menge Wasser hinzu, so, daß die Masse gut durchgeweicht und drei Finger hoch damit bedeckt werde, rührt diese mit einem Stabe tüchtig durch einander, und nachdem sie darauf einige Stunden in Ruhe gestanden, öfnet man den Zapfen, laßt die Lauge ab und hebt sie besonders auf; dieß ist die erste Lauge. Jetzt schüttet man von neuem Wasser darauf, rührt das Gemenge mit einem Stabe durch einander, läßt es einige Stunden in Ruhe und zapft endlich eine zweite Lauge ab, welche man wieder aufbewahrt; auf die nemliche Art macht man, indem man abermals Wasser auf die zurückgebliebene Sode gießt, eine dritte Lauge; alsdann wird das Residuum erschöpft seyn.

Vom

1. Vom Kochen der Seife.

Man thut 3 Pfund Baumöl nebst ungefähr $1\frac{1}{2}$ Maaß von der dritten Lauge in den Kessel, setzt ihn auf ein Feuer, welches nur eben im Stande ist, dieses Gemenge kochend zu machen, gießt alle 2 oder 3 Minuten ein Glas von der dritten Lauge hinzu, unterhält das Feuer sorgfältig und rührt die Flüssigkeit mit einem Spatel vom Anfang bis zum Ende beständig durch. Nachdem die ganze dritte Lauge hinzugethan ist, bedient man sich der zweiten, indem man sie ebenfalls nach und nach hinzufügt; man unterhält die Masse beständig kochend. Endlich nimt man die erste Lauge, welche man auf die nemliche Art, das heißt, in kleinen Quantitäten kurz nach einander hinzugießt. Wenn man bemerkt, daß die Materie nicht mehr dicht ist, sondern einem gefallenen Schaume ähnlich sieht (alsdann wird das Oel mit der Lauge vollkommen vereinigt seyn und das Gemisch wird nun einige Konsistenz erhalten haben), so thut man ungefähr 2 bis 3 Unzen Kochsalz hinzu; sogleich wird die seifige Masse dick und scheidet sich von der in Menge vorhandenen salzigen Flüssigkeit. Nachdem man das Salz zugesetzt hat, läßt man es noch eine halbe Stunde kochen; endlich nimt man den Kessel vom Feuer, läßt es einige Augenblicke abkühlen, schöpft alsdann mit einem Schaumlöffel die Seife heraus und gießt die salzige Flüssigkeit g), welche sich unter derselben befindet, bei Seite.

Jetzt reinigt man den Kessel und thut die seifigte Materie nebst einer kleinen Quantität Wasser (ungefähr $\frac{1}{2}$ Maaß) wieder darin, wärmt das Gemenge von neuem, und wenn es sich wieder zu einer Masse vereinigt hat und nahe am Kochen ist, gießt man das, was von der ersten Lauge noch vorhanden, theilweise hinzu und läßt es eine Stundelang zusammen kochen; alsdann setzt man das Gefäß vom Feuer, läßt es so wie das erste mal abkühlen, trennt die Seife abermals von der salzigen Flüßigkeit und gießt letztere weg; die weiche seifigte Masse thut man nebst einem Maaß Brunnenwasser wieder in das Gefäß, wärmt dies Gemenge abermals und läßt es, damit es sich wieder verdicke, eine kleine Weile kochen: man versäumt dabei nicht, den Brei in diesem letzten Augenblick fleißig durchzurühren, damit er nicht anbrenne; alsdann gießt man ihn in die Form, und damit die Seife sich nicht mit den Seiten derselben verbinde, ist es nöthig, das Innere der Form mit gelöschtem Kalk zu reiben oder wohl gar stark damit zu überziehen und diesen Grund mit einem Blatt Papier zu bedecken.

Am

g) Das ist die Flüssigkeit, welche man in der Seifensiederei Mutterlauge nennt.

Am folgenden Tage wird man die Seife hart genug finden, um sie aus der Dose nehmen zu können, und das Stück wird ungefehr 6 Pfund wiegen. Man bringt sie nun so lange an einen trocknen Ort bis sie nicht mehr als 5 Pfund wiegt (dies ist die Quantität, welche man von 3 Pfund Baumöl erhält, wenn die Seife recht gut seyn soll), alsdann wird man sie sehr fest und hart finden.

Ochsen- oder Hammeltalg u. dgl. geben auch recht gute Seife, man kann es statt des Baumöls gebrauchen und es wird auf eben die Art wie dieses in Seife verwandelt. Eben so läßt sich auch vom Schweinefett oder ranzig gewordener Butter Seife machen: wenn letztere gesalzen ist, so muß ihr zuvor, durch Kochen mit Wasser das Salz entzogen werden h).

Ungekochte auf dem kalten Wege verfertigte Seife.

Man kann von allen im Haushalt vorfallenden Fetten und Schmieren, welche gute Haushälterinnen nicht verlohren gehen lassen, vortrefliche Seife machen, und zwar ohne sie zu kochen; man geht dabei folgendermaaßen zu Werke:

Zuerst verfertigt man von Sode und Kalk die Lauge, und zwar auf die gewöhnliche oben beschriebene Art, anstatt aber drei verschiedene Sorten davon einzeln aufzubewahren, braucht man sie hier nur von einerlei Güte, und sie muß 10 Grad am Areometer (Salzwaage) geben; — dies Instrument ist nöthig um die rechte Stärke der Lauge zu treffen, hiedurch trift man sie bald, wenn man die erste oder starke Lauge mit den letztern schwächern in dem Verhältniß nach und nach vermischt, welches nach der Anzeige des Areometers nöthig ist.

Alsdann nimt man 6 Maaß von dieser 20 Grad starken Lauge und wärmt solche; von der andern Seite läßt man 3 Pfund Talg oder Fett in einem kupfernen oder andern Kessel auf dem Feuer zergehen, gießt die Lauge nach und nach in kleinen Quantitäten hinzu, und peitscht diese Mischung mit einigen Stäbchen Holz beständig und stark durch einander (auf die Art wie man zur Bereitung verschiedener Speisen die Eier schlägt). Eine Stunde lang läßt man den Kessel auf dem gelinden Kohlenfeuer stehen und hört in dieser Zeit nicht auf die Mischung zu rühren; endlich nimt man den Kessel vom Feuer, setzt aber das Rühren noch eine gute halbe Stunde, oder so lange bis sich die Flüssigkeit ein wenig verdickt hat, fort;

b) Gute Seife muß nicht an der Luft zerfließen, keinen laugenhaften Geschmack haben, und sich im Wasser ganz, ohne daß man Fett auf dessen Oberfläche bemerke, auflösen.

Sr.

ort; alsdann gießt man sie in eine Schüssel, worin sie bis zum folgenden Tage steht und während der Zeit noch viel mehr Konsistenz erhält; nun rührt man diese breiigte Seifenmasse mittelst eines runden Stabes wieder durch und gießt sie in die Form; in drei oder vier Tagen erhält die Seife so viel Festigkeit, daß man sie aus der Form herausnehmen kann; man legt sie 1½ bis 2 Monate lang an die freie Luft, damit sie von allem ihr noch anhängendem Wasser und überflüssigen Feuchtigkeit befreiet werde. Diese Seife ist alsdann recht fest und zum Waschen sehr geschickt.

Zu jeder Zeit, aller Orten und mit wenigen Kosten eine zur Wäsche sehr geschickte seifenartige Flüssigkeit zu bereiten.

Eine vortheilhafte Methode, die Zeuge zu seifen, ist die, daß man die Seife in einem flüssigen Zustande benutzt, nemlich, nachdem man sie zuvor im Wasser aufgelöset hat. Chaptal (ein Franzose) thut den Vorschlag, seine seifenartige Flüssigkeit auf dem ersten Wege zu bereiten, und sich dieser statt der im Wasser aufgelöseten Seife zu bedienen, und damit man sich allenthalben, zu jeder Zeit und mit wenigen Kosten, eine solche flüssige Seife verschaffen könne, giebt er den Rath, nach einer von folgenden beiden Methoden zu verfahren.

Erste Methode.

Man nimt die Asche von nicht geflößtem Holze, macht davon auf die schon bekannte Art, indem man ein Paar Hände voll gebrannten und zerstoßenen oder frischgelöschten Kalk mit der Asche vermengt, eine Lauge, läßt sie einige Zeit ruhig stehen, damit sich die noch darin schwimmende Unreinigkeit völlig zu Boden setze, oder auf die Oberfläche begebe, gießt sie alsdann in ein ander Gefäß und hebt sie zum Gebrauch auf.

Wenn man diese Lauge benutzen will, so gießt man eine willkührliche Quantität davon auf den dreißigsten oder vierzigsten Theil Oel; diese beiden Substanzen vereinigen sich augenblicklich und bilden eine milchweiße Flüssigkeit. Diese tüchtig bewegt und umgerührt, giebt einen Schaum wie das gute Seifenwasser; man gießt sie in eine Wanne oder Lauzenfaß, verdünnt sie mehr oder weniger mit Wasser, taucht das zu waschende Zeug hinein und reibt oder ringt es damit.

Beobachtungen.

1) Es ist gut, wenn man die Lauge nicht eher bereitet, als gerade zu der Zeit, wo man Gebrauch davon machen will, wenn sie lange, besonders in offenen Gefäßen, aufgehoben wird, so nimt sie an Güte ab, und ihre Eigenschaften werden verändert.

2)

2) Der frischen Asche muß man den Vorzug geben, denn wenn sie alt geworden und dabei der Wirkung der Luft ausgesetzt gewesen ist, so hat sie nicht mehr ihre vorigen Eigenschaften, man muß sie alsdann, um noch eine einigermaaßen gute Lauge daraus zu gewinnen, mit einer grössern Menge Kalk vermengen.

3) Die dicken schmierigen Oele sind zu dieser Operation die besten, die feinen sind dagegen nicht sehr tauglich.

4) Wenn das Oel stinkend ist, so theilt es auch dem linnenen Zeuge einen üblen Geruch mit; man kann ersteres aber davon befreien, wenn man es mit einer hinlänglich starken Lauge tüchtig rührt und so einige Zeit stehen läßt; durch die Verdunstung wird der Geruch gemeiniglich gehoben.

5) Wenn das Gemische von Lauge und Oel gelblich ist, so muß man es mit Wasser verdünnen.

6) Wenn das Oel sich auf die Oberfläche der Flüssigkeit zieht, und in Gestalt runder Tropfen oben schwimmt, so ist entweder das Oel zu dieser Operation nicht tauglich, nicht dick genug, oder die Lauge ist zu stark oder nicht kaustisch genug gewesen.

7) Damit der Kalk seine Eigenschaft nicht verliere und man ihn zum Gebrauch jederzeit parat habe, kann man denselben zu Pulver reiben und in wohl ausgetrockneten und zugestopften Flaschen aufbewahren.

Der Schluß folgt künftig.

Ehemals, Jetzt und Einst.

Ehemals setzte man Prämien darauf, wenn Wälder ausgerottet und zu Lande gemacht wurden.

Jetzt werden Prämien für denjenigen bestimmt, der Waldungen oder Holzkämpe anlegt.

Jetzt setzt hin und wieder eine falsche Aufklärung die Prämie des Ruhms darauf, wenn jemand gewisse von unsern Vätern auf uns gekommene Meinungen ausrottet.

Einst wird dies für den geschehen, der sie wieder in Cours bringt.

Hannöverisches Magazin.

73tes Stück.

Freitag, den 13ten September 1799.

Ueber die Verfertigung einiger Arten von Seife.

(Schluß.)

Zweite Methode.

Klotzholz, welches lange im Wasser gelegen hat, und an manchen Orten zur Feurung gebraucht werden muß, giebt eine Asche, welche wenig alkalisch, also zur Bereitung einer Lauge eben nicht tauglich ist; wo man also diese Asche und keine andere hat, muß man Sode oder Pottasche dafür nehmen. Man bricht die Sode in Stückchen von der Größe einer Nuß, thut sie in ein Gefäß, gießt zwanzig mal so viel Wasser (dem Gewichte nach) darüber und läßt dasselbe so lange stehen bis es der Zunge einen schwachen salzigen Geschmack mittheilt. Man thut Oel in eine Schüssel und begießt es mit ungefähr vierzig mal so viel von jener Sodelauge; die Flüssigkeit wird weiß, man rührt sie tüchtig durch, verdünnt sie, nachdem es der Gebrauch erfordert, mehr oder weniger mit reinem Wasser, und bedient sich derselben statt Seifenwasser. Man kann auch Pottasche statt der Sode nehmen, nur muß man alsdann eine kleine Portion gebrannten und zerstoßenen Kalk zusetzen.

Beobachtungen.

1) Die gute reine Sode kann ohne Zusatz von Kalk gebraucht werden, die schlechte hingegen, die zum Beispiel, welche in Frankreich producirt wird, muß nach ihrer verschiedenen Reinheit und Gehalt mit einer verhältnißmäßigen Menge Kalk versetzt werden.

2) Wenn die Sode schon zerfallen, gleichsam verwittert ist, so kann man sie auf keinen Fall ohne Hülfe des Kalks gebrauchen.

3) Wenn das Sodewasser zu stark ist, so schwimmt das Oel oben und man muß ersteres durch Wasser schwächen.

4) Ist die seifenartige Flüssigkeit

öligt und theilt also dem Zeuge diese Eigenschaft auch mit, so zieht man letzteres nachher durch eine reine etwas gewärmte Lauge, um es von dem Fette zu befreien.

3) Wenn die erste Lauge verbraucht ist, so kann man von neuem Wasser auf das Residuum der Sode gießen, es nimt davon wieder Salzkelle auf, und so kann die Sode zu mehreren auf einander folgenden Operationen dienen.

Verfertigung der marmorirten Seife in den Seifensiedereien.

Diese ist von der ordinairen weißen Seife nur in Ansehung der Farbe, welche man ihr zusetzt, um die blauen und rothen Streifen hervorzubringen, verschieden. Die Farben, welche man dazu gebraucht, sind schwarze oder rothe Eisenocher (oxides de fer). Diese Seife ist gewöhnlich fester als die weiße, weil man wegen des Marmorirens genöthigt ist, sie stärker zu trocknen, oder vielmehr, ihr mehr Wasser zu entziehn. Das Marmoriren der Seife geschieht, indem man ihr, nachdem sie gekocht und von der Mutterlauge geschieden ist, eine gewisse Quantität neue Lauge und bald darauf eine Auflösung von Eisenvitriol zusetzt. Die kaustische Lauge zersetzt den Vitriol und es entsteht ein schwarzer Niederschlag von oxidirtem Eisen, welcher sich mit der fast flüssigen Seife vermengt, und derselben eine blaue Farbe mittheilt: darauf läßt man die Seife in dem Kessel ein wenig abkühlen und die Mutterlauge, welche sich noch unter der Seife gesammelt hat, ablaufen; alsdann wärmt man die Seife, und zwar blos deswegen, um sie flüssig zu machen. Ferner hat man eine rothe, ebenfalls aus oxidirtem Eisen bestehende Farbe, welche mit einer hinlänglichen Menge Wasser vermengt ist. Ein Arbeiter rührt die Seife durch, während ein anderer die rothe Farbe hinzuschüttet, und damit sich diese nur unordentlich mit der Seife vermenge, bewegt ersterer die Masse nur gelinde. Die Seife darf nicht ganz flüssig, sondern muß breiigt seyn, wenn die rothe Farbe hinzugefügt wird, und muß nach dieser Operation gleich in die Formen gegossen werden. Dies ist etwas beschwerlicher, als mit der weißen Seife, weil letztere dann, wenn man sie ausgießt, flüssiger ist.

Drei Pfund Baumöl geben, wie oben erwähnt, 5 Pfund weiße, dahingegen eine gleiche Quantität von ersterem nicht mehr als ungefähr $4\frac{1}{4}$ Pfund marmorirte Seife giebt; deswegen ist diese auch fester, und man zieht deshalb in den Wäschen die marmorirte Seife der weißen auch vor, weil nemlich bei gleichem Gewicht diese mehr effective Seife enthält.

Diese Seife führt man wegen ihrer Festigkeit und vorzüglich, weil sie in einer warmen Temperatur nicht flüssig

wird

wird, lieber in warme Länder als die weiße. Die nemliche Festigkeit könnte man auch der weißen Seife geben, man dürfte sie in dieser Absicht nur stärker trocknen; sie würde sich alsdann eben so verhalten wie die bunte. Es ist also zu wünschen, daß man die durch überflüssiges Wasser ausgedehnte und beschwerte Seife von der, welche nur richtige Seifenbestandtheile enthält, zu unterscheiden lernen möge.

Wenn die Fabrikanten überall die Seife so viel als möglich vom Wasser befreieten, so würde man die weiße der marmorirten vorziehen: denn es ist, wie man leicht einsieht, nicht die Farbe, welche der Seife mehr Güte geben kann; im Gegentheil: als eine fremde Substanz entfernt sie die Seife von derjenigen Vollkommenheit, welche man ihr zu geben suchen sollte.

Ueber den Nutzen der Wund-Anthyllis (Anthyllis vulneraria Linn.) beim Ausfuttern der Schaafe.

(Aus dem Ny Journal uti Hushollniggen) übersetzt von J. G. L. Blumhof.

Diese Art Diadelphisten, welche in Linnees Flora Svec. n. 594. beschrieben wird, ist von denjenigen Botanikern, welche ich vergleichen können, und die eine Uebersicht der Produkte des Gewächsreichs zum ökonomischen Gebrauch gegeben haben, an das Ende der Musterrolle, als ein nur wenig geachteter Rekrut gestellt worden. Man hat sich blos damit begnügt, dieser Pflanze unter Florens zahlreichen Sammlungen eine Stelle für ihren Namen anzuweisen.

Der erste, welcher dieses Geschlechts mit mehrerm Ruhm gedenkt, ist Herr Fischerström a). Er sagt, daß diese Anthyllis in französischen Gärten cultivirt wird, und auch bei uns geschätzt werden muß, indem sie sowohl fürs Vieh schmackhaft und gesund sey, als auch auf künstlichen Wiesen sich unfehlbar sehr verinteressiren würde; sie gedeihe außerdem auf

a) Economiska Dictionnairen D. I. p. 130. Schon in Diss. Pan Svecicus, sub Praes. a Linné 1749. 4. wird gezeigt, daß diese Pflanze vom Rindvieh Ziegen, Schaafen und Pferden gefressen wird. Hofberg (Anvisn. til Växtrikets Kannedom führt an, daß diese nemliche Pflanze den Schaafen angenehm ist, daß sie gelben Färbestoff enthalte ꝛc., aber es sind bisher noch keine so vortheilhafte Versuche damit gemacht worden, als die, welche die gegenwärtige Abhandlung beschreibt.

auf magerm Boden sehr wohl, und es würde vermuthlich von dieser Pflanze, deren Blumen durchs Trocknen blau werden, ein Indigo bereitet werden können. b)

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat in seiner Gegend (Ostgothland) diese Anthyllis nirgends eher bemerkt, als im Jahre 1785., wo sie sich an mehrern Stellen ausbreitete, und so dicht und schnell wuchs, daß kaum irgend ein anderes Kraut oder Gras sich dazwischen drängen konnte. Bei der Heuernte legte sie sich vor die Sense wie ein dichtes und dickes Fell, und gab eine reichliche Ernte. Dieses war gerade auf trocknen, hochliegenden Wiesen der Fall, woselbst man vorher fast nichts mit der Sense fassen und ernten konte.

Diese Anthyllis wird zwar unter die perennirenden Gewächse gerechnet, sie muß aber gleich andern ebenfalls perennirenden Gewächsen die Wirkung der mächtigen Hand der Natur erfahren, indem sie bisweilen ausstirbt, und an solchen Stellen verschwindet, wo sie am allerbesten wuchs, und auf andern, wo man vorher kaum eine Spur davon sah, hervorwächst. Keine einzige Saat davon, welche der Verfasser auf ungepflügten Wiesen gleich nach der Heuernte, und ebenfalls im Frühjahr versuchte, machte hierin einige Ausnahme, besonders auf einem unbesäeten Wiesengrunde, wo kaum vorher einzelne Anthyllispflanzen zu sehen waren. Dieser wurde zuweilen davon so überzogen, als wenn man sie dicht ausgesäet hätte, da hingegen die Aussaat davon gar nichts gab. Den Versuch, wie sie sich artet, wenn man sie in ein bearbeitetes Land säet, und sie wie andere Grasarten behandelt, wollte der Verfasser erst noch in der Folge anstellen.

Der Blüthenkopf (Capitulum), welcher als gedoppelt (etuplicatum) beschrieben wird, ist hier allgemein dreifach (triplicatum) gewesen. In Ansehung des Aufgehens, Blühens, und der Reife ist sie mit dem Klee gleichzeitig, gleich hoch an Wuchs, aber weit ergiebiger an Saamen, der als weit gröber einen beträchtlichen Vorrath geben kann, und in mehrern Rücksichten vortheilhafter als Getreide benutzt werden dürfte, welches man aus dem Nutzen abnehmen kann, den dieser Saame auf eben die Art, wie der Hafer, bei der Ausfütterung der Schaafe gewährt.

Die unverantwortliche Nachlässigkeit der Meiereibedienten, welche leider sehr allgemein ist, hatte besonders im Jahre 1784 in Hinsicht der Schaafe, sehr nachtheilige Folgen gehabt.

b) Zuweilen werden diese Blumen auch grünlich, welche Veränderungen mehrere andere gelbe und saftvolle Blumen erleiden, wenn sie während des Trocknens nicht wohl ausgebreitet und oft gewendet werden.

habe. In der Gegend des Verfaſſers waren die Schaafe, ungeachtet Futter hinreichend da war, überhaupt im Verfall, ein Theil ſtarb, und ein Theil war im Anfange des Frühjahrs todtmager, und eine große Menge Lämmer kamen um. Dieſer bedauernswürdige Zuſtand brachte ihn zu dem Entſchluſſe, die Aufſicht über die Fütterung und Pflege dieſer nützlichen und reinlichen Thiere ſelbſt zu übernehmen. Wegen einer nachläſſigen Austheilung des Futters, wodurch anfangs verſchwendet wurde, ſo, daß in der kritiſchen Lammzeit nichts mehr übrig war, zeigte ſich zur Erhaltung der noch lebenden Jungen kein ander Mittel, als dasjenige, was man an Heu hatte fehlen laſſen, vor dem Frühjahr durch Haſer zu verbeſſern.

Die Menge Wund-Anthyllis im folgenden Sommer zog die Aufmerkſamkeit des Verfaſſers auf ſich. Er ſammelte davon 27 Sommerfuder, jedes zu 27 Lispfund, und ließ ſolche auf den Boden des Schaafſtalles als Winterfutter für 45 Schaafe bringen.

Dieſer Vorrath war, wie man leicht einſieht, nicht eben ſtark, aber der diesjährige (1784.) Mangel an übrigem Heu für Pferde und Hornvieh machte alle Sparſamkeit höchſt nothwendig. Der Verfaſſer ſchlug daher gleich bei der Ernte den Weg ein, daß er die Hälfte ſeiner Anthyllis abdröſchen ließ, ehe ſie auf den Boden gebracht wurde, wodurch er einen anſehnlichen Vorrath von Saamen erhielt, welcher in ſeinen Hülſen liegen blieb. Der Mangel an Haferſtroh und Laub machte, daß er bei der Ausfutterung die größte Aufmerkſamkeit nöthig hatte.

Er theilte daher täglich das Futter dreimal ſelbſt aus, worunter aber nur einmal Heu von Anthyllis war. Statt deſſen ließ er von Rockenſtroh feinen Heckerling ſchneiden, den er im Schaafſtalle in Trögen austheilte. Dieſen Heckerling vermiſchte er mit geſchrotenem Haſer, welcher nach und nach vermindert, und durch Kleien erſetzt ward, die aber ebenfalls bald eingezogen, und ſtatt deren der Heckerling in zweien im Stalle aufgeſtellten Tranktonnen zu einem Brei eingeweicht wurde. Hierzu wurde täglich Wacholderlauge und Saamen von Anthyllis gekocht, welcher Fraß, nachdem das Maſſe möglichſt ausgepreßt worden, täglich in die Tröge gegeben, und mit vieler Begierde verzehrt ward. Außerdem ward dadurch das Heu geſchont, wodurch auch der Vorrath an Körnern zureichend blieb. Weil er von dem gleichfeuchten Heckerling Unbequemlichkeiten befürchtete, ſo machte er die Salzlecke möglichſt ſchmackhaft. Im Frühjahre waren die Schaafe wieder ſo gut bei Fleiſche als im Herbſt bei dem Aufſtallen. Das Lammen ging vollkommen nach Wunſch. Mit dem

dem Heu war so hausgehalten, daß er für die heranwachsenden Lämmer nicht zu sparen brauchte, die außerdem mit Hafer unterhalten wurden. Diese gaben dem Verfasser die größte Ueberzeugung von der Schmackhaftigkeit seines Brühfutters von Anthyllissörnern, indem die jungen Lämmer sich nicht nur mit den Schaafen an die Krippen drängten, sondern sogar zu den Gefäßen, welche er in den besondern Abtheilungen sicher stehen zu haben glaubte, hinliefen und fraßen, so, daß er die Futtergefäße mit Matten mußte zudecken lassen.

Nie waren die Schaafe vorher mit so großer Ersparung an Heu und Hafer durchgefuttert worden, besonders da beim Austreiben auf die Weide von den eingeernteten 27 Fudern noch 2 Fuder zum Frühlingsfutter fürs Zugvieh übrig waren, und niemals hatten sich die Schaafe im Frühjahr in einem so erwünschten Zustande befunden, worüber sich sogar fremde Anschauer wunderten.

Man kann aus allem diesem die Folge herleiten, daß derjenige, welcher mit dieser Grasart und deren Körnern auf eine gleiche Weise haushalten will, mit geringen Kosten eine schöne Schaafzucht erhalten kann.

Etwas über die Art und Weise, schädliche Insekten von den Bäumen abzuhalten.

Es ist bekannt, daß sich mehrere Insekten in der Erde verpuppen, und wenn sie sich verwandelt haben, die Bäume suchen und an ihnen hinaufkriechen, ihre Eier an die Knospen der Bäume und sonst überall herumlegen, und sie da ausbrüten lassen; noch andere, die eben daselbst ihre Wiege nicht aufgeschlagen haben, suchen diesen Weg im Sommer und aus Bedürfniß der Nahrung, welche sie in den nach und nach reifenden Früchten finden. Zu den erstern gehören vorzüglich der große und kleine Nachtfrostschmetterling, deren Weibchen unbeflügelt hinaufkriechen, und ihre Eier in die Knospen legen, wo die ausgekrochenen Würmer ihre erste Nahrung finden, sobald im Frühjahr sich die Natur regt, und Saft in die Knoepen treibt. Von der zweiten sind besonders die Käfer sehr arg. Eine unzählige Menge derselben wandern in der Blüthenzeit auf den Bäumen auf und ab, und verwüsten die Blüthen, indem sie die zarten honigsüßen Theile, besonders die Stempel und Staubfäden, zernagen und zerfressen. Nach ihnen kommen wieder andere, die das junge sich bildende Obst selbst anfressen, und dasselbe, wenn sie es auch nicht bis dahin verderben, daß es abfällt, doch krüpplicht und knorzig werden muß, welches doch auch sehr unangenehm ist.

Nicht alle diese Insekten kommen durch

durch das Fliegen in die Höhe, die meisten kriechen an den Bäumen hinauf, und gewiß ist es, wenn man in der Blüthezeit, und sonst im Sommer bei schönen Tagen einen Baum aufmerksam betrachtet, so ist daran ein ewiges Auf- und Oberwärtsgehen der Insekten. Wenn man dieses so siehet, so fällt Niemandem ein, daß diese Thierchen nur hinauf wollen, um etwas, auf dessen Genuß wir warten, auch zu genießen, und für uns zu verderben. Ohne sie eben dem Hungertode auszusetzen, denn sie haben ja auch wohl andere Nahrungsmittel; so ist es wohl nicht unbillig, daß sie der Mensch für sich so unschädlich als möglich mache, und zu dem Ende mag folgender verbesserter Vorschlag in diesem Magazin einen Platz finden. — Schon Hr. Dr. Glaser in Suhl hatte in seiner teutschen Obstlehre den Vorschlag gethan, zur Abhaltung des Nachtfrostschmetterlings, und damit das Weibchen desselben nicht den Baum hinankriechen und seine Eierchen anschmeissen könne, einen handbreiten Ring von Theer um jeden Baum zu machen, zu der Zeit, wenn sie aus der Erde hervorkommen, und wegen ihrer kleinen Flügel hinankriechen müßten, wo sie denn auf dem von Theer gemachten Ringe sitzen bleiben und verhungern würden. — Allein der Hr. Diaconus Klötzner zu Monstab bei Altenburg bringt dagegen *) einen Fall aus der Erfahrung in seiner Gemeine vor, daß dergleichen Ringe von Theer unmittelbar um den Baum gestrichen, den Bäumen nachtheilig seyn, und Brandschaden veranlassen. Die Verbesserung des Glaserschen Vorschlages hat ausser, daß die Absicht dadurch gewiß erreicht wird, noch den ökonomischen Nutzen, daß man nicht so viel Theer verbraucht, als wenn er auf die bloße Baumrinde gestrichen wird, deren Ritzen sehr viel von dieser Masse wegnehmen und bei dessen Wiederholung einen beträchtlichen Aufwand bei vielen Bäumen veranlassen würde. Allein auch das Anbinden des Papiers mit Bindfaden macht viele Umstände, und dürfte auch eine große Menge erfordern, wenn man bei vielen Bäumen, besonders starken, denselben zwei bis dreimal herumwickeln wollte. Man kömmt kürzer und wohlfeiler weg, wenn man folgendermaßen verfährt: Ich schneide aus einem gewöhnlichen etwas starken Bogen grauen geleimten Makulaturs 4 Streifen Papier, die entstehen, wenn ich ihn in seiner Breite vierfach zusammenlege, so, daß sie ungefähr eine Hand breit werden. Von diesen Streifen klebe ich zwei bis drei, nachdem der Baum stark ist, mit einem gewöhnlichen starkklebenden Baumwachse zusammen, winde die Streifen Papier um den Stamm herum, und ziehe sie so viel als es das Papier und die Verbindung mit dem Baumwachse leiden will, an, und klebe auf eben die Weise das Ende des

*) Siehe J. V. Sicklers teutschen Obstgärtner. 5r Bd., Seite 86.

des umgeschlagenen Papiers mit Wachse auf demselben fest. — Hiernächst habe ich ein Gefäß mit Theer bei der Hand, in welchem ein Pinsel von groben Saubors sten sich befindet, oder man nimmt auch an dessen Stelle ein Stückchen Holz, an welches man einen Büschel von alten Lappen nagelt, mit diesem tunke ich in meine Masse, und überstreiche damit das Papier, nicht aber überall, sondern nur drei gute Finger breit, bloß in der Mitte des Papierstreifs. An beiden Seiten oben und unten bleibt ein kleiner Rand auf dem Papiere, der nicht bestrichen wird. Dies geschieht deswegen, damit die wandernden Insekten nur erst auf das Papier kommen, sonst dürften sie sich einen Weg unter dem Papiere hinweg, besonders die kleinern, suchen, welches bei alten Bäumen, vorzüglich bei Birnbäumen, leicht möglich wäre; bei jungen Bäumen mit glatter Schaale ist das nicht zu befürchten. Sind sie einmal auf dem Papiere, alsdann wollen sie auch über den Theer, und machen aber immer vergebliche Versuche, bis sie endlich der allzugroße Mut auf den Sumpf treibt und stecken läßt. — Diese Umwicklung der Bäume mit solchen papiernen Streifen dauert sehr lange. Ich habe sie seit Michaelis des vergangenen Jahrs, den ganzen nassen Herbst und kalten Winter durch an den Bäumen erhalten, und in diesem Frühjahre sind sie noch eben so gut, als wie sie an den Bäumen befestigt wurden, und ich lasse sie jetzt von neuem mit Theer bestreichen. — Den Theer mache ich aus Pech, welches ich in einem kleinen kupfernen Kessel flüssig werden lasse, hiezu gieße ich Rüböhl, und wenn es etwas kalt geworden, etwas mehr, bis ich eine etwas zähe Flüssigkeit, die sich gut streichen läßt, und nicht weiter fließt, erhalte. Bloßer Theer trocknet zu bald, läßt sich auch nicht gut mit dem Pinsel streichen, das Oel erhält aber das Pech lange geschmeidig und die Masse ist klebrigter. Man kann hiezu eine hölzerne oder blecherne Büchse, die einen Deckel hat, anschaffen, in welchen ein Loch durch welches der Pinsel gesteckt wird, sich befindet. Wird der Pinsel so im Deckel befestigt, daß er fest steht, und mit samt dem Pinsel abgenommen werden kann, und nur der Stiel etwas über dem Deckel herausgeht, um ihn anfassen zu können, so kann er auch als ein Verwahrungsmittel gebraucht werden, daß man sich nicht besudle. Setzt nun, die Papiere sind trocken, oder die Masse ist durch das Wetter etwas aufgelöset worden, so nimt man sein Gefäß oder Büchse, geht an seine Bäume, und bestreicht jedes Papier einmal, welches in einer Stunde an sehr vielen Bäumen geschehen kann, und die Bäume sind wieder auf lange Zeit versorgt. — Da ich im vorigen Jahre hiemit den ersten Versuch gemacht habe, so kann ich nicht genug beschreiben, wie viel Insekten auf diese Weise ihr Grab gefunden haben. Nicht nur die Weibchen der Nachtfrostschmetterlinge waren kleben geblieben, sondern auch die Männchen derselben. In ihrer Gesellschaft fanden sich auch eine große Menge Käfer und andere Gewürme, welche an den Bäumen hatten hinaufkriechen wollen. — Hauptsächlich aber hat mir dieses Mittel gegen die Ameisen in der Baumschule, an den jungen Kirschbäumen, deren erst aufgebrochene Augen sie so gerne verzehren, vorzüglich gute Dienste gethan. Sie glaubten, ihre langen Beine müßten sie da wohl durchhelfen; allein sie waren sehr froh, wenn sie nur ihren Rückzug wieder nehmen konnten, und in wenig Tagen wurde ich gewahr, daß sie nicht einmal Versuche mehr machten; gleichsam als wüßten sie es schon, daß ihnen der Weg versperret sey. — Dies Mittel ist freilich nur ein Verwahrungsmittel gegen die Insekten an hochstämmigen und frei stehenden Bäumen, für Zwerg- und Spalierbäume ist es nicht, da sie der Pässe zu viel, als daß sie alle besetzt werden könnten.

Hannöverisches Magazin.

74tes Stück.

Montag, den 16ten September 1799.

Von Anlegung und Wartung lebendiger Hecken.

vom Herrn Hofrath Bonnecreutz.

Aus dem Schwedischen übersetzt von J. G. L. Blumhof.

Es ist ohne Zweifel einer der angelegentlichsten Zwecke eines Landwirths, seine Aecker, Wiesen und Weiden mit Befriedigungen zu versehen. Geschieht dieses durch Zäune, so sind diese sehr bald vergänglich, kostbar mühsam und holzfressend. Werden dagegen lebendige Hecken angelegt, so bedürfen diese zwar im Anfange einer jährlichen Verbesserung und vieler Arbeit, aber sie belohnen auch nachher die darauf verwandte Mühe doppelt.

In jeder Hinsicht handelt ein Landwirth sehr vorsichtig, wenn er;

1) so viel wie möglich dem Anlegen der Zäune ausweicht, weil sie nicht allein viele Erde wegnehmen, und Schatten, Feuchtigkeit und Ungeziefer verursachen, auch den Gras- und Getreidewuchs hindern, sondern auch überhaupt beträchtliche Kosten erfordern.

2) Muß er genau untersuchen, welche Art von Befriedigungen, sowohl in Ansehung der Lage, als des Bodens, der Kosten und der Arbeit am vortheilhaftesten sey.

Die gebräuchlichsten Befriedigungen sind:

1) Steinmauern, welche in Gegenden, wo sich zweckmäßige und hinlänglich viel Steine finden, ohne Zweifel die besten sind, besonders, wenn man zwischen die Steine etwas Moos legt, welches sie zusammenbindet und dauerhafter macht.

2) Wälle, welche von Erde aufgeworfen sind, sind zwar in einigen Gegenden, z. B. im südlichen Theil von Schonen, im Gebrauch; aber diese nehmen viel Land weg, sind von

geringem Nutzen, und das Aufwerfen und Unterhalten derselben erfordert unter allen Befriedigungsarten die meiste Arbeit.

3) Gezimmerte Zäune oder Stakete, deren Verfertigung und Vortheile in den neuen Abhandl. der Königl. Schwed. Akad. der Wissenschaften Th. X. beschrieben sind.

4) Zäune, welche von Zaunsträuchern gemacht, oder von Weiden- oder Wacholderzweigen ꝛc. geflochten werden, sind nicht allein sehr holzfressend, sondern auch weit weniger dauerhaft als Steinmauern, und

5) lebendige Hecken. In den meisten Gegenden, und besonders da, wo geringer Holzvorrath ist, oder wo der Flugsand den frisch zugesäeten Aeckern schadet, sind diese in aller Rücksicht die besten, nützlichsten und für das Auge am angenehmsten. Werden sie in den ersten Jahren gut gewartet und behandelt, so vermindern sie nachher die Mühe des Eigenthümers, und versehen ihn, statt der jährlichen Kosten, mit einer Menge Brenn- und Nutzholz.

Es werden zwar gegen die Anlegung von dergleichen Hecken mehrere Einwendungen gemacht, z. B., daß die dazu dienlichen Holzarten nicht allerwärts zu haben sind: daß der Erdboden nicht auf allen Stellen hiezu paßt, und daß es sehr lange dauert, ehe eine solche Hecke in vollkommenen Stand kommt. Aber alle diese Hindernisse sind völlig unbedeutend, denn es giebt so mannigfaltige Holzarten und Sträucher, welche zu lebendigen Hecken tauglich sind. Sollte es keinen andern Vorrath davon geben, so können die zu diesem Endzweck dienlichen Holzarten und Sträucher, entweder durch Saamen oder durch junge Stecklinge, welche sich leicht bewurzeln, und eine Menge junger Schösse treiben, fortgepflanzt werden. Seiten wird sich auch wohl eine Gegend finden, wo nicht eine oder andere von den unten anzuführenden Holzarten wachsen sollte, sobald nur ein Landwirth frei von Vorurtheilen, und geneigt ist, einige Mühe daran zu wenden. Der letzte Einwurf ist eben so unbedeutend; denn unter den vielen zu lebendigen Hecken dienlichen Holzarten sind mehrere, welche in kurzer Zeit zur gehörigen Höhe aufwachsen, als Dornen, Hollunder, Haseln und Weiden. Aber wenn auch 3 bis 4 Jahre dazu nöthig seyn sollten, so scheint es mir, daß ein Landwirth, besonders in holzarmen Gegenden, mehr auf den Nutzen rechnen muß, welcher ihm durch diese Anlage zuwächst, als auf die wenigen Jahre, und die an und für sich geringe Arbeit, welche er dazu anwendet.

Nach meiner Ueberzeugung ist es die Pflicht eines jeden Mitbürgers, darüber nachzudenken, und alle die Mittel bekannt zu machen, wodurch dem täglich zunehmenden Holzman-

gel

gel in den meisten Provinzen vorgebeugt werden kann, besonders, da viele Landwirthe, in Ansehung der steigenden Preise von Brenn- und Nutzholz, schon jetzt nicht ohne merkbare Kosten sich damit versehen können. Es wäre also zu wünschen, ja höchst nothwendig, daß zur Anschaffung der so holzfressenden Zäune, jeder Gutseigenthümer, wenigstens in den holzarmen Provinzen, freiwillig dergleichen anlegte, oder, daß der oberste Befehlshaber eines jeden Orts, ohne Absicht auf die Einwürfe, welche der Bauer gewöhnlich, theils aus Faulheit, theils aus alter Gewohnheit und Vorurtheilen, hiergegen machen kann, dazu aufmunterte, oder (wie in mehrern deutschen Provinzen, als Brandenburg, Lüneburg, Hessen ꝛc. oft und auch in den letztern Jahren geschehen), daß jedem Landwirth bei Strafe auferlegt würde, jährlich eine gewisse Anzahl Klafter von lebendigen Hecken und Weiden anzulegen, wovon der Nutzen sich bald allgemein zeigen würde.

So viel mir bekannt ist, fehlt es noch bis jetzt an einer gründlichen und ausführlichen Beschreibung von dergleichen Hecken *). Ich habe es daher für Pflicht gehalten, die gegenwärtige Abhandlung zum Dienst meiner Landsleute, und besonders der Landwirthe, auszuarbeiten. Sie gründet sich nicht allein auf eine aus Büchern erhaltene Kenntniß, sondern auch auf die Beobachtungen, welche ich bei meinem Aufenthalt in Holstein, woselbst lebendige Hecken in Menge und mit Vortheil angelegt werden, gemacht habe.

Erste Abtheilung.

Beim Anlegen lebendiger Hecken muß als eine Hauptregel angeführt werden, daß alle Holzarten, welche in hohe, schlanke und dicke Stämme auswachsen, eigentlich dazu untauglich sind. Die in Holstein, Westphalen und Mecklenburg am meisten gebräuchlichen und dem Klima angemessenen Holzarten sind folgende:

Haselstauden, Corylus avellana L.

Schlehndorn, Prunus spinosa L.

Hollunderstrauch, Sambucus nigra L.

Hagedorn, Weißdorn, Crataegus oxyacantha L.

Eltern, Alnus L.

Eibenbaum, Taxus baccata L.

Hain-

*) Die beste auf Erfahrung gegründete Anleitung, Hecken anzulegen, findet man in Hrn. v. Münchhausens Hausvater. Ferner einzelne Bemerkungen und Bestätigungen derselben in Compleat Body of Planting and Gardening etc. by a Farmer. Edinburgh 1775. 8. p. 1. f. und Memoire sur les haies etc par M. Amoreux. Paris 1787. 8. Jedoch machen diese eine genauere Blumhof-

Hainbuchen, Carpinus betulus L.
Ulmen, Ulmus campestris L.
Weißer Maulbeerbaum, Morus alba L.
Sagebaum, Sabina L.
Stechpalme oder Hülsen, Ilex aquifolium L.
Birken, Betula L. und
Weiden, Salix L.

§. 1.

Haselstauden, Corylus avellana, wachsen fast überall, und sind in mehrerer Hinsicht zu Hecken sehr dienlich. Sie werden ohne viele Genauigkeit fast in allen Arten Erdreich fortgepflanzt, wachsen geschwind und stark, geben viel Brennholz, sind gegen das Vieh eine sichere Befriedigung, dabei zu mehrerm Behuf nützlich, und für den Graswuchs vortheilhaft. Hat man keine aus Saamen gezogene Pflänzlinge, welche zum Anlegen lebendiger Hecken die besten sind, so nimt man die jungen Schößlinge, welche aus den Wurzeln alter Stauden getrieben sind, die, wenn man sie aus Wäldern nimmt, von solchen Stellen seyn müssen, wo sie nicht im Gedränge gestanden, sondern völlige Freiheit gehabt haben. Die Wurzeln werden alsdann vorsichtig vom Mutterstamme abgesondert, und es werden bloß ganz junge mit guten und frischen Wurzeln versehene Stecklinge genommen, welche, nachdem sie so viel wie möglich in gerader Linie, und ungefähr 1 bis 1½ Fuß von einander gepflanzt worden, 2 bis 3 Zoll über der Erde abgehauen werden müssen, damit im ersten Jahre dicht an der Erde viele junge Schösse austreiben mögen. Eine solche Hecke muß im Anfange wohl von allem Unkraute rein gehalten, auch, wenn eine Dürre einfallen sollte, zuweilen gewässert werden. Um das Vieh davon abzuhalten, daß es die jungen Zweige nicht abfresse, ist rathsam, beim Anlegen der Hecke hin und wieder einige Dornbüsche zu setzen. Eine von solchen jungen Schößlingen gepflanzte Hecke hat vor einer von alten Stauden mehrere Vortheile, welche alte Stämme nur im höchsten Nothfalle genommen werden müssen, weil sie selten allgemein fortkommen.

Aus dem bisher Angeführten erhellt zwar, daß Haselhecken in mehrerer Hinsicht vortreflich sind; nichts desto weniger aber will ich doch die Anlegung derselben auf festem und fruchtbarem Erdreiche anrathen, (so fern es nicht auf dazu vorher aufgeworfenen hohen Wällen geschieht), weil die Wurzeln sonst darin zu sehr sich ausbreiten, wodurch die Hecke so dick wird, daß sie nicht nur einen sehr großen Raum wegnimt, sondern auch geschwinder, in Ansehung ihrer weit umherstehenden Zweige, einen für Getreide und Gras nachtheiligen Schatten giebt.

In Holstein und Mecklenburg werden die Haselhecken um die Aecker

angelegt, wenn sie zugesäet sind, wodurch sie nicht vom Vieh beschädigt werden können; aber doch nicht auf dazu aufgeworfenen Anhöhen, sondern, so weit das Vieh in der Weide aufs angränzende Feld geht, wird gegen die Seite vor der Hecke ein tiefer Deich gegraben, wodurch sie so lange conservirt wird, bis sie so stark geworden, daß das Vieh sie nicht mehr beschädigen kann.

Fängt eine von Haseln angelegte Hecke an, unten an der Erde zu verdornen, oder sich zu weit auszubreiten, so werden die Wurzeln, welche sich zu weit ausgebreitet, abgegraben, und das übrige dicht an der Erde mit einer recht scharfen Axt abgehauen, doch so, daß das Ueberbleibende nicht spaltet, wo alsdann innerhalb zu Jahren junge Stecklinge von neuem aus den Wurzeln hervorwachsen. Wenn hin und wieder einige Stämme verfault sind, so beugt man einen oder mehrere von den zunächst hervorkommenden Stecklingen nieder, befestigt sie mit einem Haken, und bedeckt sie mit guter Erde, wo sie bald Wurzel schlagen und ausschießen.

§. 2.

Schlehendorn, Prunus spinosa. In Ansehung seiner zackigten Zweige scheint dieser Strauch zwar besonders zum Anlegen lebendiger Hecken geschaffen zu seyn; aber an und für sich ist er doch beinahe der untauglichste, weil er nicht viel Kälte verträgt, alle Jahr geschnitten werden muß, und weil außerdem seine Wurzeln und Zweige so stark sich ausbreiten, daß die Reis er 10, 12 bis 15 Fuß lang davon aufschießen, und dergestalt den umliegenden Feldern viel Fettigkeit, und den Mutterstämmen alle Feuchtigkeit aussaugen, so, daß sie endlich aussterben. Auch können die Zweige desselben aller Mühe ungeachtet nicht in gehöriger Ordnung erhalten werden, wodurch ein nachtheiliger Schatten entsteht, und alle Luft, Regen und Thau abgehalten wird. Ungeziefer und Insekten nisten auch bei ihm mehr als bei allen andern Dornenarten, welches alles den angränzenden Aeckern und Wiesen den größten Schaden thut.

§. 3.

Hollunder oder Flieder, Sambucus nigra, wird leicht und schnell in allen Arten von Erdreich, und zu allen Jahrszeiten, vermittelst des Steckens der Zweige, fortgepflanzt, weshalb er in dieser Hinsicht sehr wohl zu lebendigen Hecken paßt. Weil der Hollunder meistens in einfacher und dicker Zweige ausschlägt, so ist er auf solchem Boden, wo kaum anderes Holz wächst, und folglich auf sterilen und sandigten Feldern, am zweckmäßigsten und nützlichsten. Doch müssen die Hecken, damit sie mit mehr Stärke dem Flugsande widerstehen können, und gegen die

Sonnenhitze mehr Schatten geben, mit Dornbüschen versetzt werden.

§. 24.

Hagedorn oder Weißdorn, Crataegus oxyacantha kann leicht durch das Aussäen der Beeren im Monat October fortgepflanzt werden. Sie wachsen am besten auf trockner oder fleihigter Erde, und sind in Ansehung der Befriedigung, welche sie geben, fast unter allen am zweckmäßigsten, weil sie, wenn das Erdreich nicht zu naß ist, geschwind und leicht aufwachsen, und mit geringer Mühe in gutem Stande und in völliger Ordnung erhalten werden können. Eine davon angelegte Hecke nimt nicht mehr als höchstens 1½ Fuß Breite ein, ist dauerhaft, und widersteht, gleichsam wie eine Mauer, aller Gewalt. Die Weißdornzweige sind weich, geschmeidig, und so kurz, daß sie den Thau und Regen auf keine Weise hindern, die nachstehenden Blumen und Graswurzeln zu befruchten. Die Wurzeln verbreiten sich so wenig, daß man, ohne der Hecke zu schaden, dicht daran pflügen kann. Wenn eine solche einmal angelegt und zur vollkommnen Höhe gebracht ist, so muß sie einmal im Jahre, und zwar in der Mitte des Sommers, mit einer Scheere beschnitten werden, welches so leicht ist, daß ein Mann in 2 Stunden eine Länge von 25 Ellen abschneiden kann. Hiebei muß man aber dahin sehen, daß die obern Zweige nicht abgeschnitten werden, weil sie dadurch stärker in die Höhe wachsen, und die Hecke oben auf sehr dicht und buschig, aber dagegen unten an der Erde ganz dünne machen. Die obern Zweige müssen daher niedergebeugt, und mit den untern durchflochten werden, um auf solche Art alle Oefnungen zuzumachen. Eben so müssen alle abgeschnittenen Zweige wohl zusammengebracht und weggeschafft werden, damit das Vieh nichts davon fresse.

So vortheilhaft dieses Holz zu lebendigen Hecken ist, so giebt es doch nicht so viel Brennholz als Haseln; auch sichert es noch weniger gegen Hirsche und dergleichen Thiere, weil die Hecken davon, damit sie nicht unten an der Erde vertrocknen, gemeiniglich nicht höher als 4 bis 5 Fuß gemacht werden.

§. 25.

Ellern, Alnus, sind auf feuchtem Boden besser als Weiden, weil sie in kurzer Zeit zu dicken Stämmen aufwachsen, welche das Vieh abhalten, und auch einen bessern Vorrath an Brennholz und Stangen geben. Es ist am besten, die Hecken davon auf dazu aufgeworfenen Erdwällen anzulegen, wobei zu beobachten ist, daß der Auswurf auf der Seite gemacht werde, von der man das Vieh zu befürchten hat, welches lehteres zwar die jungen Zweige ungern setzt, aber doch auch

auch durch Einbrechen der Hecke kein Schaden thun mögen. Beim Anlegen selbst muß man, was bei den vorigen Holzarten angeführt ist, beobachten, und heißt Abhauen, (welches vorgenommen werden muß, wenn die Hecke unten kahl wird, gemeiniglich jedes 3te oder 4te Jahr) ist es nöthig, daß keine Stämme spalten, weil dessen Wurzeln leicht verdorren oder verfaulen. Bemerkt man, daß die oft abgehauenen Stämme zu dick werden oder faulen, so ist es am besten, die ganze Hecke durchgehends auszuroden, und von jungen Schößlingen, welche von den ältern Wurzeln ausgeschlagen, eine ganz neue Hecke anzulegen.

§. 6.

Eibenholz, Taxus baccata, wächst in mehrern Provinzen Schwedens wild, und wird leicht durch Zweige, welche in die Erde gesetzt werden, fortgepflanzt. Weil man den Saft in den Blättern und Früchten dieses Baums, sowohl für Menschen als die meisten Thiere, für ein tödeliches Gift hält, und der Geruch davon bei vielen Menschen Kopfschmerzen verursachen soll, auch die eckelhaftesten Arten von Spinnen, wegen seiner giftigen Eigenschaften, zwischen den Zweigen desselben ihre Gewebe ziehen: so dürfte es überflüssig seyn, etwas mehr davon anzuführen. Dieses Holz ist nichts desto weniger sehr hübsch, und zu Alleen und Hecken brauchbar.

§. 7.

Hainbüchen, Carpinus betulus, wächst in Menge in den Wäldern. Die Hecken davon müssen, in so fern der Boden nicht thonartig ist, nicht auf hohen Aufwürfen angelegt werden, weil diese Holzart zu ihrem Fortkommen mehr Fruchtbarkeit erfordert, als Birken und Haseln. Sollen sie eine sichere Befriedigung ausmachen, so müssen sie so dicht zusammengepflanzt werden, daß sich kein Vieh dadurch drängen kann. Auf fettem und fruchtbarem Boden läßt dieses sich doch nicht gut machen, weil da die Stämme so dick werden, daß sie sich einander herausdrängen, wodurch endlich Oefnungen entstehn, welche durch das Zusammenflechten der Zweige kaum dauerhaft verbessert werden können. Auf magerm und sandigem Grunde hingegen, als welcher am besten zu Hasel- oder Birkenhecken paßt, kann man diese Pflanzungsart wohl ausführen, besonders, da die Zweige leicht zusammengeflochten werden können, und die Stämme nicht so stark treiben, folglich weniger Raum einnehmen.

Die hiezu nöthigen Stecklinge werden entweder aus Saamen gezogen, oder auch von jungen Schößlingen, welche von den Wurzeln der ältern Stämme aufgewachsen, genommen, und am sichersten im Herbst verpflanzt.

Auf feuchtem oder thonartigem Boden müssen die Stecklinge, nachdem

dem sie eingepflanzt sind, 4 Zoll über der Erde abgeschnitten werden, damit mehr neue Schüsse heraustreiben, welche nachdem dicht an der Erde zusammengeflochten werden, und die Hecke um so dichter machen; ausserdem muß man beim Pflanzen genau dahin sehen, daß diese jungen Stecklinge nicht tiefer in die Erde gesetzt werden, als sie voraus standen, weil sie sonst leicht versaulen. Pflanzt man hingegen auf einem sandigen und trocknen Grunde, so muß 1) eine tiefe Furche bei die Stämme gemacht werden, damit die Feuchtigkeit und der Regen sich desto besser an die Wurzeln ziehen könne; aber noch sicherer ist es, wenn der Grund der Furche, worin die Pflänzlinge gesetzt werden sollen, zuerst mit hassem Thon gefüllt, und die ausgegrabene trockne Dammerde nachher an die Wurzeln geworfen wird. 2) Ist es nothwendig, daß die Stecklinge wohl von allen Seitenzweigen gereinigt, und die obersten Spitzen blos so abgeschnitten werden, daß sie alle von gleicher Höhe sind. 3) Im zweiten Jahre müssen die auf den beiden äussern Seiten ausgeschlagenen Zweige etwa 3 Zoll vom Mutterstamm mit einer Heckenscheere abgeschnitten werden, wodurch die Hecke bald das Ansehen einer grünen Wand erhält.

Das Schneiden der Hecken von Hainbuchen geschieht am besten im Frühling, es kann auch noch einmal gegen die Mitte des Sommers vorgenommen werden, wobei alle auf den innern Seiten ausgeschlagenen Zweige und Reiser niedergebeugt und zusammengeflochten werden müssen, so, daß nichts weiter als die Mutterstämme gerade aufwachsen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Von der Vermehrung der Schaafwolle.

Sind die Schaafe geschoren; so wasche man sie aber und über mit Buttermilch: denn sie wachse nicht nur den Schaafen die Wolle, sondern auch jedem andern Thiere die Haare stark wachsend. Wer keine Buttermilch bei der Hand hat, der kann auch andere Milch nehmen, sie mit vielem Salz und etwas Wasser vermischen, und die so eben geschorenen Schaafe damit einreiben. Beim rechten Gebrauch dieses Mittels werden auch zugleich die Schaafläuse mit ihrer Brut vertilgt. Es hilft auch die Räude oder Krähe.

1799.

Hannöverisches Magazin.

75tes Stück.

Freitag, den 20ten September 1799.

Von Anlegung und Wartung lebendiger Hecken.

(Fortsetzung.)

Ulmen, Ulmus campestris, werden durch Samen fortgepflanzt, die im Julius reif sind, wo sie gesammelt und in trockner Sanderde ausgesäet werden. Um aber bald Stecklinge davon zu Hecken zu bekommen, ist es am besten, die von den Wurzeln der alten Stämme ausgeschlagenen Schüsse zu nehmen, welche aber nicht im geringsten vom Vieh beschädigt seyn dürfen; oder auch Zweige, wovon das abgeschnittene Ende, welches eingesetzt wird, zuerst mit Theer oder Harz bestrichen wird, wo sie nicht leicht vom kalten Brande beschädigt werden; im Anfange werden sie fleißig gewässert und in den zwei ersten Wintern mit Tannenreisern oder Stroh bedeckt. Man kann auch die jungen Stämme ganz ungleichförmig in die Erde niederlegen und die obere Hälfte abschneiden, wo eine Menge junger Schüsse davon ausschlagen, welche, wenn sie ein Jahr alt sind, hinreichende Wurzeln getrieben haben, und das folgende Jahr zu Hecken gebraucht werden, wobei man genau nachsehen muß, daß die zarten Wurzeln nicht beschädigt werden, und daß in dem Boden, wo sie verpflanzt werden, kein Dünger sey. —

Die davon angelegten Hecken gleichen sehr den von Hainbuchen, und man muß dahin sehen, daß die schmalblätterigen oder amerikanischen Ulmen dazu genommen werden, welche sowohl die zweckmäßigsten als auch die schönsten sind.

§. 9.

Der weiße Maulbeerbaum, Morus alba, ist zuerst aus Italien gekommen, findet sich aber jetzt im Schonen, Holland, Blekinge und auf Gothland. Ich halte es daher für überflüssig, etwas mehr davon

eingefüllt ist, wenigstens 2 Fuß tief aufgegraben und mit guter frischer Erde von neuem angefüllt werden, indem die Birken, obgleich sie oft im trockensten Sande fortkommen, sich sonst nicht einwurzeln. Wenn es die Jahreszeit erlaubt, so ist es am besten im Herbst, wenn die Ackerarbeit vollendet ist, mit der Anlegung des Walles anzufangen, und den ganzen Winter damit fortzufahren, so, daß er im Frühlinge zum Einpflanzen des Holzes fertig ist.

Endlich ist zu merken, daß dergleichen Hecken nicht gern auf thonartigem Boden angelegt werden, weil der Thon eine Menge von Feuchtigkeiten an sich zieht, vom Frost zerspringt oder berstet, und, wenn starker Regen im Frühjahre einfällt, ganz entblößt wird, und sich durch den Wall durchsaugt. Ausserdem ist dergleichen Boden zu gut, um davon eine solche Länge und Breite einzunehmen, und eine hohe Befriedigung für denselben schädlich, weil Schnee und Feuchtigkeiten sich darin zu lange aufhalten und die Wirkung der Sonne verhindern. Auf sandigem und sehr trocknem Erdreiche sind hingegen der Schatten und die Feuchtigkeit oft dienlich.

Ungeachtet die Anlegung einer solchen Hecke, nach dem Vorhergehenden sowohl mühsam als kostbar ist, so hat doch ein Landwirth nachdem einen ersprießlichen Nutzen davon, weil er, nachdem die Hecke 5 bis 6 Jahre gestanden und solche in 6 Theile eingetheilt ist, jährlich eine Menge Brennholz und gutes Nutzholz davon nehmen kann. Auf Stellen also, wo große Sandheiden sind, und kein Wald vorhanden ist, können dergleichen Birkenhecken mit dem größten Vortheil angelegt werden.

§. 13.

Weiden, Salix, wachsen am liebsten auf niedrigen und feuchten Stellen, erfordern aber nichts desto weniger einen festen Grund und können solchergestalt, wie allgemein gesagt wird, nicht da, wo kein anderes Holz fortkommt, gepflanzt werden. Sie haben ausserdem den Vorzug, daß jeder zu rechter Zeit in die Erde gesteckter Zweig sich ohne weitere Pflege bald einwurzelt. Von allen Weidenarten ist eigentlich die Korbweide, Salix viminalis, und die Bachweide, Salix helix, blos zu lebendigen Hecken dienlich; die übrigen Sorten müssen nur im äussersten Nothfall dazu genommen werden; welche im Anfange mit vielen kleinern Zweigen versehen sind, wovon die untersten in den ersten Jahren ausserben und die übrigen in der obersten Spitze einen Busch oder eine Krone von geraden Stecklingen formiren; und weil die Zweige sehr zerbrechlich sind, so verlegen sie nach weniger

le

irgend ein Zusammenflechten, sondern die Büsche gehen gemeiniglich in kurzer Zeit davon aus.

Nichts desto weniger sind Weiden in holzarmen Gegenden vom größten Nutzen, und müssen von jedem Landswirthe angepflanzt werden. Obgleich es beinahe überall bekannt ist, auf was Weise diese Holzart fortgepflanzt wird, so wird es doch nöthig und zweckmäßig seyn, hiebei sowohl die gebräuchlichsten Arten, als auch die hauptsächlichsten Regeln, welche bei der Pflanzung zu beobachten sind, anzuführen.

§. 14.

Die bekanntesten Weidenarten sind folgende:

1) die Bruchweide, Salix fragilis (Pil), wächst sehr schnell und zu einer mittelmäßigen Höhe. Ihre Zweige sind zerbrechlich, haben spitzige und zackige Blätter von 5 Zoll Länge und 1 Zoll Breite, deren obere Seiten dunkelgrün, glatt und glänzend sind, und die untern blaugrün mit erhöheten grünen Adern und auf beiden Seiten an den Kanten haarig.

2) Die Korbweide, Salix viminalis (Tyskpil), hat unter allen Weidenarten die zähesten Zweige, weshalb sie auch Korbweide heißt. Sie wächst meistens bei Seen und Ufern, aber nicht sehr hoch. Ihre Blätter sind sehr lang, gegen die Enden spitzig mit beinahe platten Kanten und die untere Seite sehr fein und weich.

3) Die weiße Weide, Salix alba (Hvitpil), hat oblonge gegen die Enden spitzige, mit kleinen Gewächsen versehene Blätter, 3 Zoll lang und ½ Zoll breit, mit ganz feinzackigen Kanten. Die Blätter sind auf der obern Seite hellgrün und feinhaarig, aber auf der untern fast ganz rauh, wodurch sie ein silbergraues Ansehen erhalten. Auf den jungen Zweigen ist die Rinde grün, aber auf den ältern bräunlich; das Holz selbst ist in den jungen Zweigen weich und biegsam, in den ältern hingegen ganz brüchig. Ist der Boden etwas feucht, so kommen sie am geschwindesten fort, und auf trocknen Stellen wächst sie unter allen Weidenarten am besten.

4) Die gelbe Bandweide, Salix vitellina (Gulpil), wächst nicht sehr hoch; ihre Blätter sind länglich mit einer stumpfzackigten Kante, höchstens 5 Zoll lang und 1 Zoll breit; die obern Seiten sind glatt und grün, aber die untern blaugrün und von matterer Farbe. Die Rinde an den Zweigen ist zitronengelb und am Stamme schattirt; die Zweige sind sehr weich und zum Festbinden des Holzes, so wie zum Korbflechten, dienlich.

Jahr mit einigem Vortheil kappen kann, so ist es für den, welcher hinlänglichen Vorrath davon hat, am besten, die ganze Plantage in vier Theile einzutheilen, wo ein Theil bald jedes vierte Jahr genutzt werden kann. Einige nehmen zwar dieses Kappen (arquisning) jedes 3te Jahr vor, weil aber der freudige Wuchs des Holzes dadurch verhindert wird, so muß solches nur im höchsten Nothfall geschehen.

7) Um die Fäulniß beim Kappen zu verhindern, so muß das Abhauen der Krone etwas schief mit einer scharfen Axt geschehen, damit die übrigen stehenden Enden, welche nicht länger als höchstens einen Zoll seyn müssen, nicht spalten, oder von Rinde entblößt werden mögen.

Wenn die Krone das erstemal abgehauen wird, pflegen einige den mittelsten gerade auf stehenden Zweig übrig zu lassen, damit der Baum zwei Kronen bekommen möge. Dieses ist zwar für das Auge angenehm, und man kann dadurch wohl mehr Brennholz erhalten, aber es ist noch die Frage, ob nicht die obere Krone so viel Feuchtigkeit einsaugt, daß die untere dadurch leidet, austrocknet und endlich den Untergang des ganzen Baums verursacht.

Der Schluß folgt künftig.

Neue Seife aus Fischen.

Die Bereitung dieser neuen Seife, deren Erfinder Joh. Crook, ein Chemist in Edinburgh ist, geschiehet auf folgende Weise:

Die Fische werden erst von allem Blute durch wiederholtes Auswaschen mit Wasser befreiet, dann in siedender Aetzlauge anhaltend gekocht, nachdem sie vorher zerkleinert worden sind. Hiezu wird nur wenig Talg oder Oel noch hinzugesetzt, so daß zu acht Theilchen der angewendeten Fischsubstanz nur ein Theil desselben genommen wird.

Zu diesem Behufe ist jede Art der Fische gleich brauchbar.

Hannöverisches Magazin.

76tes Stück.

Montag, den 23ten September 1799.

Von Anlegung und Wartung lebendiger Hecken.

(Schluß.)

§. 15.

Weil die zur Anlegung lebendiger Hecken am dienlichsten Holzarten nicht in allen Gegenden in gehöriger Menge zu haben sind; so können doch im Nothfall verschiedene Arten dazu genommen, und außer den bereits angeführten noch Wachalderholz, Mehlbaum (Cratægus Aria), Sperberbaum Sorbus aucuparia) u. a. dazu gebraucht werden.

Bei der Anlage von dergleichen gemischten Hecken müssen die obgedachten Regeln befolgt, und besonders darauf Acht gegeben werden, daß (da vermischte Hecken aus verschiedenen Holzarten bestehen, so ist ihr Wachsthum auch verschieden, wobei es nicht selten geschieht, daß die Stämme der einen Sorte die der andern unterdrücken) die Hölzer, welche ungefähr gleichen Wachsthum haben, und einerlei Boden verlangen, zusammengepflanzt werden, und daß das Schneiden nach dem stärkern oder schwächern Wachsthum einer jeden Art eingerichtet werde.

§. 16.

Außer diesen bereits angeführten zu lebendigen Hecken dienlichen Holzarten braucht man dazu in mehrern Gegenden:

1) Mehrere Arten Aepfel- Birn- und Pflaumenstämme.

2) Buxbaum, Ligustrum, Berberis, Stachel- und Weinbeerensträucher; weil aber diese eigentlich blos Luxhecken in Gärten ausmachen, welche jeder Gärtner anzulegen und zu warten verstehen muß, und sie auch zur Befriedigung von Aeckern und Wiesen nicht tauglich sind, so dürfte es überflüßig seyn, etwas weiter davon zu sagen.

Zweite Abtheilung.

§. 1.

Weil die Absicht beim Anlegen lebendiger Hecken die ist, nicht nur eine baldige, sichere und dauerhafte Befriedigung gegen das Durchbrechen des Viehes und des Wildes zu verschaffen, sondern auch nach dem thunlichsten Verhältniß Kosten und Arbeit zu ersparen, so ist zur Gewinnung dieses Zwecks nöthig:

1) Daß man in einer geraden Linie eine Graben aufwerfe, dessen Breite und Tiefe nach der Beschaffenheit des Erdbodens eingerichtet werden. Auf einem Thongrunde ist 5 bis 6 Fuß Breite und 3 bis 4 Fuß Tiefe hinreichend, aber in sandigem Boden muß der Graben 4 Fuß breit und 3 Fuß tief seyn. Das Graben muß etwas tief und so geschehen, daß die innere Seite, welche von der aufgeworfenen Erde gedrückt wird, etwas abschüssiger als die äußere gemacht werde, damit der Graben nicht zu bald von der hinunterfallenden Erde möge zugefüllt werden.

2) Daß etwa 4 bis 5 Zoll weit von der aufgeworfenen Erde ein Wall angelegt werde, der, wenn die Erde fest und thonigt ist, steiler gemacht wird, als wenn sie sandig und lose ist. Durch diesen aufgeworfenen Erdwall welcher von Steinen und allem Unkraut wohl gereinigt, und etwas fest treten werden muß, bekommen die hineingesetzten Holzarten eher Wurzeln, und er trägt außerdem viel zum schnellern Wachsthum der Hecke bei.

Man findet auch an mehrern Orten in Deutschland Hecken, welche nicht auf dergleichen Wällen angelegt sind, welches auch weniger nöthig seyn kann, wenn nur die Grube, worin die Pflänzlinge eingesetzt werden, zuerst mit guter Erde versehen, und die Hecke, nachdem sie angelegt ist, vor den Beschädigungen des Viehes bewahrt wird.

3) Wenn der Graben nach einer Schnur aufgeworfen, und der Erdwall formirt worden, so muß die äußere Seite desselben so dicht, daß keine Fugen zu sehen sind, mit Rasen, welche beim Aufwerfen des Walles 10 bis 11 Zoll ins Gevierte groß gestochen, und mit der Vorsicht aufgenommen werden müssen, daß er nicht berstet, oder entzwei geht, bedeckt werden.

Einige pflegen auf dem Walle selbst, sobald er fertig ist, zu pflanzen, aber die meisten warten damit so lange, bis die aufgeworfene Erde desselben wohl zusammen gesunken ist, welches auch, meines Erachtens, das beste ist.

§. 2.

Es beruht gänzlich auf der Beschaffenheit des Erdbodens, welche Holzarten dazu gewählt werden müssen. Birken, Haseln und dergleichen

chen Arten sind auf einem freien sandigen und für die Sonne offenem Felde, am dienlichsten, wogegen die meisten Holzarten auf thonigter Erde forekommen ꝛc.

§. 3.

Die Zeit zur Anlage lebendiger Hecken ist auf Thonboden im September, höchstens im Anfange des Octobers, wo die Pflänzlinge, ehe der Frost einfällt, sich einigermaßen befestigen, und die Feuchtigkeiten des ganzen Winters genießen können; aber auf losem und sandigem Erdboden muß es im Frühjahr geschehen, sobald die Erde etwas trocken wird, wozu man trübe Tage wählen muß, damit die Sonnenhitze, welche für junge Wurzeln eine Pest ist, den Pflänzlingen nicht schaden möge.

§. 4.

Wenn lebendige Hecken angelegt werden sollen, so ist es höchst nothwendig, dahin zu sehen, daß alle Stämme vollkommen frische Wurzeln haben, und daß beim Ausroden derselben so viel Erde als möglich daran bleibe, wodurch die Pflanzen desto geschwinder fortkommen. Auch müssen die Stämme gleich und höchstens eines guten Fingers dick seyn; denn dicke und dünne Stämme unter einander zu pflanzen, ist höchst schädlich, weil die erstern die letztern unterdrükken, wodurch diese im Wachsthum gehindert werden, bald auszehen können, die Hecke voller Löcher machen, und folglich zu diesem Endzweck untauglich sind.

Der Gebrauch, die jungen Stämme rund umher mit einem Spaten abzustoßen, und sie nachher auszurücken, taugt gar nichts, weil die Wurzeln dadurch abgekürzt und oft gespalten werden, wovon sie kümmerlich fortkommen und bald ausgehen. Es ist daher am besten, in einiger Entfernung von den Stämmen rund herum eine Grube zu machen, damit man desto besser die zur Pflanzung ausgesehenen und tauglichen jungen Stämme mit völliger Erde und unbeschädigten Wurzeln herausnehmen kann. Diese müssen, sobald sichs thun läßt, wieder eingesetzt werden, und, sobald es in 1 bis 2 Tagen nicht geschehen kann, so ist es nöthig, solche, sobald sie aufgenommen sind, gleich zusammen zu legen, und mit Moos zu überdecken, auch die Wurzeln mit Erde wohl zu beschütten, damit sie nicht vertrocknen mögen. Sie in Schlamm oder Wasser einzulegen, ist in mehrerer Hinsicht nicht so dienlich, wie schon angeführt worden.

§. 5.

Beim Pflanzen selbst muß man alle Vorsichtigkeit gebrauchen; die Wurzeln müssen genau untersucht, die Beschädigten weggeschnitten, alle Graswurzeln und dergleichen Unkraut ausgemacht, und frische Wurzeln ab-

abgekürzt gelassen werden, wo sie in einer dazu gemachten Grube eines Spaten breit und tief lothrecht und in einer graden Linie so eingesetzt werden, daß die Wurzeln gerade ausliegen, und die Stämme nicht tiefer in die Erde gesetzt werden, als sie vorhin gestanden, welches an jedem Stamme leicht bemerkt werden kann. Hernach werden die Wurzeln mit guter lockerer Erde bekleidet, welche dicht daran festgetreten wird; nur nicht so, daß die Seiten des aufgeworfenen Walls dadurch beschädigt werden, und dicht an den Stämmen wird eine kleine Rinne gemacht, worin sich Regen und Schnee sammeln, und den Wurzeln hinreichende Feuchtigkeiten mittheilen können.

§. 6.

Ein Hauptfehler beim Pflanzen aller lebendigen Hecken ist, daß man gewöhnlich die Stämme zu nahe bei einander setzt. Gemeiniglich glaubt man, daß, je näher sie zusammenstehen, desto dichter die Hecke werde; aber die Erfahrung zeigt das Gegentheil; denn ein allzudichtes Pflanzen macht, daß der eine Stamm meistens den andern verdrängt, wodurch Oeffnungen entstehen. Es ist also die Frage: wie weit die Stämme von einander gepflanzt werden müssen? Eine Elle Abstand ist meines Erachtens am räthlichsten, ausgenommen, wenn solche Holzarten gewählt werden, welche nicht hoch und stark wachsen, als dornartige Sträucher, welche blos $\frac{1}{2}$ Elle von einander gesetzt werden. Sind alle Stämme frisch und die Wurzeln nicht schadhaft, so schlagen sie nicht nur sicher an, sondern breiten sich aus, und vereinigen sich so, daß man in kurzer Zeit eine zierliche und dichte Hecke erhält. Ueberhaupt beruht das baldige Fortkommen einer Hecke darauf, daß die Stämme frisch sind, keine trockne schadhafte Zweige haben, und daß die Wurzeln ebenfalls gesund sind. Hiezu gehört also:

1) daß die Wurzeln ganz unbeschädigt und unabgekürzt herausgegraben, und wieder eingesetzt werden; und daß

2) die Erde, worin sie versetzt werden sollen, gehörig locker und urbar sey.

Zur Erhaltung des letztern sticht man ein Stück Land, so lang die Hecke seyn soll, ab, etwa 3 Ellen breit, und gräbt es auch so tief man kann, worin die Stämme eingesetzt werden. Aber noch lockerer kann man die Erde machen, wenn man auf den Seiten einen Graben von $1\frac{1}{2}$ Ellen Tiefe ausgräbt, wodurch die Hecke vor Gewaltthätigkeiten geschützt wird, und man die ausgegrabene Erde auf die zur Hecke bestimmte Stelle wirft.

Dieses Aufgraben muß, wie schon gesagt ist, etwas schief geschehen, und

und die Erde oben auf, so viel wie möglich, eben gemacht werden, damit man darauf zur Pflanzung eine gerade Linie ziehen könne; auch muß man sie auf beiden Seiten festtreten, damit der Regen die Erde nicht wegspülen möge. Je feuchter das Erdreich ist, worauf man eine lebendige Hecke anlegen will, desto rathsamer ist es, auf solche Art zu pflanzen; denn dieses macht, daß die Wurzeln der Stämme besser fortkommen, und giebt auch ein hübsches Ansehen; dagegen ist auf leichtem und trocknem Boden das platte Pflanzen besser. Es ist auch höchst nothwendig, daß die Graben von Zeit zu Zeit von neuem aufgeräumt werden, damit sie gleiche Tiefen behalten mögen; denn ungeachtet der Wall mit Gras bewächst, so wird nichts desto weniger die Erde vom Regen in den Gräben niedergespült, wodurch die Wälle immer niedriger, und die Hecken dem Vieh blosgestellt werden.

Bei allen angelegten Hecken ist es auch sehr schädlich, einige Stämme hie und da höher als die übrigen wachsen zu lassen, und dazwischen solches Holz zu pflanzen, welches in hohe und platte Stämme auswächst, weil diese mit der Zeit die unten stehenden ganz ersticken. Diesen muß daher nicht nur vorgebeugt, sondern auch nach Möglichkeit, besonders in dem ersten Jahre, dahin gesehen werden, daß der eine Stamm nicht merklich übermachse und den andern ersticke, welchem man am besten dadurch zuvorkommt, daß man die hohen Zweige niederbeugt, und mit den zunächststehenden durchflechtet, wodurch sie im Wachsen gehindert werden, und die kürzern, welche durch das Niederbeugen mehr Luft bekommen, Zeit gewinnen, ohne weitern Aufenthalt zuzunehmen.

§. 7.

Wenn dieses Anlegen, wie gesagt, im Herbst bewerkstelligt worden, so werden die Stämme im März eine halbe Elle über der Erde abgehauen, damit der Saft längere Zeit haben möge, die auf den Stämmen befindlichen Augen zu öfnen und auszutreiben, und sie also dicht an der Erde mit mehrern Zweigen zu versehen; auch bekömmt die Wurzel dadurch mehr Stärke, den Stamm zu treiben. Dieses Abnehmen muß mit einer scharfen Gartenscheere, und so vorsichtig geschehen, daß die übrigbleibenden Stammenden nicht spalten oder von Rinde entblößt werden.

Dritte Abtheilung.

§. 1.

Obgleich in der vorigen Abtheilung erwähnt worden, auf was Weise jede Holzart, nachdem sie zu einer lebendigen Hecke eingerichtet ist, gewartet und gepflegt werden soll, so dürfte es doch nicht überflüssig seyn, hier folgende allgemeine Nachrichten davon anzuführen.

Die-

Diejenigen Hecken, welche im Frühling angelegt werden, müssen, in so fern kein Frost zu befürchten, und wenn starke Dürre einfällt, dann und wann gewässert werden; aber die, welche im Herbste angelegt sind, erhalten während des Winters durch Schnee und Regen so viel Feuchtigkeiten, daß ihnen die Frühlingsdürre nicht leicht schaden kann. Doch muß das Pflanzen im Herbst so zeitig geschehen, daß die Stammwurzeln, ehe der Frost einfällt, sich einigermassen befestigen können, und man kann alsdann die Stämme unabgeschnitten lassen, und sie blos den folgenden Frühling, ehe der Saft eintrit, dicht an der Erde abschneiden, und mit etwas Erde bedecken, welches die Hecke desto stärker macht, und die Wurzeln den Sommer über hinlänglich befestigt. Alsdann treibt sie 4 bis 5 starke Aeste, welche oft 5 bis 6 Fuß hoch werden.

Junge Hecken müssen beständig vom Unkraut rein gehalten, die Erde dicht an den Stämmen immer aufgelockert, und genau darauf geachtet werden, daß das Vieh, besonders die Schaafe, die zarten Schößlinge nicht abfressen mögen, welche für sie ein schädliches Gift sind.

§. 2.

Wie viele Jahre eine angelegte wachsen müsse, ehe sie nachdem abgenommen wird, welches gleich nach der Mitte des Sommers geschehen muß, kann überhaupt nicht genau bestimmt werden, weil solches nicht nur auf die Wachsthumszeit einer jeden Holzart, sondern auch auf die Beschaffenheit des Bodens ankommt. Ist dieser thonig, und wird die Hecke gut unterhalten, so wächst sie schneller als auf sandigem Boden. Gemeiniglich pflegt das Abnehmen alsdann vorgenommen zu werden, wenn der Acker ein Jahr in Holz gelegen hat; doch muß hiemit nicht zu lange gewartet werden, weil sonst die stärkern Zweige die schwächern unterdrücken, wodurch an der Erde leicht Oefnungen entstehen, welche gänzlich nicht mit trockenen Zweigen zugestopft werden müssen, denn dadurch werden sie größer, sondern man muß sie gleich durch Ableger ausbessern, welches am besten geschieht, wenn die Gräben um die Hecke aufgegraben, und die Erde daran aufgeworfen wird.

Beim Abnehmen muß man ferner dahin sehen, daß die übrigbleibenden Enden weder zu hoch noch zu niedrig gelassen werden; im ersten Fall wird die Hecke an der Erde löcherig, und im letztern werden die Enden von der angeworfenen Erde erstickt. Es ist daher die Höhe von 1 Fuß in aller Hinsicht die sicherste, und es müssen außerdem an den Stellen, wo Oefnungen verspürt werden, oder wo die Hecke zu dünn zu seyn scheint, beim Abhauen weiche Stecklinge zurückgelassen werden, welche in die Erde

ein-

niedergebeugt werden, um Wurzeln zu schlagen, womit nachher das Loch zugepflanzt, und die Hecke gehörig dick gemacht wird. Dieses Ablegen geschieht auf folgende Weise: zuerst wird untersucht, woselbst der Zweig am besten in die Erde gesetzt werden kann, welche letztere auf den Stellen aufgelockert wird, wobei man in das untere Ende des Zweigs, welches einige Spann von der Erde niedergebeugt werden muß, einschneidet; nachher wird der Zweig auf der Stelle in die lockere Erde gesetzt, doch so, daß er nicht ganz abbricht, und daß das obere Ende über der Erde steht. Um so desto sicherer in der Erde zu befestigen, muß man einen kleinen Haken von Hasel zur Hand haben, womit die niedergebeugten Zweige befestigt werden, und wenn dieses geschehen, so nimt man aus dem Graben oder sonst woher etwas feuchte Erde, mit welcher man den Einschnitt sehr gut bedeckt, damit die Dürre und Sonnenhitze den eingelegten jungen Stecklingen nicht schaden mögen; zuletzt schneidet man das obere Ende so weit ab, daß es blos einen Fuß lang über der Erde stehen bleibt.

§. 3.

Nachdem die Stämme sich völlig eingewurzelt, und in mehrere Aeste gewachsen sind, welches meistens in den zwei ersten Jahren geschieht, dann ist es in einigen Gegenden gebräuchlich, von 2 Personen, welche sich auf beide Seiten der Hecke setzen, diese Aeste oder Zweige kreuzweise einflechten zu lassen, und wenn auch etwas dabei zerbrochen wird, so schadet das nichts, wenn nur keine Wurzeln abgeschnitten werden; denn dadurch werden sie im Wachsthum aufgehalten. Mit diesem Einflechten wird so lange fortgefahren, bis die Hecke vollkommen hoch geworden ist, wo die Spitzen von den zusammengeflochtenen Zweigen keineswegs abgeschnitten, sondern in die Hecke niedergebeugt werden.

Ohnerachtet diese zwar als die beste Art, eine sehr dichte Hecke zu erhalten, angesehen werden kann, so erfordert sie doch viel Arbeit, und der zu Brennholz anzuwendende Abfall wird vermindert. Die meisten halten also dafür, daß es hinreichend sey, die Hecken auf die oben angeführte Weise zu unterhalten, wobei noch blos angemerkt wird, daß die Stecklinge, so viel sich thun läßt, nicht senkrecht aufwachsen, sondern daß sie, besonders unten an der Wurzel, um einander gebogen werden, wodurch die Hecke hinlänglich dicht, stark und schön wird.

§. 4.

Wenn lebendige Hecken viele Jahre wachsen, so werden sie gemeiniglich zu dick, ungeachtet man die nöthige Mühe darauf verwandte. Die alten Stämme werden theils zu dick, unten

ten an der Erde von nöthigen Seitenzweigen entblößt, theils gehen sie hin und wieder ganz aus, wodurch Löcher entstehen, welche (§. 2.) nicht mit trocknen Sträuchern oder dergleichen zugestopft werden müssen, und daß der Abgang aller alten Stämme durch die in eben dem §. angeführten Absenker ersetzt werden muß, ist mit zu vieler Arbeit verknüpft, besonders, da es bessere Mittel dagegen giebt, nemlich eine solche Hecke ganz und gar zu verneuen. Dieses geschieht dadurch, daß alle alten, von frischen Zweigen und Aesten entblößten oder verfaulten Stämme unten an der Erde, so dicht wie möglich, über der Wurzel abgehauen werden, doch so, daß man die zunächst stehenden jungen von der noch frischen Wurzel aufgeschossenen Stecklinge schont, die zum Zumachen der kleinen Löcher in die Erde gesenkt werden. Wenn größere Oefnungen sich finden, welche hiedurch nicht zugemacht werden können, oder wenn keine frische Wurzeln von der alten Hecke mehr da sind, so müssen andere junge, mit guten Zweigen versehene Stecklinge auf solchen Stellen eingegraben werden. Beim Abnehmen muß die ganze Hecke ebenfalls von allem Unkraut gereinigt, und die Erde überall sehr aufgelockert werden, wo man in wenigen Jahren eine vollkommen gute Hecke bekommt. Sollte die neue Hecke sich auf den Seiten zu viel ausbreiten, so werden die Zweige, welche nicht bequem eingebeugt werden können, abgehauen; wenn aber die Zweige auf den Seiten ausschlagen (die man nothwendig braucht, um dadurch der Hecke ihre gehörige Dicke und Stärke zu geben), so müssen sie sorgfältig eingebeugt werden; und wenn alles dieses gehörig geschehen, so wird sie wie eine neu angelegte Hecke gewartet. Das Jahr vorher, ehe eine solche verfallene Hecke verneuet wird, muß sie gar nicht geschnitten werden, sondern man läßt sie nach Belieben wachsen, damit man hinlänglich viel junge Stecklinge bekommen möge.

Die Gewächse, welche besonders einer angelegten Hecke nachtheilig sind, sind: Zaunrüben (Bryonia alba); Klebkraut (Pamus communis); kleine Sumpf-Hahnenfuß (Clematis flammula; Nesseln (Urtica major); Zaunriede (Convolvulus sepium); Flachsseide (Cuscuta europaea) und Bittersüß (Solanum dulcamara) u. m., deren Wurzeln mit aller Genauigkeit ausgegraben werden müssen, weil sie sich sonst in kurzer Zeit unendlich ausbreiten, schnell aufwachsen, und die zarten Schößlinge erst ersticken.

Hannöverisches Magazin.

77tes Stück.

Freitag, den 27ten September 1799.

Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1799.

Im Monat April.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.
Morgen.	5.	6.	13.	3.	3.	0.	0.
Mittage.	4.	9.	13.	0.	4.	1.	2.
Abende.	3.	11.	7.	0.	7.	1.	1.
Mitternachte.	6.	9.	11.	0.	3.	2.	0.
Ganze Tage.	4½.	8¼.	11.	¼.	3½.	¾.	¼.

1 Tag Gewitter; 5 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme: { Morgens vor Sonn. Aufg. 34, 9 / Mittags im Schatten 45, 8 } Gr. Fahrnh.

gr. den 16ten Apr. 62 Gr. kl. den 1ten Apr. 21 Gr.

Mittlere correcte Barometerhöhe, unmittelbar an der Oberfläche des Meers.

29, 756 Zoll engl. { gr. d. 14ten; 30, 265 Zoll. / kl. d. 11ten; 29, 275 Zoll.

Gesammter Niederschl. 1, 54 Zoll Regenwasser,

Gesammte Ausdürstung in freyer Luft 1, 05 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 9 Minuten.

gr. den 21ten; 20 Gr. 15 Minuten.

kl. den 4ten; 20 Gr. 6 Minuten.

Mittlere Inclination derselben 73 Gr. 22 Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	4½.	6.	1.	4½.	1½.	3.	7½.	2.	0.
Mittage.	8½.	5½.	2½.	4.	3.	3½.	5½.	2½.	1.
Abende.	2.	4.	1½.	5½.	4½.	3.	6.	3½.	0.
Mitternachte.	5.	3½.	1.	7.	½.	4½.	4½.	4.	0.
Ganze Tage.	5½.	4¼.	1½.	5¼.	2⅓.	3½.	5½.	3.	¼.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
13, 2	21, 2	23, 6	32, 6	22, 0	21, 8	20, 1	21, 0 Fuß.

größte den 25ten; Wind NW. 44 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 9, 40 / Abend. 9, 82 } Fuß

gr. den 25ten; 12, 4 Fuß. Wind NW; Geschwindigkeit 44 Fuß.
kl. den 6ten; 6, 9 Fuß. Wind O; Geschwindigkeit 28 Fuß.

Im Monat Mai.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.
Morgen.	1.	4.	17.	1.	8.	0.
Mittage.	2.	8.	11.	1.	9.	1.
Abende.	2.	7.	13.	1.	7.	1.
Mittern.	1.	7.	13.	1.	9.	0.
Ganze Tage.	1¼.	6½.	13¾.	1.	8¼.	¼.

2 Abende Nordlicht; 7 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen Aufgang 42, 7 / Mittags im Schatten 54, 6 } Gr. Fahrnh.

größte den 30ten, 76 Grad; kleinste den 14ten u. 29ten, 35 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29, 892 Zoll engl. { größte d. 17, 30, 353 Zoll. / kleinste d. 20, 29, 506 Zoll.

Gesammter Niederschl. 3 82 Zoll Regenwasser;
größte d. 10 0 59 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft 2, 62 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Gr. 11 7/10 Minuten.
größte d. 10ten, 20 Gr. 18 Minuten.
kleinste d. 27ten, 20 Gr. 7 Minuten.

Mittlere Inclination derselben 73 Gr. 22 Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	4.	1½.	5.	7½.	3½.	4.	2½.	2.	1.
Mittage.	2.	3.	3.	9.	4.	3½.	4.	2½.	0.
Abende.	1.	2½.	2½.	12.	4½.	3.	4½.	1.	0.
Mitternächte.	1.	3.	2½.	10½.	5.	3.	4.	2.	0.
Ganze Tage.	2.	2½.	3¼.	9¼.	4¼.	3⅜.	3¼.	1⅞	¼.

Mitte

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde.

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	
13, 0	21, 7	23, 0	28, 4	20, 6	13, 7	19, 6	21, 0	Fuß.

größte d. 22ten, Wind NW.; 51 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 9, 78 / Abends 10, 17 } Fuß.

größte den 21ten; 12, 8 Fuß. Wind WNW. Geschwindigk. 18 Fuß.

kleinste den 29ten; 8, 5 Fuß. Wind SO. Geschwindigk. 18 Fuß.

Im Monat Junius.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	9.	10.	8.	2.	1.
Mittage.	10.	7.	11.	0.	2.
Abends.	7.	15.	2.	1.	5.
Mittern.	10.	10.	7.	1.	2.
Ganze Tage.	9.	10½.	7.	1.	2½.

17 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 50, 9 / Mittags im Schatten 63, 6 } Gr. Fahrnh.

größte d. 10ten, 81 Grad.

kleinste d. 26ten, 44 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers

30, 093 Zoll engl. { größte d. 8ten 30, 606 Zoll. / kleinste d. 13ten 29, 572 Zoll. }

Gesammter Niederschlag 1, 01 Zoll Regenwasser; gr. d. 3ten; 0, 31 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft 3, 81 Zoll;

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad, 12½ Minuten.

größte den 18ten, 20 Grad 18 Minuten.

kleinste den 12ten, 20 Gr. 7 Minuten.

Mittlere Inclination der Magnetnadel 73 Grad 22½ Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	2.	3½.	0.	10½.	5½.	2½.	3½.	½.	12.
Mittage.	1.	2.	0.	13½.	6.	5½.	2.	0.	8.
Abende.	1.	1.	½.	13.	9.	2½.	1½.	1½.	6.
Mitternächte.	0.	1½.	3.	13.	5½.	4½.	1½.	1½.	9.
Ganze Tage.	1.	2.	½.	12½.	6½.	3½.	2½.	½.	1½.

Mittlere Geschwindigkeit des Windes in 1 Secunde.

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
45, 0	16, 5	0,	32, 9	34, 2	19, 9	8, 5	0 Fuß.

größte d. 13ten, Wind NW. 52 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 9, 60 / Abend. 10, 17 }. Fuß.

gr. d. 13ten; 12, 4 Fuß. Wind NW. Geschwindigk. 52 Fuß.
kleinste den 26ten; 8, 2 Fuß. Wind ONO. Geschwindigk. 15 Fuß.

C. D.

Vom Mißbrauche der Pfingstmaien.

Zu keiner Zeit war wohl der Gedanke von sorgfältigerer Bewirthschaftung der Forsten, von besserer Holzkultur, von der Schonung des Holzes, allgemeiner, als eben in unsern Tagen. Der in den letztern Jahren immer höher gestiegene Holzpreis machte uns auf ein Naturprodukt aufmerksam, dessen Wichtigkeit bei dem drohenden Mangel desselben erst recht einleuchtete. Wir würden aber hier gegen unsere Vorfahren sehr unbillig urtheilen, wenn wir ihnen das verdiente Lob der Holzkultur versagen wollten. Sie ließen die Pflege der Forsten nie aus den Augen, wie hätten wir sonst bisher unsere mannigfaltigen Bedürfnisse dieser Art befriedigen können? Nur die Sorglosigkeit in der unbeschränkten Anwendung des Holzes, die Gleichgültigkeit in Verschwendung dieses unentbehrlichen Materials, das Mißverhältniß im Aufwande und dem Ersatze, sind die wahren Quellen der jetzigen allgemeinen Klagen über Holzmangel. Für jetzt bleibe ich nur bei einem Beispiele der Sorglosigkeit in

der

der Holzverschwendung, bei dem sogenannten Aufstellen der Maienbäume zur Zeit des Pfingstfestes, oder bei ähnlichen Gelegenheiten im Frühjahre und Sommer, stehen. Erst seit einigen Jahren fing man an, diese muthwillige Holzverschwendung näher zu beherzigen, und dagegen ernstliche Vorkehrungen zu treffen. Man sah schon ehedem den daraus entstehenden Schaden sehr wohl ein, gab auch dagegen Befehle; es war aber damit, so zu sagen, kein rechter Ernst. In alten sowohl, als neuen Forstordnungen verschiedener Länder ist das unnöthige Maihauen bei Hauptstrafe untersagt; die meisten Schriftsteller über Forstbewirthschaftung gedenken dieser als einer für die Forsten nachtheiligen Gewohnheit mit gerechtem Unwillen; und doch waren die Vorkehrungen gegen diesen Misbrauch nie ernstlich. Man ließ die abgehauenen Maienstämme in den Thoren ungehindert einpassiren, ja, es wurden sogar die Angaben davon genommen und sie passirten in den Einrechnungen ohne Erinnerung.

v. Carlowitz, in seiner wilden Baumzucht (Leipz. 1713. S. 70.) rechnet ausdrücklich unter die Ursachen der schädlichen Zufälle und Krankheiten der Bäume das Maienhauen. Auch, sagt er, ist den Hölzern nicht zuträglich, die Maienbäume in grosser Menge abzuhauen, indem es zu der Zeit geschieht, da der Stock nicht wieder ausschlägt. So urtheilen auch spätere Schriftsteller. Moser, in der Forstökonomie, tadelte diesen Gebrauch schon vor mehr als 40 Jahren, (Frankf. 1757. 6r Band, §. 40.) Das Maienhauen ist eine besondere Ergötzlichkeit, welche unsre Alten zu einer Zeit angefangen, wo der Ueberfluß am Holze unstreitig stärker gewesen, als zu unsrer Zeit. Was zu diesem Vergnügen Anlaß gegeben, mögen Andre untersuchen. Hier erinnere ich blos, daß es ein unbedingtes Holzverderben, wie bei unzähligen andern Arten sich zu vergnügen, überall zu verbieten sey. Gleditsch, (Forstwissenschaft, Berlin 1775. 2r Buch. S. 887.) Trunk, (Forstlehrbuch, Frkf. 1789. S. 216.) und unter den neuesten Schriftstellern, Laurop, (über Forstwirthschaft, 1796. S. 277.) bestätigen dies durch ihre Urtheile.

Eben so ist in den Forstordnungen das Hauen und Aufstellen der Maien streng verboten; z. B. die Hessen-Darmstädtische, S. 48, die Sachsen-Gothaische, Cap. 10. §. 6. Das Mandat vom 21sten Febr. 1715. befiehlt ausdrücklich: da das Hauen der Maien, welche alle Jahre zu zweien auch mehrern malen in die Kirchen und Häuser, auch vor dieselbigen, zumal an die Schenken, gesetzet, und sogar ganze Sommer- und Laubhütten daraus gemacht werden, nicht wenig zur Vermehrung des Holzmangels beitrage, indem mehrere

entheils nur die jungen Stammhölzer und Wipfel ab- und den Birken das Herzblatt angehauen wird, davon hernach selbige nicht mehr über sich wachsen; — daß in Zukunft Niemand, wer er auch sey, sich unterstehen solle, dergleichen Maien zu obigem Ende, weder in landesherrlichen Waldungen, noch auch in der Vasallen- und Unterthanen- oder auch Pfarr- und Gemeindehölzern und Büschen abzuhauen, oder solches Andern zu verstatten, bei einem Neuen Schock Strafe, welches für jedes Stück von demjenigen, so wider diese unsre Verordnung gehandelt zu haben betreten, oder sonst überführet werden wird, unnachbleiblich eingebracht werden soll u. s. w. Nach dem Oberlausitzer Forst- und Holzpatente, vom 20sten August 1767. ist das Abhauen und Setzen der Maien in die Kirchen, vor die Thüren und sonst, gänzlich verboten, und die Stadträthe sollen die zur Stadt gebrachten wegnehmen lassen, und den Uebertreter des Verbots, zur Bestrafung, seiner Obrigkeit anzeigen. Ferner dürfen die Unterthanen keine Maien, auch nicht zu Pfingsten, abhauen, und in die Stadt zum Verkauf führen.

Eine genaue Untersuchung des ersten Ursprungs, und der eigentlichen Absicht dieser Gewohnheit, würde uns zu sehr von unserm Zwecke entfernen. Wir finden unter den gottesdienstlichen Gebräuchen im alten Testamente einige, die dahin zielten, die Feierlichkeit gewisser Feste, durch Aufstellung von Zweigen schöner Bäume, auch stark belaubter grüner Aeste, zu vergrößern, und dadurch die Andacht zu erhöhen. Vieles davon wurde beim römisch-katholischen Gottesdienste beibehalten. Es fehlte an mehrern Festtagen, besonders im Frühjahre, an solchen grünen belaubten Zweigen gar nicht in den Kirchen. Eine ähnliche Gewohnheit herrscht noch jetzt in den südlichen katholischen Ländern an mehrern Festen, wie am Palmsonntage. Die Kirchen und Kapellen, auch die Häuser, sind an diesem Tage mit Oelzweigen gezieret; ja, im Hafen von Livorno sah ich vor einigen Jahren am Palmsonntage die Schiffe mit Oelzweigen geschmückt. In vorigen Zeiten erhielten sich diese Gebräuche auch noch in mehrern protestantischen Kirchen; man ging sogar so weit, zur Bestreitung dieses Aufwandes den Küstern und Schulmeistern etwas aus dem Kirchenvermögen zu reichen. Noch jetzt erhält der Küster bei der Stadtkirche in Wittenberg 12 Groschen aus dem geistlichen Kasten zu Pfingstmaien. Seit geraumer Zeit aber ist dieses Geld nicht weiter zu Maienzweigen verwendet worden; nur Maiblumensträußer wurden in die Kirchenstühle der Patronen gelegt; doch auch dieses kam nach und nach ab. Ausser den Kirchen und andern großen Versammlungsorten wurden auch die Häuser und Zimmer mit

jun-

jungen Birken oder Maienbäumen ausgeschmückt. Auch pflegte man sonst den ersten Mai vor den Wohnungen derjenigen Personen Maien zu setzen, denen man Hochachtung schuldig war, oder sonst eine größere Zuneigung hatte. Man wollte sich ihnen dadurch gefällig machen, erwartete auch wohl sogar von ihnen eine Belohnung.

Die Absicht sey indessen, welche sie wolle, das Maienhauen wird den Forsten immer von großem Nachtheile. Es trift nemlich diese Verstümmelung gerade jene jungen Hölzer, welche noch im völligen Wachsthume sind, und geschieht zu einer Jahreszeit, wo die Natur nicht leicht den Schaden wieder zu ersetzen vermag. Gewöhnlich werden die schönsten, geradesten, noch in ihrem völligen Wachsthume stehenden Bäume abgehauen. Solche verstümmelte Stämme aber treiben entweder nur wenig, und werden von dem umstehenden Holze meistens unterdrückt, oder die Lohden erhalten auch nach mehrern Jahren selten die Güte und Größe des umgehauenen Herzreißes. Auf jeden Fall entsteht aber dadurch mit der Zeit eine Ungleichheit zwischen dem ersten haubaren Holze und dem Nachwuchse, der doch der Ordnung gemäß zugleich zu hauen ist. Weit seltner noch erlangen solche abgehauene Stämme eine nutzbare Größe, indem dies Maienhauen in den Monaten erfolgt, wo kein neuer Trieb den erlittenen Verlust ersetzt. Denn der Stamm, welcher im Frühjahre bereits Laub getrieben, ist ganz mit Saft angefüllt, und jede Verletzung und Verwundung wird ihm nachtheilig. Noch größer wird das Hinderniß des Nachwuchses dadurch, daß die zu hauende Birkenstämme nicht etwa nach dem Gutachten forstverständiger Personen, oder der Einsicht des Besitzers, ausgezeichnet, sondern meistens von liederlichen Leuten eigenmächtig, und zum Verkauf in die Stadt gebracht werden. Wie haben öfters die Besitzer eigener oder Communhölzer versichert, daß von ihnen nie Maien zu diesen Feierlichkeiten abgehauen würden; die Nachbarn hingegen hieben die guten Birken ab, und trieben damit ihr Gewerbe. Es muß also die Veranlassung, auf eine unerlaubte Art dergleichen Vortheile zu ziehen, gänzlich gehoben, und der Verkauf dieser Waare ernstlich untersagt werden.

Man mögte zwar einwenden, daß dergleichen unschuldige Freude, und alte Gewohnheit, bei gehöriger Vorsicht, und unter eingeschränkten Bedingungen, zu gestatten wäre, vorzüglich, wenn dazu die Gipfel bald zu hauender oder bereits abgehauener Bäume verwendet würden; auch einzelne Besitzer, Birkenstämme nach ihrem Gutbefinden, ohne Nachtheil, abhauen, das Laub noch einige Zeit zu ihrem Vergnügen anwenden, und nachher als

Holz

Holz berufen wollten. Gewiß sind aber diese Fälle zu selten, und gehen zu sehr ins einzelne, als daß nicht ein dergleichen Verbot statt haben sollte. Der Mißbrauch ist bei jeder Ausnahme dieser Art unvermeidlich, besonders, da es für die Gesundheit äußerst bedenklich bleibt, dergleichen starke Gerüche in einem engen eingeschlossenen Raume, wie unsre Häuser und Zimmer sind, anzuhäufen und aufzusammeln. Denn nur im Sommerschreine gewähren die Bäume eine reine gesunde Luft, tragen dagegen des Nachts zur Luftverbesserung nichts bei; vielmehr überhäuft ihre fortdauernde Ausdünstung die Luft mit andern fremdartigen Theilen, und macht sie zum Einathmen ungeschickter. Wie stark die Birke ausdünste, beweist schon der auffallende Geruch einiger solcher im Walde zerstreut stehender Bäume. Sie sind bekanntermaßen sehr wasserreich, wie aus dem vielen Safte, den man ihnen abzapfen kann, sichtbar wird, und erfüllen die Luft mit vielen wässigten Dünsten, die durch das Setzen ins Wasser noch vermehrt werden. Bei feuchter Atmosphäre sammeln sich diese Feuchtigkeiten oft so sehr an, daß sie an den Wänden als tropfbare Flüssigkeiten erscheinen. Für empfindsame Personen sind dergleichen starke und feine Ausdünstungen höchst nachtheilig, und traurige Beispiele haben schon zur Genüge erwiesen, wie unbedachtsam es sey, stark riechende Pflanzen in Wohn-, besonders in Schlafzimmern, aufzustellen. Eben deswegen hat man auch alle stark riechende Bäume, wie die Linden zur Zeit der Blüthe, den spanischen Hollunder ꝛc. bei Anlegung öffentlicher Alleen und Spatziergänge, verworfen; dagegen andere schattigte, stark belaubte, und sich ausbreitende Bäume empfohlen.

Wittenberg. T.

Beantwortung

der im 65ten Stück des hannöv. Magazins geschehenen Anfrage: den schwarzen Kornwurm betreffend.

Das leichteste Mittel, welches ich aus Erfahrung bewährt gefunden habe, diesen unangenehmen Gast von den Kornböden zu vertilgen, ist: man läßt den Boden vom Korn säubern, nimmt dann scharfe Seifensiederlauge, besprengt damit den Boden und die Wände, und läßt mit einem neuen Besen alle Ritzen und Fugen ausfegen. Dies wiederholt man einigemale, und der schwarze Kornwurm ist verschwunden.

P. C. K.

Hannöverisches Magazin.

78tes Stück.

Montag, den 29ten September 1799.

Rede

zum Andenken weil. Herrn Hofraths G. C. Lichtenberg,

gehalten in der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen

vom Herrn Hofrath Kästner,

den 20ten April 1799.

Aus dem Lateinischen übersetzt.

Als im ein und funfzigsten Jahre des sich jetzt neigenden Jahrhunderts die Societät der Wissenschaften für die Beförderung und Erweiterung der Mathematik, Physik und Geschichte gestiftet ward, wurden für jede von diesen Wissenschaften zwei Mitglieder in Göttingen selbst, und eben so viel auswärtige ernannt. So erhielt die mathematische Classe Segner und Mayer. Ich, der ich damals auf der vaterländischen Academie a) lehrte, erhielt gleich nach dem Anfange der Societät das Diplom eines auswärtigen Mitglieds. Daher bin ich unter diesen der erste, obgleich Samuel Koenig und Johann Friedrich von Uffenbach älter waren. Um des letztern willen ward das Gesetz übertreten, nach welchem jede Classe nur zwei auswärtige Mitglieder haben sollte. Seine Bibliothek und Instrumente zieren jetzt Göttingen.

Unter den anwesenden Mitgliedern bin ich seit 1756.; vor mir war Lowitz, nach mir kamen Meister und Lichtenberg.

Von diesen anwesenden mathematischen Mitgliedern gingen von Göttingen ab: Segner nach Halle, Lowitz nach Petersburg; zu ihren Vätern gingen: Mayer, Meister, und jetzt Georg Christoph Lichtenberg.

Mein Lob war von meiner frühesten Jugend an das Lob einer Expresse, andere zu betrauren und traurende

a) Leipzig.

rende zu trösten. So redete ich in unserer Societät zum Andenken der Physiker Roederer und Erxleben; der Mathematiker Mayer und Meister, und jetzt noch zuletzt zum Andenken Lichtenbergs.

Lichtenberg ward am 1ten Julius 1744. in Oberramstadt, einem Hessen-Darmstädtschen Orte, gebohren. Sein Vater war erst hier Metropolitan, hernach ward er zum darmstädtschen Generalsuperintendent ernannt; seine Mutter war eine geb. Eckhard, deren Vater Metropolitan zu Butzbach war. Lichtenberg war der jüngste von achtzehn Kindern. Eben denjenigen, dem er das Leben verdankte, verdankte er, wie seine übrigen Brüder, etwas noch wichtigeres, die erste Bildung zur Gelehrsamkeit und Tugend.

Der Vater mit Geschäften, sowohl denen, welche ihm sein Amt auferlegte, als andern, überhäuft, wandte alle Zeit, die ihm übrig war, zur Bildung und Erziehung seiner Söhne an. Er brachte ihnen so viel Kenntniß der Natur bei, als sie fassen konnten, und führte sie zur Betrachtung der Gestirne an.

Der Bruder des Verstorbenen, Ludwig August, Herzogl. Gothaischer Archivar, Correspondent unsrer Societät, der mir diese Nachrichten mittheilte, setzte hinzu, er erinnere sich noch, wie viel Vergnügen es dem Greis gemacht habe, da er sitzend auf seinem Schooß, den Cometen vom Jahr 44., den größten, welchen dies Jahrhundert sah, beobachtet hätte.

Nach dem Tode seines Vaters besuchte er das Gymnasium zu Darmstadt, und genoß den Unterricht des vortreflichen Wenk's, der demselben damals vorstand.

Von seiner Geburt an, hatte er einen sehr schwachen Körper, so, daß er sowohl zu einer geschäftigen Lebensart, als auch zum gelehrten Leben, welches ausser einem ausdaurenden Geist auch feste Gesundheit erfordert, untauglich war. Daher ward es ihm vergönnt, vorzüglich der Mathematik und Betrachtung der Natur seinen Privatfleiß zu widmen, wobei ihm seine beiden ältern Brüder unterstützten.

Ludwig der Achte, Landgraf von Hessen, war sehr freigebig gegen den Jüngling, und unterstützte den Fleiß, der einst dem Vaterlande nützen sollte, nemlich einst entweder die Universität Giessen zieren, oder die Ufer des Rheins, so weit er Hessen durchfließt, befestigen sollte: denn der weise Fürst wußte, daß dies zur Mathematik gehöre, welches man in andern Ländern erst später einsah. Nach Göttingen kam er des Studirens wegen im Jahr 1763. Hier waren ich und Meister seine Lehrer in der Mathe-

matik,

matik, bald aber, wohin es der vortrefliche Jüngling leicht brachte, beide seine Freunde. Daß er keinen Lehrer vernachlässigt hat, von dem er etwas in der Philosophie, der Naturwissenschaft, den schönen Wissenschaften und der Kenntniß unsrer Erde lernen konnte, zeigten die Proben seiner mannichfaltigen Gelehrsamkeit, durch welche er sich Ruhm erwarb.

Namentlich erzählte mir Erxleben, den gleiche Studien mit Lichtenberg verbanden, daß dieser den ganzen Schatz von Naturmerkwürdigkeiten, der damals Büttner'n gehörte, jetzt unsre Universität ziert, gekannt habe, welchen ihm sein Besitzer zeigte und erklärte. Die Beobachtungen, welche beide, Erxleben und Lichtenberg, im Jahr 1766. über ein Erdbeben gemacht haben, habe ich in unsern gelehrten Anzeigen b) erzählt, und dabei bemerkt, daß Lichtenberg, schon damals in astronomischen Beobachtungen geübt, die Erschütterung auf 6 Secunden schätzte, welche Zeit diejenigen, welche mit feineren Zeitbestimmungen unbekannt waren, für eine ganze Minute hielten.

Nach Mayers Tode, im Jahr 1762., ward die Aufsicht des Observatoriums Lowitz und mir übertragen; Lowitz, nachdem er ein genaues Verzeichniß der Instrumente, welche damals da waren, verfertigt hatte, hinterließ mir dasselbe.

Alle Himmelsbeobachtungen bestehen vorzüglich in Messungen der Winkel und Zeiten, daher weiß ein jeder Mathematiker, wie sie anzustellen sind, wenn ihm der Gebrauch der Instrumente verstattet wird, aber Fertigkeit wird durch Uebung erlangt. Ich gab daher meinen Zuhörern, welche Lust dazu hatten, Gelegenheit, Instrumente, und ihren Gebrauch kennen zu lernen; unter diesen waren die ersten Lichtenberg, Klügel, Ljungberg, welche alle bald zeigten, welchen Nutzen sie davon gehabt hatten. Nur den Eintrit der Venus in die Sonne am 19ten Junius 1769. beobachteten Lichtenberg und Ljungberg mit mir, denn die untergehende Sonne entzog uns das übrige c); den Cometen im Jahr 1770. beobachtete Lichtenberg bei ungünstigem Himmel, so gut er konnte d); einen andern im Jahr 1771. e), von dem zu Ausgang des Jahrs 1773. und zu Anfang des folgenden Jahrs geschehenen zeichnete er die Bahn durch die Fixsterne, und überreichte die Zeichnung der Societät f). Er hatte Geschicklichkeit und

b) Gött. gel. Anz. 1767. Stück 40.
c) Gött. gel. Anz. 1769. S. 664.
d) Gött. gel. Anz. 1770 S. 705.
e) G. A. 1771. S. 537.
f) G. A. 1774. S. 97, 1249.

und Geduld, welche nicht allezeit mit diesen Studien verbunden sind, Zeichnungen zu machen, welche zugleich lehrreich und schön waren. Mehrere Zeichnungen des Monds, welche er mir schenkte, und auf welchen die Mondsflecken so vorgestellt sind, als sie durch den Schatten der Erde vermöge des Calculs bedeckt werden müssen, bebe ich als Ueberbleibsel des Freundes und des Künstlers auf.

Das Vaterland rief Lichtenberg nach Giessen zurück, aber er zog unsre Universität vor, wo er gegen Ende Mais 1770. g) zum ausserordentlichen Professor ernannt war; der letzte Professor, welchen Göttingen der Sorgfalt Münchhausens, der im November desselben Jahrs starb, verdankte.

Auch hier möge es mir verstattet seyn, dankbar an die Gnade des Landgrafen von Hessen zu erinnern, der seine an Lichtenberg gewandte Kosten ihm nicht anrechnete, sondern gerne erlaubte, daß er ausserhalb seines nächsten Vaterlands, dem gemeinschaftlichen Vaterlande, Deutschland, diente.

Seine Vorlesungen zeigte er in einer deutschen Schrift über die Wahrscheinlichkeitsrechnung an. Er warf darin die Frage auf, warum kein vernünftiger Mensch, die Hofnung zu einem beträchtlichen Gewinn, nemlich von mehreren hundert tausend Thalern in einer Summe, die gegen den zu hoffenden Gewinn wie ein Nichts verschwinde, wie mit 50 Thalern kaufen würde? D'Alembert und Beguelin verwirren dies noch mehr, indem sie es auseinander zu setzen suchen. Lichtenberg bemerkt nach Daniel Bernoulli und Cramer, daß ein kluger Mann darauf Rücksicht nehme, wie groß er den Verlust desjenigen schätze, welches er für die trügerische Hofnung hingiebt. Durch diese erste öffentliche Probeschrift bewies Lichtenberg, welche Anlagen er hatte, Dinge, die an sich dunkel sind, oder durch den eiteln Fleiß der Gelehrten, den man Subtilität nennen will, verwirrt sind, einem gesunden Auge deutlich darzustellen.

In den Königl. deutschen Churlanden hatte Tobias Mayer die Lage von Göttingen durch astronomische Beobachtungen bestimmt. Unser König, nicht blos Beschützer, sondern auch gelehrter Kenner der Wissenschaften, hatte befohlen, daß eben dies mit mehreren Oertern geschehen mögte. Und als Königl. Landesregierung von der Societät ein Gutachten verlangte, wie dies auszuführen sey, hielt ich mit der Beistimmung der übrigen Mitglieder dafür, die Sache Lichtenberg zu übergeben.

Auf

g) S. A. 1770. S. 713.

Auf gleiche Weise erhielt ich es durch Vermittelung des Herrn Demainbray, Astronomen bei dem Königl. Privatobservatorium zu Richmond, daß für diese Unternehmung durch Königliche Freigebigkeit ein von dem vortreflichen Künstler Sisson verfertigter Quadrant angeschaft wurde. So bestimmte Lichtenberg in den Jahren 1772. und 1773. die Lage von Hannover, Osnabrück, Stade. Er redete von diesen seinen Bemühungen im Jahre 1776. h) in der Societät, zu deren Mitgliede er 1774. ernannt war.

Die Königl. Regierung erlaubte, daß das, was Tobias Mayer von seinen Mondbeobachtungen hinterlassen hatte, zu Göttingen aufbewahrt würde. Diese wurden mit den übrigen Handschriften Mayers auf dem Observatorium niedergelegt.

So oft eine Gelegenheit sich darbot, sorgte ich dafür, daß von diesen Handschriften einige den Mathematikern mitgetheilt wurden. Ich konnte aber das, was geschrieben war, nicht allein herausgeben, nemlich bloße Formeln, deren Analysis oder Beweis er in andern Papieren aufbewahrte, die ich niemals gesehen habe. Da ich dieses selbst wieder herstellen mußte, suchte ich die Gründe des sogenannten Circulus Devisor auf, dessen man sich bei einer stereographischen Zeichnung der Erde bedient i), eben so die Regeln, die Lage des Mauerquadranten zu untersuchen k) und den Winkel auf einer schiefen Fläche in den ihm zugehörigen Horizontalwinkel zu verwandeln l).

Manche fragten, und bisweilen etwas unbescheiden, warum Mayers hinterlassene Schriften nicht ins Publikum kämen; denn sie bedachten nicht, daß es sich mit den Gelehrten anders verhalte, als mit den hebräischen Weibern, welche selbst die Hebammenkunst verstanden, und ehe Siphra und Pua zu ihnen kamen, gebahren m).

Endlich bot unser vortrefliche Buchhändler Dieterich hülfreiche Hände, und ich übernahm die Mayerschen Papiere Lichtenberg. So erschien mit großer typographischer Pracht ein Band der Mayerschen Werke n), worin

h) Am 14ten December. Novi Commentarii S. R. Sc. Gœtt. T. VII. ad a. 1776. p. 210.

i) Dissertationes mathematicæ & physicæ. Altenb. 1771.

k) Astronomische Abhandlungen, erste Samml. (1772.) dritte Abh. §. 136.

l) Astronom. Abhandl. erste Abhandl. §. 202.

m) 2. B. Mos. I, 19.

n) Tobiæ Mayeri Opera inedita. Vol. I. Edidit & observationum appendicem adjecit Georgius Christoph. Lichtenberg. Gœttingæ 1775. 4 maj.

worin einige vollendete der Societät der Wissenschaften überreichte Abhandlungen enthalten sind. Zu ihrer Erläuterung setzte Lichtenberg einiges hinzu; auch die kleinen von zwei Mondzeichnungen, welche Mayer hinterlassen hatte, fügte er hinzu, und versah sie mit Meridianen und selenographischen Parallellinien, und hängte auch noch ein Verzeichniß der Flecken an.

Ausser diesen herausgegebenen sind noch mehrere zerstreuete Stücke des Astronomen übrig, zu deren Ordnung und Verbindung es dem Herausgeber an Muße fehlte.

England besuchte Lichtenberg zweimal in den Jahren 1770. und 1774. Als Demaindray auf Befehl des Königs mich fragte, was hier beim Eintritt der Venus in die Sonne geschehen sey, hatte ich ihm den Gefährten meiner Bemühung genannt. So war Lichtenberg dem König bekannt geworden. Der König erlaubte Lichtenberg den Gebrauch seines Privatobservatoriums, und würdigte ihn oft einer Unterredung voll Gelehrsamkeit, in welchen, als einst die Rede auf Newton und Leibnitz und ihre Verdienste um die Erfindung der Rechnung des Unendlichen fiel, der König äusserte, es sey ihm sehr angenehm, daß beide in den Ländern gelebt hätten, deren Regierung er jetzt führe.

Lichtenberg schrieb aus England mehreres zunächst für seine Freunde, welches an mich kam, und ich sorgte dafür, daß es von mehreren gelesen werden konnte, wie von dem vortreflichen Observatorium Hornsbys o), dem großen Barometer, welchem seine Verfertiger Cox den Namen perpetuum mobile gegeben hatte p).

So brachte er es schon damals, und nachher noch mehr dahin, daß uns seine englische Reise nützlich war.

Polycarp Erxleben lehrte Chemie, Naturgeschichte, Experimentalphysik, und hatte über jede dieser Naturwissenschaften Handbücher geschrieben, welche bei geschickten Richtern Beifall fanden. Dieser da er ἐνδόξως ἀλλ' ὀλιγοχρονίως, im Jahr 1777. gestorben war, übernahm Lichtenberg die Experimentalphysik, wobei er auch das Buch seines Freundes gebrauchte, dessen zweite Ausgabe der Verfasser nur wenig Monate überlebte; durch Lichtenbergs Bemühung kam es nachher noch zweimal heraus, wobei jedesmal hinzugefügt war, was der tägliche Zuwachs der Wissenschaft erforderte.

Wie

o) Deutsches Museum. Jänner 1776.

p) Gel. Anz. 1775. S. 97.

Wie sehr er zur Forschung der Natur geneigt war, sah ich schon damals, als er noch meine Vorlesungen besuchte, und die unbedeutendern Instrumente, deren Gebrauch ihm verstattet war, benutzte.

Da er nun sein Feld, welches er bebauen wollte und konnte, gefunden hatte, nützte er theils unserer Universität durch seinen Unterricht, theils vermehrte er ihren Ruhm, indem er sich einen grossen Namen unter den Naturforschern erwarb, und einen Apparat sammelte und ordnete, welchen die Beschützer der Georgia Augusta werth hielten mit ihm die übrigen Schätze, zum gemeinen Gebrauch, zu vermehren.

Lichtenberg, mit mathematischen Kenntnissen ausgerüstet, konnte über physische Gegenstände gründlich und scharfsinnig reden; doch bemerkten seine fähigern Zuhörer, daß er manche Gegenstände nur oberflächlich um deren willen, welche keine gelehrten Kenntnisse hatten, behandelte. Ich hielt diese Nachgiebigkeit des Lehrers, der strenger seyn konnte, für entschuldbar. Jener weise Gesetzgeber erlaubte manches, was er lieber verboten hätte, den Juden, wegen der Härte ihres Herzens; so gab er, beim Unterrichte in der Physik vielen, welche kamen um Experimente zu sehen, nach, wegen der Härte ihres Kopfs.

Ich lobte es an Erxleben und Lichtenberg, die Mathematik und mithin wahre Physik verstanden, daß sie sich herabließen, auch denen die Physik zu zeigen, die sich nicht dieselbe lehren lassen wollten. Freilich sah ich lieber, wenn mich die glücklichen Seelen, denen es am Kenntniß des Wahren und Gewissen zu thun ist, als ihren Lehrer verehrten.

Unermüdet in der Anstellung der Experimente, nicht blos solcher, womit er seinen Zuhörern Vergnügen verschaffen konnte, sondern auch solcher, welche ihm die Geheimnisse der Natur offenbaren konnten, kam er oft auf ganz neue Bemerkungen. So gebrauchte er eine neue Methode das electrische Fluidum zu erforschen, vermöge der Figuren, welche es auf dem Electrophor erzeugt, und welche selbst permanent gemacht werden können. Die ersten Proben übergab er mir im Jahr 1777. q) der Societät zu überreichen, weil er selbst durch eine Krankheit davon abgehalten wurde; weitläuftiger handelte er von derselben Sache in den Jahren 1777. und 1778. r).

Im

q) Gött. Anz. 1777. S. 569.

r) De nova methodo naturam ac motum fluidi electrici investigandi commentatio prior; 21 Febr. 1777. Novi Commentarii S. R. Sc G. Tom VIII. ad 1777. p. 168. Commentat. post. 19 Dec. 1778. Commentationes Societatis a Sc. Classis mathematicæ. T. I. ad 1778. p. 63.

zenhölle nur die jungen Stammhölzer und Wipfel ab- und den Birken das Herzblatt angehauen wird, davon hernach selbige nicht mehr über sich wachsen; — daß in Zukunft Niemand, wer er auch sey, sich unterstehen solle, dergleichen Maien zu obigem Ende, weder in landesherrlichen Waldungen, noch auch in der Vasallen- und Unterthanen- oder auch Pfarr- und Gemeindehölzern und Büschen abzuhauen, oder solches Andern zu verstatten, bei einem Neuen Schock Strafe, welches für jedes Stück von demjenigen, so wider diese unsre Verordnung gehandelt zu haben betreten, oder sonst überführet werden wird, unnachbleiblich eingebracht werden soll u. s. w. Nach dem Oberlausitzer Forst- und Holzpatente, vom 20sten August 1767. ist das Abhauen und Setzen der Maien in die Kirchen, vor die Thüren und sonst, gänzlich verboten, und die Stadtdiener sollen die zur Stadt gebrachten wegnehmen lassen, und den Uebertreter des Verbots, zur Bestrafung, seiner Obrigkeit anzeigen. Ferner dürfen die Unterthanen keine Maien, auch nicht zu Pfingsten, abhauen, und in die Stadt zum Verkauf führen.

Eine genaue Untersuchung des ersten Ursprungs, und der eigentlichen Absicht dieser Gewohnheit, würde uns zu sehr von unserm Zwecke entfernen. Wir finden unter den gottesdienstlichen Gebräuchen im alten Testamente einige, die dahin zielten, die Feierlichkeit gewisser Feste, durch Aufstellung von Zweigen schöner Bäume, auch stark belaubter grüner Aeste, zu vergrößern, und dadurch die Andacht zu erhöhen. Vieles davon wurde beim römisch-katholischen Gottesdienste beibehalten. Es fehlte an mehrern Festtagen, besonders im Frühjahre, an solchen grünen belaubten Zweigen gar nicht in den Kirchen. Eine ähnliche Gewohnheit herrscht noch jetzt in den südlichen katholischen Ländern an mehrern Festen, wie am Palmsonntage. Die Kirchen und Kapellen, auch die Häuser, sind an diesem Tage mit Oelzweigen geziert; ja, im Hafen von Livorno sah ich vor einigen Jahren am Palmsonntage die Schiffe mit Oelzweigen geschmückt. In vorigen Zeiten erhielten sich diese Gebräuche auch noch in mehrern protestantischen Kirchen; man ging sogar so weit, zur Bestreitung dieses Aufwandes den Küstern und Schulmeistern etwas aus dem Kirchenvermögen zu reichen. Noch jetzt erhält der Küster bei der Stadtkirche in Wittenberg 12 Groschen aus dem geistlichen Kasten zu Pfingstmaien. Seit geraumer Zeit aber ist dieses Geld nicht weiter zu Maienzweigen verwendet worden; nur Maiblumensträußer wurden in die Kirchenstühle der Patronen gelegt; doch auch dieses kam nach und nach ab. Ausser den Kirchen und andern großen Versammlungsorten wurden auch die Häuser und Zimmer mit

jungen Birken oder Maienbäumen ausgeschmückt. Auch pflegte man sonst den ersten Mai vor den Wohnungen derjenigen Personen Maien zu setzen, denen man Hochachtung schuldig war, oder sonst eine größere Zuneigung hatte. Man wollte sich ihnen dadurch gefällig machen, erwartete auch wohl sogar von ihnen eine Belohnung.

Die Absicht sey indessen, welche sie wolle, das Maienhauen wird den Forsten immer von großem Nachtheile. Es trift nemlich diese Verstümmelung gerade jene jungen Hölzer, welche noch im völligen Wachsthume sind, und geschieht zu einer Jahreszeit, wo die Natur nicht leicht den Schaden wieder zu ersetzen vermag. Gewöhnlich werden die schönsten, geradesten, noch in ihrem völligen Wachsthume stehenden Bäume abgehauen. Solche verstümmelte Stämme aber treiben entweder nur wenig, und werden von dem umstehenden Holze meistens unterdrückt, oder die Lohden erhalten auch nach mehrern Jahren selten die Güte und Größe des umgehauenen Herzreißes. Auf jeden Fall entsteht aber dadurch mit der Zeit eine Ungleichheit zwischen dem ersten haubaren Holze und dem Nachwuchse, der doch der Ordnung gemäß zugleich zu hauen ist. Weit seltner noch erlangen solche abgehauene Stämme eine nutzbare Größe, indem dies Maienhauen in den Monaten erfolgt, wo kein neuer Trieb den erlittenen Verlust ersetzt. Denn der Stamm, welcher im Frühjahre bereits Laub getrieben, ist ganz mit Saft angefüllt, und jede Verletzung und Verwundung wird ihm nachtheilig. Noch größer wird das Hinderniß des Nachwuchses dadurch, daß die zu hauende Birkenstämme nicht etwa nach dem Gutachten forstverständiger Personen, oder der Einsicht des Besitzers, ausgezeichnet, sondern meistens von liederlichen Leuten entwendet, und zum Verkauf in die Stadt gebracht werden. Mir haben öfters die Besitzer eigener oder Communhölzer versichert, daß von ihnen nie Maien zu diesen Feierlichkeiten abgehauen würden; die Nachbarn hingegen hieben die guten Birken ab, und trieben damit ihr Gewerbe. Es muß also die Veranlassung, auf eine unerlaubte Art dergleichen Vortheile zu ziehen, gänzlich gehoben, und der Verkauf dieser Waare ernstlich untersagt werden.

Man mögte zwar einwenden, daß dergleichen unschuldige Freude, und alte Gewohnheit, bei gehöriger Vorsicht, und unter eingeschränkten Bedingungen, zu gestatten wäre, vorzüglich, wenn dazu die Gipfel bald zu hauender oder bereits abgehauener Bäume verwendet würden; auch einzelne Besitzer, Birkenstämme nach ihrem Gutbefinden, ohne Nachtheil, abhauen, das Laub noch einige Zeit zu ihrem Vergnügen anwenden, und nachher als

Holz

Holz beruhen wollten. Gewiß sind aber diese Fälle zu selten, und gehen zu sehr ins einzelne, als daß nicht ein dergleichen Verbot statt haben sollte. Der Mißbrauch ist bei jeder Ausnahme dieser Art unvermeidlich, besonders, da es für die Gesundheit äußerst bedenklich bleibt, dergleichen starke Gerüche in einem engen eingeschlossenen Raume, wie unsre Häuser und Zimmer sind, anzuhäufen und aufzusammeln. Denn nur im Sonnenscheine gewähren die Bäume eine reine gesunde Luft, tragen dagegen des Nachts zur Luftverbesserung nichts bei; vielmehr überhäuft ihre fortdauernde Ausdünstung die Luft mit andern fremdartigen Theilen, und macht sie zum Einathmen ungeschickter. Wie stark die Birke ausdünste, beweist schon der auffallende Geruch einiger solcher im Walde zerstreut stehender Bäume. Sie sind bekanntermaßen sehr wasserreich, wie aus dem vielen Safte, den man ihnen abzapfen kann, sichtbar wird, und erfüllen die Luft mit vielen wässrigen Dünsten, die durch das Setzen ins Wasser noch vermehrt werden. Bei feuchter Atmosphäre sammeln sich diese Feuchtigkeiten oft so sehr an, daß sie an den Wänden als tropfbare Flüssigkeiten erscheinen. Für empfindsame Personen sind dergleichen starke und feine Ausdünstungen höchst nachtheilig, und traurige Beispiele haben schon zur Genüge erwiesen, wie unbedachtsam es sey, stark riechende Pflanzen in Wohn-, besonders in Schlafzimmern, aufzustellen. Eben deswegen hat man auch alle stark riechende Bäume, wie die Linden zur Zeit der Blüthe, den spanischen Hollunder ꝛc. bei Anlegung öffentlicher Alleen und Spatziergänge, geworfen; dagegen andere schattigte, stark belaubte, und sich ausbreitende Bäume empfohlen.

Wittenberg. T.

Beantwortung

der im 65ten Stück des hannöv. Magazins geschehenen Anfrage: den schwarzen Kornwurm betreffend.

Das leichteste Mittel, welches ich aus Erfahrung bewährt gefunden habe, diesen unangenehmen Gast von den Kornböden zu vertilgen, ist: man läßt den Boden vom Korn säubern, nimmt dann scharfe Seifensiederlauge, besprengt damit den Boden und die Wände, und läßt mit einem neuen Besen alle Ritzen und Fugen ausfegen. Dies wiederholt man einigemale, und der schwarze Kornwurm ist verschwunden.

P. C. K.

Hannöverisches Magazin.

78tes Stück.

Montag, den 29ten September 1799.

Rede

zum Andenken weil. Herrn Hofraths G. C. Lichtenberg,

gehalten in der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen

vom Herrn Hofrath Kästner,

den 20ten April 1799.

Aus dem Lateinischen übersetzt.

Als im ein und funfzigsten Jahre des sich jetzt neigenden Jahrhunderts die Societät der Wissenschaften für die Beförderung und Erweiterung der Mathematik, Physik und Geschichte gestiftet ward, wurden für jede von diesen Wissenschaften zwei Mitglieder in Göttingen selbst, und eben so viel auswärtige ernannt. So erhielt die mathematische Classe Segner und Mayer. Ich, der ich damals auf der vaterländischen Academie a) lehrte, erhielt gleich nach dem Anfange der Societät das Diplom eines auswärtigen Mitglieds. Daher bin ich unter diesen der erste, obgleich Samuel Klönig und Johann Friedrich von Uffenbach älter waren. Um des letztern willen ward das Gesetz übertreten, nach welchem jede Classe nur zwei auswärtige Mitglieder haben sollte. Seine Bibliothek und Instrumente zieren jetzt Göttingen.

Unter den anwesenden Mitgliedern bin ich seit 1756.; vor mir war Lowitz, nach mir kamen Meister und Lichtenberg.

Von diesen anwesenden mathematischen Mitgliedern gingen von Göttingen ab: Segner nach Halle, Lowitz nach Petersburg; zu ihren Vätern gingen: Mayer, Meister, und jetzt Georg Christoph Lichtenberg.

Mein Loos war von meiner frühesten Jugend an das Loos einer Cypresse, andere zu betrauren und traurende

a) Leipzig.

rende zu trösten. So redete ich in unserer Societät zum Andenken der Physiker Roederer und Erxleben; der Mathematiker Mayer und Meister, und jetzt noch zuletzt zum Andenken Lichtenbergs.

Lichtenberg ward am 1ten Julius 1744. in Oberramstadt, einem Hessen-Darmstädtschen Orte, gebohren. Sein Vater war erst hier Metropolitan, hernach ward er zum darmstädtschen Generalsuperintendent ernannt; seine Mutter war eine geb. Eckhard, deren Vater Metropolitan zu Bischoffsheim war. Lichtenberg war der jüngste von achtzehn Kindern. Eben demjenigen, dem er das Leben verdankte, verdankte er, wie seine übrigen Brüder, etwas noch wichtigeres, die erste Bildung zur Gelehrsamkeit und Tugend.

Der Vater mit Geschäften, sowohl denen, welche ihm sein Amt auferlegte, als andern, überhäuft, wandte alle Zeit, die ihm übrig war, zur Bildung und Erziehung seiner Söhne an. Er brachte ihnen so viel Kenntniß der Natur bei, als sie fassen konnten, und führte sie zur Betrachtung der Gestirne an.

Der Bruder des Verstorbenen, Ludwig August Herzogl. Gothaischer Archivar, Correspondent unsrer Societät, der mir diese Nachrichten mittheilte, setzte hinzu, er erinnere sich noch, wie viel Vergnügen es dem Greis gemacht habe, da er sitzend auf seinem Schooß, den Cometen vom Jahr 44., den größten, welchen dies Jahrhundert sah, beobachten hätte.

Nach dem Tode seines Vaters besuchte er das Gymnasium zu Darmstadt, und genoß den Unterricht des vortreflichen Wenk's, der demselben damals vorstand.

Von seiner Geburt an, hatte er einen sehr schwachen Körper, so, daß er sowohl zu einer geschäftigen Lebensart, als auch zum gelehrten Leben, welches außer einem ausdaurenden Geist auch feste Gesundheit erfordert, untauglich war. Daher ward es ihm vergönnt, vorzüglich der Mathematik und Betrachtung der Natur seinen Privatfleiß zu widmen, wobei ihm seine beiden ältern Brüder unterstützten.

Ludwig der Achte, Landgraf von Hessen, war sehr freigebig gegen den Jüngling, und unterstützte den Fleiß, der einst dem Vaterlande nützen sollte, nemlich einst entweder die Universität Giessen zieren, oder die Ufer des Rheins, so weit er Hessen durchfließt, befestigen sollte: denn der weise Fürst wußte, daß dies zur Mathematik gehöre, welches man in andern Ländern erst später einsah. Nach Göttingen kam er des Studirens wegen im Jahr 1763. Hier waren ich und Meister seine Lehrer in der Mathematik,

matik, bald aber, wohin es der vortrefliche Jüngling leicht brachte, beide seine Freunde. Daß er keinen Lehrer vernachläßigt hat, von dem er etwas in der Philosophie, der Naturwissenschaft, den schönen Wissenschaften und der Kenntniß unsrer Erde lernen konnte, zeigten die Proben seiner mannichfaltigen Gelehrsamkeit, durch welche er sich Ruhm erwarb.

Namentlich erzählte mir Erxleben, den gleiche Studien mit Lichtenberg verbanden, daß dieser den ganzen Schatz von Naturmerkwürdigkeiten, der damals Büttner'n gehörte, jetzt unsre Universität ziert, gekannt habe, welchen ihm sein Besitzer zeigte und erklärte. Die Beobachtungen, welche beide, Erxleben und Lichtenberg, im Jahr 1766. über ein Erdbeben gemacht haben, habe ich in unsern gelehrten Anzeigen b) erzählt, und dabei bemerkt, daß Lichtenberg, schon damals in astronomischen Beobachtungen geübt, die Erschütterung auf 6 Secunden schätzte, welche Zeit diejenigen, welche mit feineren Zeitbestimmungen unbekannt waren, für eine ganze Minute hielten.

Nach Mayers Tode, im Jahr 1762., ward die Aufsicht des Observatoriums Lowitz und mir übertragen; Lowitz, nachdem er ein genaues Verzeichniß der Instrumente, welche damals da waren, verfertigt hatte, hinterließ mir dasselbe.

Alle Himmelsbeobachtungen bestehen vorzüglich in Messungen der Winkel und Zeiten, daher weiß ein jeder Mathematiker, wie sie anzustellen sind, wenn ihm der Gebrauch der Instrumente verstattet wird, aber Fertigkeit wird durch Uebung erlangt. Ich gab daher meinen Zuhörern, welche Lust dazu hatten, Gelegenheit, Instrumente, und ihren Gebrauch kennen zu lernen; unter diesen waren die ersten Lichtenberg, Klügel, Ljungberg, welche alle bald zeigten, welchen Nutzen sie davon gehabt hatten. Nur den Eintrit der Venus in die Sonne am 19ten Junius 1769. beobachteten Lichtenberg und Ljungberg mit mir, denn die untergehende Sonne entzog uns das übrige c); den Cometen im Jahr 1770. beobachtete Lichtenberg bei ungünstigem Himmel, so gut er konnte d); einen andern im Jahr 1771. e), von dem zu Ausgang des Jahrs 1773. und zu Anfang des folgenden Jahrs gesehenen zeichnete er die Bahn durch die Fixsterne, und überreichte die Zeichnung der Societät f). Er hatte Geschicklichkeit und

b) Gött. gel. Anz. 1767. Stück 101.
c) Gött. gel. Anz. 1769. S. 665.
d) Gött. gel. Anz. 1770 S. 705.
e) G. A. 1771. S. 537.
f) G. A. 1774. S. 97, 1149.

und Geduld, welche nicht allezeit mit diesen Studien verbunden sind, Zeichnungen zu machen, welche zugleich lehrreich und schön waren. Mehrere Zeichnungen des Monds, welche er mir schenkte, und auf welchen die Mondsflecken so vorgestellt sind, als sie durch den Schatten der Erde vermöge des Calculs bedeckt werden müssen, hebe ich als Ueberbleibsel des Freundes und des Künstlers auf.

Das Vaterland rief Lichtenberg nach Giessen zurück, aber er zog unsre Universität vor, wo er gegen Ende Mais 1770. g) zum ausserordentlichen Professor ernannt war; der itzige Professor, welchen Göttingen der Sorgfalt Münchhausens, der im November desselben Jahrs starb, verdankte.

Auch hier möge es mir verstattet seyn, dankbar an die Gnade des Landgrafen von Hessen zu erinnern, der seine an Lichtenberg gewandte Kosten ihm nicht anrechnete, sondern gerne erlaubte, daß er ausserhalb seines nächsten Vaterlands, dem gemeinschaftlichen Vaterlande, Deutschland, diente.

Seine Vorlesungen zeigte er in einer deutschen Schrift über die Wahrscheinlichkeitsrechnung an. Er warf darin die Frage auf, warum kein vernünftiger Mensch, die Hofnung zu einem beträchtlichen Gewinn, nemlich von mehreren hundert tausend Thalern in einer Summe, die gegen den zu hoffenden Gewinn wie ein Nichts verschwinde, wie mit 50 Thalern kaufen würde? D'Alembert und Buffon verwirren dies noch mehr, indem sie es auseinander zu setzen suchen. Lichtenberg bemerkt nach Daniel Bernoulli und Cramer, daß ein kluger Mann darauf Rücksicht nehme, wie groß er den Verlust desjenigen schätze, welches er für die trügerische Hofnung hingiebt. Durch diese erste öffentliche Probeschrift bewies Lichtenberg, welche Anlagen er hatte, Dinge, die an sich dunkel sind, oder durch den elenden Fleiß der Gelehrten, den man Subtilität nennen will, verwirrt sind, einem gesunden Auge deutlich darzustellen.

In den Königl. deutschen Churlanden hatte Tobias Mayer die Lage von Göttingen durch astronomische Beobachtungen bestimmt. Unser König, nicht blos Beschützer, sondern auch gelehrter Kenner der Wissenschaften, hatte befohlen, daß eben dies mit mehreren Oertern geschehen möchte. Und als Königl. Landesregierung von der Societät ein Gutachten verlangte, wie dies auszuführen sey, hielt ich mit der Beistimmung der übrigen Mitglieder dafür, die Sache Lichtenberg zu übergeben.

Auf

g) G. A. 1770. S. 713.

Auf gleiche Weise erhielt ich es durch Vermittelung des Herrn Demainbray, Astronomen bei dem Königl. Privatobservatorium zu Richmond, daß für diese Unternehmung durch Königliche Freigebigkeit ein von dem vortreflichen Künstler Sisson verfertigter Quadrant angeschafft wurde. So bestimmte Lichtenberg in den Jahren 1772. und 1773. die Lage von Hannover, Osnabrück, Seade. Er redete von diesen seinen Bemühungen im Jahre 1776. k) in der Societät, zu deren Mitgliede er 1774. ernannt war.

Die Königl. Regierung erlaubte, daß das, was Tobias Mayer von seinen Mondbeobachtungen hinterlassen hatte, zu Göttingen aufbewahret wurde. Diese wurden mit den übrigen Handschriften Mayers auf dem Observatorium niedergelegt.

So oft eine Gelegenheit sich darbot, sorgte ich dafür, daß von diesen Handschriften einige den Mathematikern mitgetheilt wurden. Ich konnte aber das, was geschrieben war, nicht allein herausgeben, nemlich bloße Formeln, deren Analysis oder Beweis er in andern Papieren aufbewahrte, die ich niemals gesehen habe. Da ich dieses selbst wieder herstellen mußte, suchte ich die Gründe des sogenannten Circulus Devisor auf, dessen man sich bei einer stereographischen Zeichnung der Erde bedient i), eben so die Regeln, die Lage des Mauerquadranten zu untersuchen k) und den Winkel auf einer schiefen Fläche in den ihm zugehörigen Horizontalwinkel zu verwandeln l).

Manche fragten, und bisweilen etwas unbescheiden, warum Mayers hinterlassene Schriften nicht ins Publikum kämen; denn sie bedachten nicht, daß es sich mit den Gelehrten anders verhalte, als mit den hebräischen Weibern, welche selbst die Hebammenkunst verstanden, und ehe Siphra und Pua zu ihnen kamen, gebahren m).

Endlich bot unser vortrefliche Buchhändler Dieterich hülfreiche Hände, und ich übergab die Mayerschen Papiere Lichtenberg. So erschien mit großer typographischer Pracht ein Band der Mayerschen Werke n), worin

k) Am 14ten December. Novi Commentarii S. R. Sc. Gott. T. VII. ad a. 1776. P. 210.

i) Dissertationes mathematica & physicæ. Arenb. 1771.

k) Astronomische Abhandlungen, erste Samml. (1774.) dritte Abh. §. 136.

l) Astronom. Abhandl. erste Abhandl. §. 202.

m) z. B. Mos. I, 19.

n) Tobiæ Mayeri Opera inedita. Vol. I. Edidit & observationum appendicem adjecit Georgius Christoph. Lichtenberg. Gottingæ 1775. 4 maj.

worin einige vollendete der Societät der Wissenschaften überreichte Abhandlungen enthalten sind. Zu ihrer Erläuterung setzte Lichtenberg einiges hinzu; auch die kleinen von zwei Mondzeichnungen, welche Mayer hinterlassen hatte, fügte er hinzu, und versah sie mit Meridianen und selenographischen Parallellinien, und hängte auch noch ein Verzeichniß der Flecken an.

Ausser diesen herausgegebenen sind noch mehrere zerstreuete Stücke des Astronomen übrig, zu deren Ordnung und Verbindung es dem Herausgeber an Musse fehlte.

England besuchte Lichtenberg zweimal in den Jahren 1770. und 1774. Als Demainbray auf Befehl des Königs mich fragte, was hier beim Eintritt der Venus in die Sonne geschehen sey, hatte ich ihm den Gefährten meiner Bemühung genannt. So war Lichtenberg dem König bekannt geworden. Der König erlaubte Lichtenberg den Gebrauch seines Privatobservatoriums, und würdigte ihn oft einer Unterredung voll Gelehrsamkeit, in welchen, als einst die Rede auf Newton und Leibnitz und ihre Verdienste um die Erfindung der Rechnung des Unendlichen fiel, der König äusserte, es sey ihm sehr angenehm, daß beide in den Ländern gelebt hätten, deren Regierung er jetzt führe.

Lichtenberg schrieb aus England mehreres zunächst für seine Freunde, welches an mich kam, und ich sorgte dafür, daß es von mehreren gelesen werden konnte, wie von dem vortreflichen Observatorium Cornsbys o), dem großen Barometer, welchem sein Verfertiger Coxe den Namen perpetuum mobile gegeben hatte p).

So brachte er es schon damals, und nachher noch mehr dahin, daß uns seine englische Reise nützlich war.

Polycarp Erxleben lehrte Chemie, Naturgeschichte, Experimentalphysik, und hatte über jede dieser Naturwissenschaften Handbücher geschrieben, welche bei geschickten Richtern Beifall fanden. Dieser da er ἐνδοξος αλλ' ὀλιγοχρονιος, im Jahr 1777. gestorben war, übernahm Lichtenberg die Experimentalphysik, wobei er auch das Buch seines Freundes gebrauchte, dessen zweite Ausgabe der Verfasser nur wenig Monate überlebte; durch Lichtenbergs Bemühung kam es nachher noch zweimal heraus, wobei jedesmal hinzugefügt war, was der tägliche Zuwachs der Wissenschaft erforderte.

Wie

o) Deutsches Museum. Jäner 1776.

p) Gel. Anz. 1775. S. 97.

Wie sehr er zur Forschung der Natur geneigt war, sah ich schon damals, als er noch meine Vorlesungen besuchte, und die unbedeutendern Instrumente, deren Gebrauch ihm verstattet war, benutzte.

Da er nun sein Feld, welches er bebauen wollte und konnte, gefunden hatte, nützte er theils unserer Universität durch seinen Unterricht, theils vermehrte er ihren Ruhm, indem er sich einen grosen Namen unter den Naturforschern erwarb, und einen Apparat sammelte und ordnete, welchen die Beschützer der Georgia Augusta werth hielten mit ihm die übrigen Schätze, zum gemeinen Gebrauch, zu vermehren.

Lichtenberg, mit mathematischen Kenntnissen ausgerüstet, konnte über physische Gegenstände gründlich und scharfsinnig reden; doch bemerkten seine fähigern Zuhörer, daß er manche Gegenstände nur oberflächlich um deren willen, welche keine gelehrten Kenntnisse hatten, behandelte. Ich hielt diese Nachgiebigkeit des Lehrers, der strenger seyn konnte, für entschuldbar. Jener weise Gesetzgeber erlaubte manches, was er lieber verboten hätte, den Juden, wegen der Härte ihres Herzens; so gab er, beim Unterrichte in der Physik vielen, welche kamen um Experimente zu sehen, nach, wegen der Härte ihres Kopfs.

Ich lobte es an Erxleben und Lichtenberg, die Mathematik und mithin wahre Physik verstanden, daß sie sich herabließen, auch denen die Physik zu zeigen, die sich nicht dieselbe lehren lassen wollten. Freilich saß ich lieber, wenn mich die glücklichen Seelen, denen es um Kenntniß des Wahren und Gewissen zu thun ist, als ihren Lehrer verehrten.

Unermüdet in der Anstellung der Experimente, nicht blos solcher, womit er seinen Zuhörern Vergnügen verschaffen konnte, sondern auch solcher, welche ihm die Geheimnisse der Natur offenbaren konnten, kam er oft auf ganz neue Bemerkungen. So gebrauchte er eine neue Methode das electrische Fluidum zu erforschen, vermöge der Figuren, welche es auf dem Electrophor erzeugt, und welche selbst permanent gemacht werden können. Die ersten Proben übergab er mir im Jahr 1777. q) der Societät zu überreichen, weil er selbst durch eine Krankheit davon abgehalten wurde; weitläuftiger handelte er von derselben Sache in den Jahren 1777. und 1778. r).

Im

q) Gött. Anz. 1777. S. 569.

r) De nova methodo naturam ac motum fluidi electrici investigandi commentatio prior; 21 Febr. 1777. Novi Commentarii S. R. Sc G. Tom VIII. ad 1777. p. 168. Commentat. post. 19 Dec. 1778. Commentationes Societatis a Sc. Classis mathematicæ. T. I, ad 1778. p. 63.

Im Jahre 1780. übergab er der Societät Bemerkungen über einige Zweifel gegen die gewöhnliche Berechnung des Wahrscheinlichen s), welche er kürzer schon in dem oben angezeigten Programm vorgetragen hatte. Ihrer wird in der Geschichte der Societät erwähnt, zum Abdruck unter den Commentationen der Societät übergab er sie nicht.

Freilich finden sich unter den Commentarien der Societät von ihm wenigere, als man erwarten könnte. Beständig mit einer niemals vollkommenen Gesundheit ringend und mit vielen Arbeiten beladen, hielt er seine Kräfte nicht für hinreichend, mehrere Abhandlungen zu liefern. Wie sehr er sich hierin täuschte, und durch zu weit getriebene Bescheidenheit, einen Fehler, der selten bei den Gelehrten unsers Zeitalters ist, fehlte, daran habe ich ihn oft erinnert.

Doch nützte er auf mehrere Weise der Societät. Ihm wurden Nachrichten von Neuigkeiten in der Physik und den zur Physik gehörigen Künsten mitgetheilt, von denen er oft an die Societät berichtete, wie von Bolton's Erfindung mit Dinte geschrieben Briefe abzudrucken, von der Erdwinde Pauls t), von der Maschine der Engländer, das Wasser mit dem zu schwängern, was damals fixe Luft hieß, jetzt aber viel andere Namen hat u), denn die Gelehrsamkeit unsers Zeitalters hat unzählig viel neue, wenn nicht immer Erfindungen, doch Namen.

Auch als das Urtheil der Mathematiker, über Maschinen und geographische Maaße mit Hülfe der Astronomie einzurichten verlangt wurde, ward er mir und Meister Gehülfe.

Die Preisfragen der mathematischen Classe gab er wechselsweise mit mir auf; die letzte, welche er vorschlug, war die, deren Antwort im letzten Jahr dieses Jahrhunderts erwartet wird: welche Gesetze der Bewegung die Oszillationen des kochenden Wassers durch angelegte Röhren beobachten x).

Zugleich mit Georg Forster fing er ein Magazin im Jahr 1780. y) an, wovon sechs Stücke in diesem Jahr, und eben so viel in jedem der folgenden herauskamen; nach dem meisten bis Jahre 1785. habe ich keins weiter gesehen.

Der Schluß folgt künftig.

s) G. A. 1780. S. 481.
t) G. A. 1780. S. 673.
u) G. A. 1778. S. 473.
x) G. A. 1798. S. 1905.
y) G. A. 1780. S. 1249.

79tes Stück.

Freitag, den 4ten October 1799.

Rede
zum Andenken weil. Herrn Hofraths G. C. Lichtenberg.
(Schluß.)

Schon lange ist es Mode, Büchelchen für jedes Jahr herauszugeben, die seine Herren und Damen in der Tasche mit sich tragen, die eingestreueten Kupferstiche darin besehen, mancherlei darin mit Vergnügen lesen, auch bisweilen etwas lernen; der Name Calendery den man diesen Büchern gegeben hat, erinnert mich an das Ovidische:

Pars minima est ipsa puella sui.

Lichtenberg sorgte dafür, daß der göttingische Calender, so viel es diese Art Bücher erlaubt, zugleich angenehm und nützlich war. Er handelte physische, mechanische, astronomische Gegenstände, deutlich und angenehm ab, lockte so an, und belehrte diejenigen, welche hierin unerfahren wären; theilte auch den Gelehrten manches Neue aus seinem Briefwechsel, oder durch sein eignes Genie hervorgebracht, mit a).

Hogharts Carricaturgemälde bewundern die Britten seit mehr als einem halben Jahrhundert. Die Kupferstiche, einzeln und zusammen, sind selbst dort schwer zu finden, wo sie zuerst herauskamen. Es war daher ein guter Plan des Buchhändlers, sie für uns in etwas kleinerem Format abdrucken zu lassen, wo aber nichts von der Wahrheit und Anmuth vermißt wurde, was der durch mehrere Proben bekannte Künstler Riepenhausen bewerkstelligen konnte.

Es ist den Satyren eigen, daß sie lange die Personen und Sitten, gegen welche sie gerichtet sind, überle-

ben.

a) Göttinger Taschencalender. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen. 1778 — 1799.

den. So würde vieles vom Horaz und Juvenal ohne die Scholien der Grammatiker und selbst manches von Boileau ohne Brosset nicht verstanden werden.

Zur Erläuterung der Hogharthschen Werke war keiner geschickter als Lichtenberg. Er, mit den Sitten Englands und den Anekdoten, die wenige wissen, bekannt, ein fleißiger und schatfinniger Prüfer der Kupferstiche, die er mit Vergnügen betrachtete, erreichte mit der Feder, was Hogbart mit dem Pinsel geleistet hatte b).

So hätte ich von Lichtenbergs Schriften, die auf unsere Societät sich beziehen, und von seinen grössern Arbeiten geredet. Alle seine Schriften zu nennen, gehört nicht hieher. Ein ohne Zweifel von ihm selbst verfertigtes Verzeichniß seiner Schriften findet sich in des Hr. Geh. Justizraths Pütter Geschichte der Georgia Augusta c).

Seine körperliche Schwäche machte daß er sich ganz den Wissenschaften widmen konnte, in welchen er sich so viel Ruhm erwarb. Als er noch Vorlesungen hier besuchte, überwand er kaum eine sehr schwere Krankheit. Doch war er gesunder, als er selbst erwartet hatte, auf seinen englischen und astronomischen Reisen.

Dies glaubte ich gegen die sitzende Lebensart in den spätern Jahren erinnern zu müssen. Denn eigentlich zu reden, gieng er nicht aus seiner Studierstube, sondern nur den Sonnabend jeder Woche und den Sontag der folgenden brachte er auf seinem Garten bei der Stadt zu, wohin er sich in einem Wagen fahren ließ.

Wegen der Ständhaftigkeit seiner Seele in Ertragung seiner körperlichen Leiden, wegen seiner selten unterbrochenen Thätigkeit, und seiner zahlreichen Schriften, welche er selbst zwar nur mit den beständigen Anfällen seiner Krankheit entschuldigen zu können glaubte, die aber doch viele, welche andre mit gesundem Körper und Geist herausgeben würden, weit übertrafen, konnte man hoffen, daß er noch länger unter uns seyn würde.

Und diese Hofnung nahm uns auch nicht der erste Anfall der Krankheit, welche jährlich fast zu bestimmter Zeit

b) G. C. Lichtenbergs ausführliche Erklärung der Hogharthschen Kupferstiche. mit verkleinerten und vollständigen Copien derselben, von E. Klepenhausen. Erste Lieferung. Gött. 1794. Zweite 1795. Dritte 1796. Vierte 1798. Fünfte 1799.

c) Versuch einer akademischen Geschichte von der Georg-Augusts Universität zu Göttingen, vom geheimen Justizrath Pütter. Zweiter Theil. Göttingen 1788. §. 126.

zurückkehrete; aber er täuschte unsre Wünsche, denn durch eine hinzugekommene Lungenentzündung entriß er am Morgen des 24ten Februars Lichtenberg der Societät, seinen Freunden, den lernbegierigen Jünglingen, und der trauernden verwaisten Familie.

Doch, der Schriftsteller lebt noch

d) Tuer le tems.

den Mathematikern, Physikern und mehreren andern, welche blos angenehmes lesen, nicht solches, womit, wie schön die Franzosen sagen, die Zeit getödtet wird d); sondern welches zugleich den Verstand bildet, vor dem Laster warnt, und zur Tugend ermuntert.

Von den Erdmandeln.

(Cyperus esculentus, eßbares Cypergras, Linn.)

Die Erdmandeln wachsen häufig in Amerika; auch sind sie in Europa, bei Montpellier und in Italien, vorzüglich aber im Morgenlande, wie Linne sagt, zu Hause. Sie lieben ein warmes, fettes und lockeres Erdreich. In einem magern, schweren, schattigten Boden fällt der Ertrag weit geringer aus, und die Mandeln werden kleiner.

Diese Frucht wächst unter dem Boden, wie die Kartoffeln, und die Mandeln hängen haufenweise an den Zasern des Busches. Oberhalb des Bodens treibt der Stock ein boschigtes Gras, in der Gestalt beinahe wie Spitzgras, nur dichter und stärker. Dies Gras treibt sich ungefähr bis auf einen Schuh in die Höhe. An einen solchen Stock hängen sich gemeiniglich 40, 50 bis 150 und auch noch mehrere Mandeln. Dies ist eine ausnehmende Vermehrung von einer einzigen Mandel, besonders, weil man aus einem Stock zwei, drei und mehrere Ableger machen, und mithin durch Erzielung mehrerer Stöcke den Ertrag stark vermehren kann.

Der Anbau geschiehet in einem wohlgebaueten Lande, von der letzten Hälfte des Aprils an, bis zum Anfange des Mais, je nachdem es die Witterung zuläßt, auf folgende Art:

Man macht in einer Weite von 10 bis 12 Zoll von einander, 2 bis 3 Zoll tiefe Gräbchen mit der Haue, lege die Mandeln, wenn sie zuvor 24 Stunden in frischem Wasser eingeweicht worden, der Länge nach darin, jede 5 Zoll weit von der andern, und bedecke solche wieder mit der Erde des Aufwurfs. Sind solche 4 bis

5 Zoll hoch gewachsen, so versäume man sie auf 10 Zoll, das ist, man nimt allemal eine Pflanze dazwischen heraus, so, daß in einem Beete, wo zuvor 200 Pflanzen standen, jetzt nur noch 100 zu stehen kommen. Es ist hier wohl zu merken, daß man beinahe noch so viel Land haben muß, als man im Anfange, wenn die Pflanzen nur 5 Zoll weit von einander gesetzt werden, nöthig hat, indem nicht nur bei der 10 Zoll weiten Versetzung viele Pflanzen übrig bleiben, sondern auch dereinst bei Abreißung und Verpflanzung der Ableger, wovon unten mehrere Meldung geschieht, vieles weiteres Land erfordert wird, und es Schade seyn würde, nur eine einzige von diesen einträglichen Pflanzen unbenutzt zu lassen.

Nach dem Versetzen werden die Pflanzen einigemal, aber nur mäßig begossen, um das Anwachsen zu befördern. Sämtliche Beete müssen so viel möglich vom Unkraut rein gehalten, und demnach von Zeit zu Zeit gejätet werden. Nach einem Schlagregen soll man das Erdreich um den Pflanzen leicht hacken oder auflockern lassen. Diese Arbeit muß aber mit Behutsamkeit geschehen, damit man nicht zu nahe an die Pflanzen komme, und die Wurzeln nur, welche ganz flach unter der Erde fortlaufen, nicht beschädigt. Bleibt das Erdreich nur einigermaaßen locker, so läßt man sie gar nicht hacken, und hält sie während des Sommers nur vom Unkraut rein.

Die Abreißung und Verpflanzung der Ableger wird im Junius vorgenommen, und man kann damit bis in die Mitte des Julius fortfahren. Je früher es aber in dieser Zeit geschehen kann, desto besser ist es, weil das Gras mehr um sich wurzeln kann, und die Mandeln mehr Zeit zum Reifwerden erhalten.

Wenn man Ableger machen will, so nimt man im Julius die Pflanzen, wenn sie mehrere Zolle gewachsen sind, heraus, löset die Wurzeln, jedoch mit einiger Erde, behutsam von einander, und macht so viel Ableger, als nach der Größe der Pflanze sich thun läßt. Man kann oft 3, 4, 5 und mehrere Ableger bekommen. Den stärksten von diesen Ablegern setzt man wiederum in seine Grube, wo der ganze Stock zuvor stand, und die übrigen sammelt man in Körbe zum Versetzen. Es versteht sich demnach, daß man genug sonniges Land zu diesem Versetzen haben muß. Man kann diese Ableger in Länder bringen, wo etwa zuvor Blumenzwiebel, Früchgemüse, Spinat und dergleichen gestanden, als wodurch das Land zweimal im Jahre benutzt wird.

Die Zeit der Ernte ist im October. Da die Mandeln keine starke Kälte ertragen können, so müssen sie vom 20ten bis zum 30ten October aus der Erde genommen werden. Es ist gut, diese Arbeit bei schönen Tagen und trockenem Wetter vorzunehmen, und

wenn die Witterung es nicht gestattet, das die Mandeln von dem herausgezogenen Pflanzen auf dem Platze abgenommen und gesammelt werden können, so läßt man sämtliche Pflanzen in eine Scheune, Zimmer oder sonst tauglichen Platz tragen, und löset die Mandeln von den Büschen in besondere Geschirre ab.

Die abgenommenen Mandeln werden hierauf in Körben so lange mit Wasser begossen, bis sie vom Erdschlamm gereinigt sind; sie werden anfänglich in freier Luft beim Sonnenschein getrocknet, alsdann in ein Zimmer gebracht und auf den Boden oder auf Bretter gelegt, aber nicht zu dicht auf einander, damit sie nicht anlaufen und die Luft sie gut durchstreiche. Auf solche Weise läßt man sie 4 Monate lang nach und nach eintrocknen, und reinigt sie auch mittlerweile von den anklebenden Zasern, verwahrt sie sodann in Kästen oder Verschlägen bis zum Gebrauch und sichert sie gegen Mäuse, die ihnen sehr nachstellen.

Sollte zur Zeit, wo die Mandelnernte einfällt, der Frost zu stark eintreten, daß er zu weit in die Erde eindringen und den Mandeln schaden könnte, so darf man sie nur mit Laub, Stroh, Farrenkräutern, oder was man sonst tauglicheres hat, bedecken lassen, und solche nachher, sobald die selten lange um diese Zeit anhaltende Kälte nachgelassen, herausnehmen.

Von einem Mäßchen Mandeln (der 16te Theil vom Simri) kann man ungefähr gegen 40 Simri grüne Mandeln einernten. Diese 40 Simri trocknen aber bis auf 17 oder 18 Simri ein. Diese Vermehrung ist ausserordentlich, und gewährt den augenscheinlichsten Vortheil vor hundert andern Gewächsen. Ein einziges Loth von diesen Mandeln erzeugt also viele Pfunde, wie aus der eben angegebenen Berechnung leicht abzunehmen ist.

Diese Mandeln verschaffen einen mehrfachen Nutzen: wenn sie frisch geröstet werden, wie die Kastanien, so sind sie ein vortreffliches Konfekt, das auf alle Tafeln aufgestellt zu werden verdient. Sodann geben sie ein Oel, das alle andre Ole durch seine Annehmlichkeit und Süßigkeit übertrift. Das Simri giebt vier Quart oder ein Maaß Oel, folglich können von einem Mäßchen Mandeln, wovon man in der Ernte 18 Simri Mandeln erziele, 64 Maaß Oel gemacht werden. Dieses Oel ist schön von Farbe, durchsichtig, brennt hell, und giebt nicht den mindesten Rauch oder Dampf von sich. Vorzüglich aber sind sie, nach gemachten Versuchen, das dienlichste Ersatzmittel, statt des so theuren Kaffees. Alle bisherigen Surrogate reichen bei weitem nicht hin, die Güte des Kaffees zu ersetzen, und nur die Erdmandeln allein sind es, die ihm nahe kommen, und ihn, zwar nicht ganz, doch zum

größten Theil, fällt entbehrlich machen könnten.

Sie erfordern nicht so viel Mühe und Vorbereitung als andere Surrogate; sie haben eine Süßigkeit; man gebraucht also nur die Hälfte Zucker; und der gewürzte Geschmack verfeinert und exaltirt das Getränk; der schlechte Kaffee, wenn er einen Seegeschmack oder andere Unarten hat, wird dadurch veredelt, und das Getränk erhält durch dessen Beimischung einen Geschmack von levantischem Kaffee. Der Vanillegeschmack, den die geröstete Erdmandel im Kaffee von sich giebt, ist auffallend.

Man kann den Erdmandelkaffee schon ohne Zusatz von rechtem Kaffee mit Lust trinken, und schon viele haben ihn dem ordinairen Kaffee vorgezogen. Er ist sehr nahrhaft, hat um des Vanillegeschmacks willen etwas Chokoladenartiges an sich, und ist der Gesundheit nicht so nachtheilig. Da die Vanille so übermäßig theuer ist, und der Chokolade den großen Werth giebt, so verlohnte es sich der Mühe, die Erdmandeln auch, zum Ersatz für die Vanille, bei der Chokolade anzubringen.

Will man einen Erdmandelkaffee zubereiten, so nimt man die ganz trocknen Erdmandeln, und röstet sie wie den Kaffee, bis sie, wenn man sie aufbricht, braun erscheinen: allein man muß sich sehr in Acht nehmen, den Punkt nicht zu übersehen, wo die Erdmandel, so wie der zu stark geröstete Kaffee, zur Kohle wird. Man läßt sodann die geröstete Erdmandel sich abkühlen, mahlt sie, und verfährt damit, wie mit dem gewöhnlichen Kaffe, wo alsdann ein jeder die Verhältnisse der Mandel zum ordinairen Kaffee nach seinem Belieben einzurichten wissen wird. Hier ist aber noch anzumerken, daß, wenn die Erdmandeln noch nicht ganz von der Luft getrocknet sind, solche in einer Bratkachel zuvor gedörrt, hernach erst geröstet, und dann gemahlen werden müssen.

Die zwei Hauptfeinde, welche den Erdmandeln im Erdreich zusetzen, sind die Maulwursgrillen (gryllus gryllotalpa) und die Quadten oder Larven der Maikäfer (scarabæus melolontha); erstere können durch Fischthran oder Oel vertilgt werden. Nach einem starken Regen, nemlich, wo man ihre neugemachten Gänge, die meistens zu ihrem Neste führen, und wo sich die Alten mit ihren zahlreichen Jungen oft zwei bis dreihundert stark, beisammen aufhalten, leicht entdecken kann, fährt man denselben mit einem Finger bis dahin, wo sie sich tief in die Erde hinunter senken, nach, macht die Oefnung oben weiter und die Erde etwas fest, gießt hierauf ein halbes Trinkglas voll Wasser, dann eine kleine halbe Nußschaale voll Fischthran oder Oel hinein, und wieder Wasser langsam nach, bis das

Loch

koch voll ist. In einer oder etlichen Minuten, wenn das Wasser versüßen ist, kommen sie dann heraus, um Luft zu schöpfen, und dann kann man sie leicht tödten. Mit einer oder etlichen Scheppen Fischthran oder Oel können mehrere Morgen Landes, wenn man den Sommer über sorgfältig nachsehen läßt, von diesen schädlichen Gästen befreiet werden.

Die Quadeen, da sie sich, wenn das Erdreich zum Anbau der Erdmandeln zubereitet werden muß, meistens nahe an der Oberfläche unter der Erde aufhalten, können gefunden und leicht getödtet werden, wenn man beim Umgraben sorgfältig Acht geben läßt.

Da zu hoffen ist, daß bei Erprobung des entschiedenen Nutzens, den die Pflanze abwirft, die das Geld für Oel und Kaffee zum größten Theil im Lande behielte, ganze Aecker damit werden angepflanzt werden, so dienet zur Nachricht, daß durch das Abmähen des Grases, das diese Frucht treibt, dem Vieh ein gutes Futter verschafft; und dem ungeachtet der Mandelertrag nicht verringert werde. Es ist auch dies kein geringer Vortheil, daß man alle Jahre auf einen sichern Ertrag rechnen darf, weil diese Mandeln unter der Erde wachsen, und also nicht so leicht vom Mehlthau, Hagel, oder andern ungünstigen Umständen beschädigt werden können.

Uebrigens ist noch beizufügen, daß, wenn diese Mandeln grün zerquetscht und in Gährung gebracht werden, selbige einen herrlichen Geist oder Branteewein gewähren.

Die Spinne, der sicherste Wetterprophet.

Es ist bekannt, daß der Einfluß der Elektricität sichtlich bei gewissen Thieren ist, und daß die Katzen, die Frösche, die Hähne augenscheinlich die Annäherung der Aenderung des Wetters spüren.

In einem noch weit merklicheren Grade bemerkt man diese Eigenschaft bei den Spinnen.

Die hangende Spinne ist ein untrüglicherer Wetterkünder, als der beste Barometer. Die Spinnen haben zweierlei Arten, ihr Netz zu weben, woran man erkennen kann, was man für Wetter bekommen wird. Will es regnigt oder windigt werden, so machen sie die Hauptfäden, worin ihr ganzes Gespinnst hängt, sehr kurz; hingegen will das Wetter gut

und

und warm werden, so geben sie diesen Hauptfäden, in Vergleichung mit jenen, eine ungeheure Länge.

Es erhellt hieraus, daß die Spinnen nicht allein, wie alle Barometer, ein nahes, sondern auch ein entfernteres Gefühl von dem haben, was in der Atmosphäre vorgehen wird. Das Barometer bürgt nur für gutes Wetter bis Uebermorgen; allein wenn die Spinne lange Fäden spinnt, so kann man mit Gewißheit auf 10 bis 12 Tage hinaus gutes Wetter erwarten. Wie wichtig die Folgen einer solchen Wetterprophezeihung in so vielen Fällen, hauptsächlich aber für die Arbeiter des Feldbaues sind, fällt in die Augen, deswegen hat man längst gewünscht, daß die besten Barometer, Thermometer, Hygrometer, Eudiometer, nicht im Besitz der Verzehrer, sondern der Erzeuger der Ernten, wenigstens in den Händen der Landpfarrer seyn mögten.

Welch ein Glück also, wenn unter der Spende der Gaben, so die reiche Hand der Natur dem Landmann zutheilt, ein so wohlfeiles Werkzeug sich befände, auf dessen Empfindlichkeit und Untrüglichkeit in Ansehung der künftigen Witterung er sich verlassen könnte. Die Barometer sind oft sehr fehlerhaft, sonderlich bei der Anzeige von beständig schön.

Was bei ihnen diese Anzeige hervorbringt, ist ein Zustand der Luft, welcher, indem er der Sonne die größte Kraft giebt, oft und plötzlich sich mit einer großen Menge Elektricität schwängert, die, wo nicht die gänzliche Auflösung des trocknen Wetters, doch wenigstens jene Ungelegenheiten erzeugt, deren Vorherwissen so wichtig wäre. Die Arbeit der Spinnen hingegen hebt alle Ungewißheit, selbst in Ansehung solcher schnellen Veränderungen.

Die Spinne, die vielleicht das sparsamste aller Thiere ist, geht nicht eher ans Werk und macht nicht eher einen so großen Aufwand an Fäden, die sie aus ihrem Eingeweide zieht, als bis sie von dem vollkommensten Gleichgewicht aller constituirenden Theile der Luft, auf eine beträchtliche Zeit hinaus, versichert ist. Und selbst, wenn es schon weit ins Jahr ist, und sie nicht anders mehr, als auf den Abzug, und in den, schlechtem Wetter angemessenen Dimensionen arbeitet, und man dann die Spinne bei einem Regenwetter ihr Gewebe wieder ausbessern sieht, das der Regen verstört hat, kann man darauf rechnen, daß das Regenwetter nicht anhalten, im Gegentheil einer dauerhaften guten Witterung Platz machen werde.

Hannöverisches Magazin.

80tes Stück.

Montag, den 7ten October 1799.

Etwas über Volkslustbarkeiten, in Hinsicht ihres Einflusses auf Bildung und Wohlstand.

Daß man den Charakter und die Stuffe der Ausbildung, sowohl eines ganzen Volks, als auch einzelner Volksklassen, aus den Vergnügungen und Lustbarkeiten, an denen sie vorzüglich Geschmack finden, mit ziemlicher Sicherheit beurtheilen könne; ist ein Satz, dessen Richtigkeit schwerlich jemand bezweifelen wird. Der rohe, ungebildete Mensch ergötzt sich nur an wilden, ausgelassenen Lustbarkeiten; so wie da, wo Verfeinerung und Luxus die Gränzen der Natur überschritten, auch Einfalt und Unschuld aus den Vergnügungen verdränget werden. Eben so gut aber, glaube ich, kann man diesen Satz umkehren, und behaupten: daß die Vergnügungen, welche bei einem Volke herrschend sind, auf die Bildung desselben sehr wichtigen Einfluß haben, und dem physischen sowohl, als moralischen Wohl der Menschen entweder sehr beförderlich, oder sehr nachtheilig seyn können. Im Alterthume wußte man dies sehr gut, und glaubte ein Volk nicht besser zu einer gewissen Stimmung hinleiten, oder darin erhalten zu können, als durch öffentlich angestellte Lustbarkeiten. Diese waren daher auch ein Gegenstand, welchen die Vorsteher der Staaten ihrer Aufmerksamkeit besonders würdig hielten. Aber auch aus der neuern Geschichte, und selbst aus unsern Zeiten, würde es nicht schwer halten, eine Menge Beispiele anzuführen, daß gewisse Vergnügungen, die entweder von einem Volke auf das andere, oder von höhern Ständen auf niedere übertragen, oder auch an gewissen Oertern von Personen, die in vorzüglichem Ansehn standen, eingeführt wurden, auf den Charakter und die Bildung einen entschiedenen Einfluß hatten. Am auffallendsten zeigt sich dies in der Nähe von großen Städten, Gesundbrunnen u. s. w., wo der Landmann oft Gelegenheit

den Vergnügungen unserer verfeinerten Welt zuzusehn, und mit Lastern vertraut zu werden, die in der Entfernung von solchen Oertern völlig unbekannt bleiben. Läßt sich dies nun in der That nicht läugnen, so kann man mit Recht fragen: warum betrachtet man öffentliche Vergnügungen überhaupt nicht als einen Gegenstand der allgemeinen Staatserziehung — vorzüglich aber, warum nimmt man bei den niedern Ständen, und besonders bei dem Landmanne, auf dieselben nicht mehr Rücksicht? Denn da muß man sie unstreitig mit zu den vielen Hindernissen zählen, welche die fernere Ausbildung dieser Stände so sehr erschweren, und gewiß könnten sie hier zweckmäßig benutzt werden, um Aufklärung und Veredlung zu befördern.

Oeffentliche Lustbarkeiten waren zwar schon ein Gegenstand der Polizei, aber gewöhnlich doch nur in so fern: daß man ihnen dann, wenn sie zu offenbarem Verderben führten — wenn die öffentliche Ruhe und die Gesetze des Staats dadurch verletzt wurden, Einhalt that, und sie in die gehörigen Schranken zurückzubringen suchte. Uebrigens bekümmert man sich nicht viel darum; und es steht jedem ziemlich frei, wie und wo er sich seine Vergnügungen suchen will. Man trachtete bisher meistens nur, die übeln Folgen solcher Vergnügungen zu verhüten; aber diese Belustigungen als Mittel zu höhern Zwecken zu gebrauchen — durch sie Ausbildung und Veredlung des Volks zu befördern, darauf hat man bisher sein Augenmerk noch sehr wenig gerichtet. Zwar finden sich hin und wieder in Städten Anstalten, welche allerdings auf diesen Zweck hinzudeuten scheinen; obgleich er auch hier leider selten erreicht wird. Man hat dort Nationaltheater errichtet, man giebt doch da zuweilen öffentliche Volksfeste, welche, wenn sie gehörig eingerichtet werden, zur Bildung viel beitragen können; aber auf dem Lande findet man von alle dem noch gar nichts — auf den Landmann hat man von dieser Seite noch gar nicht zu wirken gesucht. Hier ließe sich daher gewiß noch manches Verdienst erwerben; wenn man nicht, wie es bisher gewöhnlich geschah, die Lustbarkeiten der geringern Stände nur als ein nothwendiges Uebel betrachtete, das man zwar dulden müsse, aber, wenn es die gehörigen Schranken überschritte, nun mit Gewalt unterdrücke. Sondern, wenn man durch öffentliche Anstalten und Aufmunterungen dahin arbeitete; wenn Männer, die durch ihr Ansehn und ihren Stand über den Landmann etwas vermögen; wenn Beamte, Prediger und Schullehrer, oder andere, die unter dem Bauernstande leben, mit vereinten Kräften dahin strebten: nicht allein die mannigfachen Mißbräuche und Ausschweifungen, welche

welche bei den Lustbarkeiten des Landmanns herrschen, abzustellen; sondern ihm auf der andern Seite nun auch an solchen Vergnügungen Geschmack beizubringen, welche wirklich seine Empfindung veredeln und seine Bildung befördern könnten.

Vielleicht wird Mancher hier einwenden: daß jeder, der in dergleichen Sachen nur einige Erfahrung gemacht habe, zu gut wisse, wie unbiegsam der Landmann in solchen Stükken sey, wie sehr er an alten Gewohnheiten und Gebräuchen klebe, als daß er hoffen dürfe, mit Güte so etwas bei ihm durchzusetzen; und Gewalt zu gebrauchen, würde hart und unzweckmäßig zugleich seyn. Aber der gemeine Mann ist wirklich nicht so unbiegsam und so schwer zu leiten, wie man gewöhnlich behauptet, wenn man sich nur die Mühe nimmt, es bei ihm auf die rechte Art anzufangen. Und wie viel ließe sich hier nicht durch höhere Aufmunterungen, durch Vorstellungen und durch Beispiele ausrichten? Doch gebe ich bei alle dem gern zu, daß sich hier manche Schwierigkeiten in den Weg stellen würden, und daß sich dergleichen nicht auf einmal, sondern nur nach und nach vollenden lasse. Aber sollen wir deswegen eine gute Sache, weil wir sie nicht auf einmal zu Stande bringen können, weil sich die wohlthätigen Folgen vielleicht nur erst spät zeigen, nun ganz unterlassen und auch nicht einmal versuchen? Das wäre doch wirklich sehr verkehrt gehandelt!

So weit habe ich blos gesucht, auf diesen Gegenstand überhaupt aufmerksam zu machen, und Männer, welche hierüber mehr Kenntniss und Erfahrung besitzen, aufzufordern, ihn näher zu prüfen und zu würdigen. Jetzt will ich es noch wagen, hierüber einige Vorschläge zu thun, und an ein Paar Beispielen zu zeigen, wie manche Misbräuche, die bei den Vergnügungen der Landleute herrschen, abgestellt, und diese Lustbarkeiten selbst so eingerichtet werden könnten, daß sie nicht allein völlig unschädlich wären, sondern sich von ihnen auch ein großer Gewinn für Bildung und Veredlung dieser Stände erwarten ließe.

Eine der allgemeinsten Lustbarkeiten, wie überall, so auch auf dem Lande, ist der Tanz — will der Landmann einen Tag, den er zur Erholung von seiner Arbeit bestimmt hat, recht festlich begehn, so ist ihm Musik und Tanz ein unentbehrliches Bedürfniß. Nun ja, wird man sagen, der Tanz ist ein unschuldiges Vergnügen, warum sollte man ihm den nicht verstatten? Daraus werden keine nachtheilige Folgen entstehn, und entständen sie auch, so können wir den Tanz deswegen doch nicht verbieten, ohne die größte Unbilligkeit zu begehn. Der Landmann muß es sich so sauer werden lassen, muß so viel für

uns arbeiten, und hat der Freuden überhaupt so wenige, daß es äußerst hart seyn würde, ihm auch diese noch zu rauben. Der Tanz ist an sich ein unschuldiges Vergnügen, aber er hat, wie er an den meisten Oertern jetzt beschaffen ist, sehr schädliche Folgen. So tanzen unsere Landleute gewöhnlich, es mag Sommer oder Winter seyn, in den Stuben oder auf den Fluren der Dorfschenken, (wenige Oerter und Gelegenheiten ausgenommen, wo z. B. bei den sogenannten Schützenhöfen im Freien getanzt wird). Wer sich aber ein wenig auf dem Lande umgesehen hat, und unsere Dorfschenken kennt, der muß auch bemerkt haben, wie enge da der Raum für eine Tanzgesellschaft sey. Mit Verwunderung habe ich oft gesehen, wie in einer solchen Stube so viele Menschen zusammengepreßt waren, daß die Tanzenden sich bei ihren Bewegungen mit der größten Mühe durchdrängen mußten. Auch ist der männliche Theil weder der Tanzenden noch der Zuschauer so artig, während dieser Zeit das Tabackrauchen zu unterlassen; sondern mächtige Wolken von stinkendem Taback steigen allenthalben auf, und verderben die Luft. Hiezu kommen die reichlichen Ausdünstungen der Menge, die durch häufiges Branteweintrinken befördert werden, wodurch eine Atmosphäre entsteht, welche den, der nicht schon daran gewöhnt ist, augenblicklich zu ersticken droht. Dabei kann es nicht fehlen, daß auch die Tänzer sehr heiß werden, und Beängstigung empfinden; sobald daher ein Tanz geendigt ist, sucht sich jeder im Freien abzukühlen, oder, was noch schlimmer ist, durch Oefnen der Fenster und dadurch beförderten Durchzug der Luft sich Erleichterung zu verschaffen. Was nun eines Theils diese mephitischen Dünste, anderen Theils die schnelle Abwechselung von Wärme und Kälte für Folgen in Absicht der Gesundheit hervorbringen müssen, leuchtet zu sehr ein, als daß es weitläuftiger brauchte auseinandergesetzt zu werden.

Aber ein noch weit wichtigerer Nachtheil tritt hier ein. Theils wegen der Enge des Raums, theils, um der Jugend das Vergnügen des Zusehns nicht zu rauben, endlich aber auch, weil die Aeltern unter diesen Umständen wenig Vergnügen daran finden können, Zuschauer des Tanzes zu seyn; ist sich die Jugend ganz allein überlassen — es ist niemand da, der ihre Handlungen beobachtet. Ist es gar Abend, so wird der Platz gewöhnlich nur durch eine matte Thranlampe erleuchtet, die nicht im Stande ist, die Dämmerung zu verscheuchen, und ein verführerisches Halbdunkel veranlaßt da manche Scenen, bei denen Tugend und Sittlichkeit verletzt werden.

Dies sind nur einige der schlimmen Folgen, welche von diesen Vergnü-

gungen

gungen herrühren — es ließen sich deren leicht noch mehrere aufzählen. — wie wäre es nun, wenn wir, ohne den Tanz zu verbieten, diese verhüten, ja, wenn wir ihn sogar recht wohlthätig für den Landmann machen könnten? Dieses Verdienst sich zu erwerben, würde doch wohl jeder Menschenfreund gern einige Mühe übernehmen!

An vielen Oertern ist das Tanzen durch obrigkeitlichen Befehl sehr eingeschränkt, und nur sehr selten bei gewissen Gelegenheiten und zu gewissen Zeiten erlaubt. Freilich geschah dies in der weisen Absicht, damit man diesem Vergnügen nicht übermäßig nachhängen, nicht zu viel Geld daran verwenden, und nöthige Arbeiten darüber nicht versäumen möchte. Dieser Zweck wird aber zum Theil sehr verfehlt. Je seltener der Landmann den Tanz haben kann, je kürzere Zeit ihm dazu vorgeschrieben ist, desto lüsterner ist er darnach, mit desto mehr Begierde sucht er sich denselben zu verschaffen. Denn, wer weiß es nicht, daß die verbotene Frucht immer am süßesten schmeckt! Wird er nun mit Gewalt davon abgehalten, wird er oft mitten in seiner Freude unterbrochen, oder wohl gar darüber in Strafe genommen; so erzeugt dies die äußerste Erbitterung gegen die Obrigkeit — die gute Absicht wird gänzlich dabei verkannt, und der Landmann wähnt, man wolle ihm aus Eigensinn dieses Vergnügen nicht gönnen. Das aber ist noch nicht das Einzige. Ist der Tanz nicht öffentlich authorisirt, so sucht die tanzlustige Jugend sich dies Vergnügen heimlich zu verschaffen; mancher Sohn stiehlt sich ohne Wissen seines Vaters, manche Tochter, ohne den Willen ihrer Mutter, an solche verbotene Oerter, wo ihnen dies Vergnügen dann nicht allein weit höher zu stehn kommt, sondern wo auch, weil die Jugend sich allein überlassen ist, manche Verstöße gegen Tugend und Sittlichkeit vorfallen.

Weit eher, glaub ich, würde man durch folgende Einrichtungen die oben erwähnten Misbräuche abstellen, und den Tanz für die Landleute zu einer wohlthätigern Belustigung umschaffen können. In dieser Absicht dürfte der Tanz nicht zu sehr eingeschränkt, wenigstens nicht ganz verboten werden. Es müßte dem Landmanne frei stehn, so oft es ihm seine Arbeiten erlaubten, und Neigung ihn dazu aufforderte, sich dies Vergnügen zu verschaffen. Zwang verleidet jede Freude, und nichts erbittert den gemeinen Mann mehr, als wenn er in seinen Vergnügungen gehindert wird; läßt man ihm diese nur ungestört, so trägt er drückende Lasten willig und ohne Murren. Dabei hätte man aber wohl zu fürchten, daß das Tanzen ganz übertrieben würde, und noch weit schlimmere Folgen nach sich zöge. Ich glaube, nachdem was ich oben gesagt habe, nicht. — Es

müssen sich zu diesem Vergnügen ja immer erst mehrere vereinigen; da würden sich die Klügern und Bessern gewiß der Uebertreibung widersetzen. Sollte es aber demungeachtet hier und da der Fall seyn, so würden vernünftige Vorstellungen und eigene Erfahrung den Landmann leicht wieder zur Arbeit zurückbringen. Weit besser wäre es gewiß, wenn man diese Lustbarkeiten öffentlich authorisirte, und in eigentliche Volksfeste umzuschaffen suchte. Denn wollte man es nur dabei bewenden lassen, daß man den Tanz uneingeschränkt erlaubte: so hätte man grade noch gar nichts gethan — noch eher die Sache verschlimmert. Jetzt müßte das Tanzen selbst nun auch so eingerichtet werden, daß weder für Gesundheit noch Sittlichkeit Schaden daraus entstehn könnte. Dazu wäre das erste Erforderniß: ein gesunder und geräumiger Platz zum Tanzen. Im Sommer kann man sich diesen allenthalben sehr leicht verschaffen. In manchen Dörfern ist schon ein sogenannter Tie — ein freier, gewöhnlich mit Bäumen bepflanzter Platz — worauf bei Schützenhöfen getanzt wird. Wo dieser an einem unbequemen Orte, oder zu beschränkt wäre, da sollte man ihn erweitern. Ist noch gar keiner da, so sucht man den offensten, die beste Aussicht gewährenden Platz im Dorfe aus; dieser wird geebnet, mit Linden oder Kastanien umpflanzt, und rund umher mit Bänken für die Zuschauer umgeben. So hätte man einen Tanzplatz, wo jene eingeschlossne Luft, jene verpesteten Dünste die Gesundheit nicht zerrütteten. Unter freiem Himmel und im Schatten der Bäume würde sich keiner überhaupt so sehr erhitzen, noch weniger aber durch schnellen Wechsel von Wärme und Kälte sich Krankheiten zuziehn. Hier in der offenen Natur würde ein unschuldiger, harmloser Geist der Fröhlichkeit, der unmöglich in jenen niedern Stuben gedeihen kann, sich über das Gemüth des Landmanns verbreiten, und ihn zu neuen Arbeiten stärken. Mit Vergnügen würden auch diejenigen, die am Tanze keinen Antheil nähmen, sich hier einfinden, und die Fröhligkeit der Jugend theilen. Mit innigem Wohlbehagen würden die Aeltern ihre Kinder, würde der Greis seine Enkel hier versammelt sehn, und die Erinnerung seiner Jugend erneuern. Dadurch wäre dann aber auch allen Unordnungen vorgebauet — die Jugend wäre hier unter steter Aufsicht, nie sich selbst überlassen, und es würde den Aeltern leicht seyn, durch ihr Ansehn und durch ihre Warnungen, jeden Fehltritt zu verhüten, welcher der Tugend und Unschuld ihrer Kinder Gefahr drohen könnte.

So wäre freilich im Sommer und bei gutem Wetter für alles gesorgt — aber wie sollte es im Winter, oder bei regnigten, trüben Tagen werden? Da stellten sich allerdings mehrere Schwierigkeiten ein; aber auch diese lies-

sey sich wohl beseitigen. Man könnte ja nur ein Zelt von Brettern aufschlagen, das geräumig genug wäre, und das nicht sehr hoch zu stehn kommen würde. Ueberdem aber giebt es im Sommer der guten Tage doch immer mehrere, wie der schlechten; regnete es nun ja einmal an einem solchen zum Tanzen bestimmten Tage, so müßte man sich gefallen lassen, das Vergnügen aufzuschieben, um es nachher desto vollkommener zu geniessen. Im Winter aber ist freilich gar kein anderer Rath, wenn dies Vergnügen nicht etwa durch ein anderes ersetzt werden könnte, als im Hause zu tanzen. Da wäre also die erste Frage: ob es nicht möglich sey, in jedem Dorfe ein so gutes und geräumiges Zimmer einzurichten, daß doch dabei jene oben berührten Nachtheile wegfielen? Dies halte ich für sehr möglich, vorzüglich, wenn auf einige Unterstützung höhern Orts hergerechnet werden könnte. Ueberhaupt muß man aber bedenken, daß wenn im Winter der Tanzplatz auch nicht so geräumig seyn sollte, sich doch bei weitem so viele Dünste nicht erzeugen, und also der Nachtheil für die Gesundheit wenigstens lange so beträchtlich nicht ist, als im Sommer.

Der Schluß folgt künftig.

Etwas über westindischen und deutschen Kaffee.

Wenn nach einer sehr mäßgen Berechnung jährlich aus Deutschland die ungeheure Summe von mehr als 70 Millionen Thl. für Kaffee hinausgeht, wovon auf unser Land die Bevölkerung desselben nur zu 50 000 Seelen angenommen, jährlich mehr als 100 000 Thl. — eine nicht minder ungeheure Summe — kommen, so erschrickt man einerseits vor dem Abgrunde, wohin uns diese unaufhörliche Geldausströmung, wovon nicht der zehnte Theil wieder zurückfließt, am Ende führen muß; anderseits muß man sich wundern, daß dieser leidige Artikel des Luxus, ungeachtet seines so hoch gestiegenen Preises, und ungeachtet seines nachtheiligen Einflusses auf die Gesundheit — daher, stark zubereitet, eine der vorzüglichsten Quellen der in den höhern und mittlern Ständen heut zu Tage so herrschenden Nerven- und hysterischen Krankheiten, englischen Krankheiten der Kinder u. s. w. ist, und als Sprüch genossen, bei der untern Volksklasse Magenerschlaffung, Entkräftung und andere schlimme Folgen hervorbringt — man muß sich wundern, sage ich, daß dieser für das Privat- und Staatsvermögen, wie für die Gesundheit, gleich verderbliche Luxus noch immer so viel Liebhaber findet. Nicht minder groß würde

würde unsere Verwunderung seyn, daß das vollkommenste unter allen bisher ausgedachten Kaffeesurrogaten, der sogenannte deutsche Kaffee, der an lieblichem Geschmack dem ausländischen wenig oder gar nichts nachgiebt, den allgemeinen Beifall, den er seiner Wohlfeilheit und seines wohlthätigen Einflusses auf die Gesundheit wegen so sehr verdient, noch nicht erhalten hat, wenn wir nicht wüßten, wie entschieden unsere Anhänglichkeit und unsre Vorliebe für das Alte, und wie groß dagegen unsre Abneigung für das Neue in der Art, sey es auch hundertmal besser, gemeiniglich ist. Und freilich, so lange wir, und besonders unsre Gattinnen und Hausmütter, dem mehr auf Einbildung als auf Würklichkeit gegründeten Vorurtheil für den ausländischen Kaffee nicht entsagen; so lange wir nicht, von Natur und durch Erziehung vorurtheilsfreier, unsre theuren Ehehälften hierüber sanft oder ernst zurechtweisen; so lange wir nicht, fern von unmännlicher Schwäche, zu Einführung wohlfeilerer und gesünderer Nahrungsmittel in unserer Wirthschaft, von unserer hausväterlichen Macht auf eine vernünftige und dem häuslichen Besten gemäße Art Gebrauch machen, und so lange nicht die höhern Stände den niedern hierin mit gutem Beispiele vorangehen wollen, so lange ist freilich, bei unserer alten und so tief eingewurzelten Gewohnheit, ausländischen Kaffee zu trinken, an keine allgemeinere Aufnahme des deutschen zu denken. Um indeß, so viel möglich, seine lieben Mitbürger und Mitbürgerinnen für das wohlthätige Geschenk desselben empfänglicher zu machen, kann Einsender dieses, der es von jeher für seine Pflicht hielt, das einmal erkannte und geprüfte Gute, sey es alt oder neu, nach allen seinen Kräften zu verbreiten zu suchen, nicht umhin, die heilsamen Wirkungen des neuen Getränks, die er an sich und andern erfahren hat, hier öffentlich bekannt zu machen, und zu bezeugen, daß er nach dem reinen unvermischten Genuß desselben nie die Wallung im Geblüte, das Zittern in Gliedern, die Aengstlichkeit, den unnatürlichen Hunger, die Schleimbeschwerden u. s. w., die sonst der Genuß des westindischen Kaffees bei ihm zur Folge hatte, empfunden, daß viele mehr er und andere Liebhaber dieses Getränks sich stets dabei vollkommen wohl befinden, und selbst ein vorher nie gekanntes Gefühl von Wohlbehagen genießen, und endlich, daß mehrere Personen in Fiebern und andern Krankheiten, und selbst in Aufschwäche, die trefflichsten Wirkungen davon an sich verspürt haben. Einsender dieses ist daher vollkommen überzeugt, das jeder, der sich entschließen kann, den ausländischen Kaffee für den eben so wohlschmeckenden, ungleich wohlfeilern u. ungleich gesündern deutschen aufzugeben, es ihm lebenslang Dank wissen wird, ihn durch Gegenwärtiges hierzu veranlaßt zu haben.

Rudolstadt. Dr. Koehler.

Hannöverisches Magazin.

81tes Stück.

Freitag, den 11ten October 1799.

Etwas über Volkslustbarkeiten, in Hinsicht ihres Einflusses auf Bildung und Wohlstand.

(Schluß.)

Eine andere Art von Belustigung auf dem Lande, eben so allgemein und so beliebt, als der Tanz, ist die: daß der Landmann Sonntags die Schenke besucht, und sich da beim Kruge Bier oder bei einem Glase Brandtewein mit seinen Bekannten unterhält, oder auch, zur Vertreibung der Langenweile, ein Karten- oder anderes Spiel unternimmt. Beim ersten Blicke scheint dies wieder ein ganz unschädliches Vergnügen zu seyn, und könnte es mit der gehörigen Einschränkung auch immer bleiben. Wer aber die Lage der Sachen genauer kennt, dem ist nicht unbekannt, wie manche wichtige Nachtheile daraus erwachsen. Hiedurch wird vorzüglich der Grund zu dem übermäßigen Genusse des Brandteweins gelegt, der in unsern Tagen unter dem Landmanne leider so sehr überhand nimt. Denn fängt der Bauer erst einmal an, in dieser fröhlichen Stimmung hitziges Getränk zu sich zu nehmen; so hat er selten Selbstbeherrschung genug, um dem Reize widerstehn zu können; er trinkt nun gewiß mehr, als er vertragen kann. Dabei leidet aber nicht allein sein Geldbeutel, sondern auch seine Gesundheit, und nicht selten ist er den andern Tag noch unfähig, seine Geschäfte gehörig zu versehn. Ferner begeht er in dieser Stimmung manches, das er sich nüchtern gewiß nie erlaubt hätte, und dessen er sich nach dem Rausche vor sich selbst und den Seinigen schämen muß. Niedrige, unnütze Späße sind da etwas gewöhnliches, und ein Glück ist es, wenn nicht noch ärgerer Unfug getrieben wird — Zänkereien und am Ende Schlägereien entstehn. Am höchsten steigt aber das Uebel, wenn bei solchen Gelegenheiten gar die Neigung zum Spiele eingerissen ist; denn daraus entsteßt für das häus-

liche und sittliche Wohl ein ganz unersetzlicher Schaden. An manchen Oertern ist diese Spielsucht unter den Landleuten wirklich schon so stark eingerissen, daß sie sich in Spiele einlassen, die ihre Vermögensumstände weit übersteigen, und wodurch sie nothwendig zu Grunde gerichtet werden müssen. Wie verführerisch ist aber so etwas nicht? Wie leicht kann da nicht einer, der auf diese Art sein Vermögen herdurchgebracht hat, zu den schändlichsten Handlungen verleitet werden, um diese unselige Neigung nur noch ferner befriedigen zu können? Sollte sich denn auch hiergegen kein Mittel ausfinden lassen? Die Quelle von allem diesem ist Mangel an besserer Unterhaltung, mit welcher der Landmann die Stunden der Ruhe und Erholung ausfüllen könnte. Giebt es also ein Mittel, ihm diese zu verschaffen, läßt sich etwas erfinden, welches ihm ein besseres, edleres Vergnügen gewähren könnte; so hätte sich mit größter Wahrscheinlichkeit hoffen, daß auch diesem Uebel könne abgeholfen werden. Dabei würde es aber mehr als je nöthig seyn, daß Männer, welche durch ihre Kenntnisse und ihre Bildung über den Landmann erhaben sind, hiezu recht mitzuwirken sich bestrebten. So, glaube ich, könnten Beamte, Prediger und Schullehrer es durch vereintes Bemühen mit der Zeit dahin bringen, daß in jedem Dorfe, Sonntags Nachmittags, eine Versammlung der vernünftigsten und aufgeklärtesten Hausväter veranstaltet würde, wo man sich über solche Angelegenheiten unterhielte, welche dem Fassungsvermögen dieser Leute angemessen und nicht weniger belehrend als unterhaltend wären. Da könnte man sich bald über Gegenstände, welche das häusliche Wohl und die Gesundheit betreffen, oder über Viehzucht und Ackerbau besprechen; es könnten neuere Entdeckungen und Verbesserungen in diesen Stükken bekannt gemacht, und gemeinschaftlich geprüft werden. Bald könnte das Merkwürdigste der neuern Weltbegebenheiten aus den Zeitungen vorgelesen werden, worauf der Landmann gewöhnlich sehr neugierig ist; dabei müßten dann solche Dinge, die ihm vielleicht unbekannt seyn könnten, erklärt werden, und so würde sich oft Gelegenheit finden, manche zweckmäßige Anmerkung mit einzuflechten, und überhaupt gemeinnützige Kenntnisse mehr auszubreiten. Ein anderes mal würden die Schicksale und Handlungen guter, edler Menschen erzählt, oder solche Geschichten und Erzählungen vorgelesen, welche vorzüglich auf den Zweck gerichtet sind, die geringern Stände aufzuklären und zu veredeln. Wir haben ja in unsern Zeiten so manche gute Bücher, so manche Zeitungen, welche recht eigentlich für den Landmann geschrieben sind; es könnte daher an Materien in dieser

Rück-

Rücksicht nie fehlen. Anfangs würde zwar etwas dazu gehören, ehe der Bauer diesen Unterhaltungen Geschmack abgewönne; aber sollten in der ersten Zeit auch nur Wenige an diesen Versammlungen Theil nehmen — und diese würden sich gewiß finden — so müßten sich die guten Folgen davon doch gewiß bald sichtbar zeigen. Das Beispiel der Bessern würde mächtig auf die übrigen wirken, es würden immer mehrere und mehrere der guten Sache beitreten, und so ließe sich hievon unstreitig ein grosser Gewinn für bürgerliches und sittliches Wohl, und für Bildung und Aufklärung des Landmanns überhaupt, erwarten.

Diese wenigen Beispiele mögen zum Belege hinreichen, daß die Volksbelustigungen wirklich eine nähere Aufmerksamkeit verdienen; daß bei ihnen manche Misbräuche herrschen, welche abgestellt werden könnten, und daß es ein sehr verdienstliches Werk seyn würde, sie möglichst zu verbessern und zu veredeln. — Glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich hoffen dürfte, zur Erreichung dieses wichtigen Zwecks auch nur einen geringen Beitrag durch diese Zeilen geliefert zu haben.

G. . . . M. . . .

Kinderspiele,
in diätetischer Rücksicht betrachtet.

Die Spiele der Kinder sind gar kein unwichtiger Gegenstand, sie sind für die Kinderwelt eben das, was ernsthafte Arbeiten den Erwachsenen sind. Beim Spielen können wir den Charakter, das Temperament und die Neigungen der Kinder am besten beobachten, das Herz entfaltet sich unter Freude und Scherz. Die meisten Grundzüge des Charakters finden wir schon in der Kindheit gezeichnet; sie werden von den spätern Jahren nicht vermißt, wenn gleich künftige Verhältnisse manches umbilden und verändern.

Es ist nicht einerlei, welche Spiele die Kinder unternehmen, und welche Spielsachen wir ihnen geben. Man sollte hiebei nicht alles dem Zufall, der Mode, den herrschenden Gebräuchen und den Einfällen der Kinder überlassen. Bei allem, was der Mensch thut, muß, wenn er mit der Vernunft übereinstimmen will, ein gewisser Zweck zum Grunde lie-

und das ist auch der Fall bei der Behandlung und Erziehung der Kinder. Wir sind sorgfältig in der Wahl der Speisen, die wir den Kindern geben, warum nicht auch in Absicht ihrer Spielwerke? Bei den gewöhnlichen Spielen der Kinder und ihren Spielsachen liegt gar kein Zweck zum Grunde. Die wenigsten Aeltern denken darüber nach, ob nicht manches Spiel der Gesundheit ihrer Kinder nachtheilig seyn könne; ob sie nicht dabei in Gefahr sind, die Glieder zu verrenken oder sich zu vergiften. Manches Elend in den Kinderstuben, und der Tod manches Kindes ist eine Folge dieser Unachtsamkeit. Es ist daher Pflicht, Aeltern und Erzieher auf diesen wichtigen Gegenstand hinzuweisen.

Die meisten Spiele können der Gesundheit nachtheilig werden durch die Art, wie man sie spielt. Es läßt sich ohne große Weitschweifigkeit nicht einzeln sagen, in wie fern dies geschehen kann. Wer mit einiger Kenntniß von dem menschlichen Körper die Spiele beobachtet, wird dies bald bemerken. Es kommt hiebei auf Kräfte und Uebung an. So kann man durch allmählige Uebung zu einer Fertigkeit im Springen und Voltigiren gelangen, da indes ein anderer, der ein gleiches wagen wollte, sein Leben einbüßen würde. Bei gewissen Stellungen geräth das Kind in Gefahr, die Glieder zu verrenken oder Brüche zu bekommen, und hierauf müssen Aeltern beim Spielen ihrer Kinder vorzüglich aufmerksam gemacht werden.

So ist es eine sehr unnatürliche Stellung, wenn die Kinder stehen, den Kopf rückwärts zur Erde bücken, und sich zu überschlagen suchen, sie wollen sich durch eine schnelle Wendung im Gleichgewicht halten, und fallen oft. Dadurch werden die Bauchmuskeln heftig gespannt, die Gedärme werden nach unten gedrückt, und hier entstehen oft Brüche. Die Knaben auf dem Lande klettern weit besser und sicherer, weil sie gewöhnlich barfuß sind. Das Springen eine gerade Höhe hinauf oder herunter mit geraden Füßen macht eine gewaltige Erschütterung und Ausdehnung der Muskeln. Man muß deshalb die Kinder lehren, mit gebogenen Knieen zu springen, sich erst auf die Spitze des Fußes, und dann nach und nach auf die Fußsohlen niederzulassen. Allzuhäufige Anstrengung des Körpers, das Heben schwerer Lasten, besonders das Aufheben einer Last von der Erde, und das Zurückbeugen des Körpers, wobei zugleich das Athmen angehalten wird, giebt zu Brüchen Veranlassung, weil in dieser Stellung die Bauchmuskeln zusammengezogen, und die Eingeweide des Unterleibes zwischen das Zwergfell und die zusammengezogenen Bauchmuskeln eingepreßt werden. Man sieht oft, daß schwache und kleine Kinder größere fortziehen und heben.

heben. Die einseitigen Bewegungen, wo nur ein Arm oder ein Fuß geübt wird, geben dem Körper eine schiefe Richtung, und sind die Ursach des Verwachsens vieler Kinder. Dahin gehört das Kugelspiel, das Fortziehen einer Last, das Setzen, das Tragen einer Last auf einem Arme. Indessen entsteht dieser Schaden besonders von der lange fortgesetzten, viele Stunden anhaltenden, einseitigen Bewegung; übrigens sind Spiele dieser Art für Kinder sehr gut, nur müssen sie nicht zu lange dauern. Man gewöhne daher die Kinder, beide Hände zu gebrauchen. Man lehre sie Spiele, wobei beide Hände abwechselnd in gleichem Grade geübt werden. Die sitzenden Spiele sind Kindern sehr nachtheilig, wenn das Sitzen zu anhaltend ist, es giebt zur Krümmung und Verdrehung des Rückgrads, und so zum Schiefwerden Anlaß. Man lasse daher die Kinder nicht mehrere Stunden nacheinander in einer Stellung sitzen; ihre schwache Rückensäule ist nicht vermögend, sie gerade zu erhalten, sie weichen bald auf diese bald auf jene Seite aus. Spiele, welche ein langes Stillsitzen erfordern, müssen ganz verbannt werden. Das anhaltende Stehen hat dieselben Nachtheile; die Füße sind zu schwach, das Kind sinkt nach einer Seite, und wird schief.

Nach diesen Bemerkungen müssen die Spiele der Kinder geprüft werden. Leibesübungen sind für Kinder ein unentbehrliches Bedürfniß, nur darf man die angegebenen Vorsichtsmaaßregeln nicht ausser Acht lassen, wenn sie nicht dem Leben und der Gesundheit gefährlich werden sollen, und dann hat man auch nicht leicht von dem Klettern und Springen der Kinder etwas zu befürchten. Kinder, die nichts wagen, immer auf einer Stelle sitzen, sind um so mehr in Gefahr, Schaden zu nehmen. Das Beherzte ist gewöhnlich das glücklichste. Die Mütter sind hierin meistens zu ängstlich, indem ihr zartes Geschlecht nicht an Leibesübungen gewöhnt wurde, sie machen die Kinder furchtsam, halten sie von jedem Sprunge zurück, und gerade die Kinder, die so zärtlich gewöhnt wurden, sind einst in der größten Gefahr, sie sind unfähig, in Lebensgefahren, z. B. bei Feuersbrünsten, ihr und anderer Leben zu retten, sondern auch, wenn sie bei gewissen Veranlassungen das mindeste wagen, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Alles, was man dabei zu beobachten hat, ist, daß man den Kindern Behutsamkeit empfiehlt, sie vor jenen gerügten gefährlichen Stellungen und Sprüngen, schweren Heben und Tragen warnet; übrigens muß man sich hüten, die Kinder furchtsam zu machen. Nicht ohne die größte Behutsamkeit darf man ihnen am Rande eines Abgrundes, oder wenn sie sich sonst zu weit verklettert haben, zurufen; sie werden dadurch erschreckt, kommen ausser Fassung,

und

und der Fall ist geschehen, den man abwenden wollte. Die Beispiele sind nicht selten, da man dem Knaben, der eine hohe Leiter hinaufkletterte, zurief, falle nicht! und in dem Augenblicke wurde der verwegne Kletterer die Gefahr gewahr, in der er sich befand, und stürzte herunter. Hätte man ihm nicht zugerufen, sondern sich dabei ganz ruhig verhalten, so würde der Knabe sich gegenwärtig geblieben, und die Gefahr, die er nicht einmal kannte, glücklich überstanden haben. Zu Ermahnungen ist in solchen kritischen Augenblicken keine Zeit, man verschiebe sie bis nachher in ruhigen Stunden, wenn das Kind der Belehrung fähig ist. Man muß die Kinder nicht immer gängeln und leiten, man verschaffe ihnen Gelegenheit, ihre Kräfte zu versuchen, statt solche Veranlassungen zu hindern. Es ist eine unnütze Vorsicht, den Kindern alles wegzunehmen, wodurch sie sich verletzen können, man müßte sie in ein leeres Zimmer zwischen vier Wände einsperren, dann lernten sie aber auch nie mit den Dingen, die um sie sind, umgehen. Eine Beule, die das Kind sich beim Fallen schlägt, eine kleine Verwundung von dem unvorsichtigen Gebrauche des Messers, wird die Kinder vorsichtiger machen, als alle Strafpredigten. Das heftig erschrockene am ganzen Leibe zitternde Kind zu schlagen, ist eben so schädlich für seine Gesundheit, als für seine Moralität. Das unkluge Schlagen kann dem Kinde Convulsionen verursachen. Auf der andern Seite sollte man ein Kind, das gefallen ist, oder sich gestoßen hat, nicht beklagen, nicht ängstlich zu trösten suchen, dadurch macht man es furchtsam, vermehrt nur seinen Schmerz, und nimt allen Eindruck des Falles, die ganze Lehre zur künftigen Vorsichtigkeit mit fort. Man sey hier ruhig, so viel Ueberwindung das auch kosten mag. Ist der Paroxysmus vorbei, dann ist es Zeit, das Kind freundlich über die Gefahr, der es sich aussetzte, zu belehren. Aber was wird unsern Müttern den Muth geben, so zu handeln?

Ohne Wetteifer und Nachahmungssucht werden Kinder nicht leicht mehr wagen, als ihre Kräfte vermögen. Aber die Nachahmung ist für sie ein zu großer Reiz, und ist dieser vorhanden, so darf man die Kinder sich nicht mehr selbst überlassen, sondern muß sorgfältiger auf ihre Spiele Acht haben. Kaum haben irgendwo Seiltänzer, Luftspringer u. dgl. Gaukler ihre Bühne aufgeschlagen, so werden sie von der Jugend des Orts nachgeahmt. Kleine und große Knaben wagen die gefährlichsten Sprünge, und weil sie die dabei nöthigen Vortheile nicht wissen, die Anstrengung nicht mit ihren Kräften abmessen, so ziehen sie sich durch gefahrvolle Bewegungen und Stellungen Brüche und andere Krankheiten zu. Mehrere Kinder von verschiedenem Alter und körperlicher Stärke üben sich gemeinschaft-

schaftlich in dergleichen Künsten; die jüngern und schwächern wagen aus Nachahmung eben das, was die ältern wagen, und ziehen sich die bekannten üblen Folgen zu.

Am gefährlichsten sind starke Leibesübungen, Fechten, Springen, Voltigiren, Heben von Lasten nach dem Essen. Nie ist man mehr in Gefahr, auf diese Weise einen Bruch zu bekommen, weil die ausdehnende Kraft der mit Speisen angefüllten Eingeweide vermehrt, und die Bauchhöhle erweitert ist. Der Widerstand des Bauchfells ist dann schwächer, jede Erschütterung und jede heftige Zusammenziehung des Zwergfells und der Bauchmuskeln wird um so leichter einen Bruch veranlassen, besonders nach einer starken Mahlzeit, und nach dem Genusse von blähenden Speisen. Man sollte daher ganz besonders darauf Acht haben, daß Kinder und junge Leute dergleichen Uebungen nicht nach der Mahlzeit vornähmen, sondern wenigstens drei bis 4 Stunden nach dem Essen, nach vollendeter Verdauung.

Die Gefahr, Brüche zu bekommen, oder sonst Schaden zu nehmen, wird durch enge Beinkleider, besonders durch die hohen Hosen und kurzen Westen, die man jetzt die Kinder gewöhnlich tragen läßt, vermehrt. Der Druck der Beinkleider auf den Unterleib preßt einen Theil des Bauches ein, drängt die Eingeweide herab; dieser Druck ist bei einer schnellen Bewegung des Körpers, über sich greifen, oder plötzlichem Niederfallen auf die Knie um so heftiger, und daher der Bruch. Die Schnürbrüste der Mädchen können ihnen bei schnellen Bewegungen und bei dem Fallen sehr gefährlich werden, der Leib und die Brust wird dadurch gewaltsam zusammengepreßt, durch die beim Anhalten des Athems erfolgende Ausdehnung der Brust und des Unterleibes wird das Blut gegen den Kopf getrieben, wohin es ohnehin bei dem Falle von einer Höhe hindrängt, und so nicht selten einen gefährlichen Blutsturz oder Schlagfluß veranlaßt. Die Blanchetten — eiserne Stäbe in der Schnürbrust — sitzen beim Fallen in die größte Gefahr. Ein Mädchen von zwölf Jahren wurde von ihren Aeltern befehligt, Sand aus einer Sandgrube zu holen. Kaum hatte sie ihr Körbchen gefüllt, als die Höhle einstürzte, und sie mit noch zwei andern Mädchen verschüttet wurde. Die Kinder wurden alle tod herausgezogen; aber mit Erstaunen sah man, daß diesem Mädchen von dem eisernen Blanchett, das es im Leibe hatte, der Leib durch und durch gestochen war, wie mit einem Dolche. Zum Glück werden die Schnürleiber und Blanchetts nur noch in den niedern Ständen getragen. Man findet sie noch in kleinen Städten und auf dem Lande, wo man immer am meisten in der Erziehung der Kinder zurück ist. Lange

Röcke

sollte man Mädchen der Gefahr des Fallens wegen durchaus nicht tragen lassen. Ein Schleppkleid ist für ein Kind eben so lächerlich und abgeschmackt, als nachtheilig. Je leichter das Kleid, je weniger es die freie Bewegung der Glieder hindert, je weniger es drückt, preßt und anliegt, desto besser ist es, desto natürlicher und dem Körper gemäßer.

Endlich sollte man auf die Folgen der Unvorsichtigkeit bei den Spielen, die die Gesundheit dabei erleidet, mehr als gewöhnlich geschieht, Acht haben. Haben die Kinder eine bittere Strafpredigt oder wohl gar Schläge nach einem Falle zu erwarten, so werden sie, so lange als möglich, verheelen, daß sie sich Schaden gethan haben, daß sie irgendwo Schmerz empfinden. Sie sind auch nicht einmal von der Gefahr, worin sie sich befinden, unterrichtet. Wie unbedachtsam verfährt man doch hiebei mit Strafen! Das Uebel nimt indeß immer zu, und wird endlich unheilbar. So entstehen eingeklemmte Brüche, worauf entweder der Tod folgt, oder wenn es ja noch Zeit ist, das Leben durch den Bruchschnitt gerettet werden muß. Man sollte hingegen die Kinder anhalten, sobald sie nach einem starken Anstrengung irgendwo einen Schmerz fühlen, es sogleich anzuzeigen. Man behändle sie liebreich, verweise ihnen ihre Unbedachtsamkeit auf eine freundliche Weise, ohne sie zu scheiten. Man untersuche sogleich ihren Körper, lasse sich die Stelle genau zeigen, wo sie Schmerz fühlen. Eine jede Geschwulst an dem Nabel, dem Bauchringe, und in der Beugung des Schenkels, besonders wenn sie unschmerzhaft ist, und plötzlich entsteht, dem Drucke der Hand und beim Liegen auf dem Rücken zurückweicht, läßt einen Bruch vermuthen. Bei Verrenkungen, Arm- und Beinbrüchen bemerkt man die gehinderte Bewegung. In allen solchen Fällen muß der Arzt ohne Aufschub gerufen werden. Alles Ziehen und Dehnen, das man in diesen Fällen anwendet, kann höchst gefährlich werden, und das Uebel vermehren.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

82tes Stück.

Montag, den 14ten October 1799.

Kinderspiele,

in diätetischer Rücksicht betrachtet.

(Schluß.)

Bei der Wahl der Spielsachen für Kinder geht man sehr sorglos zu Werke, man giebt den Kindern ihre Spielzeuge aus der nächsten Drechsler- oder Klempner-bude, ohne weiter daran zu denken, ob wohl manche darunter der Gesundheit nachtheilig seyn könnten. Man folgt hierin der hergebrachten Gewohnheit, kauft ohne Bedenken, was da ist, oder was man in andern Häusern sieht. Die Erfinder oder Verfertiger der Kinderspielwerkzeuge haben meistens keine Kenntnisse von der Schädlichkeit oder Unschädlichkeit ihrer Produkte.

Die musikalischen Spielsachen verdienen eine bessere Auswahl, wie gewöhnlich. Die Saiteninstrumente, Zitter, Harfe, Hackebrett und dgl. lasse man den Kindern; das Geräusch, und die Töne, die sie damit hervorbringen, wird sie belustigen; besonders, da sie selbst Ursach davon sind. Aber blasende Instrumente, kleine Trompeten, Pfeifen u. dgl. taugen nichts, sie fordern eine zu große Anstrengung der Lunge, die Kinder werden sich besonders im Anfange, da sie sie fast beständig im Munde haben, damit Schaden thun. Auch bedenkt man nicht, daß die Anstrengung des Blasens im Stehen eine vorzügliche Veranlassung zu Brüchen ist.

Alle Spielsachen von Gips, Thon, Glas, Porcellain u. dgl. sind besonders für kleine Kinder schädlich, da sie dergleichen Sachen gern zerbrechen, sich damit verwunden, oder in den Mund bringen und verschlucken. Man verstatte den Kindern nie, Tabackröhrchen oder thönerne oder gläserne Pfeifen in den Mund zu nehmen.

Das Spielen mit kleinen Kügelchen, mit Bohnen, Münzen, Nadeln,

veranlaße bei kleinen Kindern oft sehr schlimme Zufälle, wenn sie dergl. im Munde herumwerfen, daran saugen, oder gar verschlucken.

Das gewöhnliche Töpferzeug, womit die Kinder spielen, verdient einige Aufmerksamkeit. Diese Gefäße werden, eben darum, weil sie für Kinder sind, mit weniger Sorgfalt bereitet. Man findet gewöhnlich die sehr verdächtige gelbe Glasur daran, und dann sind sie sehr schlecht gebrannt. Die Kinder bereiten sich Speisen aller Art, auch wohl Säuren in diesen irdenen Schüsseln und Töpfchen, lassen sie acht Tage lang darin stehen, vergessen sie zu reinigen, so daß der Boden den alten Rest zurückbehält. Die Bleitheilchen der Glätte werden aufgelöst und mit den Speisen verschluckt, oder die Kinder zerbrechen die thönernen Gefäße, stoßen die Glätte ab, schütten Speisen hinein, wodurch die Gefahr der Bleivergiftung um so größer wird. Dieses ist eine unerkannte Ursache einer der schrecklichsten Krankheiten des kindlichen Alters, der Auszehrung. Wie oft mag man sie wohl in ganz andern Ursachen suchen, vergeblich Arzneien anwenden, da die Quelle des Elends immerfort unterhalten wird, denn niemand ahndet sie so nahe. Die Kinder kommen hiebei von Kräften, werden so zu sagen zusehends mager, leiden an Konvulsionen, leiden an Schmerzen in der Gegend des Nabels, die Finger und Zehen erstarren, sie bekommen eine heisere Stimme, und sterben, bis zum Gerippe zusammengewelkt. Nicht immer erscheinen alle diese fürchterlichen Zufälle, indessen wird man sie oft einzeln bei Kindern bemerken.

Zinnerne, bleierne, blecherne und messingene Gefäße können zu ähnlichen schlimmen Zufällen Gelegenheit geben. Die zinnernen Schüsseln und Kannen, womit man die Kinder gewöhnlich spielen sieht, sollten aus gutem reinem Zinn verfertigt werden, es sollte dem Zinngießer durchaus nicht erlaubt seyn, mehr Blei dazu zu nehmen, als gewöhnlich, ob man sich gleich zuweilen dieser Sorglosigkeit Schuld machen mag, weil es Spielsachen sind, die wohlfeil geliefert werden sollen. Bleierne Büchsen, Kännchen mit bleiernen Deckeln sollte man Kindern gar nicht geben, wenn man eine Bleivergiftung verhüten will. Kleine Kinder, die alles in den Mund nehmen, sollten keine bleierne Soldaten oder andere bleierne Spielsachen bekommen. Mit blechernen Gefäßen sollte man ebenfalls vorsichtig seyn. Das weiße Blech hat oft vieles Blei in seinem Ueberzuge und in seiner Löthung. Kupferne und messingene Gefäße können auf oben erwähnte Art nachtheilig werden. Man sieht solche Gefäße, worin Zucker oder Säuren darin gewesen sind, mit Grünspan überzogen. Der

Verzinnung durch Blei und Kupfer ist bei Kindern weit leichter möglich, als bei Erwachsenen, da sie weder die nöthige Vorsicht, ihr zu entgehen, anzuwenden wissen, noch können. Die Aeltern müssen also die Gelegenheit eines solchen Unglücksfalls möglichst zu verhüten suchen.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient das Anstreichen oder Bemalen der Spielsachen. Man nimmt gewöhnlich dazu Operment, Mennig, Grünspan, Bleifarben — alle heftig fressende Gifte. — Die Kinder lecken das Gift ab. Kann man wohl ohne Bangigkeit sehen, wenn Kinder mit Mennig oder Grünspan bemalte kleine Trompeten in den Mund nehmen? In wenigen Tagen ist alle Farbe an dem Mundstück abgeleckt. Die Polizei sollte hin und wieder an, auf diesen wichtigen Gegenstand aufmerksam zu werden. Im Preussischen darf dergleichen — wenn ich nicht irre — nicht verkauft werden, bei uns ist leider noch alles hübsch bunt!!

Die Spielereien von Zuckerwerk, Devisen und dergleichen, werden oft mit eben solchen schädlichen Farben angestrichen, und mit Metallgold vergoldet, ausserdem sind sie den Kindern schon als Näschereien nicht zuträglich.

Alle Spielsachen, die eine grosse Anstrengung des Körpers erfordern, sind auf mancherlei Weise nachtheilig. Dahin gehört das Blaserohr, welches eine heftige und sehr schnelle Anstrengung der Werkzeuge des Athemholens erfordert, und den Lungen schadet. Die Armbrust schadet durch den Druck auf die Brust, das Wiegenpferd kann Brüche veranlassen. Die Stellung, die dieses Spiel erfordert, läßt das leicht vermuthen, wenn man das, was oben über die Entstehung der Brüche gesagt worden ist, damit vergleicht.

Wie müssen aber die Spiele und Spielsachen der Kinder in Beziehung auf die Gesundheit beschaffen seyn?

Die sitzenden Spiele schicken sich für Handarbeiter und Drescher sehr gut, die sich den ganzen Tag müde gearbeitet haben, und nun am Abend Würfel oder Karten zur Hand nehmen; aber für Kinder, deren Hauptbeschäftigung Spiele sind, passen sie gar nicht, auch die grössern Kinder sollen sich durch Spiel erholen. Blos zur Abwechselung sollte man ihnen sitzende Spiele gestatten, aber sie dürfen ja nicht zu lange dabei verweilen. Das elende Puppenspiel mit hölzernen Puppen, Figuren zum blossen Betrachten; die noch dazu nichts ähnliches an Geschmacklosigkeit haben; kleine Männerchen, die sich auf einen gegebenen Stoß bewegen, und dergleichen mehr, verderben allen Sinn

für Ebenmaaß und Schönheit, oder was noch weit schlimmer ist, für ein Alter, wo dieses Gefühl noch nicht vorhanden ist, sie verfälschen die ersten Begriff über Form und Gestalt, und geben der Einbildungskraft eine verkehrte Richtung, die sie hindert, in der Folge eine bessre anzunehmen. Man kann sich nichts elenderes denken, als Kinder mit diesen Erbärmlichkeiten in der Kinderstube zu unterhalten, und sie dabei Stunden lang auf einer Stelle sitzen zu lassen. Bewegung ist die Seele des Spiels; die Thätigkeit ihrer Kräfte hat unmittelbar Gesundheit und Vervollkommnung zur Folge. Daher sind Spielwerke, die den Kindern Beschäftigung geben, schon für ihre Gesundheit nützlich, so wie ihre Sinne dabei geübt und ihr Verstand entwickelt wird. Das Zusammenstellen und Trennen, das Bauen und Zerstören, das Zusammenstellen einzelner Figuren, das Ankleiden einer Puppe, das Ordnen und Aufstellen kleiner Kunstprodukte muß durch die Anschaffung der dazu nöthigen Spielzeuge befördert werden. Mögen die Spielsachen an sich einfach seyn, sie müssen erst in den Händen der Kinder ihren Werth erhalten. Man gebe den Kindern solche Spielzeuge, die zur Bewegung Veranlassung geben, man gebe ihnen lieber eine Trommel, eine Peitsche, ein Steckenpferd, einen Wagen, Schiebkarren, womit sie selbst herumfahren, als eine hölzerne Puppe, ein Pferdchen, oder Wägelchen auf den Tisch zu stellen.

Bewegende Spiele gehören eben so gut für Mädchen als Knaben; es ist ein großer Fehler, daß man hierbei einen Unterschied zwischen beiden Geschlechtern macht, und die armen Mädchen zum Stillesitzen verdammt, ihnen gleich von der Wiege an Spielsachen in die Hände giebt, wobei sie viel sitzen müssen, sie Tage lang mit Puppen tändeln, das Putzschränkchen aufputzen läßt, indeß der frohe Knabe mit Trommel und Geige sein Spiel treibt. Dies ist eine tolle und sehr unzeitige Sittsamkeit, die auf Kosten der Gesundheit und des jugendlichen Frohsinns erkauft wird. Warum wollen wir kränkliche Gattinnen erziehen, schwache Mütter und von ihnen elende Kinder?

Am gesundesten sind die Spiele, wenn sie in freier Luft getrieben werden. Unter frohen Spielen werden die Kinder am besten gegen alle Witterung abgehärtet, sie achten weder Hitze noch Kälte. Man kann die Kinder nie genug in die freie Luft bringen, und zwar, wo möglich, in einiger Entfernung von der Stadt, denn je näher der Stadt, desto weniger ist die Luft rein. Das Sammeln der Schmetterlinge, der Blumen, das Bauen kleiner Häuser u. s. w., die Wartung der Bäume und Pflanzen, alles das kann man Kindern zu nütz-

nützlichen und gesunden Spielen machen. Wäre es möglich, ein Kind beständig im Freien zu haben und ihm immer neue Dinge zu zeigen; so würden keine Spielsachen weiter nöthig seyn, die Natur selbst würde ihnen Unterhaltung genug schaffen, jeder Baum, jede Blume, jeder Stein, alles würde ihre Aufmerksamkeit an sich ziehen und beschäftigen, sie finden hier Materiale genug, sich selbst Spielsachen zusammen zu setzen, diese Werke ihrer eigenen Erfindung würden für sie weit nützlicher seyn, als die kostbarsten Kunstprodukte.

Gesellschaft erhält den Reiz des Spiels. Es ist daher gut, wenn viele Kinder beisammen sind, sie sind dann eben am vergnügtesten. Man sollte billig für jeden Ort öffentliche Spielplätze für die Kinder haben, wo sie unter vernünftiger Aufsicht wären, so würden sie nicht sich auf den Strassen herumtreiben, und nicht von einander Unarten lernen. So sollte man sie eben sowohl in die Spielstunde als in die Schulstunde schicken und es ist die Frage, ob es nicht für ihr Alter passender und für Leib und Seele gesunder wäre, die Kinder auf die Wiese zu schicken, als sie Schockweise und mehrere Stunden in eine Stube zu sperren und sie mit unnützen Dingen zu beschäftigen.

Gedanken
über die Ursachen des zunehmenden Holzmangels, und die Mittel, demselben abzuhelfen.

Ueber diesen Gegenstand ist schon so viel geschrieben, daß gegenwärtiger Aufsatz vielleicht überflüssig scheinen könnte. Allein der Gegenstand ist zu wichtig, und daher muß jeder Aufsatz, der nur etwas Nützliches und Anwendbares enthält, willkommen seyn. Ich würde mich freuen, wenn man das von gegenwärtigen Gedanken rühmen könnte.

Der Mangel des Holzes nimt immer mehr zu. Die Preise des Holzes steigen von Jahr zu Jahr zu einer enormen Höhe. Seit drittehalb Jahren, da ich mein hiesiges Gut bewohne, ist der Preis des Büchenholzes in hiesiger Gegend schon um ein Drittel, ja um die Hälfte gestiegen. In noch stärkerem Verhältniß steigt der Preis des fichten Bauholzes. Ein Waldfuder, welches vor etlichen 30 Jahren und noch später zu 7 oder 9 Thaler gewöhnlich verkauft wurde, ist bei einigen Dorfschaften, die damit versehen sind, bei Versteigerun-

gen

gen schon auf 30 bis 40 Thaler gebracht. Freilich ist dieses etwas Ausserordentliches; es können Nebenumstände an diesem excessiven Aufbieten Schuld seyn. Allein ich sage nicht zu viel, wenn ich im Durchschnitt annehme, daß der Preis des tannenen Bauholzes seit etlichen 30 Jahren dreifach gestiegen ist.

Wo will das hinaus, wenn die Holzpreise nach solchem Verhältniß zu steigen fortfahren? Wer wird künftig die schwere Ausgabe für Brennholz ertragen können? Und wie, wenn es künftig in einigen Gegenden gar nicht mehr zu haben seyn wird, wenn man es mit schweren Kosten aus der Ferne kommen lassen und, wie in einer belagerten Stadt, nach dem Gewicht bezahlen muß?

Einer unserer witzigsten Schriftsteller, der im Scherz manche wichtige Wahrheit sagt, welche beherzigt zu werden verdient, fürchtet sogar, daß der Holzmangel Völkerwanderungen veranlassen würde. Es ist immer möglich, wenn nicht unsere jetzige gute Forstökonomie das Gleichgewicht wieder herstellt, das Holzverwüstung und Verschwendung bisher so sehr verrückt hat.

Ehe ich mein Schärflein zu den Mitteln, dem Holzmangel abzuhelfen, beitrage, will ich erst die Ursachen nennen, welche meines Bedünkens an diesem Mangel Schuld sind.

Ich darf nicht in die ältern Zeiten zurück gehen, da Deutschland ein großer zusammenhängender Wald war, der bei zunehmender Cultur ausgerottet werden mußte, so wie solches von den Colonisten in Amerika noch jetzt geschiehet. Damals war Holzverwüstung nützlich und Forstökonomie ein Unding. Allein seitdem sind schon so viel Jahrhunderte verflossen, daß an manchen Orten keine Spuren der ehemaligen Wälder mehr übrig sind. Wir haben schon lange — vielleicht aber doch nicht lange genug — es eingesehen, daß die Forsten geschonet werden müssen. Wir haben die Kunst, Holz anzuziehen und solches nach vernünftigen Grundsätzen abzutreiben, kurz, die Forstwissenschaft, gelernt.

Ungeachtet der guten Grundsätze, die uns theoretischer und praktischer Unterricht in dieser so nützlichen Wissenschaft gewähret, nimt doch der Mangel des Holzes immer mehr zu. Ob die Hofnung, womit man uns schmeichelt, bei der wir uns aber nicht wärmen können, daß unsere Nachkommen in 50, 60 Jahren Holz genug haben würden, eintreffen werde, lasse ich dahin gestellt seyn.

Meines Bedünkens rühret der Holzmangel hauptsächlich aus folgenden Ursachen her:

Erstlich aus dem zweyschaften Verderben der jungen Gehölze, welches alle

aller Strafen ungeachtet noch immer geſchiehet, aus dem Hüten mit den Pferden, Kühen, Schaafen, dem Schneiden mit der Sichel, dem ſo genannten Krauten und Abrupfen des jungen Anfluges. Man kann ſich von dem Schaden, der dadurch in den Forſten alljährlich geſchieht, kaum eine hinreichende Vorſtellung machen. Ein Mädchen, das im Gehäge um vorſichtig eine Tracht Gras mit Kraut und Laub vermiſcht geſchnitten, hat vielleicht die Winterconſumtion eines ganzen Haushalts in der Zukunft vernichtet. Eben ſo ſchädlich iſt das Hüten mit den Pferden und anderm Viehe, beſonders zu der Zeit, wenn noch wenig Gras vorhanden iſt, da denn das Vieh gemeiniglich dem jungen Bäumchen den Kopf abreißt. Die Forſtſtrafen, ſo drückend ſie auch manchem ſeyn mögen, ſind keine hinreichende Mittel, dieſem Frevel zu ſteuern. Oft ſehen die Unterforſtbediente, Eichenbinder, Forſtläufer, die Beſtechungen für ihr beſtes Emolument halten, mit den Leuten durch die Finger. Des Scheins wegen werden ihre Begünſtigten ein oder ein Paar mal zur Strafe geſchrieben. Dafür haben ſie das ganze Jahr hindurch die Erlaubniß, zu ſchneiden, zu krauten, zu hüten, wo ſie wollen. Bei der gerichtlichen Unterſuchung weiß der Forſtverbrecher den Schaden ſo geringe anzuſchlagen, ſo viel mitigirende Gründe anzugeben, z. B. er habe eine kranke Kuh gehabt, der zur Diät friſches Gras verordnet ſey, er habe nur etwas Himbeerranken genommen, die Pferde wären ihm durch Wildpret oder durch ein Gewitter verſcheucht, entlaufen und ins Gehäge gegangen, er habe ſie aber gleich wieder herausgeholet ꝛc. Dieſe und andere Gründe bewegen den Richter, ſein Videtur ſehr mäßig anzuſetzen, oder wenn der geſchmierte Unterforſtbediente die Entſchuldigungsgründe bezeugt, den Bruch ganz durchzuſtreichen. Indeſſen werden die Gehäge von Jahr zu Jahr ruinirt. Kaum kann hin und wieder ein verkrüppeltes Stämmchen empor kommen, zumal in den Holzungen der Gemeinden, wo die Strafen, nach den hergebrachten Grundſätzen geringer ſind, als in den herrſchaftlichen Forſten, und die Aufſicht nachläſſiger geführt wird. —

— —

Ich bin weit entfernt, dieſes, was ich vom Ruin der Gehäge geſagt habe, als allgemein Statt findend zu behaupten. Ich kenne Forſtreviere, wo man keine Spur jenes beſchriebenen Frevels entdeckt, wo es den Unterthanen ohnehin an Futter nicht fehlt, und ſie nicht nöthig haben, es in den Wäldern zu ſuchen. Gleichwohl lehrt, leider, die Erfahrung, daß dieſe angegebene Urſache des Holzmangels kein Ideal iſt, und daß Strafen nicht hinreichend ſind, dem Frevel Einhalt zu thun.

Frey-

Freilich kann oft die Obrigkeit nicht einmal die nach den Grundsätzen Statt findenden Strafen exequiren. Es fehlt an Mitteln, und wo nichts ist, hat, wie man im Sprichwort sagt, der Kaiser sein Recht verlohren. Gefängniß- und Arbeitsstrafen helfen wenig. Jene machen die Leute nur faul und sind, als ungenützte Zeit betrachtet, Verlust für den Staat. Diese werden mit der ungleichsten Nachlässigkeit betrieben. Es ist auch nicht zu leugnen, daß ganze Dorfschaften ruinirt, ja zum Emigriren gezwungen werden würden, wenn man die Forststrafen, die sie verwürkt haben, mit aller Strenge beitreiben wollte. Auch verdienen würklich einige Verbrecher Mitleiden. Man denke sich an ihre Stelle. Vier hungrige, zum krepiren hungrige Pferde zu haben, und kein Futter — die kahlen Aenger von Schaafen und anderm Viehe so benagt, daß kein Keimchen empor kommen kann dieses unthätig anzusehen, das Vieh vor Hunger krepiren zu lassen, wäre grausam. Man treibt es also in die Gehäge auf Gefahr, gestraft zu werden oder, wenns glückt, frei durch zukommen. Man denkt, der Schade werde so groß nicht seyn, zumal, da die Gehäge nicht ganz jung mehr sind. Auch ist der Herr Gevatter Forstaufseher so schlimm eben nicht. — So geht das Hüten Tag vor Tag seinen Gang fort, bis die Gehäge, alte und junge, ruinirt sind. Woher soll da für uns und unsere Nachkommen Holz empor wachsen?

Die eigenen Dienstmägde der Forstbedienten tragen oft zum Ruin der Gehäge das Ihrige treulich bei. Diese glauben, ein ausschließliches Recht zu haben, das schöne Gras, das im Gehäge wächst, für ihr Vieh zu nehmen. Es stehe doch nur zum Schaden, und ersticke den jungen Anflug. Freilich, wenns mit möglichster Vorsicht- und Behutsamkeit geschnitten würde, wäre es dem jungen Anwuchs zuträglich. Aber wer hat die Mädchen der Förster diese vortrügliche Behendigkeit, das Gras ohne allen Schaden aus dem Halm zu schneiden, gelehrt? Werden sie selbige auch jedesmal ausüben, nicht manchmal in der Eile oder um ihre Kühe und Ziegen auch einmal mit jungem Laube zu erfreuen, überschreiten? Der Förster sieht das nicht — denken sie. — Er kommt spät aus der Forst und wird sich nicht die Mühe geben, die Krippe zu visitiren. Und wenn er's auch thun sollte, so ists ja sein Vieh. Mit einem Verweis wird ja die ganze Sache abgethan seyn.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

83tes Stück.

Freitag, den 18ten October 1799.

Gedanken über die Ursachen des zunehmenden Holzmangels, und die Mittel, demselben abzuhelfen.

(Schluß.)

Da nun so manches concurriret, den jungen Anflug zu vernichten, da Strafen unwirksam sind — da die Unterthanen an manchem Orte dadurch nur ruinirt und an den Bettelstab gebracht werden, wenn man nach der Strenge der Gesetze mit ihnen verfahren will; so frage sichs; ist denn kein Mittel, diesen Ruin des jungen Holzes, wo nicht zu verhüten, doch zu vermindern?

Die Antwort ist: Man suche die Ursach zu heben, dem Bedürfniß, das die Forstverbrechen erzeugt, abzuhelfen, dem Landmann Futter für sein Vieh zu verschaffen, das heißt, den Anbau der Futterkräuter, des spanischen Klees, der Esparcette, der Luzerne ꝛc. zu befördern.

Hat er nicht selbst Gelegenheit, auf seinem wenigen Lande Klee zu bauen, so müssen die Amtshaushaltungen und großen Höfe Klee in Menge bauen, und ihn um billigen Preis an die Unterthanen ausmessen. Daß dieses Mittel probat sey, davon hat Erfahrung mich belehrt. Ich hatte das adliche Gut zu W. in Pacht. Die Bauern eines dazu gehörenden Dorfs verübten in einer nahgelegenen Forst unter einer andern Gerichtsbarkeit alljährlich vielen Schaden mit Hüthen und Krauten in den jungen Gehägen. Sie wurden oft ertappt, eingezogen und bestraft, und diese Strafe that den Leuten, die ohnehin arm waren, wehe. Seitdem mein Verwalter auf den glücklichen Einfall kam, alljährl. eine große Quantität Klee zu bauen, und ruthenweise auszumessen; nahmen die Bauern einige Ruthen Klee, so viel sie für ihr Vieh nöthig hatten, und enthielten sich der Gehäge, wo das Futter, wenn sie ertappt wurden, zu kostbar war. Seitdem war es etwas seltenes, daß sie in jener Forst

eingewroget wurden, und sie stunden sich ungleich besser dabei.

Mehrere Beförderung des Anbaues der Futterkräuter würde also das wirksamste Mittel seyn, jene holzverwüstenden Verbrechen zu vermindern. Es müßte aber, um diesen Endzweck zu erreichen, der Klee von den Schäfern hauptsächlich im Frühjahre — im Herbste ist das Hüthen, zumal bei trockener Witterung, nicht so schädlich — durchaus geschont, und dieses durch landesherrliche Verordnungen bestimmt werden.

Billig hätte ich hier noch anführen sollen, daß auch das Wildpret den Gehägen großen Schaden thut. Dieser Schade ist freilich nicht zu verkennen. Allein ich will die Zahl der Antagonisten des Wildprets, die ohnehin groß genug ist, nicht vermehren. Das Wildpret ist in den Wäldern zu Hause, muß nur da seine Nahrung suchen, und überdem wird es ja in unsern Tagen fast in allen Ländern weislich vermindert, vielleicht endlich gar ausgerottet.

Die zweite Ursache des Holzmangels rührt vom Holzdiebstahl her, der, aller Aufsicht ungeachtet, immer mehr überhand nimmt. Die Frevler wollen es gar nicht glauben, daß Holzentwenden Diebstahl sey, Holz und Haar, sagen sie, wächst alle Tage. Ich zweifle nicht daran, daß ehemals auch Holz gestohlen sey, und daß dennoch unsere Vorfahren ihr nothdürftiges Holz gehabt. Allein durch das immer fortgesetzte Holzstehlen, und die stärkere Consumtion ist der Mangel immer größer geworden. Die Volksmenge hat sich fast durchgängig vermehrt. Hauptsächlich thun die vielen neuen Anbauer, die sich fast in jedem Dorfe finden, gleichwie die Häuslinge, deren Zahl auch immer größer wird, den Forsten beträchtlichen Schaden. Sie haben gemeiniglich keinen Antheil an der Gemeindeforst. Auch haben sie oft so wenig Vermögen, daß sie nicht im Stande sind, das theure Holz in den benachbarten Forsten zu bezahlen, und mit schweren Kosten anfahren zu lassen. Sie berauben also, wo nicht bei Tage, doch gewiß in den mondhellen Nächten, die Forsten, und weil dis Rauben mit möglichster Geschwindigkeit geschehen muß, so nehmen sie auf den Schaden, den sie verüben, keine Rücksicht. Sie hauen die schönsten, oft armdicken Stämme der jungen Buche, die vielleicht in 10 — 12 Jahren noch einmal so viel Holz geliefert haben würde, ohne die mindeste Schonung ab, und thun mehr Schaden im Walde, als wenn ihnen ihre ganze Holzconsumtion unentgeltlich forstmäßig angewiesen wäre. Wie sollen es diese armen Leute anders machen? Sie können nicht einmal Holz für Geld bekommen. — Ein strenger Winter, wenig Betten und Kleider, nackte Kinder. — Wer würde bei solchen Umständen nicht ein Holzdieb werden?

Was sind denn für Mittel, diesem Holzstehlen Schranken zu setzen?

Stra-

Strafen sind eben so, wie bei dem zuerst beschriebenen Forstverbrechen, meistentheils unwirksam.

So sehr ich überzeugt bin, daß die Vermehrung der Volksmenge nützlich in einem Staate, wenigstens der Regel nach, vortheilhaft sey, und daß daher die neuen Anbauer möglichst befördert werden müssen, so glaube ich doch, man müsse dabei an jedem Orte auf das Bedürfniß des Brennmaterials Rücksicht nehmen, und nicht eher die Erlaubniß zum neuen Anbau gestatten, bis man wisse, woher der Bauer sein Bauholz, und künftig sein nöthiges Brennholz nehmen werde. Wo dieses Bedürfniß ohne den Schaden anderer, ohne dem Ruin der benachbarten Forsten nicht befriedigt werden kann, da versage man lieber die Erlaubniß zum Bau.

Für die Brinksitzer und Häuslinge, die nun einmal da sind, muß man sorgen, daß sie etwas Holz, Wasen, Reißholz (niedersächsisch Willen) angewiesen erhalten, daß sie Baumwurzeln roden, und auf solche besondere Art für ihre Feuerung sorgen.

Besonders stiftet beim Holzstehlen auch das Köpfen und Beschädigen der Fichten und andrer Nadelhölzer vieles Uebel. Das Harz fließt aus dem solchergestalt verwundeten Baume, er verblutet sich, und wird leicht vom Auch andern Holzarten, besonders Eichen, ist das Abhauen der Aeste äußerst nachtheilig. Das Wasser dringt in die Stelle, wo der Ast saß, oder von dem Diebe sehr pfuscherмäßig abgehauen ist, und macht endlich den ganzen Baum faul.

So viel Nachsicht jene armen Leute verdienen, die aus Noth Holz stehlen; so sehr die Menschenliebe befiehlt, für ihre Bedürfnisse zu sorgen, wodurch ein viel größerer Schade in den Forsten verhütet wird; so scharf müssen jene Frevler gestraft werden, die Holz zum Wucher stehlen, und mit dieser gestohlenen Waare ungescheut Handel treiben, und sich bereichern, oder, wie das gemeiniglich der Fall ist, das Geld liederlich herdurch bringen. Selbst Zuchthaus- und Karrenschiebenstrafe würde für diese frevelhaften Diebe nicht zu hart seyn.

Eine dritte Ursache des zunehmenden Holzmangels ist die schlechte Aufsicht und die unrechte Behandlung mancher Gemeinde- und Interessentenforsten. Die Eigenthümer und Interessenten gehen oft viel zu willkührlich zu Werke, und nehmen auf ihre Nachkommen so wenig Rücksicht, als wenn der jüngste Tag vor der Thüre wäre, oder die Welt mit ihnen aussterben würde. Gemeiniglich hat der Beamte die Oberaufsicht. Dieser ist oft kein Forstmann, oder er hat nicht Lust oder Zeit, auf jene Forsten ein besonderes Augenmerk zu wenden. Die Gemeinden singiren bald diese, bald jene Bedürfnisse, um die Erlaubniß zum Holzabtreiben zu bewürken. Bald ist es die Bezahlung einer Schuld oder einer schweren, sie drückenden Ausgabe. Bald ist es singirte Holztrockniß oder Wurmfraß, oder das Holz

ist überständig, es steht sich zum Schaden, und kann jetzt vortheilhaft versilbert werden; eine solche Gelegenheit — sagen sie — kömmt sobald nicht wieder; die Gemeinde behält ja immer noch für ihre Nachkommen Holz genug ꝛc. Solche und ähnliche Gründe führen sie mit ehrlichem Gesicht an, und bewegen dadurch den Beamten zum Consens in die Holzabtreibung oder vielmehr Verwüstung, und ihre Nachkommen haben das Vergnügen, durch den lichten Wald hin und her zu sehen. Die Vorgesetzten der Gemeinde, die solchen Schaden für die Zukunft hauptsächlich verhüten sollten, stimmen am meisten für diese unmäßige Holzanweisung, weil sie auf gute Sporteln und Schmausereien im Wirthshause dabei rechnen können.

Diese Mißbräuche müßten nothwendig abgestellt, und die schärfsten Maasregeln dagegen genommen, auch keine Holzabtreibung ohne den Rath eines unpartheiischen Forstverständigen verwilliget werden.

Manche adlichen Gutsbesitzer, welche mit Forsten versehen sind, machen es nicht besser. Sie ruiniren ihre Forsten bei imminirendem Concurse ohne alle Rücksicht auf die Zukunft. Auch auf diese müßte von erfahrnen Forstbedienten, die dazu höhern Orts mit speciellem Auftrage authorisirt wären, geachtet, und ihren Holzverwüstungen Schranken gesetzt werden. Es leidet, den Rechten nach, nicht den mindesten Zweifel, daß der Landesherr eine solche Oberforstaufsicht über die Forsten aller Gutsbesitzer im Lande ausüben könne und müsse, in so ferne es das Beste des Landes erfodert.

Zu den Ursachen der Holzverwüstung und des daher entstehenden Mangels gehört auch

Viertens der uneingeschränkte Verkauf des Holzes außer Landes, besonders des Schiffbauholzes, das Aussuchen des Krum- und Kniehölzes in den Wäldern, wobei mancher sehr gut vegetirender und mastragender Eichbaum zu Schanden gehauen ist. Holzsperre würde daher jetzt eben so gerecht seyn, als in den Jahren des Mißwachses Getreidesperre. Doch da von dem Nachtheil des Holzverkaufs außer Landes erst kürzlich in dem hannöverschen Magazin vom vorigen Jahre ein ausführlicher und gründlicher Aufsatz erschienen ist; so setze ich diesen Gegenstand als erschöpft an, und will davon nichts sagen.

Eine fünfte Ursache des zunehmenden Holzmangels ist die Holztrockniß, die das kleine Insect Dermestes typographus und Dermestes piniperda auf dem Harze, und hin und wieder im Lande verursacht hat. Auch darüber ist schon so viel geschrieben, so viel pro und contra gestritten, daß ich der Mühe überhoben seyn kann, meine Gedanken darüber zu sagen. Das schleunige Abtreiben und Abschälen des auf diese Art trocken gewordenen Holzes, und das Verbrennen der Borke wird doch noch wohl immer

was

was auch die Antoganisten dagegen sagen — das sicherste Mittel seyn, und ein argumentum a tutiori ist doch nicht immer zu verachten.

Sechstens ist wohl nicht zu läugnen, daß der siebenjährige Krieg nicht allein im hiesigen Lande, sondern auch in vielen andern Provinzen Deutschlands mit eine Ursache der jetzigen Holztheurung gegeben habe; gleichwie auch der jetzige Krieg manche schöne Forst in jenen unglücklichen Ländern verwüstet hat, die nun schon so lange ein Schauplatz desselben gewesen sind. Wie viel Holz wird nicht in Lagern verbrannt? Manches Holzmagazin wird, wenn der Feind anrückt, oder eine Bombe es erreicht, ein Raub der Flamme? Pallisaden, Faschinen und Schanzkörbe entvölkern die Forst. Daß dabei nicht nach forstmäßigen Grundsätzen verfahren wird, läßt sich leicht denken.

Ich habe es mit meinen Augen gesehen, wie sehr die französischen Soldaten im siebenjährigen Kriege, besonders in den J. 1760., 1761. und 1762. die Forsten in der Nachbarschaft von Göttingen beraubten. Es spannten sich mehrere vor ganze Bäume, oder sie holten sie, in Splitter geschlagen, auf Handschlitten und in Degengehängen aus den Wäldern, und verkauften das Holz in der Stadt an Studenten und Bürger. Ich selbst habe von ihnen meine Holzconsumtion in einem Winter einzeln um ziemlich hohen Preis gekauft. Ich glaube gewiß, daß es von dieser Holzverwüstung herrührt, daß die Preise des Holzes in Göttingen anjetzt so excessiv gestiegen sind.

Eine siebente Ursache des Holzmangels besteht wohl unstreitig in dem zunehmenden Luxus, in den häufigen Diners und Soupers, wo zahlreiche Schüsseln und mancherlei Backwerk die Tafeln auf Kosten des Geldbeutels und der Forsten belasten. Der häufige Gebrauch des theuren Kaffees bei dem gemeinen Manne auf dem Lande und in den Städten, der, seines hohen Preises ungeachtet, leider immer allgemeiner wird, trägt auch das seinige reichlich dazu bei. Da muß Kaffee gebrannt, Wasser gekocht, und dann der Kaffee noch einmal am Feuer oder auf Kohlen gekocht werden, und das in manchen Haushaltungen zwei, drei und mehreremale des Tages. Es ist leicht einzusehen, daß dazu manches Stückchen trocknes Holz erfodert werde. Der häufige Gebrauch des Branteweins, der beim gemeinen Manne zum täglichen Bedürfniß geworden ist, vermehrt die Holzconsumtion unendlich.

In den vorigen Zeiten tranken unsere lieben Alten wohl mehr Bier, aber doch bei weitem nicht so viel Branteswein. Und was erfodern nicht die Brantweinbrennereien für eine schreckliche Menge Holz?

Eine dem Luxus untergeordnete Ursache der Holzverschwendung ist die in vielen Haushaltungen herrschende Unordnung, und die wenige Aufsicht auf das Gesinde, welches in der Küche

und

und zum Einheitzen gebraucht wird. Da wird das Feuer auf dem Heerde aus Faulheit und Bequemlichkeit immer brennend erhalten, sogar in allen Küchen des Nachts, um im Fall der Noth stets heißes Wasser zum Thee, zum Aufwaschen ꝛc. zu haben. Die Zimmer werden ohne alle Rücksicht der Witterung, ohne alle Vertheilungskraft so geheitzt, daß Thüren und Fenster aufgesperrt werden müssen. Man kann freilich nicht verlangen, daß die Einheitzer sich nach dem Thermometer richten. Aber ihr eigenes Gefühl sollte es ihnen doch sagen, ob es kalt oder warm, ob viel oder wenig Holz nöthig sey.

Ferner wird auch mit dem Holze nicht räthlich genug zu Werke gegangen. In manchen Haushaltungen wird es noch naß und frisch mit allem seinem Safte verbrannt. Das giebt kaum die Hälfte Hitze, die es trocken würde gegeben haben. Die Hitze geht, wie man zu sagen pflege, mit dem Rauch auf. Wir haben die Kunst noch nicht gelernt, den Rauch aufzufangen, oder den Rus zur Feuerung zu nutzen. Jeder wohlgeordnete Haushalt sollte billig ein ganzes Jahr vorher seinen Brennholzvorrath anschaffen, und in kurze Scheide gesägt, oder in Spliteen zerschlagen, an einem trockenen Orte aufbewahren. Ein Klafter dieses trocknen Holzes giebt gewiß mehr Feuer und Wärme, als zwei Klafter jenes grünen saftreichen Holzes.

Ueberhaupt scheint mir's, daß man in Niedersachsen nicht so sparsam mit dem Holze umzugehen weiß, als in andern Ländern, z. B. in Thüringen, wo man ohne Holz Brod bäckt und kocht, mit bloßem Stroh und Stoppeln, den trocknen Stängeln des Saflors u. dergl. sich behilft, und wobei sogenannte Rechensteppel als ein importantes Recht der armen Theilnehmer angesehen wird.

Wie manches Stück Holz, Brett, Latte, verdorbenes Nutzholz, Spähne u. dergl. sieht man bei uns liegen und faul werden, welche man in Gegenden, die arm an Holze sind, mit vieler Sorgfalt würde benutzen, und nutzen müssen. Wir sind an manchen Orten noch zu sehr verwöhnt durch den ehemaligen wahren oder eingebildeten Reichthum unserer Forsten, die wir für unerschöpflich hielten.

Es sey mir nunmehr erlaubt, daß ich außer den schon angegebenen Mitteln, dem Mangel des Holzes abzuhelfen, noch einige hinzufüge, die

A) entweder dazu dienen, das Brennmaterial zu vermehren, oder

B) die Consumtion desselben zu vermindern.

Zur Vermehrung des Brennmaterials gehört wohl unstreitig

a) eine Anpflanzung solches Holzes, welches geschwind wächst, und baldigen Nutzen gewährt.

Ich bin nicht Forstmann genug, und mag es nicht entscheiden, ob der unächte Akazienbaum frühern Nutzen giebt und ergiebiger ist, als das Nadel-

holz. Ich glaube indessen, daß die Berechnung, welche sich in dem vorigen Neujahrsgeschenk eines berühmten Wildungen findet, wornach dem Nadelholze um sehr überwiegender Vortheil vor dem Akazienbaum beigelegt wird, in Ansehung der Quantität des Holzes in einem angenommenen Zeitraume ihre völlige Richtigkeit habe. Mir wird mir jeder sachkundige Forstmann den Zweifel verzeihen, der sich mir gegen den allgemeinen Gebrauch des Nadelholzes zum Brennmaterial aufringt. Es ist ein leichtes Holz, und wird daher leicht von der Flamme verzehrt. Ueberdem vermehrt dessen Gebrauch den Aschenvorrath, und vermehrt dadurch die Gefahr des Feuers. Ich glaube, daß man bei dem Gebrauche des Nadelholzes vorsichtiger die Feuersgefahr im höchsten Grade. Ich bin überhaupt auch beim Holze der Meinung: Quod cito fit, cito perit.

Andere empfehlen zu geschwinderer Anziehung des Holzes den Pflanzstaat, die italienische Pappel und andere ausländische Hölzer mehr. Ich meines Theils bin an den jetzigen Oertern sehr für die Erle (niedersächs. Eller) überlasse es übrigens der Einsicht der Herren Forstbedienten, das zum schnellen Wachsthum schicklichste Holz zu wählen, so wie es jedem Boden angemessen ist, um dem excessiven Holzpreisen und dem zunehmenden Mangel in Zeiten abzuhelfen.

(Der Beschluß folgt.)

Beantwortung der im 22sten Stück des hannöv. Magazins gemachten Anfrage über die Vertreibung der Ameisen aus einem Altare.

Wenn sich Ameisen in einem Gebäude eingenistet haben, so muß man sie nicht zu vertreiben, sondern einzufangen und zu vertilgen suchen.

Mit Uebergehung der giftigen Mittel, bei deren Gebrauch man der Folgen wegen eine zu große Behutsamkeit anzuwenden hat, schlage ich dazu nachstehendes einfache, sichere und unschädliche Mittel vor:

Man nehme eine neue reine etwas flach gedrückte zwei Stübchensbouteille von mehr gar zu engem Halse, gieße darin, ohne daß der Hals der Bouteille inwendig davon benetzet wird, ein Viertelpfund gewöhnlichen Syrup. Die Bouteille muß sodann also umgedrehet werden, daß ihr ganzer Bauch von dem Syrup benetzt wird.

Alsdann suche man den Hauptgang der Ameisen auf, und stelle die Mündung der Bouteille liegend und die Erde und den Boden berühr-

rührend, in einer Entfernung von ein Paar Zoll davon.

Die Ameisen, welche den Syrup als eine angenehme Nahrung gleich wittern, nehmen ihren Weg durch den Hals des Gefäßes, und bleiben mit ihren Kopfzangen und bekrallten Füßen in dem Augenblicke, da sie genießen wollen, in dem zähen Syrup stecken.

Ihre Concitoyens folgen nach, laufen über die bereits festsitzenden weg, bis auch sie zum Genuß kommen, und bleiben, wie die erstern, ebenfalls stecken.

Auf diese Weise kann man in wenigen Tagen eine solche unbehörig constituirte Republik von Ameisen aufreiben und vertilgen.

Sollten auch einzelne uneingefangen übrig bleiben, so verschwinden solche doch bald nachher, und sterben wahrscheinlich vor Gram.

Denn sie scheinen mir durch stärkere Bande an ihre Verfassung geknüpft zu seyn, als die Individuen unsrer modischen Republiken.

Wäre die Anzahl der Ameisen jedoch so groß, daß der Raum der Bouteille nicht hinreichte, sie alle fest zu machen, so halte man einen Kessel mit siedendem Wasser halb gefüllt bereit, nehme die Bouteille auf, fülle solche zum vierten Theile mit kaltem Wasser an, schwenke solches in der Bouteille so lange herum, bis Ameisen und Syrup sich losgemacht haben, und schütte die ganze Masse in das siedende Wasser. Die Bouteille wird nachgehends noch weiter gereinigt, und auf die angezeigte Weise zum zweitenmale mit dem Syrup versehen.

Hannover. G. F. H.

Wie man die Schnecken fangen kann.

Eine gewisse Privatperson, welche ihren Blumengarten bestellte, steckte jeder Sorte Saamen gegenüber kleine Stöckchen mit Karten, worauf die Namen der Blumen geschrieben waren. Kurz darauf fand sie die Karten alle zerrissen; sie erneuerte sie wieder, sie hatten aber das nemliche Schicksal. Die Person gerieth auf den Einfall, daß der Leim vielleicht als Nahrung die Schnecken herbei zöge. Endlich fand sie gegen den Herbst wieder welche hinter den Karten. Dies Mittel ist sehr leicht anzustellen. Wenn der Leim die Schnecken herbei zieht, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie sich um ein unglasurtes Gefäß, das damit bestrichen würde, häufig versammeln würden. Es ist zu mühsam, diese schädlichen Thiere aus ihren Löchern und unter den Blättern hervorzusuchen, die eben beschriebene Lockspeise würde sie am hellen Tage herbei ziehn, da man sie dann leicht gänzlich verbannen könnte.

Hannöverisches Magazin.

84tes Stück.

Montag, den 21ten October 1799.

Gedanken

über die Ursachen des zunehmenden Holzmangels, und die Mittel, demselben abzuhelfen.

(Schluß.)

Es könnte aber auch

1) das Brennmaterial dadurch sehr vermehrt werden, wenn man sich mehrere Mühe gebe, Torf, fossiles Holz, das sich hin und wieder, als z. B. im sogenannten Hubenfelde bei Münden in der Erde findet, und besonders Steinkohlen aufzusuchen. Ich bin überzeugt, daß die Erde in unserm Lande hin und wieder solche Schätze verschließt. Spuren davon habe ich in meinen mineralischen Excursionen mannichmal gefunden. Unter andern fand ich auf dem Wepergebirge, im Amte Moringen, Alaunschiefer, der zwischen Kalksteintrümmern herdurch setzte. Ich vermuthete gleich, daß dieser Alaunschiefer auf Steinkohlen ruhe, fand auch bald nachher Spuren von Steinkohlen, und wie ich mich bei einem alten verständigen Manne erkundigte, der da bekannt war, erfuhr ich, daß man schon einmal auf Verfügung des Bergamts zu Clausthal daselbst auch Steinkohlen gebauet, und sie ganz brauchbar befunden habe. Weil man aber geglaubt, die Gewältigung des Wassers werde in der Folge zu kostbar seyn, so sey das Werk wieder aufgegeben, er glaube mit Unrecht, und vielleicht aus unlautern Nebenabsichten.

Ich muß es freilich den Sachverständigen überlassen, in wie fern die Kosten des Steinkohlenbrandes auf der Weper, ihren Nutzen übersteigen haben würden. So viel ist aber unstreitig gewiß, daß man bei dem jetzigen Holzmangel es sich schon etwas kosten lassen kann, um eine gute und brauchbare Steinkohle in großer Quantität zu gewinnen, und dadurch Holz zu ersparen. Für das herrschaftliche Salzwerk zu Sülbeck, dem das Holz immer kostbarer wird, würde es

von sehr großem Nutzen seyn. Ich habe Ursachen, zu glauben, daß die Weper, vielleicht auch die benachbarten Berge, die Steinkohlen in beträchtlicher Menge enthalten.

Es würden vielleicht manche Gutsbesitzer und andere sich Mühe geben, Steinkohlen in ihren Grundstücken aufzusuchen, wenn sich Sachverständige vorthun, oder von deren Daseyn die Ueberlieferung sie belehrt hat. Aber sie scheuen das furchtbare Regal, das sich, wie sie glauben, der von ihnen entdeckten Schätze bemächtigt, ihre Aecker und Forsten durchwühlt, und ihnen selbst das leere mit Schaden verknüpfte Nachsehen läßt.

Wollte man die Eingesessenen des Landes ermuntern, Steinkohlen aufzusuchen; so müßte man nach meiner geringen Einsicht, höhern Orts sie zuvor durch eine hinreichende Erklärung beruhigen, und ihnen den ungekränkten Nutzen der auf ihren Grundstücken entdeckten Steinkohlen versichern. Vielleicht würde bei solchem Forschen nach Steinkohlen noch manches andere nutzbare Mineral entdeckt.

b) Um die Holzconsumtion zu vermindern, wären zweckdienliche Verordnungen nöthig, dem in zahlreichen Schüsseln und Assietten sich zeigenden Luxus Schranken zu setzen, und besonders müßte darüber gehalten werden, daß kein nasses grünes Holz in den Städten zu Markte gebracht, oder sonst verkauft würde. Es müßte kein Holz außer Landes verfahren, und in den Haushaltungen die möglichste Ersparung eingeführt, und dazu Vorschriften gegeben werden, besonders zweckmäßige Vorschriften beim Bau. Da, wo Steine genug in der Nähe sind, müßte durchaus massiv gebauet werden. — Mögten doch die neuerlich so sehr empfohlnen Erdhäuser, die Pisearbeit, bei uns eingeführt werden können, und die Kürze unsers Sommers kein, wie ich fürchte, unübersteigliches Impediment seyn.

Aber für wohlfeilere holzsparende Oefen und Vorrichtungen auf den Feuerheerden müßte durchaus gesorgt werden. Die Eisenhütten müßten künftig keine andern, als solche holzsparende Oefen gießen. Es müßte verfügt werden, daß man die alten ehernen Oefen mit einem geringen unfühlbaren Verluste gegen jene holzsparende Oefen umsetzen könne. Die Maurer müßten verpflichtet werden, künftig keine andre, als solche holzsparende Oefen, welches sich auch auf die von Ziegelthon erstrecken müßte, zu setzen. Sie müßten die nöthige Anweisung und Instruction sowohl dazu, als zu nützlichen Vorrichtungen auf den Feuerheerden erhalten, die man in einigen Haushaltungen mit dem größten Nutzen eingeführt hat. Hierdurch würde, glaube ich, schon vieles erspart worden.

Daß die Anlegung der Gemeindebacköfen auf dem Lande, welche bei dem

dem täglichen Gebrauch nie recht kalt werden, mithin weniger Brennmaterial erfodern, ein kräftiges Mittel der Holzersparung sey, zieht jedermann zu. Man streitet nur für und gegen darüber, ob sie in andern Rücksichten thunlich sey. Man darf aber nur seine Augen auf das Braunschweig-Wolfenbüttelsche, einen Theil unsers Landes unter einer andern Regierung wenden. Dort befindet man sich bei den Gemeindebacköfen recht wohl. Diese Erfahrung widerlegt durch den Augenschein alle dagegen aufgestellten Zweifelgründe.

Dermalen wünschte ich — blos in Rücksicht des gegenwärtigen Objects — eine unbeschränkt erlaubte oder mit wenigen Accise beschwerte Einfuhr des ausländischen Brantweins, welche auch in mancher andern Hinsicht, die nicht hieher gehört, von Nutzen seyn würde.

Dieses sind die zufälligen Gedanken über einen so wichtigen Gegenstand, die ich der Beurtheilung einsichtsvoller Männer unterwerfe. Ich werde mich freuen, wenn auch nur eines der von mir vorgeschlagenen Mittel anwendbar und wirksam befunden wird.

Wikkershausen,
im Monat März 1798.

J. A. Weppen.
Mitglied der königl. und churfürst. Landwirthsch. Gesellsch. zu Zelle, wie auch der physical. Gesellsch. zu Jena Mitgl. und Corresp.

Ueber magnetische Granitfelsen des Harzes.

Eine Nachricht an Naturforscher.

Von einem der beiden schönen, auf dem Harze nahe bei einander gelegenen, pyramidalischen Granitfelsen, die Schnarcher genannt, ist es bereits seit einiger Zeit bekannt, daß sich am Fuße desselben eine Stelle befindet, wo die Magnetnadel von ihrer Richtung abweicht. Der erste Beobachter dieser merkwürdigen Eigenschaft soll der Herr Salinen-Inspector von Leyser in Halle seyn. Der Hr. Major von Zach in Gotha hat die Stelle, wo sie sich äussert, mit seinem Namen und einer Magnetnadel bezeichnet. — Bei Gelegenheit einer kleinen, in Gesellschaft mehrerer unternommenen, Harzreise untersuchte ich, in Begleitung des Hrn. Forstamtsauditors Bevensbach, am 18ten Aug. d. J. diese Stelle mit einem sehr sensiblen englischen Taschencompaß, und fand, daß das nördliche Ende der Nadel, wenn es nahe an der bezeichneten Stelle gehalten wurde, allerdings, etwa 15 — 18° von seiner Richtung westlich abwich.

An andern benachbarten Stellen zeigte die Nadel Norden ganz richtig. An der östlichen Seite des Felsens kann man, obgleich mit Gefahr des Herabstürzens, auf die Spitze desselben kommen; und, um die Aussicht zu genießen, kletterte ich hinauf. Was ich suchte, fand ich zwar nicht; — dagegen entdeckte ich an einem Granitblocke eine solche starke Polarität, daß ich hinreichend für meine Mühe und getäuschte Hoffnung entschädiget wurde. — Die Spitze dieses Felsens wird nemlich von drei großen horizontal auf einander liegenden Granitblöcken, aus dergleichen die Schnarcher überhaupt zusammengesetzt zu seyn scheinen, gebildet. Wenn man an der östlichen Seite dieser Blöcke steht, und die Nadel an sie heran beweget; so weicht sie schon in einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ — 2 Fuß westlich von ihrer Richtung ab; und bringt man sie dem mittelsten Block ganz nahe, so wird das nördliche Ende der Nadel von Norden durch Westen nach Süden gegen den Block, und das südliche Ende der Nadel völlig nach Norden gekehrt. Die Abweichung der Nadel beträgt diesfalls also einen halben Kreiß; und da das südliche Ende der Nadel abgestoßen, das nördliche hingegen angezogen wird; so sieht man, daß der Granitblock hier südliche Polarität haben muß. Diese Polarität zeigt sich auch an den andern beiden Granitblöcken, aber nicht so stark, wie an dem mittelsten, und an diesem ist der stärkste Wirkungskreis auch nur etwa von $\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser. Andere, unterhalb diesen liegende Blöcke zeigen gar keine magnetische Eigenschaft. Durch die Entwickelung einer so beträchtlichen Polarität, ist uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, Einheit in den magnetischen Erscheinungen am Schnarcher gebracht: — der ganze Granitfelsen ist zu einem ungeheuren Magnet mit Nord- und Südpol geworden, von denen der erstere westlich am Fuße, letzterer hingegen östlich an der Spitze in einer Diagonallinie durch die pyramidalischen Felsen befindlich ist. An der nördlichen und südlichen Seite liegen lauter Indifferenzpuncte. — Diese bisher erzählten Erscheinungen hat der Hr. Forstamtsauditor Berensbach sämtlich gesehen, und wie ich es dankbar bekennen muß, mit mancher guten Idee erläutert.

Da ich dermalen diesen Beobachtungen nicht längere Zeit widmen konnte, doch aber manche Idee über die Ursachen der magnetischen Erscheinungen am Granitfelsen in mir rege geworden war; so entschloß ich mich einige Tage darauf, mehrere isolirte Granitfelsen des Harzes mit der Magnetnadel zu untersuchen, und wählte hiezu den Ilsenstein, die hohe Klippe; und den andern bisher noch nicht untersuchten Schnarcher.

Der Ilsenstein liegt bei Ilsenburg in der Grafschaft Wernigerode, 3 Stun-

Stunden von der Spitze des Brokkens, und ist unstreitig einer der schönsten und lehrreichsten Granitfelsen des Harzes. Der Granit ist, wenigstens an der Spitze, nicht mehr recht derbe und fest; — er zeigt sich im Bruche von einer gelblichen Farbe, welche das erste Zeichen der beginnenden Auflösung und Trennung der Bestandtheile zu syn pflegt. Die Spitze bildet ein grösser kegelförmig abgestumpfter Granitblock. Hier hat bereits vor einigen Jahren der gräflich Wernigerödische Hüttenin[illegible]ecter Kiß auf Veranlassung und in Begleitung des Hrn. Majors von Zach in Gotha eine Polarität entdeckt; und ersterer war so gütig, mir diese Stelle zeigen zu lassen. Sie liegt auf der östlichen Seite des gedachten kegelförmigen Granitblocks, beinahe an der Spitze in einem Kreise von etwa 1 Fuß im Durchmesser. Im Mittelpuncte dieses Kreises ist die Wirkung am stärksten. Die Nadel wird hier auf dieselbe Weise, wie bei dem Schnarcher, aus ihrer Richtung gezogen. Das nördliche Ende richtet sich nach dem Felsen und das südliche nach Norden. Eine gleiche (südliche) Polarität findet sich an der ganzen östlichen Seite des pyramidalischen Granitblocks, nur in immer abnehmenden Graden, so wie man sich von der Spitze entfernt; und selbst hier ist sie nicht so wirksam, wie bei dem Schnarcher, denn man muß die Nadel wohl auf $\frac{1}{2}$ Fuß dem Felsen nähern, wenn die Abweichung sehr merklich werden soll. Auf der gegenüber liegenden westlichen Seite, in einer künstlichen etwa einer guten Hand breiten Kluft, findet man die entgegengesetzte nördliche Polarität, indessen nicht so wirksam, wie die erstere; — alle andern hier herum befindlichen Stellen dagegen sind Indifferenzpuncte, oder zeigen doch nur eine schwache magnetische Kraft. Die Linie, in welcher beide Pole liegen, scheint also nur schräg durch das obere Ende des Felsens zulaufen, und nicht, wie bei den Schnarchern, von der Spitze bis zum Fuße.

Die hohen Klippen liegen ebenfalls in der Grafschaft Wernigerode und in der Nähe des Brockens, in einer Reihe auf dem Rücken eines Berges. Jede Klippe ist von der andern abgesondert, und besteht eigentlich aus einem Haufen ungeheurer auf einander gethürmter einzelner Granitblöcke, welche so wenig mit einander verbunden, und so genau auf einander balancirt zu syn scheinen, daß man glauben sollte, es bedürfe nur eines Stoßes, um sie eben so, wie tausend andere da herum liegende Blöcke aus einander zu werfen. Um ihre magnetische Eigenschaft zu untersuchen, ist wohl niemand vor mir nach ihnen hinauf geklettert; zwei derselben habe ich indessen bestiegen, und auf allen beiden eine sehr beträchtliche Polarität gefunden. Die erste, die ich besuchte, war, ihrer Lage nach, die höchste, zum Gipfel derselben kann man

man aber nicht, ohne große Gefahr, ein Bein zu zerbrechen, kommen. An ihrer östlichen Seite befindet sich indessen eine Reihe auf einander liegender Granitblöcke, welche eine ziemlich hervorragende Spitze bilden. An dieser machte ich meine Beobachtungen, und fand an der westlichen Seite eine starke, schon in einer Entfernung von 1 Fuß merklich wirkende nördliche Polarität, und an der gegenüber stehenden östlichen Seite eine noch größere südliche, so, daß der entgegengesetzte ungleichnamige Pol der Nadel dem Pole des Felsens jedesmal völlig zugekehrt war. Diese Felsenspitze ist nur an der westlichen Seite zugänglich; und obgleich an dieser Seite die nördliche Polarität ziemlich weit verbreitet ist, so findet sich doch auch hier nur eine nicht sehr große Stelle, wo der Pol eigentlich zu liegen scheint. Diese Stelle habe ich bezeichnet. An der südlichen Seite des Granitblocks befinden sich lauter Indifferenzpuncte.

Die andere von mir bestiegene Klippe, welche zwar von minderer Höhe, aber bis zu ihrer Spitze zugänglich ist, zeigte dieselben Erscheinungen wie die vorige, nur in einem noch beträchtlicherem Grade. Hier lag die wirksamste Stelle an einer scharfen Kante; und ich habe sie ebenfalls mit einer Magnetnadel bezeichnet. Es verdient noch angeführt zu werden, daß der Granit der hohen Klippen bei weitem derber ist, als der des Ilsensteins.

Nunmehr ging ich wiederum nach den beiden Schnarchern, in der Absicht, auch an dem andern bisher nicht untersuchten, welchen ich mit Nr. 2. bezeichnen will, Beobachtungen anzustellen, und die vorigen Beobachtungen an dem erstern (Nr. 1.) fortzusetzen. Es ist ohne Leitern nicht möglich, auf Nr. 2. hinauf zu kommen; ich mußte mich daher begnügen, mit meinen Versuchen am Fuße desselben zu bleiben. Hier fand ich nun, was ich nach den vorigen Beobachtungen schon im Voraus erwartete, an zwei entgegengesetzten Stellen eine sehr beträchtliche Polarität. Der Südpol lag an der nordöstlichen Seite und zeigte sich an der Spitze eines beträchtlich hervorragenden Granitblockes vorzüglich stark. Das nördliche Ende der Nadel ward in einer Entfernung von einem halben Fuß mit ausserordentlicher Schnelligkeit herumgerissen, und der Felsenspitze zugekehrt. Auf der westlichen Seite fand sich der Nordpol, aber bei weitem nicht so wirksam, als der erstere, und auch nur an ein Paar Granitblöcken merklich. Sowohl den Nord- als Südpol habe ich bezeichnet. Viele andre Granitblöcke, welche ich am Fuße an allen Seiten untersuchte, äusserten keine Wirksamkeit auf die Nadel. Nun stieg ich noch einmal auf den Gipfel des Schnarchers Nr. 1. und entdeckte daselbst bei weiterer Untersuchung eine merkwürdige Anomalie in den magnetischen Erscheinungen.

Man

Man erinnere sich hier, was ich vorhin von diesem Felsen gesagt habe. Etwa in der Mitte des mittelsten Blocks lag nemlich der Südpol und war bereits in einer Entfernung von zwei Fuß wirksam. Die beiden Enden dieses Blocks hatte ich bei der ersten Besteigung nicht untersucht. Jetzt fand ich, daß sie beide nördliche Polarität, und zwar so stark zeigten, daß das südliche Ende der Nadel in der Entfernung von etwa einem halben Faß ordentlich in eine schwingende Bewegung gerieth, wie es der Fall bei einer starken Anziehung zu seyn pflegt. An einem und demselben Granitblocke befinden sich also, und zwar an einer Seite beide Pole, so, daß der Südpol in der Mitte von den beiden Nordpolen an den Enden eingeschlossen wird. Es ist vergnügend zu sehen, wie schnell die Nadel, wenn man sie von einem Ende bis nach dem andern vor alle drei Pole vorbeiführt, aus einer Lage in die andere gerissen wird. Der Granit der beiden Schnarcher ist derber, wie der der vorhin genannten Felsen; — der Stahl sprühte beim Einhauen der Zeichen eine Menge Funken von sich.

Ich will mich hier nicht in Meinungen über die Ursachen der erzählten Erscheinungen einlassen; vielmehr es größeren Naturkennern überlassen, sie mit dem, was wir bereits von der magnetischen Kraft und von magnetischen Gebirgsarten wissen, wissenschaftlich zu vereinigen. Dagegen aber will ich auf einige Resultate meiner in 4 Granitfelsen des Harzes angestellten Beobachtungen und Versuche aufmerksam machen; — diese verbunden mit denen der Herren von Humboldt und Charpentier, könnten alsdann vielleicht dazu beitragen, den Schleier, den die Natur über diesen Gegenstand noch geworfen hat, etwas zu heben:

1) Die sämtlichen von mir untersuchten Granitfelsen liegen um den Brocken, in einer Entfernung von etwa drei Stunden, herum.

2) Bei allen liegt auf der östlichen Seite der Südpol, auf der westlichen der Nordpol.

3) Der Südpol ist bei den meisten viel schärfer bestimmt, und kräftiger als der Nordpol; dabei nimt aber doch der Südpol eine größere Fläche ein.

4) Wo sich Polarität zeigt, ist sie an den hervorragenden Ecken und Kanten der Granitblöcke gewöhnlich am stärksten, aber nicht immer. Auch scheint sie mit der Festigkeit des Granits im Verhältniß zu stehen.

5) Die Linie, in welcher beide Pole liegen, hat ein sehr verschiedenes Streichen; bald läuft sie von der Spitze bis zum Fuße, bald nicht; — an der Spitze

des

des Felsens findet sich aber immer Polarität.

6) Der Granitblöcke, welche keine Wirksamkeit auf die Nadel äussern, oder der Indiffirenzpunkte, sind an einer Klippe bei weitem mehrere, als der wirksamen. Dieser finden sich gewöhnlich nur einige; — der Oberfläche der Granitblöcke oder eingemischtem magnetischen Eisen scheint also wohl gar die Ursache der magnetischen Erscheinungen zugeschrieben werden zu können. Eisenfeilspähne haften nicht im mindesten auf den stärksten Stellen.

7) Die Granitfelsen scheinen das im Großen zu seyn, was aufgerichtete eiserne unmagnetische Stäbe im Kleinen sind: beide werden nemlich magnetisch. —

In Hinsicht nachfolgender Untersuchungen will ich nur noch bemerken, daß man, wie ich glaube, sehr genau unter den magnetischen Eigenschaften ganzer Felsen, und denen, einzelner abgeschlagener Gebirgsarten, unterschriden muß. So viel mir es meine Geschäfte erlauben, werde ich, als ein Bewohner des Harzes, weitere Beobachtungen anstellen, und diese, wenn sie es verdienen, im hannöverischen Magazin bekannt machen.

Angenehm würde es mir seyn, wenn die gegenwärtigen dazu beitragen sollten, kundige Reisende zu bewegen, unserm Harz, der für den Naturforscher, den Freund des Schönen und Erhabenen, und den Technologen so manchen Gegenstand in sich fasst, ihre Gegenwart und Aufmerksamkeit länger zu schenken, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt. Gebürgsgegenden, zumal wenn sie, wie gewissermaaßen der Harz, ein für sich bestehendes Ganze ausmachen, bieten dem Verstande und der Imagination von allen Seiten reichliche Nahrung an; — und es heißt den Harz überflogen, nicht bereiset, wenn man, wie viele Reisende, in Osterode das Frühstück, in Clausthal das Mittagsmahl, und in Goslar das Abendessen nimt. —

Clausthal,
am 29ten August 1799.

J. K. Wächter.

Hannöverisches Magazin.

85tes Stück.

Freitag, den 25ten October 1799.

Verzeichniß der Lectionen,

die auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld von Michaelis 1799. bis Ostern 1800. gehalten werden sollen.

Die auf gnädigsten Befehl der Erlauchten Königlichen Landes-Regierung von Zeit zu Zeit anzustellende Visitation des Pädagogii ist vom Hrn. Hofrath Heyne, als Aufseher der Anstalt, für dieses Jahr im Monate Julius auf gewöhnliche Weise vorgenommen worden. Da mit der Visitation jedesmal eine der zwei jährlichen öffentlichen Prüfungen der Scholaren verbunden ist; so haben wir auch diesmal das Vergnügen gehabt, daß Sieben unserer Zöglinge bei dieser Prüfung sich so gezeigt haben, daß ihnen vom Herrn Hofrath Heyne, im Namen der Königlichen Regierung, Prämien an guten Büchern, als Zeichen der Zufriedenheit mit ihrem Fleiße und übrigen Betragen, zuerkannt werden konnten. Drei dieser Scholaren sind seitdem vom Pädagogio zur Landesakademie abgegangen, und wir hoffen, daß sowohl diesen, als auch denen, die ihr Studiren noch eine Zeitlang hier fortsetzen werden, so wie allen übrigen, die Aufmerksamkeit, welche dem Fleiße und guten Verhalten unserer Untergebenen bezeigt wird, zu einer großen Ermunterung für die Zukunft dienen werde; und wir selbst fühlen uns dadurch, und durch die dem Pädagogio zugesicherte fernere Gnade unserer Hohen Obern sehr ermuntert, mit Eifer und Vergnügen in unserm Berufe zu arbeiten.

Mit solchen Gesinnungen zeigen wir nun die verschiedenen Lectionen an, durch die wir im bevorstehenden Winter unsern Untergebenen nützlich zu werden hoffen.

1. Sprachlectionen.

Die latein. Sprache wird in drei verschiedenen Classen, in welche der ganze Cötus vertheilt ist, gelehrt.

Der untern oder Vorbereitungs-Classe sind wöchentlich dreizehn lateinische Lehrstunden gewidmet. Sie wird nemlich vom Rector Pätz in einer eigenen Vorbereitungs-Lection mit den Grundsätzen der Sprache bekannt gemacht: Montags und Donnerstags von 3 — 4, mit welcher noch drei öffentliche Lehrstunden in genauer Verbindung stehen, indem am Dienstage und Freitage von 5 bis 6 ein leichter Auctor, diesmal ferner Aurelius Victor, und zwar dessen Epitome, mit beständiger Beziehung auf den Fundamental-Unterricht, erklärt, und am Freitage von 8 — 9 Uebung im Lateinschreiben angestellt wird.

Ausserdem wird diese Classe noch von zwei Collaboratoren in acht Stunden wöchentlich in der lateinischen Sprache unterwiesen.

Der Collaborator Müller erklärt ihr ferner den Justinus, Montags und Donnerstags von 9 — 10, Mittwochs und Sonnabends von 10 bis 11, und der Candidat Knopf, der die Stelle eines durch Krankheit verhinderten Collaborators vertritt, setzt die schon angefangene Erklärung des Eutropius fort, am Dienstage und Sonnabend von 8 — 9, und am Donnerstage von 10 — 11, und unterrichtet und übt sie zugleich Mittwochs von 8 — 9 in der lateinischen Prosodie.

Der mittlern Classe, welche wöchentlich in eilf lateinischen Lehrstunden unterwiesen wird, erklärt der Rector ferner einige ausgesuchte Reden des Cicero's am Montage und Donnerstage von 9 — 10, Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11. Diese Lection ist statarisch, und in Verbindung mit ihr stehet eine andere am Dienstage von 8 — 9, in welchen Uebungen im Lateinschreiben, sowohl durch Reversiren, als auch durch eigene Aufgaben angestellt werden.

Der Collaborator Müller setzt die Erklärung der ersten Decade des Livius fort, Dienstags und Freitags von 5 — 6, und unter seiner Anleitung werden am Freitage von 8 bis 9 lateinische sogenannte Exercitien gefertigt, die der Lehrer schriftlich verbessert und öffentlich beurtheilt.

Einen lateinischen Dichter erklärt ihr der Conrector Brohm. Auf die bisher gelesenen Verwandlungen des Ovid folgt nun wieder Virgil's Aeneide, die zwar nur in Auszügen, aber doch mit genauer Darstellung des Ganzen, gelesen wird: Montags und Donnerstags von 4 — 5 und Mittwochs von 8 — 9.

Für die oberste Classe sind neun lateinische Lectionsstunden bestimmt. Ihr erklärt der Candidat Knopf die beiden letzten Bücher des Cicero von

den

den Pflichten, am Montage und Donnerstage von 9 — 10 und am Freitage von 10 — 11. Am Dienstage von 10 — 11 werden lateinische Ausarbeitungen der Zuhörer, die theils über selbst gewählte, theils aufgegebene Materien gefertigt werden, nebst den von andern darüber geschriebenen Censuren, in Rücksicht auf Gedanken und Sprache beurtheilt und verbessert, wobei auch Uebung im Lateinsprechen Statt findet.

Der Conrector lieset mit dieser Ordnung, in einer mehr cursorischen Lection, ferner die im vorigen halben Jahre angefangene zweite Decade des Livius, am Dienstage und Freitage von 5 — 6, und

der Rector fährt in der Erklärung von Lucan's Pharsalia fort: Montags und Donnerstags von 4 — 5, und Mittwochs von 8 — 9. Nachdem bisher die zwei ersten Bücher ganz gelesen worden sind, wird er das Uebrige des Gedichtes Auszugsweise erklären, von den überschlagenen Stellen aber den Inhalt anzeigen, um eine Uebersicht des Ganzen zu geben; auch werden bei der Erklärung die Zuhörer im Lateinreden geübt.

Diejenigen Scholaren, welche die griechische Sprache nicht lernen, lesen unter des Rectors Anleitung die von Döring edirten Eclogas veterum poëtarum latinorum, die im vorigen halben Jahre angefangen wurden: Montags und Donnerstags von 5 — 6.

In ausserordentlichen Privatstunden erklärt der Rector ferner künftigen Juristen den Text der Institutionen, und denen, welche Medicin studiren wollen, den Celsus. Auch von den übrigen Lehrern der lateinischen Sprache wird, nach Erforderniß der Umstände und den Bedürfnissen der Scholaren noch besonderer Unterricht in dieser Sprache gegeben.

In Ansehung der griechischen Sprache sind vier abgesonderte Classen.

Die unterste unterweiset der Collaborator Müller in den Elementen der Sprache, und braucht dabei zum Lesen die Heinzelmannische Sammlung kleiner Aufsätze: Montags und Donnerstags von 5 — 6, Dienstags und Freitags von 2 — 3.

Der zweiten Classe wird der Candidat Knopf die Auszüge aus Diodor im zweiten Theile der von Stroth herausgegebnen Aegyptiacorum zu erklären fortfahren: Montags und Donnerstags von 5 — 6, Dienstags und Freitags von 4 — 5. In eben diesen Stunden lieset der Conrector mit der ersten Ordnung Xenophons kleine Schriften: das Symposium u. s. w. nach der Beckischen Ausgabe; und einigen aus dieser Classe, die eine Selecte ausmachen, wird eben der-

selbe einige Tragödien erklären: am Dienstage und Freitage von 11 — 12.

In der hebräischen Sprache unterrichtet der Collaborator Müller. Für sie sind gewöhnlich zwei Stunden, am Montage und Donnerstage von 10 bis 12 ausgesetzt, in welchen die Anfangsgründe nach Diederichs Grammatik gelehrt, und dabei leichte Stellen aus einem historischen Buche des A. T. gelesen werden.

Der Unterricht in der deutschen Sprache, nebst hinlänglicher Uebung in derselben, wird in zwei Classen besorgt. Die untere wird theoretisch nach Adelungs Sprachlehre vom Subconrector Grotefend — die obere aber in der Rhetorik, nach Eschenburg's Theorie vom Conrector unterwiesen, beides Dienstags und Freitags von 10 — 11. In beiden Lectionen werden die Untergebenen, nach dem ihnen ertheilten theoretischen Unterrichte vorzüglich in Verfertigung deutscher Aufsätze von mancherlei Art geübt, die zugleich mit den, von Scholaren darüber schriftlich abgefaßten Censuren von den Lehrern verbessert und öffentlich beurtheilt werden. Die Uebung der obersten lateinischen Ordnung in größern Aufsätzen ist mit der logischen Lection verbunden.

Die unter den drei obern Lehrern halbjährig abwechselnde Nachmittagslection, Mittwochs und Sonnabends von 4 — 5 Uhr gleichfalls für die deutsche Sprache bestimmt. Der Subconrector, der sie diesmal zu halten hat, wird in denselben Neubrecks Gedichte: die Gesundbrunnen lesen lassen und erklären.

Die französische Sprache hat ihren eignen Lehrer, den Lector Schulenburg, und die sämtlichen Scholaren werden in fünf verschiedenen Classen von ihm unterwiesen.

Die fünfte oder unterste Classe wird in den Anfangsgründen der Sprache unterrichtet, zu deren Anwendung leichte Erzählungen gelesen werden: Dienstags und Freitags von 6 — 7.

Mit der vierten Classe wird die französische Uebersetzung des Campischen Robinson gelesen: sie macht davon deutsche Uebersetzungen und fängt an, auch aus dem Deutschen ins Französische zu übersetzen: Montags und Donnerstags von 6 — 7.

Die dritte lieset den zum Gebrauche der Schulen herausgegebenen Auszug aus Anacharsis Reisen, und fertigt französische Exercitien: Montags und Donnerstags von 11 — 12.

Die zweite Classe lieset ferner die Fabeln des Lafontaine, welche nach vorhergegangener Erklärung französisch von den Scholaren erzählt werden. Auch fertigt sie schriftliche Aufsätze und wird im Sprechen geübt, Dienstags und Freitags von 11 — 12.

Der

Der ersten Classe wird die Henriade von Voltaire genau erklärt, und dabei, so wie auch bei der Beurtheilung ihrer französischen Aufsätze, die Uebung im Sprechen fortgesetzt: am Mittwochen und Sonnabend von 11 bis 12.

Ausserdem wird der Lector auch die freiwilligen Ausarbeitungen selber Scholaren gern durchsehen und verbessern; in Privatstunden aber denen, die noch besondern Unterricht bedürfen, oder mehr Uebung im Schreiben und Sprechen wünschen, in beiden behülflich seyn.

Die englische und italiänische Sprache wird blos privatissime gelehrt; jene vom Conrector und Subconrector, diese aber allein vom Conrector. Von beiden Lehrern werden die zu lesende Bücher den Kenntnissen der Scholaren gemäß bestimmt, und mit dem Lesen zugleich Uebungen im Schreiben verbunden.

2. Wissenschaftliche Lectionen.

Die christliche Glaubenslehre trägt der Rector nach Griesbachs Anleitung zum Studium der populären Dogmatik vor: Montags und Donnerstags von 8 — 9.

Eben derselbe wird, statt der im Sommer gehaltenen encyclopädischen Lection, nach dem im Studienplane festgesetzten Wechsel, die griechische Litteratur vortragen, und die Zuhörer vornemlich mit der Folge der griechischen Classiker bekannt machen: Dienstags und Freitags von 2 — 3.

Den im vorigen halben Jahre angefangenen Unterricht in der alten Geographie setzt der Candidat Knopf fort, und wird ihn im bevorstehenden Winter endigen: Montags und Donnerstags von 3 — 4. Zuhörer sind die Mitglieder der beiden obern lateinischen Classen.

Die neue Geographie lehren der Subconrector und der Collaborator Müller in zwei verschiedenen Classen, nach Fabri's Handbuche: am Dienstage und Freitage von 9 — 10. Der Subconrector wird mit der obern Classe Asien, Afrika und Amerika durchgehen; der Collaborator Müller aber mit der untern Afrika, Amerika und Südindien.

Eine Zeitungslection hält der obern geographischen Classe der Subconrector, und der untern der Candidat, Knopf, am Montage von 10 — 11.

Den Unterricht in der allgemeinen Weltgeschichte fängt der Conrector nach dem Schröckh'schen Lehrbuche von neuem an. Der ersten Classe wird er in diesem halben Jahre die alte Geschichte von den ältesten Zeiten an bis zur Erbauung Roms, am Dienstage und Freitage von 3 — 4; der zweiten Ordnung aber die neue Geschichte von den Völkerwanderungen an bis zu den Kreuzzügen, Mittwochs

wochs und Sonnabends von 9 — 10 vortragen.

In der reinen Mathematik unterrichtet der Subconrector sämtliche in zwei Classen vertheilte Scholaren, und braucht dabei Klügels Anfangsgründe der Arithmetik und Geometrie zum Leitfaden. Beide Classen werden diesmal, jede nach ihren Verhältnissen, mit der Geometrie beschäftigt: die untere am Dienstage und Freitage von 3 — 4: die obere aber Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10.

Die Naturgeschichte trägt gleichfalls der Subconrector beiden obern lateinischen Classen vor. Er wird besonders die Thiergeschichte, nach der Ordnung im Blumenbachschen Handbuche vornehmen: Donnerstags von 10 — 11, und Sonnabends von 8 — 9.

Eben derselbe unterrichtet in der Physik die oberste lateinische Ordnung nach Nicolai's Abrisse, am Dienstage und Freitage von 8 — 9. Die nöthigen Versuche werden in einer besondern Abendstunde gemacht.

Der obersten lateinischen Classe endlich hält der Subconrector eine Lection über die Logik, wobei Jacobs Grundriß der allgemeinen Logik zum Grunde gelegt wird, Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11. Mit dieser Lection ist zugleich Uebung in großen deutschen Aufsätzen oder Abhandlungen verbunden.

Mittwochs von 1 — 3 wird von den Lehrern und Collaboratoren abwechselnd im Bibliothekzimmer ein Conversatorium gehalten; auch übt jeder derselben eine ihm zugetheilte Anzahl von Scholaren wöchentlich einmal im Declamiren.

Im praktischen Rechnen wird die erste arithmetische Classe, zu der diejenigen Scholaren mit gehören, welche die griechische Sprache nicht lernen, vom Subconrector — die zweite aber vom Cantor Kandelhart geübt: Dienstags und Freitags von 4 — 5.

In der Calligraphie und Rechtschreibung unterweiset der Cantor die untere lateinische Classe, am Montage und Donnerstage von 4 — 5.

Im Zeichnen und Malen giebt der Zeichenmeister Wiegleb Unterricht.

Unterweisung in der Musik ertheilen drei dazu angestellte Maitres: der Organist Zimmermann im Clavierspielen, der Musikus Meyer auf der Geige, Flöte, Clarinette u. s. w. und der Cantor Kandelhart auf der Harfe und in Vocalmusik. Von diesen Musiklehrern wird Dienstags und Freitags nach Tische ein Collegium Musikum gehalten, die Scholaren im Zusammenspielen zu üben.

Der Musikus Meyer, der zugleich Tanzmeister ist, giebt im Tanzen den nöthigen Unterricht.

Vom

Vom Spargel.

Der Spargel gehört zu den angenehmen Frühlingsfrüchten, die uns unsere Gärten liefern. Der Genuß desselben ist nicht allein angenehm, sondern auch gesund, und wird von manchen Aerzten als eine vortheilhafte Speise, wenn man mit fieberhaften Zufällen geplagt wird, angepriesen. Schon mehr als einmal ist des Spargels in verschiedenen öffentlichen Blättern gedacht worden, und sowohl von der Anpflanzung dieses Gewächses, als auch von der Methode, alte Spargelbeete zu verjüngen, Nachricht gegeben. Von dem verschiedenen Geschmacke dieses Gewächses aber ist, so viel ich weiß, noch nichts bemerkt worden. Indessen ist es doch gewiß, daß nicht aller Spargel, wenn er zu Tische kommt, gleich wohlschmekkend ist.

Man sucht darin etwas Besondres, daß man sehr dicken Spargel ziehen kann, welcher, wenn er gestochen wird, ein prächtiges Ansehen hat. Man treibt sie durch vielen Dung und untergemengte Lohe, wodurch die Stangen sehr stark werden. Allein dieser so getriebene Spargel hat nie den angenehmen Geschmack, welchen man bei anderm findet, bei welchem die Natur mehr, und die Kunst weniger thut. Das Erdreich verändert auch den Geschmack, und je lockerer die Erde ist, welche die Pflanzen bedeckt, desto milder ist der Geschmack. Auch die Zeit hat hier einen Einfluß. Je näher man der Mitte des Junius kömmt, desto schlechter wird der Geschmack; und ein Spargel, der sogleich, wie er gestochen ist, zum Feuer und zu Tische kömmt, hat einen Vorzug vor demjenigen, der abgestochen ist und einen oder ein Paar Tage aufbewahrt wird, ehe er seine Bestimmung erreicht.

Alle diese Veränderungen des Geschmacks haben in Umständen ihren Grund, welche dem Spargel selbst nicht beigemessen werden können. Ausserdem aber findet sich noch ein Unterschied, welcher eigentlich in der Spargelpflanze selbst liegt. Man sticht den Spargel von einem und eben demselben Beete; die Zeit ist eben dieselbe; die Stangen werden zugleich gestochen, zum Feuer und zu Tische gebracht. Wenn man sie aber einzeln und nach einander ißt, so kommen Stangen vor, welche sich durch den Geschmack von den andern unterscheiden.

Der Grund hievon liegt in dem Unterschiede der Pflanzen, welcher aber nicht eher erkannt werden kann, als bis die Pflanze ausgewachsen ist, nemlich im dritten oder vierten Jahre. Gewöhnlich pflanzet man den Saamen, aus welchem man die Pflanzen zieht,

zieht, und sie hernach auf die Beete verpflanzt; oder man sticht auch den Saamen sogleich auf die Beete, welche man zu Spargelbeeten bestimmt hat. An diesen Pflanzen kann man keinen Unterschied bemerken. Der Erfolg aber zeigt, daß die erzogenen Pflanzen nicht von einer Art sind. Sie lassen sich füglich in Männliche und Weibliche eintheilen.

Wenn man in der Mitte des Junius aufhört den Spargel zu stechen, so wachsen die Stangen in die Höhe, und das Spargelbeet wird ein Wald im Kleinen. Stellt man nun gleichsam Musterung an, so findet man aufgeschossene Stangen, welche viele Blumen tragen, die als kleine Klokken an den Zweigen hängen, und andere Stangen, an welchen sich die rothen Beeren zeigen, in welchen der Saame enthalten ist. Blumen und Saame findet sich nie an einer und eben derselben Stange, sondern jedes hat seine eigene Wurzel.

Auf einem Beete, wo man in einem Jahre lauter Stangen findet, welche Blumen haben, die männlich sind, wird im folgenden Jahre nie eine Stange mit rothen Beeren hervorkommen, sondern männlich und weiblich bleibt immer verschieden. So verschieden ist aber auch der Geschmack. Die männlichen schmecken milder und angenehmer, als die weiblichen, und wenn beide unter einander zu Tische kommen, lassen sich die weiblichen durch einen abweichenden Geschmack gar leicht unterscheiden.

Ich habe in meinem Garten zwei ziemlich alte Spargelbeete neben einander. Auf dem einen sind Pflanzen männlichen Geschlechts, welche Blumen tragen, aber keine Beeren oder Saamen. Auf dem andern sind mehrere Pflanzen von der letztern Art. Schon lange habe ich es bemerkt, daß der Geschmack von den Beeten nicht einerlei sey, und deswegen habe ich in mehreren Jahren genau auf das erste Beet Acht gegeben, und Saamen erwartet, in der Meinung, daß ich mit diesem als wohlschmeckenden Spargel, mir ein neues Beet anlegen wollte. Niemals hat sich aber auf diesem Beete eine einzige Stange gezeigt, welche Beeren oder Saamen gebracht hätte.

Vielleicht ist dieses eine noch bisher nicht bemerkte Entdeckung, daß es zweierlei Geschlechter des Spargels giebt, welche am Geschmack verschieden sind.

Hannöverisches Magazin.

86tes Stück.

Montag, den 28ten October 1799.

Einige Bemerkungen über Verbesserung und Kultur des Heidebodens und der Torfmöhre *).

Von Herrn K. Woltmann.

Jedem Leser dieser Blätter ist die gemeine Heide (Erica vulgaris) bekannt, welche ausgedehnte Fluren im nördlichen Deutschlande, insonderheit in den Herzogthümern Lüneburg, Bremen, Verden, Oldenburg, Holstein ꝛc. bedeckt. Es ist nicht weniger bekannt genug, wie diese Pflanze, welche unsere Gegenden so sehr liebt, daß sie über Berge und Thäler, Felder und Wiesen, sich ausbreitet, wenn ihr nicht unüberwindliche Hindernisse und Gränzen gesetzt werden, mannigfaltigen ökonomischen Nutzen gewährt. Sie wird z. B. angewendet zur Bedeckung geringer Wohnungen, zur Feurung, zum Streu des Viehes, zum Dünger, (wiewohl sie hierzu nicht sehr zu empfehlen ist), zu Besen und Bürsten ꝛc.; sie ist für Bienen- und Schaafzucht nützlich, und giebt, selbst dem Rindvieh einige, jedoch sehr kümmerliche, Nahrung.

Noch von größerem Werthe ist vielleicht der Nutzen dieser Pflanze, in physikalischer Rücksicht, auf Klima und Boden. Die Heide bedeckt mit dem Gewebe ihrer mohrigten Wurzeln bei weitem zum größten Theile, einen sandigen Boden, welcher ohne sie ein Spiel des Windes, ein dürres Flugsand seyn würde. Daß dieser Sand wirklich einst vom Winde fortgeführt wurde, beweisen

mans

*) Ich weiß nicht, ob es gebräuchlicher sey, im gegenwärtigen Falle Mohr oder Moor zu schreiben; aber ich ziehe das erstere vor. Artikel und Zusammenhang können es nie zweifelhaft lassen, ob der Mohr (æthiops) oder das Mohr (turfa) gemeint werde, wenn gleich übrigens die Benennung, wie die Farbe, von beiden gleich ist.

manche Lagen, die man in hohlen Wegen und Einschnitten, an den steilen Ufern der Flüsse und Bäche, oft wahrnimt, woselbst vegetabilische Erd chichten, die einst nothwendig in der Oberfläche waren, auf mehrere Fuß hoch wieder mit Sandlagen überschüttet worden; welcher Sand zum zweitenmale von der Heide überzogen und befestigt worden ist. Es sind auch die Beispiele nicht sehr selten, wo die gegenwärtige Heidekrinde durch Fahren und Treten von Menschen und Vieh zerstöhrt, der Sand aufs neue lebendig gemacht, und zum beweglichen Flugsande geworden ist. Es benimt der Wahrscheinlichkeit dieser Behauptung, daß die Heidedecke den Sand befestigt habe; der Umstand nichts, daß die Heide eigentlich keine Flugsandpflanze ist, da manche andere Nebenursachen, unter andern auch viele Kiesel, die nur an der Oberfläche des Heidebodens und in der Tiefe des Sandes selten anzutreffen sind, hiebei mögen mitgewirkt haben.

Wofern es demnach wahr ist, daß ohne seine jetzige vegetabilische Decke der Sandboden ein Flugsand seyn würde: so verdanken wir der Heidepflanze nicht weniger, als alle fliessenden Bäche, grünen Thäler, Felder, Dörfer und Gehölze, welche dermalen die Heidestrecken durchkreuzten, ernähren, beleben und verschönern, und welche in einem beweglichen Flugsande, der alles anfüllt und planirt, alle Gewächse erstickt, nicht Statt finden könnten.

Ferner ist, nachdem die Heide den Sandboden einmal überzogen hatte, daraus noch eine andere merkwürdige Metamorphose der Oberfläche entstanden. Diese sind die zur Feurung so nützlichen und unentbehrlichen Torfmöhre, welche, wo nicht ganz, doch bei weitem zum größten Theile, ein Produkt der gemeinen Heide, und aus dem Abfall dieser Pflanze, hauptsächlich aber aus dem feinen Mohrstoff, den die Heidewurzeln absondern, ursprünglich entstanden sind. Von der Wahrheit dieser Behauptung wird man sich leicht überzeugen durch die Wahrnehmung, daß die Möhre allenthalben mit höherm Heideboden umgeben, und in versumpften Thälern und niedrigen Plänen eingeschlossen oder wenigstens zur einen Seite davon begränzt sind, dergestalt, daß nur diejenigen Heidethäler, die einen starken Abhang und Abfluß des Wassers haben, und in welchen der Mohrstoff sich nicht anhäufen können, kein Torfmohr enthalten, alle übrige aber damit zu einer gewissen Höhe angefüllt sind.

Von dieser regelmäßigen Situation der Torfmöhre ist selbst das höchstgelegene Mohr, was Deutschland hat, nemlich auf dem Brocken nicht ausgenommen. Denn ob gleich dies Mohr sehr hoch und am Gipfel des Berges liegt, so ist doch eine augenscheins

scheinliche Absenkung oder niedrige Pläne zu Westen an dem noch höher liegenden und mit Heide bewachsenen Gipfel die Ursache seiner Entstehung, so wie hingegen zu Osten, wo der Gipfel stärkern Abhang hat, eine perennirende Quelle *), aber kein Torfmohr vorhanden ist.

Wen die bloße Beobachtung der Möhre von ihrer angegebenen Entstehung nicht überzeugen, der könnte sich selbst ein Mohr entstehen machen, auf folgende Art: Er hemme den Abfluß eines flachen, zwischen Heidehügel eingeschlossenen Thals, durch einen festen Damm. Regen- und Schneewasser, welches den Mohrstoff von allen Seiten herbeiführen, werden oberhalb des Dammes in Stillstand gerathen, den Mohrstoff niederschlagen und anhäufen. Das abgedämmte Thal wird anfangen an den Seiten herum sich zu versumpfen, das ist, es werden allerlei Wasser- Mohr- und Sumpfgewächse entstehen, die zur Erhöhung mit beitragen, den Mohrstoff aufnehmen und von den Ränden gegen die Mitte sich ausbreiten, bis endlich keine Wasserfläche mehr zu sehen, und der Sumpf so hoch als der vorgelegte Damm ist. Dann wird zwar das Wasser über den Damm abfließen, aber doch, durch alle Sumpfgewächse filtrirt, den erheblichsten Theil des Mohrstoffs zurücklassen, wodurch der Sumpf sich immer mehr und mehr erhöhet, und zum Mohr qualificirt, bis endlich die Oberfläche diejenige Höhe und Trockenheit bekömmt, daß selbst die Heide von den Seiten her sich darüber ausbreitet und ihre Wurzeln durch alle übrige Sumpfgewächse hin in die Tiefe absenkt; alsdann ist das Mohr in einem vollendeten, lebendigen Zustande, und wächst in sich selbst jährlich an. Auf sehr ausgedehnten Plänen, die allemal wenig Abzug haben, wird ohne Beihülfe von andern Pflanzen die Heide allein das Mohr entstehen machen, wiewohl es solchen Falls sehr viele Zeit erfordern würde, zu einiger Höhe zu gelangen.

Wenn es nun diesem gemäß nicht geläugnet werden kann, daß die Heide eine sehr nützliche Pflanze für unsere Gegend gewesen und zum Theil noch ist, so weiß man doch von der andern Seite auch, daß dieser Nutzen dermalen nur geringe ist, in Vergleichung der so sehr ausgedehnten Heidefluren; und daß manche andere Pflanzen ihr billig vorgezogen werden.

*) Die Quelle entspringt unterhalb dem eigentlichen Gipfel des Brockens, der aus zusammengesetzten Granitblöcken besteht; sie erhält daher, wie alle übrige Quellen, ihren Zufluß von einer höhern Gegend, und ist so wenig eine Zauberei, als überhaupt ungewöhnliche Erscheinung, wofür sie oft angesehen ist.

Gegen mehrere Wälder würde man einige Möhre gern entbehren; und für Menschen und Vieh wäre es unstreitig besser, wenn ein großer Theil der Heide vertilget, und an deren Stelle Gräser, grüne Wiesen und Weiden könnten erzielt werden.

Es ist in der That mit den Heidekräutern, wie mit vielen andern Dingen, so beschaffen, daß sie an sich nützlich und unentbehrlich seyn, dennoch durch ihre Vielheit und Ueberfluß schädlich werden können. Die Heide breitet nicht nur allenthalben von den Anhöhen herunter über die grünen Anger der Thäler und Gemeinweiden zum Nachtheil der Gräser sich aus, sondern macht auch den Boden, auf welchem sie wächst, für alle übrige Gräser, Kräuter und selbst für das Wachsthum des Holzes, wie es scheint, immer mehr und mehr ungeschickt.

Die mehrsten perennirenden Vegetabilien, z. B. alle Gräser und Kräuter, und selbst die Laubhölzer, verbessern in einer langen Reihe von Jahren den Boden, auf welchem sie ungestöhrt wachsen, theils durch ihren Abfall, welcher in Stauberde zerfällt, theils durch die abgesonderten Säfte und Materien ihrer Wurzelfäserchen, und erwecken solchergestalt die angenehmen Aussichten, daß einst der Pflug nicht unbelohnt ihnen folgen könne. Die Heide hingegen erzeugt solche antiseptische, eisenhaltige Säfte, welche den Sandboden incrustiren und versteinern, den Abfall der Pflanze unermeßlich erhalten oder daraus eine lebendige Mohrerde zubereiten, die durch ihre Brennbarkeit und Unfruchtbarkeit von allen übrigen Erdarten sich unterscheidet, und keinem lebendigen Wesen, keinen Würmern und Insekten, Wohnung und Nahrung giebt, ja selbst kaum einzelne Gräser und Kräuter unter sich aufkommen läßt.

Gerade diese wuchernde Eigenschaft der Heide ist es, vermöge welcher sie ihr Gebiete in den Gemeinheiten, Thälern, Brüchen, Gebüschen und Gehölzen, noch immer mehr erweitert, die grünen Anger schmälert, und sich von allen Seiten her allmählig darüber ausbreitet, welches man am deutlichsten wahrnimmt, wenn man dergleichen bekannte, von Heide bordirte, Brinke und Rasen, nach Verlauf einiger Jahre wieder sieht.

Es fehlt daher nicht an genugsamem Grunde, zur Empörung gegen unsre herrschende Vaterlandspflanze, die traurige und unfruchtbare Heide, wenn es nur eben so leicht wäre, sie zu bekämpfen und ergiebigere Bürgerpflanzen an ihre Stelle zu setzen. Der Landmann bekriegt sie oft mit Feuer und Schwerdt, aber vergebens; aus der Asche steigt die junge Heide mit verdoppelten Kräften empor, und die seines Schweißes und

wider

würdigen abgemäheten Soden und Plaggen sieht er ohne Unterlaß wieder entstehen, und klagt über den Forstmann, welcher ihn gern beschuldigen mögte, daß er den Boden verderbe, der durch ungestöhrtes Wachsthum der Heide doch nicht besser, durch den Plaggenhieb nicht schlechter wird, sondern immer das Verlohrne wieder ersetzt, und an Sand und Heide unerschöpflich ist.

Es sind auch einige cammeralistische Versuche in neuern Zeiten gemacht worden, der Heide einiges Terrain abzugewinnen, welche in der That etwas wirksamer ausgefallen sind. Dahin gehören z. B. die hin und wieder angelegten Fuhrenkämpe. Es ist nur Schade, daß gerade die Nadelhölzer, ob sie gleich im Sandboden ziemlich fortkommen, diejenigen sind, deren physische Beschaffenheit und Einfluß auf Boden und Kultur von der Heide wenig verschieden, und welche daher auf Vermehrung des Viehstandes und Bevölkerung keine vortheilhafte Wirkung versprechen.

Es gehört auch hieher das Anbauungssystem, nach welchem man neben den alten Dorfschaften verschiedenen Heuerlingen Haus- und Gartenplätze mit Ländereien im Heideboden angewiesen hat, die auch wirklich urbar gemacht worden. Aber es ist wohl einzusehen, daß dieses heilsame und wohlgemeinte Verfahren weder große Fortschritte machen, noch von gewissem Erfolge seyn könne. Es wird unstreitig einigen neueren Anbauern gelingen, ihr kleines Eigenthum zu erhalten und zu verbessern, dagegen werden einige alte Bewohner ihre Ländereien wieder verlassen und der Heide wieder übergeben müssen. Wie viele Fluren tragen nicht die unverkennbaren Spuren einer ehemaligen Kultur, die jetzt ganz der Heide wieder überlassen sind! —

Etwas mehr für Verbreitung der Kultur über den Heideboden dürfte von der ziemlich allgemein beliebten Vertheilung der Gemeinheiten zu erwarten stehen, welche der Industrie einen feinern Wirkungskreis darbietet, und den trägen oder unvermögenden Landmann ausser Stand setzt, den Fortschritten des thätigen und erwerbsamen Nachbarn sich zu widersetzen. Aber es herrscht unter den Heidebewohnern eine ziemliche Gleichheit des Unvermögens, welche es doch zweifelhaft macht, ob für die Verbesserung des Heidebodens von ihren abgesonderten einzelnen Kräften erheblich mehr, als von der vereinten Summe aller, zu erwarten steht; zumal wenn diese Verbesserungen gewisse gemeinschaftliche Anstalten erfordern, denen die Privatvertheilung des Bodens nicht günstig ist, weil sie den Eigennutz zu sehr reizt und den Gemeingeist erstickt. —

Nach-

Nachdem wir solchemnach die sterile Beschaffenheit des Heidebodens einigermaaßen erwogen und einige Schwierigkeiten, welche der Verbesserung desselben entgegen stehen, berührt haben, auch dem Erachten eines jeden Lesers und der gemeinen Erfahrung eines jeden Heidebewohners leicht so viel zutrauen können, als die Einsicht erfordert, daß die Verbesserung des Heidebodens nicht mit Pflügen und Säen, nicht mit Getreidefeldern und künstlichen Wiesen kann angefangen werden, weil dies nothwendig eine Vermehrung von Menschen, Vieh und Dünger voraussetzt: so wollen wir nun mit einigen, unserer Einsicht nach, wirksamsten Verbesserungsmitteln unsere Leser noch kürzlich unterhalten.

Es sind ohne Zweifel die natürlichen Wiesen und grünen Anger, als die Nahrungsplätze des Viehes, denen die Existenz der Heidedörfer und ihr Ackerbau als nächste Ursache muß zugeschrieben werden. Und es ist auch die Verbesserung und Erweiterung dieser natürlichen Wiesen und Weiden, von welchen die weitere Ausdehnung der Kultur über den Heideboden, die Erweiterung der Dörfer und Getreidefelder vorzüglich erwartet werden kann.

Ein gemeiner Blick über unsere Fluren lehrt uns bald, daß den Gräsern blos die niedrigen wasserreichen Gegenden zu Theil geworden, die trocknen Anhöhen hingegen vorzüglich im Besitz der Heiden sind, wenn gleich diese letztere hie und dort über ihren natürlichen Geburtsort hinaus sich verbreitet und auf Grasboden sich naturalisirt hat.

Diese augenfällige Verschiedenheit der Pflanzen, nach ihrer höhern oder niedrigen Situation, gründet sich offenbar nicht so sehr auf die Bestandtheile des Bodens, als vielmehr auf die Wässerung desselben, oder auf die jährlichen Ueberschwemmungen, durch welche der Wachsthum der Gräser befördert, die Heide aber vertilget wird. Demnach muß man, daß ich es kurz sage, um Wiesen und Weiden zu verbessern und zu erweitern, möglichst ausgedehnte jährliche Ueberschwemmungen in allen Thälern, Brüchen, Quellen, Wasserrinnen und Bächen veranstalten, wodurch theils unmittelbar der Wachsthum der Heide zerstöhrt, und der der Gräser befördert wird, theils wirkt dies Mittel indirecte auf die Kultur des Heidebodens durch Verbesserung des Viehstandes.

Dergleichen Ueberschwemmungen müssen im November anfangen, weil die Herbstgewässer die besten sind, und im April kann der Boden wieder trocken gelassen werden, so sind die Gräser den ganzen Winter durch unter Eise und Wasser gegen Nachtheile des Frostes beschützt.

Die

Die Anstalten zu solchen Ueberschwemmungen sind weder künstlich noch kostbar, und den Kräften und Einsichten der Einwohner unserer Heidedörfer ganz angemessen. Es genügt Erddämme von 3, 4 bis 5 Fuß über den Boden hoch quer durch die Thäler, von einer Anhöhe bis zur andern zu führen, und selbige mit Höhlen und Klappen oder mit kleinen Schottschleusen zu versehen. Oft wird ein einziger Damm genügen, eine große Fläche zu inundiren; meistens aber sind die Thäler sehr gedehnt und abhängend, solchenfalls müssen mehrere Dämme hinter einander folgen.

Bei manchen Dörfern, an kleinen Bächen belegen, sieht man Ueberbleibsel von dergleichen Stauteichen, Schott- oder Heideteichen. Es scheint, man habe sie angelegt um plötzliche Ueberschwemmungen und plötzliche Zerstöhrungen der Gärten, Höfe und Brücken abzuhalten; nachdem man aber den Bach erweitert, und vielleicht jährlich reinigt, jene Stauteiche wieder verfallen lassen. — Durch manche flache Thäler sind Fahrdämme angelegt, welche zugleich wie Schotteiche dienen könnten, wenn die Brückenöfnungen oder Höhlen mit Schotten und Klappen versehen würden. —

Man trift einzelne aber sehr wenige Anstalten für Schwemmung der Wiesen, im Allgemeinen ist mehr geschehen für die Entwässerung der Thäler und Sümpfe, wozu die Verbesserung der Wege oft Anlaß gegeben hat. Aber je mehr man das Wasser ableitet, die Thäler austrocknet, desto mehr befördert man den Wachsthum der Heide, wenn nicht die Anstalten so getroffen werden, daß man jederzeit Meister vom Wasser bleibt, und es nach Belieben gebrauchen, aufhalten oder ablassen kann. Und es ist nur bei dieser Einrichtung, daß die Entwässerung nicht leicht übertrieben, sondern allezeit zweckmässig regulirt werden kann; daher wird man auch sehr wohl thun, sie in allen Thälern, Brüchen und Holzungen über die morastigen weichen Gründen und Sümpfen noch weiter auszudehnen, und zugleich die Ellern, Schlehen und sonstige Sumpfgebüsche, die die Sonnenstrahlen abhalten, aus zu roden, so würden aus dergleichen verwässerten Böden die schönsten Wiesen entstehen.

So wie es nun mit den Thälern, Lahnen, Brinken und Brüchen der Gemeinheiten und Wildnissen beschaffen ist, daß sie nemlich theils von beständigem Ueberflusse, theils vom Mangel des Wassers verschlimmert werden; eben so geht es auch mit den schon vorhandenen längs den Bächen und Auen abgetheilten Wiesen. Einige derselben tragen wegen ihrer Dürre harte Riedgräser, Binsen, Moose und selbst Heide; andere hingegen verwässern und versumpfen mit Schilf und

allerlei Wasserkräutern; und dies letztere wiederfährt gern denjenigen, die in der Nähe der Mühlen und Mühlenteiche belegen sind.

Wenig Wasser nimt auf der Wiese viel Oberfläche ein, und es verdunstet mehr davon in die Luft, als zur Umtreibung der Mühle angewandt wird. Es würde daher für den Müller wie für die Eigenthümer der Wiesen gerathen seyn, die angeschlämmten Mühlenteiche auszuräumen, und bis zum Niveau der Mühlenschottenschwellen auszutiefen. Eine solche Ausräumung mögte freilich die Kräfte des Müllers meistens übersteigen; aber es wäre nicht unbillig, daß die Interessenten der angränzenden Wiesen und Auen und sämtliche Mahlgäste zu dieser Arbeit ihm unentgeltlich assistirten, und dagegen einen Mahlpaß setzten, nach welchem die Höhe des Dammes oder der Wasserstand regulirt würde.

Solchemnach ist es allgemein, eine vernünftige und zweckmäßige Regulirung des Standes und des Ab- und Zulaufs der Gewässer, wodurch der Wachsthum der Futtergräser verbessert und erweitert, folglich auch die Kultur des Heidebodens directe und indirecte befördert, zugleich aber der blinde und regellose Zustand des Wassers, der oft unzeitige, sehr nachtheilige Ueberschwemmungen verursacht, vermieden wird. Und diese nützliche Regulirung des Regen- und Quellwassers, hauptsächlich die Veranstaltung der möglichst ausgebreiteten Winterüberschwemmungen der Heidethäler, habe ich hiemit den Bewohnern der Geest- und Heidedörfer empfehlen wollen. Ihr eigener Nutzen muß sie reizen, dergleichen Anstalten zur Verbesserung des väterlichen Bodens, der bestimmt ist, sie und ihre Nachkommen zu ernähren, mit Lust zu betreiben. Die bessern und gesittetsten unter ihnen werden am ersten Hand ans Werk legen, weil ihnen noch ein höherer Werth von dergleichen Arbeiten fasslich seyn wird: daß nemlich die Verschönerung und Vervollkommnung der Werke der Natur, Anwendung der Naturgesetze zum Besten der menschlichen Gesellschaft, dem höchsten Wesen, dem Staate und unsern Mitbürgern wohlgefällige Handlungen sind, welche zu unsrer Bestimmung gehören, und selbst in dem Fall, wenn sie nicht gelingen, von dem sittlichen Werth und Verdienst desjenigen zeugen, der sie übt.

Ueber die Kultur der Torfmöhre, als den zweiten Gegenstand meiner Bemerkungen, werde ich künftig, in einem folgenden Stücke, die Leser dieser Blätter zu unterhalten suchen.

Hannöverisches Magazin.

87tes Stück.

Freitag, den 1ten November 1799.

Verzeichniß der Lectionen,
auf der Göttingischen Schule für das Winter halbe Jahr von Michaelis 1799. bis Ostern 1800.

Der ganze Unterricht ist in den gemeinnützigen und besondern Unterricht eingetheilt: an jenem nehmen alle Schüler, welche nicht als ausserordentliche Schüler davon ausgeschlossen zu werden wünschen, gleichen Antheil; dieser ist zunächst für künftige Studirende bestimmt, ohne die Schüler, welche zwar nicht zum Studiren, aber doch zu den Geschäften gebildeterer Stände vorbereitet werden, ganz davon auszuschließen.

I.
Gemeinnütziger Unterricht.

Dieser Unterricht besteht theils in gemeinnützigen Fertigkeiten, wozu, ausser dem Lesen und Schreiben, das Zeichnen und Singen gehört; theils in gemeinnützigen Kenntnissen, wo sich der Unterricht wieder in den Sprach- und Sachunterricht theilt.

1) Unterricht in gemeinnützigen Fertigkeiten.

A. Unterricht im Lesen.

Dieser Unterricht ist unter zwei Lehrer vertheilt, den Herrn Collaborator Eggers und Herrn Collegen Winter, die beide bei ihrem Unterrichte zugleich darauf sehen, daß die Kinder bei den Worten, die sie lesen, sich auch etwas denken; jedoch so, daß Herr Eggers mehr auf die Uebung des Gedächtnisses und Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, und Herr Winter mehr auf die mechanische Uebung im Buchstabiren und Lesen sein Augenmerk richtet.

Die Lectionen des Herrn Collaborators Eggers sind unter dem Namen von Verstandes- und Gedächtnißübungen unter zwei Classen von Schülern getheilt, wovon die erste

die Buchstabirschüler, die zweite die eigentlichen Leseschüler begreift. Die Buchstabirschüler haben Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 10 — 11. Die Leseschüler aber Dienstags und Freitags von 9 bis 10, Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11, ihre Lectionen.

Bei Herr Winter haben die Buchstabirschüler wöchentlich sieben für sie besonders bestimmte Lectionen, Mittwochs und Sonnabends von 8 bis 9, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 9 — 10, und Mittwochs von 10 — 11. Die Leseschüler hingegen haben viermal wöchentlich eigene Lectionen in biblischen Erzählungen, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 8 — 9. Beide Abtheilungen werden in zehn Stunden wöchentlich mit einander vereinigt, und machen denn zusammen die erste Leseclasse aus, welche Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 2 — 3 in Rochow's Kinderfreunde, an eben diesen Tagen von 3 — 4 in Faust's Gesundheitskatechismus, und Mittwochs u. Sonnabends von 9 – 10 in der hallischen Fibel liest. Eine andere Classe von Schülern, die schon anfangen, am Unterrichte in den gemeinnützigen Kenntnissen Antheil zu nehmen, wird noch in den beiden Nachmittagsstunden, Mittwochs und Sonnabends von 2 — 3, im Lesen der lateinischen Schrift geübt.

B. Unterricht im Schreiben.

Den Unterricht in der Calligraphie besorgt ein eigner Lehrer, Herr Schmidt, welcher Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 10 — 11 für die erste, und an eben diesen Tagen von 9 — 10 für die zweite Classe Schreibstunden hält.

In der Orthographie unterrichten noch besonders die bessern Schüler, welche in der Calligraphie schon gute Fortschritte gemacht haben, zwei Lehrer gemeinschaftlich, Hr. Cantor Böttcher Dienstags, Mittwochs und Freitags von 9 — 10, und Hr. M. Ebell Sonnabends von 9 – 10.

C. Unterricht im Zeichnen.

Für diesen Unterricht ist ein eigner Lehrer bestimmt, Herr Eberlein, welcher seine Schüler in drei Abtheilungen getheilt hat, und jede derselben zweimal wöchentlich von 10–11. unterrichtet.

D. Unterricht im Singen.

Für diesen Unterricht vorzüglich, an welchem nicht blos die Chorschüler, sondern auch andere Theil nehmen können, ist Herr Cantor Böttcher bestimmt, welcher viermal von 11 — 12 öffentlich, und zweimal wöchentlich von 11 — 12 Privatsingestunden hält.

2) Unterricht in gemeinnützigen Kenntnissen.

A. Gemeinnütziger Sprachunterricht.

Hiezu wird der Unterricht in der deutschen und französischen Sprache gerechnet, woran alle Schüler, so bald sie aufhören Elementarschüler zu seyn, bis zum Abgange von der Schule, gleichen Antheil nehmen können.

Der Unterricht in der Muttersprache hat nicht blos zur Absicht, die Schüler in ihrer Muttersprache richtig reden und schreiben zu lehren, sondern wird auch als ein auf die Muttersprache angewandter logisch-grammatischer Unterricht betrachtet, wodurch die Schüler im richtigen Denken geübt und für allen übrigen Sprachunterricht fähiger gemacht werden. Die Lectionen, worin dieser Unterricht ertheilt wird, können zugleich auch zu Declamirübungen genutzt werden. Dieser Unterricht ist übrigens unter die beiden Lehrer, Herr Mag. Kirsten und Herr Collaborator Eggers, so vertheilt, daß jener die obern Schüler im deutschen Stile, dieser die untern Schüler in der deutschen Grammatik unterrichtet. In der deutschen Grammatik unterrichtet Herr Collaborator Eggers die erste oder untere Classe Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10, und die zweite oder obere Classe von 8 bis 9, in welchen letztern Stunden auch Herr Mag. Kirsten im deutschen Stile Unterricht giebt.

In der französischen Sprache unterrichten zwei besondere Lehrer, Herr Paume' und Herr Marliere, wovon jener die untern und dieser die obern Schüler in drei Classen getheilt hat. Beide Lehrer unterrichten neben einander täglich von 10 — 11, so, daß jede erste Classe Montags und Donnerstags, jede zweite Dienstags und Freitags, jede dritte Mittwochs und Sonnabends ihre Lectionen hat.

B. Gemeinnütziger Sachunterricht.

Hieher gehören vorzüglich der gemeinnützige Religionsunterricht, der mathematische und geographisch historische Unterricht; alles übrige wird unter dem allgemeinen Namen gemeinnütziger Kenntnisse zusammengefaßt und abwechselnd gelehrt.

In den gemeinnützigen Religionsunterricht haben sich die beiden Lehrer, Herr Mag. Kirsten und Herr Collaborator Eggers, so getheilt, daß jener die obern, größtentheils schon confirmirten Schüler unterrichtet, dieser die noch nicht confirmirten Schüler zur Confirmation vorbereitet. Die Schüler des letztern sind in zwei Classen getheilt, wovon die erste Dienstags und Freitags, die zweite

Montags und Donnerstags von 8–9 ihre Lectionen hat. Die Lectionen des Herrn M. Kirsten fallen in die beiden Nachmittagsstunden, Mittwochs und Sonnabends von 2 — 3.

Den gemeinnützigen mathematischen Unterricht besorgt ein eigener Lehrer, Hr. M. Ebell, dessen Schüler in drei arithmetische und drei geometrische Classen getheilt sind, wovon die erste oder unterste arithmetische Classe wieder zwei Abtheilungen unter sich begreift. Jede arithmetische Classe oder Abtheilung hat wöchentlich vier, und jede geometrische wöchentlich zwei Stunden Unterricht, welche auf folgende Weise vertheilt sind:

1te arithmetische Classe, 1te Abtheilung — Buchstabirschüler, die blos zählen, auch Zahlen lesen und schreiben, und die allereinfachsten Rechnungen lernen, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 8 — 9.

1te arithmetische Classe, 2te Abtheilung — Leseschüler, welche die 4 Species der Rechenkunst lernen, Montags und Donnerstags von 9 — 10, Mittwochs und Sonnabends von 8 — 9.

2te arithmetische Classe — 1te Cl. gemeinnütziger Schüler, welche die verschiedenen Rechnungen nach der Regel de Tri in ganzen Zahlen lernen, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 3 — 4.

3te arithmetische Classe — 2te Cl. gemeinnütziger Schüler, welche die verschiedenen Rechnungen nach der Regel de Tri in gebrochenen Zahlen lernen, Dienstags und Freitags von 11 — 12, Mittwochs u. Sonnabends von 2–3.

Die drei geometrischen Classen, welche sich nach der Abtheilung der obern Schüler in der französischen Sprache und im Zeichnen richten, haben ihre Lectionen von 10–11.

Für den gemeinnützigen geographisch-historischen Unterricht ist der Herr Collaborator Eggers bestimmt, welcher zwar die Geographie und Geschichte nie ganz von einander trennt, aber doch in 4 Stunden wöchentlich durch zwei Cursus in eigentlicher Geographie, und für die obersten gemeinnützigen Schüler in zwei Stunden wöchentlich, Montags und Donnerstags von 9 — 10 in einer allgemeinen Uebersicht der Geschichte Unterricht ertheilt. Die geographischen Lectionen werden Nachmittags gehalten, und zwar für die erste Classe Montags und Donnerstags von 2 — 3, und für die zweite Classe Dienstags und Freitags von 3 — 4.

Auch

Auch der Unterricht in den gemeinnützigen Kenntnissen, worunter man alles Wissenswürdige aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Technologie, Gesundheitslehre, Astronomie, Chronologie ꝛc. versteht, wird von Herrn Collaborator Eggers ganz allein ertheilt. Die Schüler, welche an diesem Unterrichte Theil nehmen, sind hier, so wie fast in allen gemeinnützigen Lectionen, in zwei Classen getheilt, wovon die erste Dienstags und Freitags von 2 — 3, die zweite Montags und Donnerstags von 3 — 4, ihre Lectionen hat.

Die meisten gemeinnützigen Lectionen sind auf einen Cursus von zwei Jahren berechnet, der also größtentheils in diesem Winter geendiget wird.

II.
Besonderer Unterricht für gebildetere Stände.

Auch dieser Unterricht theilt sich, so wie der Unterricht in den gemeinnützigen Kenntnissen, in Sach- und Sprachunterricht, wovon der letztere auch dieselben Arten von Lectionen unter sich begreift.

1) Sprachunterricht für gebildetere Stände.

Hieher gehört aller Unterricht in den drei vornehmsten ausgestorbenen Sprachen, der lateinischen, griechischen und hebräischen.

A. Unterricht in der lateinischen Sprache.

Der lateinische Unterricht ist in drei Hauptclassen getheilt, wovon die erste oder unterste, welche ungefähr doppelt so stark ist, als die beiden obern zusammengenommen, wieder mehrere Abtheilungen hat.

Die erste lateinische Classe ist eigentlich in zwei Abtheilungen getheilt; in einigen Lectionen aber, welche den Uebergang von der einen Abtheilung in die andere machen, besteht sie aus drei Abtheilungen. In den Lectionen, in welchen sie in zwei Abtheilungen getheilt ist, das heißt, im Interpretiren leichter Bücher und im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, ertheilt allein Herr Collaborator Grotefend Unterricht. Die erste oder unterste Abtheilung unterrichtet er Montags und Donnerstags von 8 — 9 im Interpretiren der Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte in Gedikens lateinischem Lesebuche, und Mittwochs und Sonnabends von 8 — 9 in lateinischen Ausarbeitungen nach Anleit. der von Esmarch umgearbeiteten Praxis declinationum et conjugationum Speccii. Die zweite oder oberste Abtheilung unterrichtet er Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 2 — 3 im Interpretiren der zweckmäßig ausgewählten Stellen aus Cäsars gallischem Kriege, und Dienstags und Freitags von 8 — 9 in lateinischen

lateinischen Ausarbeitungen, welche abwechselnd nach einer bestimmten oder nicht bestimmten Regel eingerichtet werden. In den übrigen Mittellectionen, in welchen die obern Schüler der einen Abtheilung mit den untern der andern vereinigt werden, kommt dem Hrn. Collab. Grotefend Herr Collège Winter zu Hülfe, der in den beiden Nachmittagsstunden, Mittwochs und Sonnabends von 3 — 4 besondere Uebungen in den lateinischen Paradigmen mit den ersten Anfängern im lateinischen anstellt. In zwei andern Stunden übt Herr Collaborator Grotefend die etwas geübtern Schüler in den verwikkeltern Arten zu declíniren und conjugiren noch fort: diese Stunden sind Montags und Donnerstags von 9 bis 10. An des Herrn Winter Lectionen können ausser den untersten Schülern der ersten Hauptabtheilung, welche noch zu wenig in der deutschen Grammatik unterrichtet sind, auch solche Schüler Antheil nehmen, die sonst, weil sie noch Uebung im lesen lateinischer Schrift bedürfen, von des Herrn Collaborators Grotefend Lectionen ganz ausgeschlossen werden. In der zweiten oder obersten lateinischen Uebungsclasse werden die obern Schüler der ersten Abtheilung mit den untern der zweiten vereinigt: und so bleiben noch die obern Schüler der zweiten Abtheilung übrig, welche, mit einigen untern Schülern der zweiten lateinischen Hauptclasse vereinigt, bei Herr Collaborator Grotefend am Dienstage und Freitage von 9 — 10 eine Auswahl der Briefe des jüngern Plinius lesen, und dabei zugleich in leichten lateinischen Aufsätzen geübt werden.

In der zweiten und dritten lateinischen Hauptclasse ist die Interpretation der Auctoren allein auf den Herrn Rector Suchfort eingeschränkt, die Uebung in lateinischen Ausarbeitungen aber unter Herrn Professor Eyring und Herrn Mag. Kirsten getheilt. Jede Classe liest wöchentlich vier Stunden einen Prosaisten und vier Stunden einen Dichter. Gegenwärtig liest die zweite Classe die dritte Decade des Livius, Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 3 — 4, und Ovid's Fasten Montags und Donnerstags von 11 — 12, und Dienstags und Freitags von 3 — 4. Die dritte oder oberste Classe liest abwechselnd eine rhetorische oder philosoph. Schrift von Cicero, und die Gedichte von Virgil oder Horaz, oder eines andern schwerern Dichters: gegenwärtig endigt sie Cicero's Bücher de oratore, Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 2 — 3, und Virgils Aeneide Dienstags und Freitags von 2 — 3, Mittwochs und Sonnabends von 8 — 9. Mit der Lectüre des Ovid ist zugleich eine Anweisung in der Prosodie, so wie mit jeder Lectüre eines

eines Auctors der nöthige Schulunterricht in den Alterthümern, der Geographie und Mythologie verbunden. In den lateinischen Ausarbeitungen übt Herr Mag. Kirsten die zweite Classe, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 2 – 3, und Herr Professor Eyring die dritte oder oberste Classe Dienstags und Freitags von 3 — 4.

B. Unterricht in der griechischen Sprache.

Auch der griechische Unterricht ist in drei Hauptclassen getheilt, wovon die unterste oder Fundamentalclasse, Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10 von Herrn Coll. Grotefend nach der zweiten Ausgabe der griechischen Grammatik von Buttmann in den ersten Anfangsgründen der griechischen Sprache unterrichtet wird. Die zweite Classe liest bei Herr Rector Suchfort viermal wöchentlich, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 8 — 9, mit beständiger Uebung in der griechischen Grammatik, gegenwärtig den Apollodor; und die dritte Classe bei Herrn Professor Eyring in eben den Stunden gegenwärtig die Odyssee des Homer. Ausserdem liest der Herr Rector Suchfort mit der dritten Classe und den besten Schülern der zweiten Classe, Dienstags, Mittwochs und Freitags von 11 — 12, den Thucydides, womit im Sommer der Xenophon abwechselt; ferner mit einer selecten Classe einen Tragiker, gegenwärtig den Sophocles, Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10.

C. Unterricht in der hebräischen Sprache.

Im Hebräischen unterrichtet allein Herr Professor Eyring, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 4 — 5.

2) Sachunterricht für gebildetere Stände.

Hieher gehören alle Lectionen in Sachkenntnissen, welche zunächst für Studirende bestimmt sind, wovon aber auch zum Theil solche Schüler Gebrauch machen können, die sich für solche Geschäfte vorzubereiten wünschen, wozu eine etwas höhere Stuffe der Ausbildung erfordert wird. Sie bestehen in einer wissenschaftlichen Moral, welche Herr Professor Eyring Mittwochs und Sonnabends von 3 — 4 vorträgt; in einem höhern mathematischen Unterrichte, den Herr M. Ebell Mittwochs und Sonnabends von 4 bis 5 ertheilt; in einer mit Geographie verbundenen Universalhistorie und einer noch besonders vorgetragenen und mit jedem Jahre geendigten neuen Geschichte, worin Herr M. Kirsten täglich von 9 — 10 unterrichtet; und endlich in einer Encyclopädie aller Wissenschaften zur

Vor-

Vorbereitung zur Akademie, welche Herr Professor Eyring Montags und Donnerstags von 3 - 4 lehrt.

Aller Unterricht ist öffentlich. Was daher auf andern Schulanstalten noch privativ gelehrt zu werden pflegt, Englisch, Italiänisch, Instrumentalmusik ꝛc., gehört nicht in die Lection der hiesigen Schule, und kann um so mehr davon ausgeschlossen werden, da es wegen der hiesigen Universität gar keine Schwierigkeit hat, Privatunterricht jeder Art zu erhalten.

Ausser dem Antrittsgelde wird von den Schülern nichts bezahlt, als was er vierteljährig in die Schulcasse entrichten muß, das nach den Lectionsclassen, wozu ein Schüler gehört, in siebenfacher Abstuffung von $\frac{1}{2}$ Thl. bis zu 3 Thl. steigt. Da übrigens die Einrichtung getroffen ist, daß die Schüler nach Verlangen auch blos an einzelnen Theilen des Unterrichts Antheil nehmen können; so ist es dadurch möglich gemacht, und auch schon wirklich geschehen, daß nicht nur junge Leute, welche für Geschäfte gebildeterer Stände bestimmt waren, sondern selbst Studirende einzelne für sie brauchbare Lectionen gegen Erlegung eines verhältnißmäßigen Honorariums besucht haben.

Beitrag zur Beantwortung der Anfrage in einem der vorhergehenden Stücke des Magaz. von diesem Jahre, die Vertilgung der Ameisen betreffend.

Der durch mehrere Schriften bekannte Freih. von Hüpsch hat zur Vertilgung dieses Ungeziefers eine eigne Maschine erfunden, welche er in folgender Schrift beschreibt und abbildet: Description d'une machine, propre à detruire les fourmis. Cölln und Leipzig 1777. 8. mit 1 K. — „Diese Maschine besteht aus einer Klocke von Eisenblech, die in ihrer obern Hälfte eine kleine Thür, und in der Mitte ein Gestell hat, worauf man ein Schüsselchen mit einer Schwefellunte stellt. Diese Klocke, welche, um von dem Schwefeldampfe nicht angegriffen zu werden, inwendig verzinnt oder mit Oelfarbe angestrichen ist, setzt man über einen Ameisenhaufen, nachdem man die Ameisen etwas vorher durch ein aufgelegtes Stück faules Fleisch heraufgelockt hat. Alsdann zündet man durch die Thür die Schwefellunte an, und damit diese in dem verschlossenen Raume nicht zu früh erlösche, so ist an einer Seite ein Hahn angebracht, wodurch etwas frische Luft hineingelassen werden kann. Hiedurch erstickt en die Ameisen gänzlich.

Korbe Hütte bei Elbingerode. J. G. L. Blumhof.

Hannöverisches Magazin.

88tes Stück.

Montag, den 4ten November 1799.

Noch einige freimüthige Gedanken über Cassendefecte und Unordnungen im Rechnungswesen.

Die Lesung der im 90sten und 91sten Stücke des vorigjährigen Magazins abgedruckten Beantwortung der Frage: Wie den Cassendefecten und Unordnungen im Rechnungswesen abzuhelfen sey? weckte manche Gedanken in mir auf, welche die verschiedenen Vorfälle und Einrichtungen, welche ich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und mein Nachdenken im Rechnungswesen schon oft in mir hervorgebracht haben. Ist der Wunsch tadelhaft, einige auch öffentlich zu sagen? Die Sache betrift eine Angelegenheit des Staats, die so allgemein interessirt, worin noch in so vielen Ländern so vieles zu wünschen, so manches zu thun ist. Warum sollte man nicht dann und wann die Aufmerksamkeit erwecken, um dazu beizutragen, daß in diesem Theile der Staatsverwaltung richtiger gesehen und richtiger verfahren werde; denn nur guter Wille und Zeit machen uns und unsere Einrichtungen vollkommener, und

„nur die Kenntniß des Bessern
„und Besten kann bei der Ausübung des Guten leiten."

v. Weiß.

1. Was ist eine Rechnung? Wird diese Frage richtig beantwortet, so wird die Antwort der Grundsatz des ganzen Rechnungswesens. Sie ist: eine Urkunde, ein vollkommenes und vollgültiges Zeugniß von der Verwaltung eines Vermögens. Die Art des Vermögens, und die Art der Verwaltung desselben bestimmen also den Gang der Rechnungsführung und die Form der Rechnung selbst. Die Verwaltung ist aber in der Bewirthschaftung eines Vermögens gegründet. Wer letztere nicht kennt, kann über die Verwaltung und daher über die Rechnungsführung und Rechnungsform nicht urtheilen. Wer kann hieran zweifeln?

Und doch wird so mannichfaltig hiergegen gefehlt. Manche meiner Le-

ser werden es mit mir erfahren haben, wie oft Männer Vorschriften über Rechnungsführung und Rechnungsform machen oder machen müssen, wovon sie die Bewirthschaftung des Vermögens, die Art der bestmöglichsten Verwaltung gar nicht kennen, nicht kennen können. So gut diese Männer einem ausgebreiteten Rechnungswesen vorstehen, das heißt im Sinne der Wissenschaft, entweder wirkliche Rechnungsverständige sind, oder sich an einen vorgeschriebenen oder eingeführten Rechnungsleisten gewöhnt haben: so sind sie dennoch nicht im Stande, jene Forderungen zu erfüllen, ohne die Wirthschaft zu kennen. Der Mann, der wirklich Rechnungsverständiger ist, wird es können, sobald er sich gründlich von der Wirthschaft unterrichtet hat, der andre aber nie, denn er kennt nur — seinen Leisten, der nirgend sonst ganz wieder paßt.

Auf diese Weise entstanden und entstehen noch Rechnungseinrichtungen, die nur oft höchst unvollkommen das leisten, was sie leisten sollen, welche dem Betrüger Mittel offen lassen, seinen Betrug zu verstecken, den ehrlichen Mann gegen mögliche Fehler nicht gehörig schützen, und nur eine unvollkommene Einsicht in die Bewirthschaftung eines Vermögens zulassen.

Noch mehr! Bestehende Rechnungseinrichtungen werden oft durch beständiges Stücken und Flicken daran, durch neue Veränderungen in sehr einzelnen Theilen, durch neue Vorschriften wegen der Sicherheit der Gelder oder Naturalien, durch befohlene Nebenrechnungen, Tabellenaufstellungen, (dieß insgemein, weil die bestehende Einrichtung manche Mängel fühlen läßt, die man dadurch abzuhelfen gedenkt, zuweilen auch aus einer curiösen Liebhaberei des Vorgesetzten,) und durch so manche andre Vorschriften, zu einem kolossalischen ungestalteten Cörper, daß man alles Ebenmaaß und alle Einfachheit vermißt, und der Rechnungsführer darunter erliegt. Und wie oft werden solche Vorschriften von Männern gegeben, welche Rechnungswesen nie zum Vorwurf ihres Nachdenkens gemacht, nie es practisch getrieben haben.

Hierin liegt oft eine ergiebige, aber nicht erkannte oder verkannte Quelle zu Rechnungsunordnungen, und der Stoff zu einer Schutzrede für manchen unglücklichen Rechnungsführer, oder seine Erben.

2. Was muß aber eine vollkommene Rechnungseinrichtung leisten? — Wahrlich mehr, als man insgemein dafür hält; mehr, als die mehrsten Einrichtungen leisten können. Es läßt sich mit zwei Worten bezeichnen, welche aber viel umfassen, besonders wenn ihre Anwendung in allen Theilen eines Staatsrechnungswesens

wesens gefunden werden soll. Sicherheit und Uebersicht sind die beiden großen Zwecke einer jeden Rechnungsanlage, welche unzertrennlich mit einander verbunden sind; Sicherheit ohne Uebersicht heißt, eine Sache ohne Ueberzeugung glauben, und Uebersicht ohne Sicherheit, Bilder für Sachen zu halten; indem man für den einen Zweck handelt, befördert man immer den andern mit. — Ich fühle, beide Begriffe bedürfen für manche Leser eine nähere Bestimmung. Die Sicherheit ist derjenige Zustand, wodurch die Ueberzeugung erlangt wird, daß keiner Parthei, welche bei der Verwaltung eines Vermögens interessirt ist, Schaden geschehe. Diese Partheien sind: der Eigenthümer des Vermögens — dieß kann der Staat selbst, und alle Arten von Personen im Staate seyn, welche ihr Vermögen durch andere verwalten lassen — der Rechner und alle dritten Personen, welche mit der Rechnung auf irgend eine Art in Verbindung kommen.

Wem Rechnungsanlagen bekannt sind, wird bemerkt haben, daß sie allgemein darauf angelegt sind, nur den Eigenthümer zu sichern. Daher Eide, Cautionsleistungen und Untersuchungen. Selbst die Gesetze sprechen mehr zum Besten des Eigenthümers, mehr gegen den Rechner, als für diesen. Daher stellt selbst in so manchen Ländern noch das bündigste Absolutorium den Rechner gegen neue Untersuchungen nicht sicher, und die trauernde Familie eines unter der Last eines verworrenen Rechnungswesens gestorbenen Gatten und Vaters muß für eine Schuld büßen, die der unglückliche Mann vielleicht weniger Schuld hatte, als die mangelhaften Vorschriften und unsystematischen Einrichtungen, die versäumten ächten Revisionen a) und Abnahmen der Rechnungen, die Ueberladungen in den Geschäften der eigentlichen Verwaltung u. s. w. Ihn deckt die Erde, er kann sich nicht mehr vertheidigen, das Gesetz verleiht den Erben keine Wohlthat mehr, weil die Mängel der Einrichtung durchs Gesetz nicht zur Untersuchung gezogen werden können.

Traurig ist es doch wahrlich, wenn der ehtliche, der gewissenhafte, der sachverständige Mann in seinem lästigen Geschäfte nicht selbst alle mögliche Beruhigung findet; nicht kann, nicht darf am Abende des Tages, und am Abende des Lebens sein Haupt ruhig niederlegen. Soll also eine Rechnungseinrichtung vollkommen heißen, so muß sie auch Sicherheit dem Rechner gewähren; aber nicht ihm allein, sondern auch allen Personen, welche mit der Rechnung als Schuldner oder Gläubiger in Verbindung kommen. Aber ich kenne Einrichtungen, worin kein Zeugniß eines Betruges des

a) Weiter unten werde ich dieses Wort näher anzuzeigen Gelegenheit haben.

Rechners an diesen dritten Personen zu finden ist, der doch gegründet syn kann; kenne eine kleine unbeträchtliche Einrichtung, wo selbst Beeinträchtigungen der Creditoren von Seiten des Rechners möglich waren, welche sie nicht ahndeten, und sich erst bei einer Untersuchung gegen einen andern Theil der Verwaltung entdeckten.

Doch nicht allein die erwähnte Sicherheit, sondern auch die Uebersehung leidet bei so vielen Einrichtungen. Uebersehung nenne ich nemlich eine richtige und vollständige Einsicht in das Ganze, und die Theile der Verwaltung der Wirthschaft, in sofern die Rechnung eine Darstellung davon geben kann. In der Staatswirthschaft sind der Theile viele, die als ein, von den übrigen abgesondertes Ganzes wiederum zu betrachten sind, und eine gute Cameralrechnungseinrichtung muß daher zuförderst eine solche deutliche vollständige Einsicht in alle jene Zweige gewähren, ehe es möglich ist, die Finanzwirthschaft mit Gewißheit, Klarheit und Leichtigkeit zu überschauen; ehe man von ihr wissen kann, was jeder Wirth von seiner Rechnungseinrichtung fordern sollte, fordern muß: das Steigen und Fallen seines Vermögens; die Ursachen, die Handlungen, welche es bewirkten, um zu vermeiden, was ihm schadet, und das aufzusuchen, was ihm Nutzen schafft. Dies getreue Bild der Wirthschaft ist nur allein in einer, der Art der Wirthschaft angemessenen, auf richtige Rechnungsgrundsätze gebaueten, Auseinandersetzung, gegründet. Durch diese Auseinandersetzung erhält dann auch die Einrichtung den höchsten Grad der Gewißheit, den menschliche Einrichtungen erhalten können, und welche an mathematische Gewißheit gränzt; sie sichert das Vermögen des Wirths, er sey Staats- oder Privatmann, das Vermögen, die Ruhe und die Ehre des Rechners, wenn sie mit den andern Erfordernissen, welche die Sicherheit insbesondere erheischet, in Verbindung gesetzt wird; Cassendefecte und Rechnungsunordnungen müssen dann nur zu den Seltenheiten gehören, da sie sich bald von selbst entdecken müssen, b) und können nur durch die tadelhafte Nachsicht des Wirths selbst, oder derjenigen, welche seine Stelle vertreten, herbeigeführt werden.

3. Es liegt außer der Gränze meiner Absicht, und dem Zwecke dieser Blätter, alle Erfordernisse jener, als Bestandtheile einer guten Rechnungs-

b) Ich bitte, Cassen-Diebstähle von Rechnungsbedienten, und solche grobe Betrügereien, als z. B. Ueberschreibung von versiegelten Beuteln mit Pfennigen für Dislen, bisher nicht zu rechnen, hiergegen hat die beste Einrichtung nichts.

umgseinrichtung dargestellten Sicherheit und Uebersicht zu bezeichnen; nur von der ersteren sey es mir erlaubt, einige Bemerkungen zu machen, wodurch ich gern auf Mängel aufmerksam machen mögte.

Daher sage ich nichts von Eiden und Cautionen, die bekannten Sicherheitsmittel des fremden Vermögens in der Hand des Verrechners, nur daß ich glaube, daß sie schwache Schutzwehren gegen Betrug, und noch mehr gegen die Schwäche des Rechners sind, wenn nicht andere sichernde Einrichtungen hinzu kommen, und daß ich die Forderung einer Caution für eine Unbilligkeit halten muß, wenn der Staat nicht eine solche Einrichtung eintreten läßt, daß der Rechner seine Verantwortung über die ihm anvertrauete Wirthschaft oder den Theil des Staatsvermögens vollkommen zu leisten, im Stande ist. Z. B. der Verrechner des Vermögens ist insgemein auch der Bewirthschafter. Ohne daran zu denken, daß die Verwaltung viel Zeit, Mühe und Sorgen erfordert, soll der Mann mehr leisten, als von seiner Verwaltung die ersten belegten Aufschreibungen zu machen; er soll meistens über Geld und Naturalien eine ordentliche Rechnung führen, soll mancherlei Auseinandersetzungen machen, die oft ganz außer dem System seines Rechnungswesens liegen u. s. w. Alles das kann er nicht leisten, es entsteht Verwarrenheit, Unordnung, die er selbst nicht zu erklären vermag; man entdeckt nach Jahren Defecte, wovon er nichts genoß, nichts entwendet hat: seine Caution ist dahin, und, was mehr ist, sein Glück, seine Ehre und seine Ruhe. — Mancher Rechnungsführer kämpft auch mit Sorgen der Nahrung bei den Sorgen seiner Geschäfte; jene rauben ihm die Ruhe der Seele, welche zur glücklichen Führung der Geschäfte so unentbehrlich ist. Es hieße, etwas Unmögliches fordern, sich und die Seinigen vergessen, um nur in seiner Verwaltung, nur in seiner Rechnung zu leben. Der Kummer geht mit ihm, wie sein Schatten; er denkt oft 2 und 2 nicht richtig zusammen. Er ist eingezwängt unter dem sonst frohen Gewühle seiner Kleinen, das seinen vollen Kopf nicht erleichtert, sein Herz nicht froher macht. Der Drang seiner Seele läßt ihn außer dem Hause Luft suchen, und — — doch ich kann das Gemälde nicht vollenden; der Menschenbeachter kennt es, und der Menschenfreund bedauert den Unglücklichen, den der Staat nicht in den Stand setzte, ein ehrlicher Verwalter des ihm anvertrauten Vermögens zu bleiben, der doch zur Sicherheit der Verletzung einen Vorstand von ihm forderte. Ich bitte, nur diese Paar Beispiele, wozu sich der erfahrne Geschäftsmann in so manchen ländern Originale leicht denken wird, noch mit den folgenden Bemerkungen zu verbinden.

Auch

* Auch von Rechnungsuntersuchungen, welche wohl ein besonderes Criterium verdienten, bemerke ich nichts, als daß diese Untersuchungen entweder oft ohne vorgängigen Verdacht, als eine Sache, welche zur Ordnung gehört, oder nur nach entstandenem Verdachte vorgenommen werden. Jene machen, weil mans gewohnt ist, kein Aufsehen im Publico; anders ist es mit der Untersuchung im letzten Falle, besonders wenn der Rechnungsführer entfernt von derjenigen Behörde wohnt, welche die Untersuchung verhing. Hier ist dann der gute Name des Rechnungsführers auf eine lange Zeit ein Gegenstand der Verläumdung, man spricht Verdammungsurtheile gegen ihn aus, wenn ihm seine Vorgesetzten Belohnungsschreiben geben, die aber das Publicum nicht kennt, in Clubs und den Kaffee- und Thezirkeln der Damen des Orts nicht publicirt sind. Sollte man dem ehrlichen, ordentlich befundenen Rechnungsführer von Seiten seiner Behörde nicht eine öffentliche Verwahrung gegen die Räuber seines guten Namens schuldig seyn?

Dagegen von einigen andern Mängeln, welche auf Cassendefecte und Rechnungsunordnungen so direct wirken, in sofern sie insbesondere die nöthige Sicherheit beeinträchtigen, erlaube man mir einige Gedanken hinzuwerfen. Ich finde nemlich einen Mangel

a) in den zu einer guten Rechnungseinrichtung gehörenden wohleingerichteten Instructionen. Es giebt deren bei einem Staatsrechnungswesen eine gedoppelte Art: solche, welche allgemein sind, die Vorsteher und Curateren der General- Haupt- und Handcassen sowohl, als alle Rechnungsführer angehen, sich über alle Gegenstände verbreiten, welche allen Rechnungen und ihren Anlagen gemein sind; und solche, welche jedem Rechnungsführer, wegen seiner individuellen Pflichten, nach der besondern Beschaffenheit des Zweiges der Verwaltung des Staatsvermögens gegeben werden müssen, welcher ihm besonders angeht. Der Privatwirth hat nur letztere zu geben nöthig. Jene erfordern öffentliche Publicität, diese nicht; beide müssen aber in einem Staate die ganze Ordnung im Rechnungswesen bestimmen, und die Curatoren der Generalcassen müssen sie alle kennen.

Ich habe mich bemüht, das Staatsrechnungswesen in mehreren Staaten kennen zu lernen, und in beiden Arten der Instructionen beträchtliche Mängel gefunden. Die allgemeinen Rechnungsinstructionen sind oft in einer Menge Verordnungen und Ausschreiben zerstreuet, die sich seit Jahrhunderten herschreiben; haben dabei, wie dies natürlich der Fall werden muß, keine Uebereinstimmung mit einander; sie bilden kein Ganzes; gründen sich nicht auf eine zweckmäßige vernünftige Rechnungsanlage; schreiben nur immer

Pflich-

Pflichten für Untergebene, nie die der Vorgesetzten vor; sprechen nur von den Strafen für Rechnungsführer, ohne zugleich die Mittel vorzuschreiben, diesen vor Nachlässigkeiten und Verbrechen zu verwahren; haben nicht völlige Publicität, und was der Mängel mehr sind. Und wer mit Sachkenntniß in so manche specielle Instruction für die einzelnen Rechnungsführer hineingeblickt hat, wird mit mir überzeugt worden seyn, wie äusserst mangelhaft ihre Vorschriften sind, wie wenig das Vorgeschriebene zum Ganzen und zur wirklichen Ausführung paßt? und wer wird nicht bemerkt haben, daß manche Rechnungsführer — gar keine haben.

Gute allgemeine Rechnungsreglements setzen aber eine zweckmäßige Rechnungsanlage im Staate voraus; ihre Verfassung erleichtert dann die Verfassung aller einzelnen Instructionen für Rechnungsdiener, indem diese nur dasjenige zu enthalten brauchen, was speciell auf den besondern Zweig der Verwaltung anwendbar ist. Gern mögte ich ein Beispiel von einem solchen Reglement geben, aber ich weiß keines. Verbindet man das königl. preußische allgemeine Edict wegen Untersuchung und Bestrafung der öffentl. Cassen d. d. 30. Mai 1769.; die vorangegangene Instruction zu einer bessern Einrichtung des preuß. Cassen- und Rechnungswesens vom 17. Febr. 1769.; die bald darauf gefolgten Instructionen wegen promter Beförderung des Rechnungswesens vom 13. Dec. 1770. c) mit der schönen, noch den meisten meiner Leser im Andenken seyenden Instruction des jetzigen preussischen Monarchen, für den Generalcontrolleur der Finanzen, Staatsminister Grafen v. Schulenburg d), mit einander, so wird man zu einem ziemlich vollkommenem Rechnungsreglement, für die meisten preuß. Provinzen zwar insbesondere, aber mit Modificationen, auch für alle, besonders deutsche Länder, eine ziemlich vollständige Darstellung haben. Die revidirte und vermehrte hochfürstl. Baadische Rechnungsinstruction für alle weltliche und geistliche Verrechner vom Jahre 1777. entspricht dem Zweck nur unvollkommen.

Etwas können mangelnde oder mangelhafte allgemeine Rechnungsinstructionen durch gut bearbeitete specielle Vorschriften ersetzt werden, wenn sich diese weiter ausbreiten, als sonst nöthig gewesen wäre. Diese letztern aber zu geben, ist unabläßige Pflicht eines jeden Wirths, und also des Staats, da dieser gegen den Rechnungsdiener in das Verhältniß des Wirths tritt. Nur der Wirth kann bestim-

c) Siehe Wähner Handbuch über das preuß. Cassen- und Rechnungswesen. Berlin 1797. S. 21. 29. 38 und 44.

d) Preuß. Jahrbücher. Apr. 1798. S. 421.

bestimmen, wie weit die Bestätigung einer jeden Veränderung des Vermögens gehen soll, mit welchem Grade von Wahrscheinlichkeit er dabei zufrieden seyn will. „Vollständige Instructionen sichern Herrn und Diener: den Herrn gegen leere Entschuldigungen des Rechners; den Rechner gegen ungerechte Vorwürfe und Verdacht.“ c) Was muß aber eine wohleingerichtete specielle Rechnungsinstruction enthalten? Was anders, als die Vorschriften erstlich wie Sicherheit und Uebersehung in den besondern Zweigen des Verrechnungsgegenstandes hervorgebracht und erhalten, und zweitens, wie nun die Rechnung dem Ganzen oder dem Hauptzweige, wovon der Gegenstand Nebenzweig ist, angepaßt, und in eine vollkommene Uebereinstimmung gebracht wird. Dieses setzt nun zuförderst voraus, daß der Verfasser der Instruction überhaupt ein Rechnungsverständiger sey, welcher Rechnungsgrundsätze hat, und auf alle noch so verschiedenartige Gegenstände anzuwenden weiß; daß er den zu verrechnenden Gegenstand in allen seinen Theilen, und dann auch die Anlage des ganzen Rechnungswesens kennt. Soll eine solche Instruction gut ausgeführt, nicht nur ein edler Reis auf einen gemeinen Baum gepfropft seyn, so muß aber auch diese Anlage den besten Rechnungsgrundsätzen völlig entsprechen, sie muß den Character der Schönheit vor sich tragen, und Einheit in der Mannichfaltigkeit bei ihr zu finden seyn.

Solche gut eingerichtete Rechnungsinstructionen erleichtern dann alle Untersuchungen, machen jedes nöthige Verdammungsurtheil gerechter, und zwingen selbst den, des Rechnungsführen unwissenden Rechnungsdiener — deren es in jedem großen Staate immer welche geben wird — sich an eine bestimmte Ordnung zu gewöhnen, deren Mangel sonst, billigerweise an ihm nicht zu bestrafen ist.

c) Klipsteins neue Wirthschaftslehre. 1797. S. 123.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

89tes Stück.

Freitag, den 8ten November 1799.

Noch einige freimüthige Gedanken über Cassendefecte und Unordnungen im Rechnungswesen.

(Schluß.)

Zu den Mängeln, welche der Sicherheit schaden, so manche Unordnung herbeiführen, und durch gute Instructionen gewiß auch vermieden würden, ist

b) der Mangel ordentlich geführter Journale zu rechnen; Tagebücher, worin die Einnahmen und Ausgaben nach chronologischer Folge, so wie sie vorkommen, aufgeschrieben werden. Ist dieses Buch da, so kann jeder wissen, so oft er will, oder so oft er muß — und da ist der monatliche Termin besser, wie der vierteljährige, oder gar der jährige — wie er mit seiner Casse, oder mit seinen Naturalien und Materialien stehe. Doch bei letzteren ist dieses nur mit einiger Einschränkung möglich: große Naturalien- und Materialienvorräthe kann man monatlich und vierteljährig nicht stürzen, und mit der Abschlußsumme im Tagebuche vergleichen; wohl aber alle Jahr, und da ist es sehr anzurathen, daß eine solche Einrichtung getroffen werde, daß es gewiß geschehe. Ist ein solches Tagebuch ordentlich geführt, und richtig beurkundet, so giebt es eine vollständige Darstellung aller Handlungen, welche die Verwaltung des Gegenstandes herbeiführte, der Zeitfolge nach, und ist dann eine vollgültige Legitimation des Verrechners über die Richtigkeit seiner Verwaltung, wenn sein Geld- und Naturalienvorrath mit dem Abschluß des Tagebuches übereinstimmt. Blos ein solches Tagebuch ist daher nur eigentlicher, oder wenigstens Hauptgegenstand der Untersuchung bei einem Rechnungsführer; ist dieses richtig, völlig beurkundet, und darnach die Vorräthe übereinstimmend, so dünkt mich, ist der Wirth nicht betrogen, aber es können andere dritte Personen betrogen seyn, das freilich ebenfalls die Aufmerksamkeit des Untersuchers verdient. — Weiß sich der Rechner frei von diesem Betruge, weiß er sein Tagebuch richtig geführt, und sind seine Vorräthe damit in Harmonie, dann kann er sorgenlos einschlummern, eine unerwartete Untersuchung

am kommenden Tage kann nicht den Stab über ihn brechen; er scheidet weg von seiner Familie mit dem tröstlichen Bewußtseyn, gerechte und sachkundige Männer werden den verlassenen Seinigen, wegen seiner Rechnung, nicht eine trübe Minute machen. Die Haltung eines ordentlichen Tagebuchs sollte, bei jeder Verrechnung im Lande, ein allmeines Gesetz seyn, denn es ist die Grundlage aller Rechnungsanlagen. Leider wird es bei den gewöhnlichen Rechnungseinrichtungen noch immer für eine Privatschreiberei angesehen; man sieht nur auf die eigentliche sogenannte Rechnung, deren Richtigkeit und ordnungsmäßige Aufstellung sich doch auf ein beurkundetes Journal gründen sollte. So sehr die Vortheile eines Tagebuchs für jeden Rechner schon in die Augen zu springen scheinen, so sehr ist es doch wirklich vernachläßiget, wo es nicht durchs Gesetz befohlen ist. Die nicht bei Generalcassen und größern Rechnungscomtoiren angezogene Rechner, führen meistens ihre ersten Aufschreibungen nach verschiedenen Phantasien. Der eine macht sich eine Menge einzelner Bogen, worauf er die vorkommenden Einnahmen und Ausgaben oft recht possirlich notiret; der andre übernimt die saure und gefährliche Arbeit, alle Posten gleich ins Manual an gehörigen Ort zu tragen, wo ein Irrthum, der in der Eile so leicht möglich ist, so bald zu Unordnungen verleitet; der dritte schreibt gar nichts auf; er macht sich am Ende des Jahrs die Rechnung aus den Belegen, welche er beilegt, oder, wie ich auch erfahren habe, in der Tasche trägt, oder unter seinen übrigen Papieren liegen läßt, und gegen den Rechnungstermin hervor sucht. Wie ist da Ordnung möglich?

Es ist hier der Ort nicht, über die eigentliche Beschaffenheit und Führung der Tagebücher mehr zu sagen, auch wird dieses von manchem für einen zu geringen Gegenstand betrachtet werden. Ich mache daher darüber nur 5 Bemerkungen. A) Die Tagebücher müssen durchaus erste Aufschreibungen seyn; die Kunst des verschmitzten Rechners muß keine Gewalt über sie haben, besonders ist das nöthig, wenn derselbe auch die Auseinandersetzung der Rechnung hat. B) Nur der muß die Tagebücher führen, welcher ganz unmittelbar die Einnahme und Ausgabe des Geldes oder der Naturalien besorgt, der also die Wirthschaft unter den Händen hat. C) Die Form der Journale muß so einfach als möglich seyn, um dem Irrthume so wenig als möglich die Hand zu bieten. Daher müssen Einnahme- und Ausgabe-Colonnen nicht auf einer Seite, der Colonnen überhaupt nicht zu viel neben einander stehen. D) Das Journal muß dennoch mittelst einer Nachweisung in Verbindung kommen. E) Das Tagebuch muß alle wirklich geschehenen Einnahmen oder Ausgaben in Rechnung enthalten; was künftig Einfluß auf die Rechnung haben kann, z. B. Nachzahlungen, werden zwar bemerkt, und darauf nachgewiesen, um eine vollständige Darstellung der

geschehenen Handlung zu haben, aber nicht eher in Rechnung gebracht, bis die Sache ihre Wirklichkeit erhalten hat.

Naturalien erfordern eine etwas andere Einrichtung mit den Tagebüchern, die ich aber hier nicht auseinander setzen kann, um nicht zu weitläuftig zu werden; ich wollte auch nur den Mangel der Tagebücher als einen Grund von der Unsicherheit im Rechnungswesen und daher von Rechnungsunordnungen zeigen.

c) Ein anderer Mangel, welcher zwar wohl nicht allgemein, aber auch nicht selten ist, und die Sicherheit im Rechnungswesen beeinträchtiget, ist ein nachläßiger und nicht zweckmäßiger Gang in der Justification der Rechnungen. Ich nehme mit diesem Worte die Revision, die Monitur und die eigentliche Rechnungsabnahme zusammen, denn alles ist nur ein Werk. Wenn der Verrechner seine Rechnung eingeliefert hat, so fordern es Recht und Billigkeit gleich dringend vom Rechnungsprinzipal, so bald als möglich den Rechner über diesen Theil der Verantwortung zu entbinden, mit ihm sich aufs Reine zu setzen, und traurig ist es, daß der Rechner oft wegen seiner ausgelieferten Rechnung auf mehrere Jahre, und wenn ihn der Tod überrascht, seine Erben noch, in Verbindlichkeit bleiben muß, weil er aus vielen Rücksichten unvermögend ist, den Gang der Justification zu beschleunigen.

Man gebe dem Rechner auf, seine Rechnung auf einen bestimmten Termin, den die Umstände der Wirthschaft und die Rechnung, auch der Umfang des Abnahmegeschäfts bestimmen müssen, prompt einzuliefern, bei unerbittlicher Strafe der Uebertretung; aber eben so prompt sey man nun mit der Revision, mit der Abthuung der Monita, und der Lossagung der Verbindlichkeit. Alles dieses sey, wie jenes, an einen unabweichlichen Termin gebunden.

Die Revision muß aber eine wahre, eine zweckmäßige Revision seyn. Wer kennt nicht die Eintheilung der Revisionen dem Calculo und der Materie nach. Alles, was man eigentlich arithmetisch in einer Rechnung heißen kann, sich mit den Zahlen darin beschäftigt, ist ein Gegenstand der ersteren; sie muß der zweiten Art vorausgehen, und erfordert eigene Leute, welche durch gute Kenntniß in der Zahlenrechenkunst, durch Fleiß und Ausdauern, und durch Genauigkeit sich zu diesem Geschäfte besonders qualificiren. Nicht jeder ist hiezu geschickt; die Art des Geschäftes erfordert eine besondere Temperatur des Gemüths, die nicht jeder, welcher Rechenkunst versteht, und sonst sehr brauchbar ist, hat. Ein guter Calculator ist ein nützlicher Mann, aber ein Revisor, der das Wesentliche einer Rechnung nachsehn soll, ist er dadurch nicht. Die Materie einer Rechnung ist so mannichfaltig, wie die Gegenstände, worüber sie geführt ist; eine unabläßliche Eigenschaft eines Revisors (so unterscheide ich diesen von jenem Calculator) ist also Kenntniß dieser Gegen-

stände, und daher oft, nach Beschaffenheit dieser, von dem Locale so mancher Dinge, die einem Calculator gar nicht beiwohnen können. Ein Revisor muß mehr, als ein Calculator seyn; er muß zugleich der vollständigste Kenner der Rechnungsverfassung des Landes, der Gesetze und der allgemeinen und besondern Instructionen seyn; er muß — ich fordere wahrlich nicht zu viel — ein Rechnungsverständiger seyn, um wahre Verbesserung angeben zu können.

Von beiden, vom Calculator und Revisor, in dem eben gedachten ehrenvollen Sinne, müssen Staatsrechnungen nachgesehen, und ihre Bemerkungen zusammen getragen werden, um von der Behörde dem Rechner zur Beantwortung zugeschickt zu werden. Wer mit dem Revisionswesen bekannt ist, wird oft bemerkt haben, daß die Rechnungen Leuten in die Hände gerathen, welche von den Gegenständen der Rechnung wenig oder gar nichts wissen, nichts wissen können, wenn sie auch den besten Willen hätten. Dadurch entstehen nicht allein fehlerhafte Monita, die den nicht sattelfesten Rechnungsführer verwirren, dem schlauen die Schwäche der Revision verrathen, sondern dadurch werden Fehler übersehen, die sich in die folgenden Jahre fortschleppen, und dann oft spät, wenn sie die Zeit entwickelt, dem Rechner ganz zur Last gelegt werden, ohne daß er mehr Schuld hatte, als daß er fehlte; oder auch dem Betrüger die Mittel zum Betruge in die Hände geben. — Mehr hierüber zu sagen, verbieten für diesesmal die Gränzen dieser Abhandlung.

Die Revision muß an den Kalender gebunden seyn, ein genauer Gang muß sie begleiten; die Erinnerungen müssen früh genug in des Rechners Händen seyn, dem sie mit der Bestimmung des Termins, wann seine Beantwortung der Behörde einzuschicken sey, zugehen müssen, worüber man halten muß. Seine Beantwortung wird vom Revisor geprüft, ihre Mängel von neuem strenge gerügt, und wenn alles da ist, was eine vollständige Verantwortung erfordert, so muß er angewiesen werden, wie er in der folgenden Rechnung die derselben zu Gute oder zur Last fallende bleibende Fehler abzuthun habe, um seine Dechargirung nicht aufzuhalten. Alles muß also vor dem Abschluß der nächstfälligen Rechnung des Rechnungsführers abgethan seyn; nie muß eine neue Rechnung abgeliefert werden, ehe der Rechnungsleger nicht außer Verbindung mit der vorigen ist, und auch nie muß die Ablieferung darnach aufgehalten werden, wenn man die Ordnung nicht zerstören, die Rechnungsgeschäfte nicht erschweren will. Man wird aus diesem schon errathen, daß ich der Methode die Erinnerungen, von der abgelieferten Rechnung vorne in der nächstfolgenden aufzuführen und zu beantworten nicht das Wort reden kann. Die Verbindlichkeit des Rechners geht dadurch nicht bestimmt zu Ende, sondern wird immer ins folgende Jahr übernommen, und kann in mehrere Jahre fortdauern, wenn die Beantwortung

gen nicht gnügen, und der schlaue Mann wird einen schwachen Revisor gar leicht ans Eis führen, da er ja ein ganzes Jahr Zeit behält, zu antworten.

Unabweichliches Gesetz muß es seyn, daß der Rechnungsführer sich über alle Erinnerungen einer jährlichen, vierteljährlichen oder auch monatlichen Rechnung vollständig verantwortet habe, ehe er eine neue, seiner Behörde einreiche; dann werden, wenn die Behörde selbst über die Ordnung nur einigermaßen wachen will, Revisionen ein wahres Sicherheitsmittel seyn, sonst nicht; indem man dadurch zugleich eine Gerechtigkeit gegen den Rechner ausübet. Ich weiß mich einen Fall zu erinnern, wo sich die monatlichen Rechnungen von einer herrschaftlichen Anstalt von ganzen Jahren gehäuft hatten, ehe sie zur Revision kamen. Die Revisoren wechselten nicht selten; manche waren Anfänger in der Kunst zu revidiren, und überhaupt im Rechnungswesen; keiner hatte Sachkenntniß; einem und anderm dämmerte nur etwas Licht von der eigentlichen Verfassung der Wirthschaft und der Rechnungsführung der Anstalt. Die Monitur mußte also sehr unvollkommen ausfallen; es blieben Fehler ganz unentdeckt, und entdeckte man spät eine Spur davon, so war es oft unmöglich, dem Ursprunge nachzuspüren. Die Jahre lang verzögerten Monita kamen nun auf einmal zur Beantwortung dem Rechner in die Hände, welcher nun Jahre brauchte, um sie bei seinen gewiß verwickelten Geschäften zu beantworten. Endlich entstand ein Defect; eine Untersuchung wurde verhängt, und als diese schon da war, bekam der Rechner noch die letzten, von vielen Monaten rückständigen, Erinnerungen zur Beantwortung. Wie war es möglich, daß bei der Unruhe seines Geistes, die ihn folterte, eine richtige Beantwortung, wenn sie auch möglich gewesen ist, geliefert werden konnte! Der Unglückliche entwich; als 60jähriger Greis mußte er wieder von neuem einen Lebensunterhalt suchen, und sein Weib dem Schicksale Preis geben. Weit entfernt, den Unglücklichen als schuldlos darzustellen, bin ich doch überzeugt, es hätte eine vollkommene Revision und eine obengedachte prompte Abthuung der Erinnerungen den Defect und so viele eingetretene Unordnungen verhindert, und den Mann bei Ehre und Brode erhalten.

Bei jenem kurzbezeichneten Gange der Rechnungsabnahme ist es dann aber auch nur möglich, das letzte Geschäft der Rechnungssanction, das Absolutorium über die abgelieferte, und durch die vollkommene Beantwortung aller Erinnerungen abgenommene Rechnung, so zu ertheilen, daß es den Rechner für sich und seine Erben von aller fernern Verantwortung über die Rechnung von der bemerkten Zeit völlig und für immer entbindet. Das Absolutorium muß für den Rechner und seine Erben eine Schutzschrift seyn gegen alle Anfechtungen seiner Rechnung, wie diese nur immer in

die Wege gebracht werden mögen. Wenn es dies nicht seyn soll, so ist es ein Beweis von der Unvollkommenheit der Einrichtung, deren man sich bewußt ist, der man aber abhelfen sollte, um des Staates willen, und aus Gerechtigkeit für alle Rechnungsführende Bediente. Was hat denn der Mann für alle seine Sorgen, Mühe und Verantwortung, wenn er das nicht hat, frei zu werden von der Verantwortlichkeit der vergangenen Zeit?

d) Die Sicherheit wird befördert, die Rechnungsanlage der Vollkommenheit näher gerückt, wenn eine zweckmäßige Controlle eingeführt ist; ihr Mangel ist sehr wesentlich, und doch ist man nicht in so manchen Staaten in allen Theilen der Staatsrechnungen darauf bedacht gewesen. Ich werde nicht nöthig haben, weitläuftig zu erklären, was ich unter Controlle verstehe; nur muß ich bemerken, daß ich nicht blos Gegenschreiberei, so wie man sie hie und da bei verschiedenen Erhebungen antrift, darunter verstehe. Sie ist mir eine jede Aufschreibung, welche die Richtigkeit einer andern Aufschreibung durch eine Vergleichung ihrer Uebereinstimmungen bezeugt. — Es lassen sich nicht allgemeine Bestimmungen zu Einrichtungen dieser Art von Controlle angeben, die Gegenstände der Rechnungen und das locale müssen oft die Hauptbestimmungen geben. Ich will daher nur ein Paar derjenigen Mittel zur Controlle angeben, welche am allgemeinsten in den meisten Rechnungsanlagen eingeführt werden könnten, und doch häufig fehlen.

Eine sichere Controlle wird geführt, wenn außer dem Rechnungsprinzipal und den Rechnungsführern dritte Personen einerlei Gegenstände aus ganz verschiedenen Absichten aufschreiben. So muß nie die Rechnung über Geld und Naturalien, wenn diese durch jenes, oder das Geld durch die Naturalien herbeigeschafft wird, in den Händen eines und desselben Mannes seyn. Der Rechner, welcher mit dritten Personen über Naturalien oder Materialien abzurechen hat, muß, in demselben Geschäfte, nicht mit Isolchen über Geld abzurechnen haben. Der Geldrechner muß nicht irgend ein Inventarium unmittelbar unter Händen haben.

Ein anderes Mittel zur Controlle ist, wenn der Erheber und Bezahler nichts mit der eigentlich abzulegenden Hauptrechnung zu thun hat; eine andere Person stellt diese aus dem belegten Tagebuche, oder, wenn er ja fern von jenem leben müßte; aus den Tagebogen, welche nach Umständen alle Woche, alle 2 oder 4 Wochen einzuschicken wären, auf. Jener hat also gar keinen Einfluß auf die eigentliche Rechnung mehr. Der Abschluß der Rechnungsbücher, welchen der Auseinandersetzer der ersten Aufschreibungen von jenem macht, muß auf gleichen Termin, dem Abschluß der letztern gleich seyn. Außer der höchsten Wahrscheinlichkeit einer beinahe

mathematischen Richtigkeit, wird dadurch auch die Wahrscheinlichkeit einer möglichen Sicherheit des Rechnungsvermögens befördert.

Meine Leser werden es selbst bemerken, daß hier die Mittel zur Sicherheit im Rechnungswesen mit den Mitteln zu einer guten zweckmäßigen Uebersicht in selbigem, in einander fließen. In einer gut eingerichteten Rechnungsauseinandersetzung selbst, liegt eine sichere Quelle zur Sicherheit im Rechnungswesen. Die Mittel, welche bei der Auseinandersetzung im Staatsrechnungswesen die besten sind, um dadurch ein treues Gemälde der würklich geführten Wirthschaft in allen verschiedenen Theilen derselben zu erlangen, hier darzustellen, würde sich zwar wohl mit meiner Absicht vereinigen lassen, aber zu weit führen, wenn ich mehr als ein Paar Pinselstriche geben wollte. Auch scheint mir das Gesagte über die Sicherheit mehr allgemeinen Nutzen zu haben, als was ich hier jetzt über Auseinandersetzung in wenigen Blättern sagen könnte. Daher also nur noch einige Anmerkungen. — Man wird bei dem Angeführten mir den Einwurf machen, daß dadurch das Personal des Bedienten vermehrt werden müsse. Ist die ganze Einrichtung systematisch, so wird das nicht der Fall seyn. Ein Mann kann viel einnehmen und ausgeben und chronologisch niederschreiben, kann daher Cassirer von mehrern Cassen seyn, wenn er blos dieses, und nicht auch die Auseinandersetzung der Rechnung besorgen soll. Der Einnehmer und Ausgeber ist oft auch Verwalter, oder hat die Aufsicht über Verwaltungen, und dann wird er hier mit mehrerm Vortheil dienen, wird über die Gegenstände der Verwaltung Ueberlegungen anstellen können, wie da etwas zu verbessern, zu vermehren und zu erhalten steht. Wird aber der Mann mit Rechnungen geplagt, so muß er dieses zum Schaden des Ganzen unterlassen. Dagegen kann ein Mann, unbesorgt wegen seiner Ruhe, wenn er nur thätig ist, Ausdauern besitzt, schon beträchtliche Rechnungen aufstellen.

Aber man muß auch brauchbare Subjecte haben, um im Rechnungswesen, sey es noch so gut eingerichtet, in der Ordnung zu bleiben. Unwissenheit schadet oft mehr, wie Bosheit, und hat leider für alle Theile gleich schlimme Folgen. Es ist in den meisten Ländern noch immer ein großer Fehler, daß man Rechnungskenntnisse nicht als ein Erforderniß zu einem Geschäftsmann im Staate, im Gegentheil selbige als etwas ansieht, welches dem Mann, wenn er das Amt hat, von selbst zufällt. Unser Zeitalter kann ohnehin wenig junge Leute hervorbringen, welche zu den ermüdenden und vorsichtigen Geschäften der Rechnungsführung vollkommen brauchbar sind; der Hang, nur dem Vergnügen zu leben, bringt sie um die Thätigkeit, Ausdauern und Genauigkeit, welche dazu nöthig ist. Um so mehr ist es aber Sache des Staats und der Staatsdiener, brauchbare Rechnungsführer aller Art zu bilden, und am rechten Orte anzustellen. — Wie kann das am besten

geschehen? Diese Frage verdiente wohl eine ausführlichere Antwort, meine Anmerkung kann aber nur die Hauptdata angeben. Man muß, dünkt mich, um brauchbare Rechnungsbediente zu erhalten, a) Rechnungskenntniß als eine Realkenntniß ansehen, welche in Bürgerschulen und Gymnasien gelehrt werde. Alle bürgerlichen Geschäfte erfordern einen gewissen Grad von dieser Kenntniß, und die Hauptgrundsätze sind aller Orten in der Wirthschaft eines jeden Hausvaters, in der Landwirthschaft, beim Handel und in dem großen Felde der Staatswirthschaft gleich anwendbar; ihre Theorie ist einfach, ihre Anwendung so mannichfaltig wie die Gegenstände der Verrechnung sind. b) Da, wo sich das Ganze, oder ein beträchtlicher Zweig des Staatsrechnungswesens vereinet, muß man die Rechner und alle Geschäftsmänner, welche auf das Rechnungswesen Einfluß haben, bilden durch Theilnahme an den meisten Geschäften, welche da zusammen fließen; hier wird der künftige Geschäftsmann nicht allein Routine lernen, sondern, welches viel werth ist, Zusammenhang des Gebäudes der Staatsrechnungsanlage, und ist dabei alles im Einklange, so wird der Denker ein schönes Werk der menschlichen Vernunft bewundern, wird, statt daß er sonst Rechnungen scheuet, Vergnügen daran finden. Junge Leute, welche da, im Centro der Staatsrechnungen gut gebildet werden, müssen auf Rechnungsbedienungen im Staate sichere Hoffnungen haben; ich sage gut gebildet worden, denn die schlechten, die mittelmäßigen Subjecte müssen nicht im Staate zu Rechnungsstellen befördert werden; sie sind oft die besten Männer in andern Verhältnissen, aber keine Rechner. c) Keine Rechnungsstelle muß man vergeben, ohne die Subjecte, nach dem Umfange ihrer Geschäfte, ordentlich geprüft zu haben. Die Examinatoren müssen nicht allein selbst wahre Rechnungsverständige seyn, sondern auch, um nicht zu viel zu thun, den Umfang des Geschäfts kennen, wozu die Subjecte bestimmt sind. Insgemein besteht die ganze Prüfung in der Revision einer schon revidirten Rechnung, wovon man die Monita nimt. Diese Prüfung ist aber unsicher, ungerecht, und besonders oft unzweckmäßig. Unsicher, weil der Neuling keine andern Fehler moniren kann, als welche in Calculo und allenfalls, wenns hoch kömmt, sich in der Form finden, wird er also nach der Vergleichung seiner Monita mit den alten, beurtheilt, dann wird er falsch beurtheilt. Der Mann ist brauchbar, und wird nicht dafür gehalten; und daher wird man gegen den Geprüften ungerecht. Unzweckmäßig ist sie aber darum oft, weil man ja am meisten Rechnungsführer von den mancherlei Arten, und nicht Calculatoren und Revisoren besetzen will, und daher nicht die Revision, sondern die Aufstellung einer Rechnung, die Auseinandersetzung irgend eines Rechnungsfalles, die wahre Prüfung wäre.

Hannover. G. Petersen.

Hannöverisches Magazin.

90tes Stück.

Montag, den 11ten November 1799.

Ueber die Verbesserung der Singechöre.

Ein Nachtrag zum 93ten und 94ten St. dieses Magazins vom Jahre 1797.

Die Singechöre haben mit allen öffentlichen Anstalten ausser vielen andern auch das gemein, daß sie weit leichter zu tadeln, als zu verbessern sind. Die Ursachen ihres Verfalls sind im Lauf der Zeiten mit so vielen Nebenumständen verwebt und verflochten worden, daß sie nicht weggeräumt werden können, ohne zugleich diese Nebenumstände zu berühren, die sich ihrer Natur nach in der jetzigen Generation vielleicht gar nicht, wenigstens gewiß nur sehr allmählig heben lassen. Was zu den Zeiten unsrer Vorfahren die Chöre blühend und nützlich gemacht hat, ist jetzt bei vielen kraftlos und unwirksam geworden. Der Geist der Zeiten hat sich geändert. Der Eifer für Religion, für öffentliche Gottesverehrung und für alles was damit in Verbindung steht, ist sehr erkaltet; unsere Kirchen werden nicht mehr so zahlreich besucht, und werden sehr wahrscheinlich bei noch längerer Unthätigkeit in Anwendung gehöriger Gegenmittel noch immer sparsamer besucht werden. Man hat in den letzten Zeiten zu sehr vergessen, daß der Mensch ein sinnliches Geschöpf ist, und daß aus diesem einzigen Grunde diejenigen Mittel, die zunächst auf Sinnlichkeit des Menschen wirken, und den öffentlichen Gottesdienst für jedermann erbaulich, feierlich und anziehend machen können, aufs sorgfältigste hätten erhalten werden müssen. Unter diesen Mitteln gebührt dem schönen Kirchengesang und einer feierlichen Kirchenmusik, folglich auch den Chören, ohne welche jene nicht bestehen können, der erste Platz. Unser Luther kannte die Kraft und Wirkung dieser Mittel besser; wir hätten ihm folgen sollen. Er sagte: Die Noten machen den Text lebendig

bendig, und: wer die Musik verachtet, wie denn alle Schwärmer thun, mit dem bin ich nicht zufrieden. Er wußte, daß das Vergnügen am Gesange und an der Musik überhaupt keine thierische Sinnlichkeit, sondern ein edler Sinnengenuß sey, der sich zur Andacht nicht nur sehr wohl schicke, sondern sie sogar noch erhebe. Er wußte, daß der Mensch sowohl dieser, als jeder andern Art dieses edlen Sinnengenusses seine feinsten Freuden, und genau genommen, das ganze Glück seines Lebens zu danken habe.

Die Vernachlässigung dieser Mittel in der Kirche hat nach und nach nothwendig die Vernachlässigung des musikalischen Unterrichts in den Schulen zur Folge haben müssen, wodurch denn endlich aller Geschmack am geistlichen, so wie überhaupt am edlen Gesange fast ausgerottet worden, und schlechte, unedle Gassenlieder an seine Stelle gekommen sind. Wie soll man nun den Eifer unserer Vorfahren zur Gottseligkeit, und ihre damit verbundene Lust an erbaulichen Gesängen wieder zurückrufen können, ohne erst alles aus dem Wege zu räumen, was eine langjährige Vernachlässigung im Unterricht, daraus entstandene Verwöhnung und Ausartung der Rückkehr jener edlen Gesinnungen und Gefühle in den Weg gestellt hat? Werden nicht unsere Chöre tauben Ohren singen, wenn sie, wie bei unsern frömmern Vorfahren, statt der nun einmal in Umlauf gekommenen weltlichen Lieder lauter geistliche singen wollen? Wird man ihre Gesänge bei unendlich größerm Werth wohl des Geldes werth halten, welches dafür gegeben wird, und werden nicht die Chorcassen (ein Punkt, auf welchen sehr Rücksicht zu nehmen ist) so geschwächt werden, daß dadurch zugleich alle Ermunterung, Lust und Liebe der Schüler zum Gesange verlohren gehen muß?

Man sieht hieraus, daß bei der Verbesserung der Chöre auf keine Weise geschwind verfahren werden kann. So wie sie nur nach und nach in Verfall gerathen sind, so können sie auch nur nach und nach wieder gehoben werden. Wenn daher ihre Verbesserung gründlich und dauerhaft seyn soll, so muß sie ihren Anfang an der Quelle nehmen, d. h.: sie muß von den Schulen, und zwar von den untersten Classen der Schulen, ausgehn. Auf diese Weise geht sie zwar langsam, und unsere Nachkommen werden sich vielleicht erst des Nutzens derselben zu erfreuen haben; sie ist aber dagegen sicher und unfehlbar.

Die einzige Schwierigkeit dabei möchte blos darin bestehen, ob diejenigen Männer, welchen die Aufsicht über Schulanstalten übertragen ist, welche folglich dabei nicht blos zu

rathen, sondern zu verordnen haben, sich hinlänglich von der Nothwendigkeit, Wichtigkeit und dem großen, ausgebreiteten Nutzen einer solchen Verbesserung überzeugen können, um den öffentlichen Singunterricht wieder auf denjenigen Fuß zu setzen, auf welchem er ehemals stand, auf welchem er treffliche Folgen hatte, und auf welchem er sorgfältiger hätte erhalten werden sollen. Um zu dieser Ueberzeugung etwas beizutragen, werde ich die Hauptpunkte einzeln angeben, worauf es dabei ankommt, und zugleich auf die nützlichen Folgen aufmerksam zu machen suchen, die eine verbesserte Einrichtung des Singunterrichts in unsern öffentlichen Schulen für alle Stände, also fürs Ganze, haben kann.

Wenn die Verbesserung unserer Singechöre gut von statten, und in ihren Wirkungen dauerhaft werden soll, so müssen folgende Regeln dabei zum Grunde gelegt werden:

I.

Die Sänger müssen an jedem Orte aus den eingebohrnen Schülern gezogen, nicht aber, wie bisher so häufig geschehen, von fremden Orten verschrieben werden.

Der Grund dieser ersten Regel liegt darin, daß die Unterhaltung fremder Sänger, wegen Mangel an Stiftungen und Unzulänglichkeit der einkommenden Chorgelder, an den meisten Orten großen Schwierigkeiten unterworfen ist, die bei einheimischen Sängern meistens wegfallen, weil diese doch immer auf einige Unterstützung von ihren Aeltern rechnen können, die, wenn sie auch blos in freier Wohnung, Holz, Licht, und in der Besorgung einiger andern kleinen Bedürfnisse bestehen sollte, doch das Fortkommen eines jungen Menschen schon gar sehr erleichtern kann. Ausserdem hängt mit der Befolgung dieser Regel noch ein anderer, sehr wichtiger Vortheil zusammen, nemlich der: daß den bisherigen Klagen über Unsittlichkeit und Unordnung der Choristen dadurch am besten abgeholfen werden kann, weil einheimische Sänger der älterlichen Aufsicht wegen am leichtesten vor Ausschweifungen bewahrt werden können. Wenn die bisherigen Klagen über unsittliches Betragen und über Unordnung der Choristen wirklich gegründet gewesen seyn sollten, so kann man gewiß behaupten, daß hauptsächlich die fremden, sich selbst überlassenen, ohne alle nähere Aufsicht lebenden Choristen die Veranlassung dazu gegeben haben.

An der Ausführbarkeit dieser Regel läßt sich auf keine Weise zweifeln, weil es überall Stimmen in Menge giebt, die einer guten musikalischen Bildung fähig sind, wenn nur der angestellte Lehrer ein Mann ist, der

gründlichen Unterricht in der Singekunst zu geben versteht.

Um aber solche Chöre an jedem Orte selbst bilden zu können, muß die ehemalige Einrichtung in den Schulen wieder hergestellt werden, nach welcher

II.

alle Schüler einer Schule ohne Ausnahme an dem Unterrichte im Singen Theil nehmen müßten.

Der Nutzen einer solchen Einrichtung ist sehr mannichfaltig: denn

a) das Singen ist für alle Stände und für jedes Lebensalter brauchbar, anstatt daß die meisten andern Kenntnisse, Künste und Geschicklichkeiten immer nur für gewisse Stände und Lebensweisen passen. Es macht den Menschen fröhlich, und wie Luther sagt, zu allen Dingen geschickt. Wenn nun ein fröhliches Herz ein Schatz ist, der dem Menschen in allen Dingen des Lebens, in allen Schicksalen, die ihm auf seinem Wege durchs Leben begegnen können, gar sehr zu statten kömmt, so verdienten gewiß die Mittel, wodurch man sich diesen Schatz erwerben kann, nicht vernachlässigt zu werden. Die Jugend, welche noch nicht weiß, was ihr für das künftige Leben nütz und gut seyn kann, und deswegen meistens zu allem Guten erst angetrieben werden muß, sollte daher auch zur Erwerbung dieses Mittels, wodurch das menschliche Leben verschönert und fröhlicher gemacht wird, mit mehrerem Ernste ermuntert werden, als es in unsern Tagen geschieht. Unsere Vorfahren haben es an solchen ernstlichen Ermunterungen nie fehlen lassen. Alte ältere Schulordnungen können dis beweisen. Ich führe nur eine Stelle aus einer der ältesten an, die ich kenne, nemlich aus der lübeckschen vom Jahre 1531., welche den berühmten Johann Bugenhagen zum Verfasser hat: „Um 12 Uhr alle Tage (heißt es darin) soll der Cantor „alle Jungen, große und „kleine, singen lehren, nicht al„lein den langen Gesang (Choral) „sondern auch in Figurativis. Ihm „sollen die vier Pädagogi, die in „den Kirchen singen müssen, wech„selsweise nach Gelegenheit in der „Schule helfen. Daß also die „Kinder in der Musik lustig und „wohl geübt werden, wodurch sie „auch wackere und geschickte Kin„der werden, andere Künste zu „lernen. Denn die Musik ist eine „Kunst von den freien Künsten, „die man die Kinder von Jugend „auf fein und tüchtig lehren kann, „und die man zum Besten auch

„wohl

„wohl brauchen kann, so gut wie „andere Künste. Wenn sie aber „allein gelernt wird (heißt es beim „Schluß) und nicht andere Künste dabei, so macht sie Müssiggänger und wilde Leute. Unsern „Kindern wollen wir solchen Mißbrauch verhindern, und sie auch „andere Künste lernen lassen, Gott „zu ehren." (S. 23 unter der Aufschrift: Sanktkunde) Die besten neuern Schulordnungen führen sämmtlich die nemliche Sprache. In einigen derselben wird sogar bestimmt verordnet, daß der Cantor aus den sämmtlichen Schülern, wenn sie hinlänglich im Gesange geübt worden, die besten aussuchen, nach den vier Stimmen rangiren, und diese sodann zu den Chören und zur Kirchenmusik brauchen soll.

b) Durch den allgemeinen Unterricht im Singen werden selbst diejenigen Schüler, welche nicht Anlage genug haben, um den Figuralgesang gut zu lernen, doch wenigstens in den Stand gesetzt, in der Kirche einen reinlichen Choral mitsingen zu können. Wenn schon die Chöre ursprünglich ausser ihren andern Bestimmungen auch die gehabt haben, durch ihr Singen auf den Gassen den gemeinen Mann mit den Choralmelodien bekannt zu machen, damit auch er in den Versammlungen der Gemeinde Theil am öffentlichen Gesange nehmen könne, ohne ihn zu verderben; sollte nicht noch weit mehr dafür gesorgt werden, die Jugend der gebildetern Classen in diesem Stück des Gottesdienstes so weit zu bringen, als nöthig ist, den Choral reinlich und richtig singen zu können. Die Verpflichtung dazu ist desto gröſſer, je weniger Schwierigkeiten mit der Erwerbung dieser Geschicklichkeit verbunden sind, und je nothwendiger es besonders in unsern Tagen geworden ist, der immer mehr überhand nehmenden Kälte und Lauigkeit in Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes durch alle mögliche äussere Verschönerung deſſelben entgegen zu arbeiten. Der öffentliche Gesang, der jetzt an so vielen Orten in ein wahres Choralgeschrei ausgeartet ist, bedarf dieser Verschönerung vorzüglich, und jedes Glied der christlichen Gemeinde, jung und alt, sollte angehalten werden, dazu beitragen zu lernen.

c) Der allgemeine Musikunterricht in den Schulen ist auch deswegen nöthig und nützlich, weil, wer in der Kirche seinen Choral reinlich und ordentlich mitsingen kann, schon dadurch allein ein gröſseres Interesse am Kirchengehen findet. Le Beuf macht in seiner histori-

schen

schen Abhandlung vom Kirchengesange die wichtige Bemerkung, daß alle Kinder gerne in die Kirche gehen, daß sie aber mit zunehmenden Jahren diese Neigung verlieren, wenn sie nicht singen gelernt haben. „Quoique les „Enfans (sind seine Worte) aiment „assez naturellement à frequenter „les Egliſes; ils ceſſent d'avoir „cette inclination, lorsqu' ils „avancent en age, à moins qu' ils „n' aient appris à chanter. La „connoiſſance du Plainchant les „rendra donc de bons Paroiſſiens, „qui aſſiſteront à l'Office divin, „et qui contribueront à le faire „célebrer avec decence. Outre „cela cette connoiſſance les met„tra en etat de ſ'exercer chez „eux, et par conſequent de ſ'en„tretenir de choſes utiles, et de „ſ'abſtenir des chanſons profanes, „qui portent la corruption dans „le coeur."

d) Durch den allgemeinen Unterricht im Singen werden unvermerkt richtige Begriffe von allem was zur Musik gehört, verbreitet, so, daß auch diejenigen Schüler, welche in der Folge zu Kirchen- und Schulpatronen erwählt werden, mit mehrerer Kenntniß der Sache ausgerüstet, ihrem Amte besser vorstehen, und tüchtigere Männer zu musikalischen Kirchen- und Schulämtern wählen können. Woher kommt es anders, als von dem in der Jugend auf Schulen vernachläſſigten Musikunterricht, daß man jetzt so wenige Kirchen- und Schulinspectoren findet, die, wenn ein Cantor, Organist oder Stadtmusikus angestellt werden soll, selbst urtheilen können, wer zur Stelle tauge oder nicht? Woher kommt es anders, als von diesem vernachläſſigten Unterricht in der Jugend, und von der dadurch entstandenen großen Unkunde in musikalischen Dingen, daß in unsern Zeiten so selten ein musikalisches Amt mit einem brauchbaren Manne besetzt ist? Dieser Unkunde, die schon so vielen Schaden angerichtet hat, kann durch nichts besser, als durch den allgemeinen Musikunterricht auf Schulen vorgebaut werden.

e) Die Singekunst ist die beste Vorbereitung zur Erlernung eines musikalischen Instruments. Woher kommt es, daß so viele Personen in ihrer Jugend das Clavier, die Violine, die Flöte oder Harfe spielen lernen, und doch dadurch nicht in den Stand gesetzt werden, über den Werth einer musikalischen Composition, über die zweckmäßige Anwendung derselben, über den Grad von Geschicklichkeit eines Künstlers in der Ausführung, und über man-

che

che andere musikalische Dinge ein richtiges Urtheil zu fällen? Sie haben nicht singen gelernt. Beim Gesange lernt man Töne und Intervallen sich deutlich vorstellen und denken, ohne alle äussere Hülfsmittel; man prägt dadurch dem Gedächtniß gleichsam das musikalische Wörterbuch ein, wodurch man erst fähig wird, eine jede Musik zu verstehen. Beim Spielen eines Instruments sind es weit weniger die Töne und Intervallen als die Tasten oder Griffe, die wir uns einprägen; folglich kann jemand Jahre lang ein Instrument spielen, ohne dadurch fähig zu werden, eine Musik blos durch das Gehör zu verstehen. Man hört wohl Töne, aber keine Musik; man fühlt wohl, ob diese Töne rauh oder sanft, stark oder schwach, langsam oder geschwind ꝛc. sind, aber man begreift ihren Zusammenhang, und ihre innere Bedeutung nicht, weil man nicht im Stande ist, Töne und Tonreihen in allen ihren Verhältnissen und Verbindungen sich im Geiste deutlich vorzustellen, und sie in ihrer Folge so zusammen zu halten, wie man eine ganze Reihe einzelner Wörter zusammenhalten muß, wenn man eine Rede verstehen will. Alles dieses lernt man am besten durch die Singekunst, die uns die deutlichste Vorstellung von Tönen und ihren verschiedenen Verhältnissen giebt. Sie ist daher nicht nur die beste, sondern eine völlig unentbehrliche Vorbereitung zur Erlernung eines musikalischen Instruments, wenn man die Absicht hat, sich dadurch wirkliche Kunstkenntniß und wahren Kunstgenuß zu verschaffen. Und welche andere vernünftige Absicht könnte wohl ein Dilettant haben, um welcher willen er ein Instrument lernt, wenn es nicht die Erwerbung dieser Kunstkenntniß und dieses Kunstgenusses ist, wodurch nicht nur allgemeine Kultur vermehrt, sondern auch eine reiche Quelle von Vergnügen eröfnet wird? Ein wenig Klimperei, Dudelei und Fiedelei kann zu nichts führen; ist daher der Zeit und Mühe nicht werth, die in unsern Zeiten so häufig darauf verwendet wird. Der Zweck unserer Bestrebungen muß erreicht werden, das heißt: man muß die Sache, mit welcher man sich beschäftigt, ihrem innern Wesen und ihrer wahren Anwendung nach kennen lernen, wenn sie Einfluß auf unsere Bildung und auf die Vermehrung unserer Glückseligkeit haben soll. Dieser Zweck kann mit weit geringerer Zeit und Mühe erreicht werden, als jetzt gewöhnlich aufgewendet wird, um ihn zu verfehlen, wenn aller musika-

sikalische Unterricht mit dem Singen angefangen wird. Es war daher bei den ältern Musiklehrern eine allgemeine Meinung, daß niemand gut spielen könne, der nicht singen gelernt habe. Tanto perfectior organicus est musicus, quanto plura in vocali confecit spatia, (Jo. Lippii Disp. II. de Musica.) Eben die Lehrmethode, welche die Geschicklichkeit des Musikers von Profession befördern, erhöhen und besserer Art machen kann, muß auch beim Liebhaber, obgleich in geringerm Umfange, anwendbar seyn, muß auch seine Kenntniß erhöhen und besserer Art machen können.

f) Endlich ist der Nutzen des allgemeinen Musikunterrichts besonders für solche Städte sehr groß, die entweder gar keine, oder nur sehr schwache Chöre haben können, und daher nicht anders, als durch den Beifall geschickter Liebhaber, im Stande sind, eine Kirchenmusik gehörig zu besetzen. Welcher gutgesinnte Jüngling wird nicht mit Vergnügen zur Verschönerung des öffentlichen Gottesdienstes beitragen, wenn er in der Schule so viel gelernt hat, als dazu erforderlich ist? In den frühern Zeiten war es selbst in den größten und reichsten Städten Deutschlands üblich, daß nicht nur die Kinder der angesehensten Familien, sondern selbst Männer in öffentlichen Aemtern an der gottesdienstlichen Musik Theil nahmen, wenn sie sich die Geschicklichkeit dazu in den Schulen erworben hatten. Wer hat sich auch einer solchen Handlung zu schämen? Macht sie nicht auf doppelte Weise, als vorzügliche Geschicklichkeit, und als die würdigste Anwendung derselben zur Vermehrung der öffentlichen Erbauung, zugleich Ehre? Carl der Große ließ sichs nie nehmen, selbst Vorsänger in seiner Capelle zu seyn, und das Amt eines Musikdirektors in Rücksicht seiner Sänger und Spieler zu verwalten. Man hat noch einen Holzschnitt, auf welchem er sogar selbst als Lehrer seiner Capellknaben vorgestellt ist. Von der N. Stadt Nürnberg rühmt ein alter musikalischer Schriftsteller, Andr. Herbst, in der Vorrede zu seiner Anweisung nach ital. Manier zu singen, ausdrücklich, daß die Musik daselbst von allen Ständen hochgeachtet worden, und daß sich niemand, wes Standes er gewesen sey, geschämt habe, sie sowohl publice als privatim, zu Gottes Lob u. Ehre anzuwenden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

91tes Stück.

Freitag, den 15ten November 1799.

Ueber die Verbesserung der Singechöre.

(Fortsetzung.)

Ein damaliger Professor zu Altorf, Phil. Scherbius, hält es in seinem Commentar über die Politik des Aristoteles sogar der Bemerkung werth, daß auch die Senatoren dieser Stadt gute Musiker gewesen sind. Senatores Norimbergenses sunt boni Musici, sind seine Worte. Ihre Amtespflichten sind darüber nicht versäumt worden: denn alle war ihre Stadt in einem blühenden Zustande, als gerade in dem Zeitpuncte, in welchem ihnen der gedachte Gelehrte dieses musikalische Lob gab. Alles dies war eine Folge des allgemeinen Musikunterrichts in den Schulen, den Wagenseil in seiner Beschreibung der Stadt Nürnberg ausdrücklich bezeugt. Specialem commemorationem meretur, quod, *Musices* nemo apud Noribergenses rudis est, quobque hanc ante alpha et beta, aut certe iuxta cum literarum elementis, *pueri omnes*, et plerumque etiam puellae addiscunt. (Comment. de Civit. Noriberg. pag. 156.)

Nirgends erkennt man aber den Nutzen des allgemeinen Musikunterrichts in den Schulen deutlicher, als in Thüringen und Franken, wo nicht nur in kleinen Städten, sondern sogar auf allen Dörfern die Kirchenmusik größtentheils durch Liebhaber bestellt wird. Es ist ein sehr angenehmer Anblick, in einer solchen Dorfkirche alle Sonn- und Festtage eine Musik mit lauter Dorfeinwohnern besetzt zu sehen, die die Woche hindurch in den Feierstunden vom Schulmeister geübt werden, und dann im Kirchenchor auftreten, und ihre Sachen oft besser machen, als es in Städten anderer Gegenden gemacht wird. Alles dies könnte nicht seyn, wenn nicht die sämtliche Schuljugend in der Musik unterrichtet würde, und jene Dorfgemeinden würden ohne dieses Mittel

ihre Kirchenmusiken, die ihnen so viele Freude machen, eben so entbehren müssen, wie man sie in den Dorfschaften anderer Gegenden Deutschlands entbehren muß. Sind diese musikalischen Landleute deswegen unfleißiger in ihren Geschäften, oder versäumen sie darüber andere, ihrem Stande angemessene und nöthige Kenntnisse? Es ist im Gegentheil bekannt, daß sie ihr Landwirthschaftswesen nicht nur vollkommen gut verstehen und betreiben, sondern daß sie auch noch außerdem eine weit gewandtere und gebildetere Art von Menschen sind, als man sie ähnlichen Standes anderwärts findet. Sollte nun das, was hierin in Dörfern thunlich ist, nicht noch weit leichter in Städten geschehen können, wenn in ihren Schulen auf eine ähnliche Art der musikalische Unterricht allgemein gemacht würde?

(Man vergleiche hiermit, was der Capellmeister Schulz, unser so beliebter Volkssänger, in seiner Abhandlung: Gedanken über den Einfluß der Musik auf die Bildung eines Volks, und über deren Einführung in den Schulen der königl. dänischen Staaten ꝛc. sagt, so wird man sich bald überzeugen, daß die Musik auch fürs Landvolk von großem Nutzen seyn kann. „Die Musik „(sagt er) wirkt auf den reizbarsten „Theil des Menschen, auf seine „Sinnlichkeit, deren Leitung doch „einer der ersten Zwecke der zur Bil„dung eines Volkes anzuwendenden „Mittel ist. Aufklärung des Verstandes allein wirkt darauf oft nur „langsam, oft nur schwach, oft gar „nicht; die Musik hingegen allezeit, „und oft so gewaltsam, daß sie zu „unbegreiflichen Thaten entflammt.“ Ferner: „Wenn ein Volk gegen die „Vergnügungen des edelsten Sinnes „des Menschen, das Gehör, noch in „dem Grade gleichgültig ist, daß „Schreien und Singen, falsch und „rein, einerlei sind; wenn ein Volk „die Musik nur dem Namen nach, „oder höchstens nur die unterste Stufe „ihrer Zauberkraft kennt, und von „dem Eindrucke, den sie auf feine „Gefühle machen müßte, keine weitere Erfahrung hat, als den sein rohes Geschrei oder falsch gespielte Instrumente darauf hervorbringen, so „kann man annehmen, daß die sittliche Bildung bei diesem Volk noch „keine bedeutenden Fortschritte gemacht „habe; wenigstens sind ihm viele der „angenehmsten Gefühle, die den Genuß des Lebens erhöhen, noch unbekannt, und es fehlt ihm daher ein „großer Theil seiner Glückseligkeit. „Man mache es aber stufenweise mit „den höhern Kräften der Musik bekannt, und zwar nur mit solchen, „die seiner Fassungskraft und seinen „Gefühlen immer angemessen bleiben, „und die vornehmlich die Beförderung „seines sittlichen Vergnügens zum „Augenmerk haben; man verschaffe „ihm den öftern Genuß derselben in „so manchen Fällen seines Lebens; „und

„und es ist nicht zu zweifeln, daß in „eben dem Grad, worin sein Gehör „sich bildet, und für die höhern Kräf„te dieser wohlthätigen Kunst em„pfänglich gemacht wird, auch Ge„fühle für Schönheit in ihm er„weckt werden, deren Einfluß auf die „Sitten, auf alle häusliche und ge„sellige Freuden, auf seinen Muth „und seine Denkungsart, auf Ver„süßung der Arbeit und Erleichterung „jeder Last und Leiden, auf den Ge„nuß und die Glückseligkeit seines Le„bens, unwidersprechlich ist.“)

III.

Der Musikunterricht in den Schulen muß nach bestimmten Vorschriften eingerichtet, nicht aber, wie in den letzten Zeiten geschehen, der Willkühr der Lehrer überlassen werden.

Die Nothwendigkeit dieser Regel gründet sich auf die jetzige Verfassung unserer meisten Cantorate, nach welcher sich die Cantoren gewöhnlich weniger mit Musik, als mit dem Unterricht in den Anfangsgründen anderer Schulkenntnisse zu beschäftigen haben. Der Name des Amtes zeigt es zwar deutlich genug an, was das Hauptgeschäft bei demselben eigentlich seyn sollte; allein der Mangel an hinlänglichen Besoldungen für musikalische Geschäfte allein, hat die Cantoren genöthigt, zu andern Schularbeiten ihre Zuflucht zu nehmen, um damit ihren nothdürftigen Unterhalt zu erwerben. In den frühern Jahrhunderten, da die Musik noch nicht so ausgebildet, und noch kein so weitläuftiges Studium war, als sie es in unsern Zeiten geworden ist, sondern sich vielmehr meistens nur auf den Choralgesang und die zum Theil noch üblichen Responsorien, Collecten ꝛc. einschränkte, konnte die Vereinigung so verschiedener artiger Geschäfte allenfalls bestehen; aber jetzt, bei der allgemeinen Erweiterung aller Kenntnisse und Fertigkeiten, ist sie nachtheilig, und veranlaßt, daß weder in dem einen noch im andern Fache etwas tüchtiges geleistet werden kann. Es kann daher unter solchen Umständen unsern Cantoren nicht einmal zum Vorwurf gereichen, wenn man von vielen, vielleicht von den meisten sagen muß, daß sie nicht hinlängliche Kenntnisse in der Musik besitzen, um gut und zweckmäßig darin unterrichten zu können. Woher sollten sie diese Kenntnisse haben? Bei ihrer Anstellung werden sie gewöhnlich nur als Nebensache betrachtet, und mögen nur irgend etwas zu seyn scheinen, so nimt man schon damit vorlieb. Im Amte haben sie entweder zu wenig Zeit auf fernere musikalische Bildung zu verwenden, oder sie sind selbst in ihrer frühern Jugend durch den seit langen Jahren auf den meisten Schulen gangbaren schlechten Unterricht im Gesange so verdorben, daß sie nun aller eigenen Fortbildung unfähig geworden sind. Da man demungeachtet nicht umhin kann, ihnen

den musikalischen Unterricht der Jugend anzuvertrauen, so ist kein anderes Mittel, ihren Mangel an eigenen hinlänglichen Kenntnissen so viel möglich unschädlich zu machen, als ihnen genau vorzuschreiben, nach welchen Grundsätzen und nach welcher Methode sie unterrichten sollen.

Unrichtige Begriffe in allen Arten menschlicher Kenntnisse, schlechter Geschmack in Kunstsachen, und die verkehrten Urtheile darüber, haben alle eine gemeinschaftliche Quelle, nemlich den schlechten Unterricht in der frühern Jugend. Bei unsern Schulanstalten, in so weit sie die sogenannten Schulwissenschaften betreffen, ist längst darauf gesehen worden, und wird es noch immer mehr, alles aus dem Unterrichte zu verbannen, was unrichtige Begriffe und falsche Urtheile erzeugen kann. Dem Lehrer wird vorgeschrieben, welcher Art und welcher Mittel er sich bedienen soll, um seine Schüler auf einen Weg zu bringen, auf welchem sie in der Folge ungehindert immer weiter kommen können. Nur die Musik allein hat sich so weiser Anordnungen nicht zu erfreuen; nur von ihr allein scheint man zu glauben, daß es einerlei sey, ob die Jugend gut oder schlecht darin unterrichtet werde. Unsere Vorfahren waren (man muß es gestehen) auch hierin, so wie in vielen andern Dingen, die das musikalische Kirchen- u. Schulwesen betreffen, vorsichtiger. So wie sie es nicht einem jeden Lehrer überließen, nach eigener Willkühr zu unterrichten, so schrieben sie auch auf eine ähnliche Art, nicht nur die musikalischen Lehrbücher vor, welche beim Unterricht zum Grunde gelegt werden sollten, sondern sogar, weil sie wußten, welchen Einfluß musterhafte Kunstwerke auf die Bildung des Geschmacks und Urtheils haben, auch diejenigen Stücke, welche sowohl in den Kirchen als in den Chören gesungen werden sollten. Die musikalischen Lehrbücher mußte sich jeder Schüler, eben so, wie andere Schulbücher, für sein Geld anschaffen; die praktischen Werke aber wurden entweder aus dem Kirchenvermögen oder aus den Stadtcassen bezahlt. Die vielen Auflagen der damaligen musikal. Lehrbücher lassen sich hieraus erklären, so wie auch die starken Vorräthe von alten Compositionen, die noch jetzt in vielen Kirchen und Schulen aufbewahrt werden, zum Beweise dieser Einrichtung dienen können. Diese Werke sind in unsern Zeiten freilich nicht mehr zu gebrauchen; aber wir haben dafür andere, die den neuern Bedürfnissen völlig angemessen sind. Schon der berühmte Sorhus Calvisius, der Cantor zu Leipzig war, hat in einem kleinen Werkchen: Musicae artis praecepta nova et facillima etc. ein Dutzend Regeln gegeben, die alles in sich fassen, was zum ersten Unterricht im Gesange gehört, die daher noch jetzt in jeder Schule zum Leitfaden gebraucht werden könnten. Ein Cantor, der sie gut anzuwenden wüßte, muß un-

fehlbar ein gutes Chor bilden. Diese Canones quidam de canendi ratione, wie sie ihr Verfasser nennt, könnten mit einigen Erläuterungen und Beispielen begleitet, auf wenige Bogen gebracht werden, folglich nicht nur ein nützliches, sondern auch ein wohlfeiles Schulbuch abgeben.

Meister im Gesange können und sollen die Schüler noch nicht werden, so wenig wie andere Schüler auf der Schule schon vollkommene Gelehrte werden können oder sollen. Aber der erste Unterricht in den Anfangsgründen des Gesanges muß so richtig und gründlich seyn, daß der Schüler mit der Zeit ein Meister werden kann, wenn besondere Anlagen und Veranlassungen hinzukommen. Wer aber die Anfangsgründe in irgend einer Wissenschaft richtig lehren soll, muß entweder selbst etwas mehr, als Anfangsgründe wissen, oder es muß ihm eine Methode vorgeschrieben werden, von welcher er nicht nach Willkühr abweichen darf. Geschieht dieses nicht, so bleibt es ewig wie es jetzt ist. Der Grund wird so gelegt, daß die Schüler in der Folge auch bei den besten natürlichen Anlagen doch nie über eine gewisse Stufe, über die Stümperstufe, hinauskommen können.

IV.

Das Chorsingen auf der Straße darf nicht abgeschaft werden, sondern muß nur verbessert, und seinem Zwecke gemäßer eingerichtet werden.

Daß dieses öffentliche Singen weder der Gesundheit schaden, noch durch das dabei nothwendige laute Singen die Stimmen für den Kirchengesang verderbe, wenn der Cantor durch seinen Unterricht zu verhindern weiß, daß es nicht in Schreien ausarte, ist in meinem vorigen Aufsatze schon bewiesen worden. Die Gesundheit wird dadurch vielmehr gestärkt, und die Stimmen werden biegsam, stark und helle. Ausserdem würde einer der Hauptzwecke des Chors, nemlich die Vorbereitung des Geschmacks an guten, nützlichen Gesängen verloren gehen, wenn das öffentliche Singen aufgehoben werden sollte. Auch würde eine beträchtliche Verminderung der Choreinkünfte bald merklich werden, wenn der Bürger für seinen Beitrag nichts erhalten sollte, was ihm ein nützliches Vergnügen macht, und was er für einen Ersatz seines Beitrags halten kann. Gesungen muß also werden; aber es wäre zu wünschen, daß die Schüler etwas weniger zu singen hätten, theils um mehr Zeit für ihre übrigen Schulstudien zu gewinnen, theils auch, um sodann das, was sie zu singen haben, desto besser üben und ausführen zu können.

Was für Stücke das Chor eigentlich zu singen habe, ergiebt sich aus den Ursachen, um welcher willen die

Chöre

Chöre errichtet sind. Man wollte ursprünglich dadurch die in der Kirche gewöhnlichen Melodien dem Volke bekannt und geläufig machen, und zugleich eine Anzahl von Sängern bilden, durch welche die Figuralmusik in den Kirchen bestellt werden konnte. Alles, was diesen doppelten Zweck befördern kann, ist das eigentliche Geschäft des Chors. Es folgt hieraus, daß das Chor entweder Choralmelodien oder Motetten und andere geistliche Gesänge singen müsse, theils um den Geschmack an dieser Art von Musik zu verbreiten, theils um durch diese Uebung zur guten Ausführung der Figuralmusik in den Kirchen desto geschickter zu werden. Alles andere, wodurch beide Zwecke nicht befördert, sondern vielmehr gehindert werden, wie durch das jetzt so übliche Singen der Gassenhauer vorzüglich geschieht, ist schädlich, folglich auf alle Weise zu vermeiden. In den Schulgesetzen des Göttingischen Pädagogiums ist schon im Jahr 1586. über diesen Punkt ganz bestimmt verordnet: Qui ostiatim victum quaeritando, aut in convivüs permissu Paedagogiarchae, autoritate praestantibus viris obsequendo, Musicam exercent, *tantum sacras, pias, castas melodias decantanto, ab obscoenis omnibus temporibus, omnibus locis abstinento.* Wenn unsere Chöre dieser Verordnung gemäß nicht sogleich lauter melodias sacras und pias singen dürfen, weil der Geschmack des größern Publikums nach und nach zu sehr davon entwöhnt worden, so müssen sie sich doch wenigstens an die castas halten, bis allmählig durch vermehrte Bildung und Verschönerung des Gesangs auch jene wieder gangbarer werden können.

In Rücksicht auf die Choräle, die das Chor zu singen hat, ist es aber nicht genug, daß sie nur gesungen werden; sie müssen auf eine vorzügliche Art gesungen werden, so daß dadurch bei jedem, der sie hört, ein Gefühl für den schönern, reinern Kirchengesang erweckt werde, und sodann auch der öffentliche Gottesdienst dadurch an Verschönerung gewinne. Nichts ist hiezu geschickter, als eine reine vierstimmige Harmonie, die nach dem Geist und Character der Melodie, und in ihrer wahren alten, unverfälschten Tonart in allen einzelnen Stimmen gangbar eingerichtet ist. Man kann nichts schöneres und erbaulicheres hören, als einen solchen Choral, wenn er in allen Stimmen reinlich von einem verhältnißmäßig besetzten Chore gesungen wird. Die schönsten dieser Art, die wir besitzen, und die keine Nation von ähnlicher Vortreflichkeit aufzuweisen hat, sind von J. Seb. Bach. An solche Arbeiten müssen sich die Chöre vorzüglich halten, weil sie nicht nur von Seiten des erbaulichen Ausdrucks auf die Bildung eines einfach edlen Geschmacks aufs vortheilhafteste wirken, sondern auch den Schülern ihrer schönen und reichen harmonischen Verwebung

webung wegen als die nützlichste Uebung in der reinen, festen Intonation und im Treffen dienen können.

Was die Motetten und andere geistliche Figuralgesänge betrift, so kömmt auch dabei sehr viel auf eine zweckmäßige Auswahl an. Nicht jede Motette, und nicht jeder andere geistliche Gesang kann den Zweck erfüllen, der dabei beabsichtiget wird. Vor allen ist dabei auf Simplicität des Stils zu sehen. Die verwickeltern Compositionsarten, dergleichen Fugen oder fugenartig gearbeitete Motetten sind, dürfen nur sparsam, wenigstens nicht eher gebraucht werden, als wenn ein Chor schon so gebildet ist, daß es sie mit gehöriger Leichtigkeit, und daraus entstehender Deutlichkeit und Faßlichkeit vortragen kann. Ohne diesen leichten und faßlichen Vortrag bleiben sie dem ungeübten Zuhörer unverständlich, können folglich weder erbauen noch vergnügen. Aber zur Uebung in den Schulen müssen sie nothwendig beibehalten werden, weil durch nichts so sichere und gute Treffer im Singen gebildet werden können, als durch sie. Da es in keiner Stadt so ganz an aller musikalischen Kennerschaft mangelt, so werden sich immer einzelne Häuser finden, die es gerne sehen, wenn das Chor seine Uebungen dieser Art vor ihnen hören läßt; und in solchen Städten, wo schon mehrere Jahre hindurch ein gutes Chor bestanden hat, wird sogar der Geschmack des größern Publikums schon so viel gewonnen haben, daß es eine solche künstlichere Art von Musik nicht ein verwirrtes Geschrei mehrerer Stimmen, sondern vielmehr als eine höhere Gattung von Kunstwerk mit Achtung und Vergnügen gerne hören wird. Die Chorstücke mögen aber im Stil so simpel und faßlich seyn, wie sie wollen, so muß doch immer darauf gesehen werden, daß alle vier gewöhnliche Stimmen in der Harmonie derselben hinlängliche Beschäftigung und Uebung finden: denn es ist zweckwidrig, ein ganzes Chor zu versammeln, um damit keine vollständigere Harmonie hervorzubringen, als mit wenigern Sängern hervorgebracht werden könnte. Was wenige verrichten können, muß nicht von vielen verrichtet werden, muß so beschaffen seyn, daß es ohne die Hülfe vieler gar nicht hätte bewerkstelligt werden können.

Noch verdiente eine fünfte Regel angeführt zu werden, deren Nichtbefolgung der Aufnahme der Chöre bisher an vielen Orten außerordentlich hinderlich gewesen, vielleicht sogar die Hauptursache ihres Verfalls ist. Sie betrift einen großen Theil unserer Schulmänner. Diese Männer, unter welchen ich in anderer Rücksicht selbst manche sehr hochachte, haben in ihrer Jugend nicht das Glück gehabt, in der Musik unterrichtet zu werden. Was man nicht kennt, kann man nicht schätzen. Es gehört die allgemeinste Uebersicht des ganzen Feldes menschlicher Kenntnisse

und

und Künste, und noch ausserdem ein hoher Grad von Billigkeit und Uneingenommenheit dazu, um einer Art von Kenntniß oder Kunst, die man nicht selbst näher kennen gelernt hat, völlige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, oder sich zu überzeugen, daß sie wohl auch ein nothwendiges Glied in der ganzen Kette seyn, und ihren Nutzen haben könne. Wer dieser allgemeinen Uebersicht und dieser Billigkeit nicht fähig ist, wird fast immer mit Joseph träumen, daß aller andern Früchte und Garben sich vor den seinigen neigen müssen. Einseitigkeit ist und bleibt überall die Hauptquelle solcher Gesinnungen; ein Mann von mannichfaltigen Kenntnissen wird und kann sich ihrer nie schuldig machen. Wenn nun solche Gesinnungen nichts weiter als eine kleine Befriedigung menschlicher Eitelkeit bewirken, so läßt man sie billig in Ruhe; wenn sie aber so nachtheilige Folgen hervorbringen, wie sie sie schon seit langen Jahren in den Schulen für die Chöre hervorgebracht haben, so verdienen sie wenigstens bemerklich gemacht zu werden, damit man doch sehe, daß nicht die Chöre selbst, oder allein, an ihrem Verfall Schuld sind, sondern daß auf manchen andern Wegen dazu beigetragen worden, und wohl noch wird.

In den vorigen Zeiten war eine solche Bemerkung nicht nöthig. Die Schullehrer hatten selbst in ihrer Jugend den allgemeinen Musikunterricht genossen, und die Erfahrung an sich gemacht, daß musikalische und andre Kenntnisse gar wohl neben einander bestehen können, und daß ein Kopf, der die Lehren der Harmonie zu fassen vermag, keinen Zweig des übrigen Schulunterrichts zu fürchten hat. Beweise von der Möglichkeit, solche Kenntnisse zu vereinigen, sind in grosser Menge vorhanden. Die Wissenschaften befördern die Kunst, und die Kunst befördert und verschönert die Wissenschaften. Beide gedeihen am besten, wenn sie Hand in Hand, einander freundschaftlich zur Seite gehen. Seitdem aber der allgemeine Musikunterricht in den Schulen vernachläßigt worden, findet man selten noch einen Schullehrer, der von Musik etwas weiß; sie sind daher nun fast meistens der Meinung geworden, das Studium der Musik hindere die Fortschritte der Jugend in den andern Schulkenntnissen. Was kann aus einer so irrigen, so einseitigen Meinung anderes entstehen, als das, was wirklich daraus entstanden ist, eine Geringschätzung der Kunst und ihrer Beflissenen, beständige Ermahnungen an die jungen Leute, keine Zeit auf die Erlernung derselben zu verwenden, und ein Bestreben, die Lust dazu bei der ganzen Schuljugend so viel möglich zu unterdrücken? Durch solche Mittel können nach und nach alle Wissenschaften und Künste zu Boden geschlagen werden.

Der Schluß folgt künftig.

Hannövertsches Magazin.

92tes Stück.

Montag, den 18ten November 1799.

Ueber die Verbesserung der Singechöre.

(Schluß.)

Die Unbilligkeit und Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens ist von mehrern Seiten einleuchtend. Erstlich wird dadurch eins der schönsten Glieder aus der allgemeinen Kette menschlicher Kenntnisse heraus gerissen. Man hindert junge Leute an der allgemeinen Kultur ihrer Anlagen; sie sollen alle auf eine einzige Art, auf einerlei Wegen klug, geschickt und glücklich gemacht werden, obgleich die Natur selbst die vielfachsten Mittel dazu dargeboten hat. Zweitens wird dadurch die Feierlichkeit und Schönheit des öffentlichen Gottesdienstes gestört, die nur durch den zweckmäßigen Musikunterricht der Schuljugend aufrecht erhalten werden kann, und deren jetziger Verfall keiner andern Ursache, als diesem vernachläßigten Unterricht beizumessen ist. Wie kann es je im Hause des Herrn (um mich eines davidischen Ausdrucks zu bedienen) herrlich und prächtig hergehen, wenn die Jugend gehindert wird, es herrlich und prächtig machen zu lernen? Kann man sich unter solchen Umständen wohl wundern, wenn viele das durch solche Hindernungen entstehende kalte faule Ding nicht mehr hören mögen, und daß sie mit dem Amos (Cap. 5. V. 23.) ausrufen: Thue nur weg von mir das Geplerre deiner Lieder denn ich mag deines Psalterspiels nicht hören!

Drittens wird dadurch auf die ungerechteste Weise der Absicht aller mit den Schulen verbundenen Stiftungen und Beneficien entgegen gehandelt, die überall, wo sie ehemals vorhanden waren, und wo man sie noch jetzt findet, ursprünglich für solche Schüler bestimmt waren, die sich im Gesang so hervorthaten, daß sie bei den Kirchenmusiken gebraucht werden konnten. Ich habe manche alte Schulordnung durchgeblättert, und in allen diese Bestimmung der Bene-

ficien gefunden. Nach der neuen Ordnung der Thomasschule zu Leipzig vom Jahr 1723. konnten zwar junge Leute zum Genuß der Beneficien kommen, wenn sie nur versprächen, sich neben andern auch in der Musik zu üben. Wenn aber ein solcher Schüler aus Mangel an Stimme oder Anlage zur Musik nicht tüchtig befunden wurde, mußte er seine Stelle in der Schule wieder aufgeben, damit durch ihn und seines gleichen (wie es ausdrücklich heißt) die Bestellung der musikalischen Chöre nicht gehindert, noch ein anderer, der im Singen geübt, und damit der Kirche und Schule dienen könne, davon ausgeschlossen werde. Nach und nach ist man von solchen Verordnungen immer mehr und mehr abgegangen, so, daß jetzt gerade die schönsten Stiftungen, durch welche ehedem die vollständigsten Chöre gebildet und unterhalten werden konnten, zum großen Nachtheil des öffentlichen Gottesdienstes entweder völlig aufgehoben sind, oder ganz gegen ihre ursprüngliche Bestimmung verwendet werden. So ist noch vor kurzem an einer großen Schule in den hiesigen Landen eine beträchtliche Anzahl von Freitischen für Chorschüler, nebst andern Beneficien unter verschiedenen Namen, als: Metengelder ꝛc. eingezogen, das Jahrhunderte lang an dieser Schule befindliche starke und gute Chor völlig aufgehoben, und alle Musik in der dazu gehörigen Kirche abgeschafft worden. Die erste Veranlassung dazu mag freilich das verfallene Chor selbst gewesen seyn; aber es ist doch merkwürdig, daß gerade an dieser Schule ein Lehrer gestanden hat, welcher um jene Zeit die vermeinte Schädlichkeit der Singechöre zuerst öffentlich zur Sprache brachte.

Die Beförderung und zweckmäßige Einrichtung des allgemeinen Musikunterrichts in den Schulen, ist also das Hauptmittel, die Chöre wieder empor zu bringen, und wieder nützlich zu machen. Die Schwierigkeiten dabei sind nicht so groß, als man vielleicht glaubt, am wenigsten sind sie unüberwindlich. Ein tüchtiger Cantor kann für jeden Ort fast ganz allein bewerkstelligen, was sich ohne einen solchen Mann auch mit einer größten Kostenaufwande nicht bewerkstelligen lassen würde. Nur muß man nicht zu viel auf einmal von ihm verlangen, und ihn in seiner Thätigkeit nicht nur nicht hindern, sondern vielmehr von allen Seiten durch Ermunterungen, Rath und That unterstützen. Die nützlichen Folgen davon werden bald merklich werden. Der allgemeine Unterricht wird bald so viele brauchbare Stimmen verschaffen, daß das Chor gut besetzt werden kann. Durch den verbesserten Gesang des Chors wird das Wohlgefallen des Publicums vermehrt werden, und mit ihm die Casse des Chors. Die Schüler, welcher dieser Unterstützung bedürfen, werden reichlichern Unterhalt

halt finden, und mit freiem Geiste und mit vermehrter Lust den Schulwissenschaften und der immer größern Vervollkommnung des Gesangs obliegen. Es werden aus so gebildeten Chören wieder neue tüchtige Cantoren entstehen, die sich mit ihren Kenntnissen wieder anderwärts nützlich machen, und sie immer weiter verbreiten können. Derjenige Chorschüler, welcher sich dem Predigerstande widmen will, wird sich durch das Gesangstudium im Chore zum deutlichern und ausdrucksvollern Canzelredner gebildet haben, und an andern, die dem Staat auf eine andere Art dienen wollen, wird man bald bemerken, daß auch sie durch die Bildung ihrer Stimm- und Sprachorgane vermittelst der Singübungen gewonnen haben, und zu mancherlei Geschäften des Lebens geschickter geworden sind. Wo ist ein Stand ohne alle Veranlassung zum Reden, entweder öffentlich oder in Privatverhandlungen? Und wer hat nie gefühlt, welch ein Unterschied es sey, ob mit einer unausgebildeten, heisern, schwachen, rauhen, gepreßten, oder mit einer biegsamen, reinen, hellen und dem Inhalte der Sprache angemessenen Stimme geredet wird? Selbst blos in gesellschaftlichen Unterredungen hat die Beschaffenheit der Stimme schon so großen Einfluß, daß unsere Unterhaltung dadurch angenehm und anziehend, oder unangenehm und widerlich werden kann. Schon dieser Umstand allein sollte jeden jungen Menschen veranlassen, alle Gelegenheiten zu benutzen, die zur besten Ausbildung seines Stimmorgans dienen können. Ob wir gleich in unsern Zeiten nicht so viele Gelegenheiten haben, öffentlich vor großen Versammlungen zu reden, wie es bei den ältern Völkern, vorzüglich bei den Griechen und Römern war, die eben deswegen aus der Stimmbildungskunst ein besonderes Studium machten; so fehlt es uns doch auch nicht so ganz daran, daß wir den hohen Grad von Vernachläßigung dadurch entschuldigen könnten, den wir uns jetzt so allgemein in dieser Art von Bildung zu Schulden kommen lassen. Unsere Kirchen haben noch ihre Prediger; unsere Universitäten und Schulen ihre Lehrer; unsere Gerichtshöfe ihre Richter und Sachwalter ꝛc. Ueberall muß geredet werden, und nirgends ist es gleichgültig; ob dieses alles mit oder ohne Art und Ausdruck geschehe. Wenn und wo kann der Grund zu einer solchen Ausbildung der Stimme besser gelegt werden, als in der Jugend durch den Singeunterricht auf Schulen? Der allgemeine Unterricht in der Musik ist also nicht blos für Chöre, nicht blos für diejenigen, die einst Cantoren oder Sänger von Profession werden wollen, sondern für alle Stände aufs ganze Leben von dem größten Nutzen, so wie die bisherige Vernachläßigung desselben offenbar für unsere öffentl. Versammlungen, wobei geredet wird, von größtem Nachtheil gewesen ist, und sie kalt, trocken,

unfeierlich und unwirksam gemacht hat.

So wichtig aber auch diese Vortheile an sich schon sind, die aus dem guten allgemeinen Musikunterricht in den Schulen entspringen können, so wird doch ein noch weit größerer Vortheil für die Verschönerung des öffentlichen Gottesdienstes dadurch erlangt werden. Dann erst, wenn der Unterricht im Gesange zweckmäßig befördert wird, und zu dem Grade von Vollkommenheit gebracht ist, wohin er gebracht werden kann, wird es, (um noch einmal mit David zu reden) herrlich und prächtig vor Gott stehen, und gewaltig und fröhlich an seinem Orte zugehen. *) Dann wird man in unsern Tempeln wieder eine Musik erschallen hören können, von welcher Klopstock singt:

Kraftvoll und tief dringt sie ins Herz! Sie verachtet
Alles, was uns bis zur Thräne nicht erhebet!
Was nicht füllet den Geist mit Schauer,
Oder mit himmlischem Ernst.

Dann erst werden unsere Chöre wieder das seyn, was sie seyn sollen, und wie sie der nemliche Dichter in seiner Ode: die Chöre, so vortrefflich malt:

Himmlischer Ernst tönet herab mit des Festes
Hohem Gesang. Prophezeihung und Erfüllung
Wechseln Chöre mit Chören. Gnade!
Singen sie dann und Gericht!

Ach von des Sohns Liede beseelt, von der Heerschaar
Glorie entflammt, erheben sie ihr Loblied!
Eine Stimme beginnet leise,
Eine der Harfen mit ihr.

Aber es tönt mächtiger bald in dem Chor fort!
Chöre sind nun im Strom schon des Gesanges!

Schon

*) David hatte nemlich eine Singschule angelegt, wie wir aus dem 1sten Buch der Chronik, Cap. 16. sehen können, und den Chenanja, den Obersten der Leviten zum Sangmeister bestellt, daß er die Sänger unterweisete im Singen, denn er war verständig. Ueber den guten Erfolg dieser Anstalt freute sich der König so sehr, daß er in einem Lobgesange folgende Worte ausbrach.

Schon exzitiert das Volk, schon glüht
Feuer des Himmels in ihm!

Diese Pracht und Herrlichkeit der heiligen Musik wird unsere Tempel bald wieder eben so anfüllen, als sie seit einiger Zeit durch die Vernachläs-sigung alles äussern Schönen und Wirksamen immer leerer geworden sind.

Forkel.

Brittischer Edelmuth.

(Aus der 6472sten Nr. des James Chronicle 1759.)

In der Abwesenheit des Obersten Harvey Aston von seinem Regimente hatten die beiden Majors, Picton und Allan, einen kleinen Zwist mit einem Lieutenant des Regiments. Die Sache wurde dem Obersten mitgetheilt, der in einem Privatbriefe schrieb, daß seinem Dafürhalten nach, die beiden Majors etwas illiberal mit dem jungen Manne verfahren seyen. Es scheint, daß dieser Brief gezeigt wurde, und als die Aeusserung des Obersten den beiden Majors zu Ohren kam; verlangten sie ein Kriegsgericht zu Untersuchung ihres Benehmens; der General hielt aber für gut, dieses Gesuch abzuschlagen, weil seiner Meinung nach in der kritischen Lage der Dinge, die gute Harmonie des Regiments nicht gestört werden dürfe.

Als der Oberst Aston zum Hauptquartier zurück kam, besuchte ihn der Major Picton, und bat ihn um eine Erklärung des Ausdrucks: illiberal. Der Oberst Aston antwortete: daß er nicht für nöthig halten könne, wegen seines Benehmens in Dienstangelegenheiten, wo er als Oberster seines Regiments handle, sich gegen die Officiers seines Corps zu verantworten; wenn aber Major Picton etwas gegen ihn als Privatmann aufbringen könne, (welches ihm unmöglich scheine, da er ihm niemals Veranlassung gegeben hätte, sich für beleidiget zu halten) so sey er bereit, ihm jede Genugthuung zu geben, die in seinem Vermögen stehe. Major Picton nahm die Sache auf den Fuß eines Privatstreites, und sie kamen den folgenden Tag mit ihren Secundanten zusammen. Major Picton hatte den ersten Schuß; sein Pistol versagte; allein die Secundanten entschieden, daß dies einem Schusse gleich gelte. Der Oberste Aston schoß darauf sein Pistol in die Luft, indem er erklärte, daß keine Mis-

Mißhelligkeit zwischen ihm und dem Major vorhanden sey. Es erfolgten einige gegenseitige Erläuterungen und sie gaben sich die Hände.

Den folgenden Tag verlangte Major Allan gleichfalls Genugthuung wegen der Privatmeinung, welche der Oberste in seinem Briefe geäussert habe. Der Oberste gab wieder die Antwort, daß der Major kein Recht habe, ihn wegen Ausübung seiner Dienstpflicht zur Rede zu stellen, er sey aber zu jeder Zeit bereit, sein Privatbenehmen zu rechtfertigen, daß er aber sich überall nicht bewußt wäre, den Major Allan beleidigt oder gekränkt zu haben. Allein dieser wurde in seinen Ausdrücken sehr heftig, und bestand auf Genugthuung. Er machte es selbst dem Obersten unmöglich, diese zu vermeiden. Sie kamen zusammen und Major Allan hatte den ersten Schuß. Dieser geschah; der Oberste gab kein Zeichen von sich, daß er getroffen sey; auch die Secundanten nahmen nicht wahr, daß ihn die Kugel getroffen habe. Er stand aufrecht, gab mit äusserster Fassung und mit einem festen Arm seinem Pistol das Visir, und gab zu erkennen, daß es in seiner Gewalt stehe, auf seinen Gegner zu schießen. Darauf zog er sein Pistol gemach zurück, legte es quer über seine Brust und sagte: Ich bin durch den Leib geschossen — ich glaube, daß meine Wunde tödtlich ist. — Ich werde aber nicht schießen, denn es soll nicht von mir gesagt werden, daß die letzte Handlung meines Lebens eine Handlung der Rache gewesen sey. — Er setzte sich sodann auf die Erde nieder, wurde nach Haus gefahren, und nachdem er eine Woche in den größten Schmerzen geschmachtet hatte, verschied er ohne die mindeste Aeusserung einer Klage.

Ist es nicht beklagenswerth, daß ein so edelmüthiger Mann, der sich für den Dienst seines Vaterlands, für seinen Stand, für die Menschheit, aller Wahrscheinlichkeit nach, würde ausgezeichnet haben, als Opfer einer barbarischen Gewohnheit fiel, die noch dazu von rohen Menschen, wie es scheint, in diesem Falle aufs höchste gemißbraucht wurde? Oberst Allan wurde dem Vaterlande, der guten Sache, unter den Vorbereitungen der Expedition gegen Holland entrissen. Vielleicht hinterläßt er eine trostlose Gattin, vielleicht unmündige Kinder, und wo werden diese seinen Mörder anklagen, und wo kann dieser Ruhe finden, wenn er einen Funken von Gefühl hat? —

Wackerhagen.

Ueber

Ueber einige Tödtungsmittel für Insekten.

Die Neigung, Insektensammlungen anzulegen, ist jetzt, besonders unter den jungen Leuten, fast allgemein herrschend, und sie ist auch gewiß zu billigen, in so fern das Sammeln das beste Hülfsmittel ist, sowohl die zahlreichen Geschöpfe selbst, als ihre Lebensart genauer kennen zu lernen. — Sollte man aber nicht immer rechtangelegentlichst darauf bedacht seyn, die Thierchen so wenig als möglich zu quälen, sie auf eine recht schnelle und leichte Art zu tödten? — Leider wird dies bei vielen Sammlern theils aus Leichtsinn, theils aus Furcht, die Insekten zu beschädigen, aus den Augen gesetzt. Das Tödtungsmittel wäre daher das beste, wodurch man die Insekten, ohne sie irgend zu beschädigen und zu martern, tödten könnte. Diese Eigenschaft hat die allgemein bekannte und leichteste Tödtungsart der Käfer (der Insekten mit harten Flügelbedeckungen; coleoptera bei Linné, deuterata bei Fabricius) das kochende Wasser; nur beschädigt dies alle behaarte Käfer, indem es die Haare zusammen klebt; alle Käfer, deren Farbe durch einen feinen Staub gebildet wird, indem es diesen abspült, und einige röthliche und gelbe Käfer (z. B. Chrysomela populi Linn. Crioceris merdinera Fabr.) deren Farbe durch das kochende Wasser heller wird. Diese Käfer tödten einige Sammler mit Brantwein, welcher die Insekten durch Betäubung, in der man sie einige Zeit lang erhält, tödtet. Diese Tödtungsart ist aber für viele Käfer, die ein zähes Leben haben, etwas martervoll.

Die Insekten der Ordnungen Hemiptera, Hymenoptera und Diptera bei Linné, die Bienen, Wespen, Fliegen, Wanzen ꝛc. pflegt man mit glühenden Nadeln zu tödten. Kann aber wohl etwas grausamer seyn? — Ich bediene mich bei diesen folgenden Tödtungsmittels:

Ich stecke sie in einem Kreise auf ein Brett, lege in die Mitte angezündeten Schwefel, und decke hierüber ein Bierglas. Die Insekten ersticken hiedurch in einigen Secunden. Nur muß man nicht mehr als ungefähr die Enden von 3 bis 4 Schwefelhölzern hinein legen, weil sich sonst der Schwefel in einer feinen Kruste auf die Körper der Insekten ansetzt. Diese Insekten, wie auch die erwähnten Käfer tödtet man auch auf eine sehr schnelle und marterlose Weise, wenn man sie in eine tiefe Schachtel steckt, und diese über ein Kohlenbecken mit glühenden Holzkohlen deckt.

Wie verfahren wir aber mit den Schmetterlingen, die wegen ihrer schönen Farben am häufigsten gesammelt werden? Die meisten Sammler tödten sie wie die Bienen, Wes-

pen

pen und Fliegen durch glühende Nadeln, allein hiermit kann man einen großen Abendschmetterling (z. B. Sphinx atropos, ligustri) Viertelstunden lang quälen, ohne ihn gänzlich zu tödten. Oefters werden noch dazu die Haare um die Nadel gelb, oder man verbrennt, wenn man nicht vorsichtig genug ist, ein Bein, ein Fühlhorn u. s. w. oder verletzt das Insekt durch das Herausziehen der festgebrannten Nadel; ferner verliert der Schmetterling sehr oft durch das heftige Schlagen mit dem Hinterleibe oder den Flügeln während seiner Qual seinen Staub.

Andere Sammler bestreichen die Schmetterlinge an den Seiten des Hinterleibes mit einer fetten Materie, wodurch die Luftlöcher verklebt und die Thiere erstickt werden; natürlicher Weise verdirbt dies aber die Seitenhaare.

Hier ist ein Tödtungsmittel, nach meinen Versuchen das beste von allen, die fixe Luft, in welcher kein Schmetterling, er sey groß oder klein, auch nur zwei Secunden leben kann. Ich nehme, um dies Mittel anzuwenden, eine gläserne Flasche, die einen sehr weiten Hals hat, fülle sie mit fixer Luft, und stecke die Schmetterlinge auf die untere Seite des Pfropfs. Sobald sie in die Luft kommen, bekommen sie einige Zuckungen und sind ohne Leben. Die Schmetterlinge werden hiedurch aber mehr schnell betäubt, als gleich getödtet, weswegen man sie ungefähr eine Viertelstunde lang in dieser Luft lassen muß.

Sie ist bekanntlich sehr schnell, ohne viele Kosten, und ohne einen künstlichen Apparat zu gewinnen.

Man nimt eine gläserne Flasche, eine enge gläserne oder blecherne Röhre, die an jedem Ende gekrümmt ist, und ein Becken mit Wasser; leitet das eine Ende der Rohre durch den Pfropf der Flasche, der aber, wie die Röhre in dem Pfropfe, genau passen muß; schüttet in dieselbe zerstoßene Kreide, gießt darauf durch Wasser verdünnte Vitriolsäure, hält die andere Flasche, die man mit Wasser gefüllt hat, umgekehrt in das Wasser, und leitet das andere Ende der Röhre in den Hals derselben. Nachdem sich so die Luft aus der Kreide entwickelt, und in der andern Flasche das Wasser ganz verdrängt hat, so verschließt man sie im Wasser mit dem Pfropfe, nimt sie alsdann heraus, und verfährt, wie vorhin beschrieben worden. Da die fixe Luft weit schwerer ist, wie die atmosphärische, so kann man sicher den Pfropf einige Augenblicke abnehmen, um den Schmetterling hinein zu stecken, ohne daß die Luft verfliegt.

Z.

Hannöverisches Magazin.

93tes Stück.

Freitag, den 22ten November 1799.

Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung der Schule zu Celle.

Unsere Schule theilte einige Zeit mit so vielen andern das Schicksal, durch Umstände, die, so lange gewisse Einrichtungen bei öffentlichen Schulen fortdauren, gewissermaaßen periodisch seyn müssen, hinter das Zeitalter zurück zu kommen.

Mit entschlossener Thätigkeit und ausdaurendem Eifer benutzten die Herren Epboren derselben den ersten günstigen Zeitpunkt zu einer dem Zeitalter angemessenen Reform, und alle dahin abzweckende Einrichtungen und Verfügungen, erhielten die höchste Genehmigung von Königlicher Landesregierung.

Die Aeltern sind zwar bereits einmal vorläufig mit dem erweiterten Lehrplan, zu dessen Ausführung sie mit so vieler Bereitwilligkeit durch Erlegung eines erhöheten Beitrages mitgewürkt, bekannt gemacht worden; da indessen seitdem noch so manche Schwierigkeit gehoben, und dadurch noch so manche gute Einrichtung möglich geworden: so scheint es erforderlich zu seyn, ihnen die Verfassung unserer Lehranstalt, so wie sie nunmehr gegenwärtig bestehet, in einer kurzen Uebersicht hiemit vorzulegen.

Was bis dahin gewonnen, könnte sich nur aus einer Zusammenstellung mit dem, was ehemals war, ergeben, und diese mögte freilich in mancher Hinsicht sehr nützlich seyn; da man uns indessen hinlängliche Beweise von Zufriedenheit mit dem, was gegenwärtig ist, gegeben: so macht sie nichts nothwendig, und so ist man ihrer gern überhoben.

Uebrigens ist die ganze Einrichtung zwar nicht blos allein für die bestimmet, die für die akadem. Studien vorbereitet werden sollen, sondern auch für

alle die, deren künftige Bestimmung eine sorgfältigere Ausbildung erforderlich macht; und sie ist doch auf jene vorzüglich Rücksicht genommen worden. Der Unterricht erstreckt sich daher bis jetzt auf folgende Gegenstände:

Uebung im richtigen und schönen Lesen, Beförderung der Entwickelung der Verstandeskräfte.

Beim Erlernen des Lesens haben Kinder nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden. Sie müssen die Form der Buchstaben fassen, diese zu Sylben, Sylben zu Worten sammeln, und diese wiederum mit andern verbinden. Die hiezu erforderliche Anstrengung, das langsame Fortschreiten von Worten zu Worten, macht es ihnen fast unmöglich, zu wissen was sie lesen. Es ist daher von der größten Wichtigkeit, sogleich, nachdem sie das Lesen zu einiger Fertigkeit gebracht, mit ihnen ein ihren Kräften angemessenes Buch zu lesen, um ihre Aufmerksamkeit und ihr Nachdenken zu wecken, und sie zum verständigen Lesen zu gewöhnen.

Zu dieser Absicht und zur weiteren Vervollkommnung im schönen und richtigen Lesen, gebraucht der Lehrer in der für den ersten Elementarunterricht bestimmten Abtheilung: Sulzers Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, und unterredet sich mit ihnen über das Gelesene, so, daß er ihre Begriffe fragend hervorlockt, sie entwickelt und berichtigt.

Die Beförderung der Entwickelung der Verstandeskräfte und die Gewöhnung zum Nachdenken, die hier, bei Vervollkommnung des Lesens, Zweck ist, bleibt dies in allen folgenden Abtheilungen, und wird dafür auch noch durch das Kopfrechnen, Erzählen und Wiederholen des Vorgetragenen und vorzüglich beim lesen der römischen, griechischen und französischen Schriftsteller, durch Aufmerksamkeit auf Verbindung, Wendung und Zusammenhang des Gelesenen, möglichst gesorgt.

Der Nutzen davon bleibt denn doch immer, wenn auch sonst manches von den getriebenen Wissenschaften nicht mehr haftet.

Religion und Moral.

In den Knaben der untern Abtheilung Gefühl für Tugend und Sittlichkeit zu erwecken, ihnen gute Grundsätze einzuflößen, ihnen die Wichtigkeit des Gehorsams gegen Gott, Aeltern und Vorgesetzte, des Fleißes, der Ordnung, der Wahrheitsliebe, so wie den Werth der Verträglichkeit, Bequemung, Billigkeit und andrer geselliger Tugenden begreiflich zu machen, scheint hier der zweckmäßigste Unterricht. Dazu werden

den hier auſſer dem Sulzer, noch Welands Sittenlehre durch Beiſpiele aus der Geſchichte, und Mougds dorfs Exempelbuch benutzt. Ueberdem werden ihnen religiöſe Poeſien, nachdem ſie erklärt, zum Memoriren aufgegeben, um ihrem Gedächtniſſe einen Vorrath religiöſer Begriffe und Wahrheiten anzuvertrauen, die dichteriſch eingekleidet, deſto feſter haften, und oft noch nach vielen Jahren wohlthätige Wirkungen äuſſern.

Dieſe letztere Einrichtung bleibt auch in den beiden noch oben hin folgenden Abtheilungen, in deren untern bei dem Vortrage der Religionswahrheiten der Landeskatechismus nach einer Auswahl des Wichtigern zum Grunde liegt, in der zweiten wird derſelbe für die Confirmanden ausführlich erklärt.

Hier erſt folgt die Lectüre der Bibel, nach einer Auswahl, begleitet von einer Erklärung, bei welcher vorzüglich mit auf die, dieſen alten Schriften und auch der lutheriſchen Ueberſetzung eigenen Manier, im Ausdruck und Struktur, Rückſicht genommen wird. Man hofft dadurch manchem unreifen Urtheile ſpäterer Jahre vorzubeugen.

In der erſten Abtheilung von oben lag bis jetzt beim Vortrage der Glaubenslehren Michaelis und Morus zum Grunde; dieſe Lection wird aber mit einer andern, die nicht blos für den künftigen Theologen berechnet iſt, verwechſelt werden.

Schreiben und Rechnen.

Iſt das Gemeinnützige in Beſtimmung einer Wiſſenſchaft entſcheidend, ſo verdient bei der jugendlichen Unterweiſung der Unterricht in dieſen Kenntniſſen beſondere Sorgfalt.

Man wird daher dieſen Unterricht, der in drei Abtheilungen ertheilt wird, immer mehr zu vervollkommnen ſuchen.

Um die nemlichen Schriftzüge, ſo lange als möglich, bei der Anſtalt zu erhalten, iſt für einen hinreichenden Vorrath von Alphabeten und von kleinen und größern paſſenden Vorſchriften, von einer geſchickten Hand geſorgt, die auf Pappe gezogen den Schülern zu Muſtern dienen.

Beim Rechnen gebraucht man das Bodenſche Handbuch. Daß das Rechnen mit als Verſtandesübung gebraucht wird, iſt bereits bemerkt. Man befolgt hiebei die Methode der Rekkaniſchen Schule und der Biermannſchen Anweiſung.

Vierteljährig wird von jedem Schüler eine Probehandſchrift mit deutſchen und lateiniſchen Schriftzügen eingereicht. Alle viere erhalten die Aeltern am Ende des Jahrs, und da die Vorſchrift immer die nemliche bleibt, ſo laſſen ſich bei den gleichen

Schriftzügen, die Fortschritte am leichtesten bemerken. Zugleich wird alsdann angezeigt, bis zu welcher Rechnungsart jeder fortgerückt ist.

Zeichnen.

Beim Unterrichte im Zeichnen schreite hier nur auf das Allgemeinnützliche Rücksicht genommen werden zu müssen. Einmal, in so fern überhaupt auch das Auge der Bildung bedarf; dann in so fern es oft höchst nützlich ist, von irgend einem Gegenstande wenigstens eine nothdürftige Zeichnung entwerfen zu können; endlich in so fern die Beschäftigung mit dem Zeichnen für Knaben eine angenehme und zugleich nützliche Unterhaltung ist, wenn sie die Umstände ins Zimmer einschließen.

Für den nöthigen Vorrath von Zeichnungen ist von Seiten der Anstalt gesorgt, vierteljährig wird von jedem eine Probezeichnung eingereicht. Auch diese erhalten die Aeltern am Ende des Jahrs.

Dieser Unterricht wird in drei Abtheilungen ertheilt.

Geschichte und Geographie.

Die Geschichte wird in vier Abtheilungen vorgetragen. Wir fangen in der untersten mit Mangelsdorfs Exempelbuche an. Die Knaben werden mit den wichtigsten Menschen und Begebenheiten bekannt gemacht, und zugleich in der Geschicklichkeit des Erzählens geübt. In der zweiten Abtheilung wird, nach Remers Tabellen, das weitere Studium der Geschichte, das so nothwendige Fachwerk mit der nöthigen Zeitrechnung angelegt. In der dritten fügt nach Hemmerdörffers Leitfaden der Vortrag der allgemeinen Weltgeschichte, und in der vierten die europäische Staatengeschichte. Hier wird vorläufig von jeder Nation eine Tabelle der wichtigsten Staatsbegebenheiten gegeben, erklärt, memorirt, und so lange die Geschichte dieser Nation erzählt wird, mit dem Examen über diese Tabelle jede Stunde angefangen.

Bei dem geographischen Unterricht wird in der untersten Abtheilung blos auf eine allgemeine Kenntniß der wichtigsten Länder, Gewässer, Flüsse, Gebürge, Oerter und ihrer Lage gegen einander gesehen, so, daß sich der Knabe auch ohne Karte zu orientiren wisse. Dieser Unterricht wird noch in drei Abtheilungen fortgesetzt und erweitert.

Als Handbücher werden gebraucht, das von Fabri und die tabellarische Erdbeschreibung von Pfennig.

In der alten Geographie werden die Karten von d'Anville, Cellarius und andern gebraucht, die jeder bei der Lectüre der Classiker immer vor sich hat.

Ma-

Mathematik.

Der mathematische Unterricht wird in zwei Abtheilungen ertheilt. In der ersten wird durch den Unterricht in den arithmetischen Wissenschaften, dem über die geometrischen, der in der zweiten folgt, vorgearbeitet. Den Scholaren werden jedesmal beim Anfange der Stunde die in der letzten gefaßten Begriffe wieder abgefordert, und sie darüber examinirt.

Diese Methode wird überhaupt beim Vortrage einer jeden Wissenschaft in unserer Anstalt befolgt. In der zweiten Abtheilung geschieht nicht allein dies, sondern, da bei diesem Unterrichte einem jeden erlaubt ist, so viele Fragen, als er zur Aufklärung des Vortrages für sich nöthig findet, vorzulegen: so wird nun auch verlangt, daß jeder einen Commentar schreibe, in welchen er selbst die vorgetragenen Sätze demonstrire.

In der nächsten für diese Wissenschaft bestimmten Lehrstunde läuft dann der Lehrer zuförderst einige bereits revidirte Hefte mit den Scholaren durch, und macht die im Demonstriren gemachten Fehler bemerklich.

Bei einem zweiten Cursus werden die fähigsten Scholaren aufgefordert, werden, die Demonstration, unter Leitung des Lehrers, gleich selbst zu übernehmen. — So hofft man den Nutzen, den man sich von dem Vortrage dieser Wissenschaft mit Recht verspricht, am sichersten zu erreichen. Handbücher sind, das von Ebert und bis jetzt auch noch das von Ernesti in seinen Initiis.

Die Logik wird nach den Tabellen über Feders Logik, Leipzig 1791., gelehrt.

Für die vorläufige Erwerbung der nöthigsten Begriffe aus der Naturgeschichte und Naturlehre, wird durch einen Vortrag über Klügels gemeinnützige Vernunftkenntniß gesorgt.

Ihre Kenntnisse in diesen beiden Fächern zu erweitern, findet die Jugend hier eine vorzügliche gute Gelegenheit, da der Herr Professor von Roques die Güte hat, wöchentlich zweimal Vorlesungen über die Experimentalphysik und Naturgeschichte, mit Vorzeigung seines bekannten Cabinets, unentgeltlich zu halten.

Endlich sind noch abwechselnde Lectionen über die mathematische Geographie, Mythologie und Theorie der schönen Wissenschaften bestimmt.

Unterricht in Sprachen.

Beim Unterrichte in der Muttersprache wird die Grammatik von Stutz gebraucht.

Die wichtigsten Sätze werden erklärt und darüber examinirt.

Nächstdem wird die Lehre von der Orthographie und Interpunction noch besonders nach Heynatz vorgetragen, und endlich durch kleine Aufsätze das Erlernte in Anwendung gebracht.

Für

Für den Unterricht in der französischen Sprache wird in vier Abtheilungen gesorgt.

In der ersten wird vorzüglich nur dahin gesehen, die Schulaten im Lesen zu vervollkommnen, und ihnen die ersten Anfangsgründe der Sprache beizubringen. — In der zweiten sind die Beschäftigungen: die Lectüre, Unterricht in der Orthographie, aber sogleich praktisch, und kleine Uebersetzungsübungen aus dem Deutschen. — In der dritten werden die letzten Uebungen und die Lectüre, jetzt nach Schmidts Auszügen, fortgesetzt. Es kommen hinzu schriftliche Extemporation und ein ausführlicher Vortrag über die Grammatik des Wailly. — In der vierten folgt die Lectüre ganzer classischer Schriftsteller, jetzt des Boileau, Conversationsstunden und Uebungen in kleinen Aufsätzen, zu welchen der Stoff gegeben wird. Für die Uebung im Sprechen wird sogleich von unten auf möglichst gesorgt.

Der Unterricht in der lateinischen Sprache fängt sich, nach erlangter nöthiger Fertigkeit im Lesen, mit Erlernung der Paradigmen und der nothwendigsten Regeln der Grammatik, bei Gelegenheit der Lectüre an.

Der grammatische Unterricht wird in einem gedoppelten, genau bestimmten Cursus erweitert, und die sich hier anfangenden praktischen Anwendungen der erworbenen Kenntnisse der Regeln der Grammatik, und demnächst des Sinns, laufen, vermittelst den Fortschritten der Scholaren angemessenen Elaborationen, durch alle Abtheilungen fort.

Die Lectüre fängt sich mit Schriften an, die den Begriffen der Knaben gemäß, und keiner weitläuftigen historischen, geographischen und antiquarischen Erörterungen bedürfen. Lectüre befördert Sprachkenntniß am leichtesten und sichersten, sie muß also nicht gleich anfangs unnöthig aufgehalten werden.

Wir gebrauchen jetzt die der Brüderschen Grammatik angehängten Lectionen und Campens Robinson. Dann folgen classische Schriftsteller in den verschiedenen Abtheilungen, jetzt der Cornelius Nepos, Cäsar, Sallustius, Cicero de officiis, Plinius Briefe, Livius, Tacitus Annalen, Ovids libri tristium, Virgils Georgika, Horaz Oden und Satyren.

Daß durch Lectüre der classischen Schriftsteller nicht allein Sprachkenntniß erworben, sondern auch der Geschmack gebildet und die Beurtheilungskraft geschärft werden soll, vergessen wir nie.

Die Uebung im Sprechen wird in besonders dazu bestimmten Stunden und auch dadurch befördert, daß bei der Interpretation einiger Schriftsteller, sich der Lehrer der lateinischen Sprache bedient.

An

An dem Unterrichte in der griechischen Sprache nehmen alle die Antheil, die für die akademischen Studien bestimmt sind. Der Anfang wird dann erst damit gemacht, wenn bereits erst einige Kenntniß in der lateinischen und französischen Sprache erworben ist. Für die nöthigen grammatikalischen Vorkenntnisse wird in einer besondern Abtheilung gesorgt. Gelesen wird gegenwärtig das Gedikesche Lesebuch, Xenophons Memorabilien und der Homer.

Die Lehrer, unter welche dieser Unterricht vertheilt ist, sind folgende:

Herr Rector Mänter,
— Conrector Grünebusch,
— Subconrector Söldner,
— Pastor Niemann,
— Candidat Wolde,
— — Neuer,
— de Livry,
— Zeichenmeister Krause.

Die Schullehrer

Herr Winkel und
— Dreyer.

Der Schluß folgt künftig.

Von einem besondern Fehler der Milch bei Kühen die erfrorne Kartoffeln gefressen haben.

Meine einjige gut gefutterte Kuh, die zu Ende des vorigen Jahrs gekalbt hatte, und also frisch milch war, gab täglich 16 bis 18 Quartier Milch. Da mir nun alle meine Kartoffeln im Keller erfroren waren, so bekam die Kuh täglich dreimal ein Getränk von erfroren gewesenen Kartoffeln, die jedesmal gekocht und zermalmet unter das Getränk gemischet wurden. So übel auch der Geruch davon war, so fraß die Kuh doch solche ziemlich gerne. Bei diesem Futter gab die Kuh nach und nach weniger Milch, so, daß sie in Zeit von 14 Tagen bis 3 Wochen bei diesem Futter 3 bis 4 Quartier Milch des Tages weniger gab, als vorher. Die Milch behielt indeß alle Eigenschaften einer guten Milch, nur ereignete sich bei dem jedesmaligen Melken das Sonderbare, daß auf der Milch kleine und größere gelbliche Klümpchen, wie weiche Butter, schwammen; die größten waren einen halben Zoll lang, und so dick, wie ein starker Stockstock, die übrigen waren ganz klein. Alle Klümpchen zusammen mogten wohl jedesmal einen Eßlöffel voll ausmachen. Beim Durchseihen der Milch blieben sie am Tuche hangen, und die Milch war alsdann ganz rein. Dieser Zufall dauerte 14 Tage lang.

Die

Die Kuh wollte dabei kein Heu fressen, die Getränke aber von Kartoffeln fraß sie beständig fort, und sehr gerne, wobei sie auch nur wenig vom Fleische verlohr.

Die Milch blieb übrigens dem Aussehen nach recht gut, und wurde von meinen Hausgenossen, denen sie sehr wohl bekam, ohne Eckel genossen. Doch wollte man die Klümpchen aus der Milch weg haben, weil es bei dem Buttern sehr lange dauerte, bis es Butter gab, und diese war nicht gehörig zusammenhängend, sondern mattig, zum Beweise, daß die Milch nicht fett war.

Am Euter der Kuh war nichts zu bemerken, keine Härte, kein Geschwulst, keine Röthe und Hitze, noch sonst etwas, das zu diesem Fehler der Milch Gelegenheit geben konnte; auch war nichts Kränkliches an dem Euter vorhergegangen. Ich vermuthete daher, daß das erfrorne Kartoffelnfutter, welches sehr häufig, täglich dreimal, war gegeben worden, Schuld daran seyn müsse, weil dadurch eine zu zähe und dicke Milch entstehen konnte.

Das Entstehen der Klümpchen auf der Milch läßt sich dann leicht begreifen. Inzwischen ließ ich der Kuh täglich, Morgens und Abends, zwei gute Hände voll Küchensalz ins Getränke geben, um dadurch die zähen zu dicken und stockenden Säfte, und davon entstehende Milch zu trennen, aufzulösen und flüssiger zu machen, wobei zugleich der erfrornen Kartoffeln weniger gegeben wurden.

Nachdem das Salz drei Tage lang war gebraucht worden, nahmen die Klümpchen auf der Milch zusehens ab, und nach einigen Tagen sah man gar keine mehr.

Das Salz wurde indeß noch einige Tage lang fortgegeben, wobei die Kuh nun auch wieder anfing, Heu zu fressen, ein besseres Ansehen zu bekommen und auch mehr Milch zu geben. Ich suchte in einigen Viehartzneischriften, die ich besitze, über diesen Fehler der Milch nach, fand aber nirgends etwas, das darauf paßte; nirgends war Meldung davon gethan.

Einige Hausfrauen in meiner Gemeine, denen ich diesen Vorfall erzählte, und die ihren Kühen ebenfalls erfrorne Kartoffeln gegeben hatten, klagten über denselben Fehler der Milch. Ich rieth ihnen also mein Mittel, welches sie auch gebrauchten, und wodurch ihre Kühe, so wie die meinige, wiederum in kurzer Zeit, jenen Fehler ablegten.

E. Wdm.

Neues Hannöverisches Magazin.

94tes Stück.

Montag, den 25ten November 1799.

Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung der Schule zu Celle.

(Schluß.)

Anderweitige Nachrichten.

Um die jungen Leute in steter Aufmerksamkeit auf sich selbst, und die Aeltern in steter Bekanntschaft mit den Fortschritten derselben in der Sittlichkeit ihres Betragens, und Vermehrung ihrer Kenntnisse zu erhalten, ist die Einrichtung getroffen, daß die obem genannten Lehrer vierteljährig von jedem Scholaren, den sie unterrichten, ein in jenen Hinsichten abgefaßtes schriftliches Zeugniß ablegen.

Aus diesen wird für jeden Scholaren eine Censur ausgefertigt, und den Aeltern zugeschickt.

Ueberdem aber wird aus diesen Censuren noch ein Auszug gemacht, der in einer zur Uebersicht des verflossenen Quartals bestimmten Stunde als Text zu einer Unterhaltung mit den jungen Leuten zum Grunde liegt; um jeden mit sich selbst bekannt zu machen, ihm zu zeigen, wie weit er in seiner Vervollkommnung vorwärts oder zurück gekommen, oder stehen geblieben, und also seinen Lehrern genüge oder nicht.

Obgleich die Classeneinrichtung noch nicht völlig aufgehoben, so wird doch aller Nachtheil, der dadurch zu entstehen pflegt, dadurch verhütet, daß erstlich demungeachtet keiner einer besondern Classe angehört, sondern daß jedem, so wie es seine Kenntnisse nöthig machen, sein Platz in mehreren Abtheilungen angewiesen werden kann.

Dann sind noch wöchentlich 18 bis 20 Stunden zu suppletorischen Lectionen festgesetzt. Diese gehören aber nicht zu den eigentlichen Lehrstunden, sondern sie sind als Privatissima anzusehen, ohne daß doch für sie besonders

ders bezahlt wird; für diese werden nun jedesmal die abgesondert, welchen in einer oder der andern Wissenschaft besonders nachgeholfen werden muß.

Zu dem geographischen Unterrichte ist eine Kartensammlung angelegt, so, daß jedesmal zwei oder drei Scholaren ein auf Pappe gezogenes Exemplar vor sich haben können.

Die Nothwendigkeit, und der große Nutzen einer solchen Sammlung zweckmäßiger und gleicher Karten, leuchtet ohne weitere Bemerkungen ein. — Ferner ist für eine kleine Handbibliothek gesorgt, durch welche die Lectüre der jungen Leute der ersten Abtheilung geleitet, für die Erweiterung ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse gesorgt, und selbst dem Lehrer manches nöthige Hülfsmittel zum Unterricht verschaft werden soll. Sie enthält die nöthigsten, diesem Zweck angemessenen Werke, vorzüglich aus den Fächern der Geschichte, Geographie und Statistik, der schönen Wissenschaften, Pädagogik, Naturlehre, Naturgeschichte und überdem noch eine Sammlung von Biographien und Reisebeschreibungen.

Es könnte vielleicht nützlich seyn, das Entstehen dieser Sammlungen zu bemerken. Sie sind nemlich durch ein kleines Capital aus einer öffentlichen Casse begründet, und durch eine, von Seiten der Schule errichtete Lesegesellschaft erweitert. An dieser nehmen nun schon mehrere Jahre Beförderer der öffentlichen Schule Theil und lassen es sich gefallen, daß nicht selten Werke mit in die Zirkel gebracht werden, die für unsern Zweck von Nutzen, zu einer blos unterhaltenden Lectüre aber freilich nicht sehr geeignet sind. Die so entstandene Sammlung enthält jetzt bereits über 400 Bände.

Werke, die für die Schule nicht brauchbar, werden wieder verkauft. Diese Einnahme, nebst den unten zu berührenden Beiträgen der Scholaren, wird zur Erhaltung und Erweiterung der Kartensammlung verwandt.

Die Currende ist völlig von der Schule getrennt, und wird anderweitig unterrichtet. Der Chor hat sich von selbst aufgelöst, und so wäre man zwei Anstalten los, die an sich zwecklos, und überdem sowohl den jungen Leuten, die an denselben Antheil nehmen, als den Lehranstalten selbst, so oft verderblich geworden sind.

Die Lectionen werden ertheilt in den Stunden von 8 — 9 und von 2 — 4; doch sind die Stunden von 8 — 9 und an zwei Tagen von 11 bis 12 größtentheils zu supletorischen Stunden in den mehrsten Abtheilungen bestimmt.

Die Ferien sind aus hier besonders eintretenden Gründen mehr als gewöhn-

wöhnlich beschränkt. Ostern, Pfingsten und Michaelis sind ohne Ferien; nur in 14 Tagen im Monat Julius, in 8 Tagen zu Weihnachten, und in den 3 Tagen der drei Jahrmärkte, wovon doch der letzte im Herbst fallende Markt ausgenommen, werden keine Lectionen gegeben.

Alle Zahlungen geschehen gegenwärtig an eine Casse.

Das Eintrittsgeld bleibt zwar gewissermaaßen eines jeden Bestimmung überlassen; doch gebühret in der untersten oder Vorbereitungsclasse dem Herrn Rector 1 Thl. und der Casse 1 Thl., in der obersten Abtheilung aber jedem der beiden ersten Lehrer 2 Thl. Ueberdem wird noch an die Casse 1 Thl. entrichtet, wofür den jungen Leuten, so lange sie in der Anstalt sind, die Landkarten gehalten werden. Eine äusserst billige Zahlung, bei der der Casse ein Beträchtliches zuzuschießen bleibt.

Alle übrigen aus dem Alterthume überlieferten Zahlungen an öffentlichem Schulgelde, Holzgelde, Lichtgelde u. s. w. sind aufgehoben, dafür bezahlt jeder, eins für alles, in der Vorbereitungsclasse 1½ Thl. und in allen übrigen Abtheilungen 2 Thl. monatlich. Wer in der ersten Abtheilung die Bibliothek benutzt, entrichtet der Casse vierteljährig 9 mgr. Austreten kann man aus der Anstalt nur am Ende eines Quartals.

Aeltern, die ihren Kindern eine specielle häusliche Aufsicht wünschen, hat sich dazu bereits Herr de Livry in einem besondern Avertissement empfohlen. Daß er eine väterliche Aufmerksamkeit auf die ihm anvertrauten Eleven verwenden werde, glaubt man mit Gewißheit versichern zu können.

Daß diejenigen, die sich den Studien der Jurisprudenz widmen, vorzüglich aber die, welche Medicin studiren sollen, hier sehr gute Gelegenheit zur Vorbereitung für die Akademie finden, ist bekannt.

Zu den zur Bildung des Körpers abzweckenden Uebungen, und allen übrigen jungen Leuten nützlichen Kenntnissen, die die Anstalt nicht befaßt, giebt es hier hinlängliche Gelegenheit.

Was ist die eigentliche Ursache von dem Frieren der Fenster? †)

Dies ist im Winter, in unserm nördlichen Deutschlande eine so bekannte Erscheinung, daß sich auch die Kinder damit belustigen. Allein die scharfsinnigsten Menschenköpfe haben die eigentlichen Grundursachen davon nicht angeben können *)

Ich habe im vergangenen Winter allen Fleiß angewandt, das Entstehen der gefrornen Eisfiguren an den Fenstern, theils mit bloßen Augen, theils mit Vergrösserungsgläsern zu beobachten, und habe gefunden, daß die Grundlage von allen zarte Eisfäden waren, die sich aus den angeschlagenen Dünsten formirten. Denn wo keine Dünste anschlagen, da frieren auch die Fenster nicht. So frosten im vorigen Winter, der gewiß einer der kältesten war, die Fenster meines mittelsten Saals nie, weil darauf ein beständiger Luftzug ist, und sich keine Dünste darauf sammeln können. Hingegen bemerkte ich an den Stuben- und Kammerfenstern die schönsten Figuren und Prospekte von Alleen, Blumen- und Tannenbäumen. Die Dünste aber sind nur die gelegentliche Ursache von dem Gefrieren der Fenster.

Wie entstehen aber die schönen und so sehr verschiedenen Figuren derselben, und welches sind die Grundgesetze, wornach sie sich bilden? Das ist eine andere Frage. Ich habe selbst beobachtet; ich habe Regeln entdeckt zu haben geglaubt; allein andere Fakta haben sie sinken lassen. Ich habe darüber alles nachgelesen, und nichts vollkommen befriedigendes gefunden.

Man muß bei der Beobachtung solcher Erscheinungen der Natur, die Einbildung ja nicht mit einmischen lassen, sonst entstehen dergleichen Träume, wie Hanov erzählt, daß ein vornehmer Reisender, der 1744 über den Belt setzen wollen, und seine Kutsche des Abends in das Fahrzeug bringen lassen, des Morgens die Fenster derselben mit den schönsten Eis-

†) Herrn Eberh. Joh. Schröters, Mitglieds der St. Petersburgischen freien ökonomischen Gesellschaft, und der Ehrbaterschen Akademie der Wissensch., Bemerkungen über das aufgethauete Eis befrorner Fenster, im 4ten Bande der Auswahl ökonomischer Abhandlungen der freien ökonom. Gesellschaft in St. Petersburg, Seite 228 f., verdienen mit diesem Aufsatze verglichen zu werden.

Die Redacteure.

*) Mairan, Muschenbröck, Hanov und andere, haben davon verschiedene Ursachen angegeben. Sind sie aber befriedigend, daß alle sich dabei ereignende Fakta daraus erklärt werden können, ohne andern in der Natur zu widersprechen?

Eisfiguren überdeckt gefunden habe, in welchen sich die ganze Gegend, nebst der nahe liegenden Stadt präsentirt habe. Eisfiguren mit Bäumen, Aesten, Gebüschen u. s. w. können sich dargestellt haben, ob es aber dieselben der nemlichen Gegend und sogar der Stadt gewesen sind, ist wohl mehr ein Spiel der Einbildung, als Realität gewesen. Denn nach welcher Vorstellung sollte die Natur diese bei dem Gefrieren der Dünste an den Fensterscheiben der Kutsche kopirt haben?

Unter allen Erklärungen von dem Gefrieren der Fensterscheiben hat mir keine besser gefallen, als die eines Ungenannten in dem berlinischen Intelligenzblatte von 1784. vom 6ten Februar, Nr. 32., weil sie allen das bei sich ereignenden Erscheinungen, und andern ähnlichen Begebenheiten in der Natur, vollkommen entspricht. Sie verdient allerdings bekannter zu seyn, wie sie ist, und ich liefere davon hier den Auszug;

„Ich bin am meisten der Meinung — schreibt der Verfasser — daß die Grundursache in der Naturarbeit beim Crystallisiren der Salze und mancher Steinarten, und bei den regelmäßigen Schnee- und Eisgestalten völlig einerlei sey. Und was ist dann diese Ursache? Das ist freilich schwer zu bestimmen, ob man gleich mit Grunde annehmen kann, es sey eine gewisse Kraft, die der regelmäßig vereinigenden Materie zukommt, und ihr vielleicht von aussen zugebracht wird."

„Bei den Schneefiguren, von denen hier die Rede ist, hat man auf die Beschaffenheit und Umstände der Dünste zu sehen, von denen sie erzeugt werden. Aller Theorie nach liegen die Dämpfe in der Luft Lagen- und Schichtweise, nach der eigentlichen Schwere der Dunsttheile vertheilt, als welche sich wieder nach dem Unterschiede der Körper richtet, von welchen selbige herkommen."

„Demnach sind in jeder Lage Theilchen von gleicher specifischen Schwere, und von gleich starker Wirkung gegen einander beisammen. Tritt nun zwischen diese Dunsttheile etwas dazwischen, zum Beispiel neue Dünste, so treten sie, wie alle andere flüssige Stoffe, dergestalt zusammen, daß der Widerstand eines jeden Theilchen so groß als der Widerstand des nebenanliegenden ist, — und dieses gilt vorzüglich von einem Zirkelraume."

„Auch ist das gemeinste Gesetz, wonach die Dampftheilchen gestellt sind, dieses: daß die am meisten übereinkommenden stets eine gleiche Lage haben."

„Gesetzt nun, daß diese Theilchen gleich groß sind, so folgt schon von selbst, daß sich sechs solcher Theilchen um das siebende mittlere fügen, und um diese sich ihrer zwölfe

zwölfe ansetzen. Ist das mittlere doppelt so groß, als die umliegenden, so können neue um dasselbe liegen, und überhaupt können sich so viele Dunstheilchen in dieselbe Lage an einander hängen, als umher unter sich am dichtesten Platz haben."

„Und wenn dieses gleich nicht allemal zirkelrund ausfällt, indem öfters der Seitendruck bei einem Theilchen größer als beim andern seyn kann, so wird die Gestalt der Zusammensetzung doch nicht von der Zirkelfigur abweichen, wenigstens allemal ins Runde und Bogigte fallen."

„Dies giebt nun den nächsten Anlaß zu den Sterngestalten der Schneefäserchen. Weichen sie von dieser Figur ab, so ist ihre Ausbildung entweder unvollkommen geblieben, oder der Natur sind in ihrer gewöhnlichen Arbeit Hindernisse in den Weg gekommen. Dies letztere ereignet sich häufig in den Figuren der Fensterscheiben, wo die ungleiche oder unreine Fläche des Glases, zumal wenn sie viele zarte unsichtbare Risse hat, verschiedene Richtungen verursacht, welche die gewöhnliche Wirkungsart beim Gefrieren mannigfaltig verändern. Denn ich bin ganz überzeugt, daß die Bildung der Schneefiguren und der Eisgestalten an den Fensterscheiben ganz einerlei Ursprungs sind."

„Nicht kommen also die Fensterfiguren beim Froste, vom Salpeter, weder in der Luft, noch im Glase her. Dies beweiset schon die sechseckigte Figur, welche gar nicht dem Salpeter noch den wenigsten Salzen eigen ist. Sollte der Salpeter in den Eisfiguren andere Crystallen bilden, als es seiner Natur eigen ist? Und sollte denn die Atmosphäre jederzeit und zu allen Jahren und Tagen, wenn diese Figuren entstehen, gerade mit der Salpetersäure so durchaus beladen seyn, daß keine andere Säure daran Antheil nehmen könne?"

„Noch weniger wird das Salz diese Bildung bewerkstelligen. Wird sich denn dieses in dem Augenblick, da die Dünste ans Glas anschlagen, davon befreien, und die gefrornen Dunstfiguren bilden helfen?"

„Man merke doch: das Gefrieren am Fenster geschiehet im Grunde gänzlich nach Art der Bildung des Eises auf und in dem Wasser. — Nemlich die nach und nach an einander hängenden Wass-rtheilchen setzen überall zarte Eisfäden, an welche sich zur Seite andere anlegen. Zwischen diesen wiederum andere, immer kürzen und feiner, und also wird allmählig eine Zweig- oder Astfigur hervorgebracht."

„Da sich auch diese Dünste in solcher Quantität nirgends, als an festen Körpern unten in der Luft, sam-

sammeln können, so hilft die Oberfläche derselben und deren Beschaffenheit — nicht aber die Salze — diese Figuren ebenfalls bestimmen."

„Folgendes ist ebenfalls bei der Sache ein richtiger Erfahrungssatz: Die Dünste setzen sich alle in geraden Linien; aber in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte oder Grundpunkte an, und formiren daher, indem sie schief von demselben ausgehen, die ursprünglichen Strahlen, welche denn wieder zu einer neuen Grundlage dienen, daß sich an denselben andere Mittelstrahlen erzeugen, die ebenfalls geradlinigt, doch unter gewissen schiefen Winkeln, auslaufen."

„Dies ist ganz der Fall bei der Bildung der Schneefiguren. Darin ist ein Dunsttheilchen der Mittelpunkt, und die körperliche Grundfläche. An diese setzen sich, nach ihrer Größe, so viele gleich große Dunsttheilchen, als unten Platz haben. Dies Blättchen ist die Basis der Strahlen."

„An jegliches dieser Dünstchen setzen sich ferner oben neue dergleichen, um diese abermals neue, und so werden die Strahlen nach und nach verlängert, und es entsteht mehrentheils ein sechsstrahligter Stern."

„Niemals wird man die Seitenstrahlen gleich unmittelbar im Winkel der Hauptstrahlen anlegen sehen, weil sonst durchaus eine Eisscheibe, aber kein Stern entstehen würde. Der Stern wird nun allezeit desto voller und ästiger, jemehr Seitenstrahlen zwischen den Hauptstrahlen ansetzen. Diese Sternbildung in freier Luft kann nun leicht auf das Ansetzen der Dünste an feste Körper auf der Erde angewendet werden, als woraus der Reif (Pruina) entsteht. An Bäumen, Flächen, Gräsern, Häusern ꝛc. ist alles schon mehr baumartig, und bleibt nicht blos bei flachen Plättchen, wie in der Schneefigur."

„Recht treffend lassen sich alle diese Erscheinungen der Eisbilder zur Erklärung der Figuren an den Fensterscheiben anwenden. Hier finden wir blos eine mehr oder weniger glatte, mehr oder weniger unbeschädigte Fläche, an welcher die Dünste gefrieren. Und bei diesem Gefrieren sind hauptsächlich die krummen Linien zu betrachten, die hier blos eine Abweichung verursachen, und den Grund von so mancherlei Ranken und Blumenwerken darbieten."

„Das Entstehen derselben ist ebenfalls geradlinigt. Das lehren uns die Bilder der ersten anschlagenden Dünste, als welches lauter Sternchen, Spießchen, Aestchen u. s. w. sind. Diese verbinden sich mit andern, die aber nunmehr eine Richtung, bald nach Beschaffenheit der Fläche, bald nach dem Anziehen der

der mehr oder weniger nahe liegenden, und stärker wirkenden Eistheilchen bekommen."

„Man kann diese Bilder bei starkem Froste in einem kalten Zimmer selbst entstehen lassen, wenn es darin nach Fahrenheit 10 bis 15 Grad weniger kalt als draussen ist. Hier lässt man die Dünste des Athems, auch des Körpers selbst, gegen das reine noch unbeschlagene Fenster fallen. Sobald das Glas anfängt blind zu werden, werden sich die allerfeinsten gefrornen Dunsttheilchen zeigen, mehr oder weniger vereinigt. Im letzten Fall sehen wir die kleinsten, kaum sichtbaren Blumen und Sternchen."

„Will man alles gemischter und an einander hängender haben, so hauche man etlichemal an die Scheibe. In dem Augenblick wird sie an der Stelle blind, und man sieht schon mit bloßen Augen kleine Stern- und Blumenfiguren. Wiederholt man das Anhauchen oder Athmen, so sehen sich mehr Figuren, und es werden schon Zweige und Aeste."

„Was ist nun die Ursache dieser Krümmungen und Wendungen? Einmal ist es die Unebenheit auf der Oberfläche des Glases, besonders wenn selbiges viele feine Schrammen und Furchen hat, nach deren Lage sich die Dünste im Anschlagen richten. Zweitens ist es die Anziehung der Dünste unter sich."

„Mit Vergnügen wird man sehen, wie beim Gefrieren mit den zunächst an einander liegenden Blumen und Sternchen andere dazwischen kommende Dünste, in Vereinigung treten. Diese letztern scheinen gleichsam recht sichtlich in die leeren Stellen zu treten, und die Ausbildung des Ganzen zu befördern. Diese Ausbildung geschieht allemal viel deutlicher, wenn die Dünste einzeln und nach und nach als wenn sie in großer Menge und geschwind anschlagen."

„Hauchet man etlichemal nacheinander auf eine einzige Stelle, daß der Fleck durch Sammlung der Dünste naß wird, so sieht man in dem Augenblicke die feinsten ästigen Eisstrahlen vom Umfange des angehauchten runden Flecks gegen die Mitte hin fahren. In einem Glase mit Wasser erfolgen dieselben Erscheinungen, womit das Gefrieren der Fensterscheiben den Anfang nimt: zum Beweise, daß alles auf einerlei Art geschehe."

E. Wdm.

Hannöverisches Magazin.

95tes Stück.

Freitag, den 29ten November 1799.

Ueber die Art und Weise, beim Mahlen das feinste und schönste Mehl zu erhalten, nach dem Verfahren der geschicktesten Müller in Amerika.

Zur Beherzigung für die Müller und das gesammte Publikum in Deutschland aus dem Englischen übersetzt von J. H. M. Poppe in Göttingen. *)

Die Vorschriften, die wir beim Mahlen des Korns ertheilen wollen, sollen darauf abzwekken, das Getreide zu einem solchen Grade von Feinheit zu bringen, daß es, nach dem Urtheile der geschicktesten Leute, das schönste Brod giebt, und es in einen solchen Zustand zu setzen, daß das feinste Mehl, mittelst des Siebens oder Sichtens, von der Kleie oder der Haut des Korns am würksamsten abgesondert wird.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß das feine Mahlen des Korns mit stumpfen Mühlsteinen gar nicht obigem Zwecke entsprechen könne, weil dadurch die schöne Eigenschaft des Getreides zerstört wird, welche das Gähren und Aufgehen beim Backen zuwege bringt. Es macht das Mehl so klebrig, daß es an dem Zeuge hängen bleibe, und verstopft daher die Maschen beim Sichten. Daraus sieht man denn, daß es mit dem möglichst geringen Druck sollte fein gemacht werden, und einleuchtend ist es auch, daß dieß ohne scharfe Werkzeuge nicht geschehen kann. Wenn

*) S. The young Mill-Wright and Miller's Guide, by *Oliver Evans*. Philadelphia 1795. Part the fourth. — Der Gemeinnützigkeit halber übernehme ich wohl keine unnütze Arbeit, indem ich den für die Menschheit wichtigen Theil eines gewiß wenig bekannten vollgültigen amerikanischen Werks dem deutschen Publikum, und besonders den Müllern, in deutschem Gewande zur Prüfung und Nacheiferung vorlege.

Poppe.

wir annehmen, daß die Operation mit einem einzigen Korne gemacht werde, so glaube ich, scheint es vernünftig, daß wir es zuerst mit einem scharfen Instrumente in verschiedene seine Furchen schneiden müssen, um es zwischen zwei gehörig zubereiteten Ebenen in den Zustand zu setzen, worin es zu einer regelmäßigen Feinheit gelangt. Die Ebenen müssen auf ihrer Fläche eine Anzahl kleine scharfe Ecken haben, die das Mehl von der Kleie absondern, und ferner müssen sie in eine solche Entfernung von einander gesetzt werden, daß das Mehl die erforderliche Feinheit erhalte, und auch nicht feiner werde, damit keine Theile desselben verfliegen können. Die nemlichen Regeln oder Grundsätze werden auf eine Menge Körner eben so, wie bei einem einzigen, angewandt.

Die beste Art, die Flächen der Steine gut zu bilden, und sie zu schärfen, wovon ich gesunden habe, daß sie das obige bewürken, ist, daß nach dem die Steine mit dem Stabe und der Picke zubereitet sind, einige Quarter scharfen feinen Sand zu mahlen. Dadurch werden ihre Flächen so genau zu einander passend gemacht, daß kein Mehl unter ihnen weggehen kann, ohne daß es nicht gehörig gemahlen ist. Es ist dies also das beste Verfahren, alle die kleinen Ecken auf der Fläche zu schärfen, die von den Dorn der Steine gebildet werden. a) Sie werden ohne Anwendung eines zu großen Drucks das Mehl von der Kleie absondern. Da aber das Mehl ohne irgend eine Beihülfe nicht geschwind genug von der Mitte zur Peripherie oder bis zum Rande der Steine kommen würde, so müssen eine Anzahl Furchen da seyn, die dem Mehle die Wege dazu anbieten, und diese Furchen oder Rinnen müssen auf eine solche Weise angelegt werden, daß das Mehl nicht zu weit auf einmal in ihnen fortgehe, ohne daß es nicht zugleich die Fläche bestreiche, die es zermalmt. Daher ist es nöthig, daß sie hinlänglich tief sind, um Luft genug zuzulassen, welche zwischen den Steinen hinstreicht, und die durch die Friction des Mahlens erzeugte Hitze heraus bringt. Wenn sie aber wieder zu vielen Zug haben, so müßte ihrer Tiefe Schranken gesetzt werden; im entgegengesetzten Falle würde das Mehl in ihnen sitzen bleiben. In der dünnern Seite — welche die hintere Ecke der Furche, und die vordere der Fläche des Steins ist — müssen diese Rinnen scharf gemacht werden, weil daselbst das Korn zerschnitten wird. Nothwendig ist es, daß ihre Anzahl nach der Mitte des Steins zu größer seyn muß, weil da der Stein das Korn erst zerschneiden, und durch die Ecken, die von den kleinen zugleichen Dorn, womit der Stein reichlich ver-

a) Statt des Sandes kann aber auch Wasser gebraucht werden; alsdann korrelliren sich die Steine auch untereinander.

versehen ist, gebildet werden, das Mehl von der Kleie rein abgesondert muß, ehe es nahe am Rande zu der erforderlichen Feinheit gebracht wird. Eine Erinnerung bedarf noch die Erfahrung, daß es nicht zum besten ist, wenn die Steine nahe um das Loch herum zu scharf gemacht sind, weil sie alsdann die Kleie zu sein schneiden. Eben an der Stelle sind die Steine geneigt, sich offen zu halten, wenn sie nicht hinlänglich hart sind. Ist dies ungefähr der Fall, und sind sie nahe um das Loch herum porös, so werden sie immer etwas stumpf seyn, welches die Kleie breit schlagen wird, ohne daß es sie gehörig zermalmt. Sind sie ferner um das Loch herum weich, und stehen sie da zu weit offen, so wird der Theil des Steins fast ganz unwirksam seyn. Deswegen sollte man sehr harte und poröse Steine wählen.

Es ist auch unumgänglich nothwendig, die Fläche des Steins in eine solche Form zu bringen, daß dem Korne oder Mehle zwischen den Steinen bei jeder Lage Raum genug eingeräumt werde. Dies zu bewerkstelligen, gedenke man sich einen Lauf Weizen, der in das Loch des Steins hineingeht, von der Dicke eines Mannsfingers. Er breitet sich auf jedem Wege über der ganzen Fläche des Steins aus, und deshalb muß er immer dünner werden, so wie er sich der Peripherie des Steins nähert. Hier sollte er dünner als ein feines Haar seyn, wenn er nicht langsamer läuft, so wie er feiner wird, und wenn die Steine nicht wegen der Kleie abgesondert gehalten werden. Aus diesen Gründen muß man die Steine so einrichten, daß sie sich nicht beim Mittelpunkte berühren, daß sie da ungefähr $\frac{1}{12}$ oder $\frac{1}{16}$ eines Zolls von einander abstehen, und immer fester und fester zusammen liegen, bis sie etwa 10 oder 12 Zoll vom Rande des Steins nach dem Durchmesser gerechnet, genau zusammen passen. Die Rinnen sollten nahe an der Mitte tief seyn, um den Weitzen und die Luft, welche den Stein kalt erhalten muß, in die gehaueten Stellen gehen zu lassen.

Es wird von einigen behauptet, und ich glaube nicht ohne Grund, daß es schlechterdings nothwendig sey, ein Mühleisen zu haben, das einen Grad von Elasticität besitzt, um dem Läufer eine zitternde Bewegung auf und nieder zu geben, und daher eine vollkommenere Zerreibung zu erhalten, wodurch das Mehl feiner wird, als wenn das Mühleisen ganz fest und unbeweglich wäre. Welches aber der schicklichste Grad der Elasticität der Spindel ist, mit dem Gewichte des Steins gepaart, weiß ich nicht, da ich keine Versuche darüber angestellt habe. Ein Nachtheil bei sehr elastischen Spindeln ist folgender: Wenn die Steine leer herum laufen, so kommen sie mit mehr Kraft zusammen, erhitzen sich schneller, und wenn sie einmal glühend heiß werden, so verderben sie ganz die

gute Schärfe der Steine, so weit, als die Hitze durchdringt.

Nach diesen Grundsätzen und Vorgriffen und bey Gelegenheit der Centralkräfte werden die Rinnen gebildet und angelegt; nur wenige gute Müller ergreifen diese Methode, einige ziehen die, andere jene Art vor, daher kömmt es denn, daß dieser wichtige Theil der Mühlenbaukunst von wenigen verstanden, von wenigen richtig angewandt wird. Man nimt bey den Rinnen eine ½, eine ⅓ und eine Centralanlage an. Bey letzterer geht die Richtung der Rinnen nach dem Mittelpunkte zu. Bey der ½ Anlage sind kurze Rinnen; sie haben fünfmal so viel Zug als die andern langen, und durchkreuzen sich wie ein Paar Scheren, die so weit geöfnet sind, daß sich die Schneiden eben berühren wollen. Sind diese Rinnen zu tief, so werden sie das Mehl wieder herausstreiben, sobald es hineinkömmt, daher wird man nur schlechtes Mehl bekommen, z. B. Mittelmehl, Schrotmehl u. s. w. Die ⅓ Anlage, bey welcher sich die Rinnen unter größern Winkeln durchkreuzen, und wo sie am weitesten vom Mittelpunkte weggehen, scheint besser zu seyn. Bey der Centralanlage haben die Rinnen alle einerley Zug, und wenn wir einmal bestimmen könnten, wie stark derselbe nöthig ist, so könnten wir auch erwarten, daß er der richtige sey; alsdenn würden wir auch finden, daß diese Richtigkeit in einem gewissen Verhältniß der Größe und Geschwindigkeit des Steins liegt. Die Centrifugalkraft, die der Circularbewegung des Steins das Mehl giebt, ist geneigt, ihn aufwärts zu bewegen, und diese Kraft wird in einem verkehrten Verhältniß mit dem Durchmesser des Steins stehen, wenn die Geschwindigkeit die nemliche ist.

Wenn sich die Rinnen eher die andere nahe beim Mittelpunkte mit einem größern Winkel durchkreuzen, als nahe an der Peripherie, so ist dies ganz dem Zwecke angemessen, weil die Centrifugalkraft nahe am Mittelpunkte geringer ist, als nahe an der Peripherie. Wir müssen aber auch erwägen, daß das Korn, ganz oder nur wenig zerschnitten, weniger Zug und weniger Centralkraft erfordert, es heraus zu treiben, als wenn es fein gemahlen ist; denn ist letzteres, so braucht die Centralkraft geringer zu seyn, das Mehl heraus zu treiben. Daher müssen auch die Winkel, womit die Rinnen sich durchkreuzen, nahe am Rande oder am Lauf des Steins größer seyn, und weiter vom Mittelpunkte abstehen, als eigentlich die Theorie die Circularbewegung und der Centralkräfte vorschreibt, welches man durch Erfahrung bewährt gefunden hat.

Folgende Regeln einen flugängigen Mühlstein anzulegen, gründen sich auf meine und andere glückliche Erfahrungen.

1) Man

2) Man beschreibe einen concentrischen Kreis auf dem Steine mit einem Halbmesser von 3, und einen andern von 6 Zoll.

3) Man theile den 3zölligen Zwischenraum zwischen diesen zwei Kreisen mittelst dreier anderer Kreise in vier Zwischenräume, und zwar in gleicher Entfernung von einander. Diese 3 Kreise nenne man Zugkreise.

3) Den Stein theile man in 5 Theile, indem man zwischen dem Loche und dem Warzenringe und dem Rande des Steins vier gleich entfernte Kreise beschreibt.

4) Man theile den Umfang des Steins in 18 gleiche Theile, die man Viertel nennt.

5) Man nehme ein recht genaues Lineal, lege das eine Ende an eins der Viertel am Rande des Steins, und das andere an den auswendigen Zugzirkel, 6 Zoll vom Mittelpunkte des Steins, und ziehe eine Linie für die Rinne von dem Rande des Steins bis zu dem fünften Kreise. Alsdann wende man das Lineal von dem Zugkreise 6, zu dem 5ten und ziehe ferner die Linie für eine Rinne nach dem Mittelpunkte zu. Darauf schiebe man es auf den Zugkreis 4, und ziehe die Linie bis 3, alsdann von 3 bis 2 ꝛc. So wird die krumme Linie für die Rinne gebildet seyn. b)

6) Nach dieser krummen Linie kann man ein Modell machen, um alle übrigen ebenfalls, und zwar leichter, auftragen zu können. Die nach dieser Krümmung eingerichteten Rinnen werden einander unter folgenden Winkeln durchkreuzen.

Beim Zirkel 1, welches das Loch des Steins ist,		75 Grade.
— — 2	—	45 —
— — 3	—	31 —
— — 4	—	27 —
— — 5	—	23 —
— — 6	—	21 —
Beim Zirkel 1	—	138 Grad.
— — 2	—	69 —
— — 3	—	46 —
— — 4	—	34,5 —
— — 5	—	27,5 —
— — 6	—	23 —

Diese Winkel werden, wie ich glaube, in der Praxis gute Dienste thun, fein mahlen, und nur wenig grobes Mehl machen. Man nehme aber an, der größte Zugkreis habe einen 3zölligen Radius, dann würden nach der Theorie die Winkel gewesen seyn.

Wäre

b) Schade daß sich das Verfahren ohne Zeichnung nicht deutlich machen läßt; ich müßte da eigentlich auf das Original selbst verweisen.

Wäre der Zugkreis 53völlig gewesen, und die Rinnen gerade, so würden die Winkel gewesen seyn:

Beim Zirkel 2	180 Grade.
— 3	120
— 4	90
— 5	72
— 6	60
— 7	51 38
— 8	45
— 9	40
— 10	36
— 11	32 43
— 12	30
— 13	27 41
— 14	25 43
— 15	24
— 16	22 30
— 17	21 11
— 18	20

Die Winkel nahe ums Centrum sind hier zum Mahlen gänzlich zu groß, sie werden das Korn vor sich her schieben. Um daher alle diese Mängel zu vermeiden, nehme man die ersten Regeln, welche zur Erhaltung des feinsten Mehls am geschicktesten sind. Noch muß als Regel angenommen werden, daß alle Hiebe der Picke mit den Rinnen parallel seyn sollten.

Zwei Steinen von verschiedenem Durchmessern einen und denselben Zug zu geben, muß man zwei Zugkreise machen, in gerader Proportion zu ihren Durchmessern. Alsdann werden die Rinnen des obersten und untersten Steins von jeder Größe sich einander, in verhältnißmäßiger Entfernung von ihrem Mittelpunkte, nach der Peripherie zu, in allen gleichen Winkeln durchkreuzen. Wenn wir aber bedenken, daß die mittlern Zirkel aller Steine beinahe eine gleiche Geschwindigkeit haben, und daß ihre Centralkräfte in verkehrtem Verhältniß mit ihren Durchmessern stehen sollen, so müssen wir auch in Erwägung ziehen, daß kleine Steine viel weniger Zug haben dürfen, als große, nach Verhältniß ihrer Durchmesser.

Es ist sehr nothwendig, daß die wahre Zug der Rinnen nach der Geschwindigkeit des Steins abgemessen sey, weil die Centrifugalkraft des Mehls sich als das Quadrat der Geschwindigkeit des Steins verändern wird. Der Fehler des Zugs kann aber doch einigermaßen durch die Tiefe der Rinnen verbessert werden. Je kleiner der Zug, desto tiefer, und je größer der Zug, desto seichter muß die Rinne seyn, um zu verhindern, daß das Mehl nicht ungemahlen den Stein verlasse. Sind aber die Rinnen wieder zu seicht, so wird keine hinreichende Menge Luft durch die Steine dringen können, um sie abzukühlen. In der Centralanlage treffen die Rinnen so nahe zusammen, daß sie am Steine beim Mittelpunkte zu viel wegschneiden, dasser wenn sie kurz gemacht sind. Aus dem Grunde ziehe ich die sogenannten Wirtel-Anlagen vor. Eine solche Anlage soll in so viele Wirtel getheilt seyn, daß wenig Unterschied zwischen dem Zuge der Rinnen statt findet.

Wenn man einen fünfzölligen Stein etwa 18 Wirtel giebt, so nimmt jedes Wirtel ungefähr 1/36 Zoll vom Umfange des Steins ein; daher müßte es etwa in 4 Rinnen und 4 parallelschen

schen sollende Körnung c) eingetheilt werden, wenn der Stein dicht seyn soll. Ist er aber locker, so hat man an 2 oder 3 Rinnen für jedes Viertel genug. Diese Regeln werden einem Steine von 4 Fuß 6 Zoll 16, einem von 5 Fuß 6 Zoll 21, und einem von 6 Fuß 23 Viertel geben. Indessen kömmt es nicht so ganz genau auf die Anzahl der Viertel an; doch ist es besser, man nimt mehr, als weniger. Sind ihrer wenige, so kann der Nachtheil der kurzen Rinnen, die sich unter zu großen Winkeln durchkreuzen, und das Mehl zu grob machen, dadurch verhütet werden, daß man nahe am Rande den Grund derselben breiter macht, wodurch sich die Rinnen mehr nach dem Mittelpunkte zu wenden, und weniger Zug bekommen.

Anweisung, die Fläche des Mühlsteins zu bilden oder ihn zu facettiren, nebst andern Bemerkungen über die beste Lage des Mühlsteins.

Die Fläche der Mühlsteine wird gewöhnlich von den Verfertigern so bearbeitet, daß der Müller mit der Pike nicht viel Zeit und Mühe auf die Facettirung zuzubringen braucht, ehe sie aufgehängt, und, mit Wasser oder trockenem Sande versehen, in Bewegung gesetzt werden; die Zubereitung geht also bei dieser Methode weit geschwinder von Statten. Nachdem eine hinlängliche Quantität von jenen Sachen gemahlen ist, so müssen die Steine aufgenommen, und der rothe Stab über ihrer Fläche hingeführt werden. Dieser ist länger, als der Durchmesser der Steine, und vollkommen gerade gemacht. Man reibt ihn mit Röthel, welchen man mit Wasser vermischt hat; da nun die rothe Farbe, wenn der Stab über den Stein hingeführt wird, auf den höhern Theilen sitzen bleibt, so kann man an den rothen Stellen sehen, wo die Kreise berührt werden; und wo man die Steine mit der Pike niederhauen muß. Man verrichtet nun wieder das Mahlen mit einer Menge Wasser oder Sand, und nachdem dies geschehen, so nimt man sie wieder voneinander, probirt den Stab abermals an ihnen, schafft die rothen Theile wieder, wie vorher, mit der Pike weg, und wiederhole die Operation, bis der Stein an jeder Stelle eine Fläche bekömmt, deren Eigenschaft deutlich am Tage liegt. Alsdann fange man an, mit einer rothen oder schwarzen Linie die Rinnen nach den obigen Anleitungen zu verzeichnen. Hier muß man aber bemerken, daß die scharfen Ecken das Mahlen verrichten, und daß die gemahlene Quantität mit der Anzahl Ecken im Verhältnisse stehen müsse, die das Mahlen thun sollen. Nachdem man eine schöne Uebersicht über die Fläche und Eigenschaft des Steins erhalten hat, so

c) So nennt man die Zwischenräume zwischen den Rinnen.

so kann man auch von den ihm angemessensten Anzahl Rinnen unterheilen, indem man bemerkt, daß, wo der Stein am lockersten und porösesten ist, wenig Rinnen nöthig seyn werden. Wo er aber dicht und glatt ist, da muß man auch mehr Rinnen haben, und ihnen sowohl, als den Kämmeln ungefähr 1½ Zoll Breite geben, damit sie zur Verrichtung des Mahlens desto mehr Ecken bilden. Die Rinnen sollten wiederum beinahe so tief seyn, als ein Weitzenkorn dick ist, aber an der dünnern Seite abgeneigt zugehen, und da in der Tiefe nur die Dicke eines Fingernagels haben. Diese Seite muß so scharf als möglich seyn, welches nicht ohne eine sehr scharfe harte Pike bewürkt werden kann. Obige Bemerkung muß nun auch hier jetzt angemandt werden, daß, wenn die Steine zusammen gelegt sind, sie sich nicht in der Mitte berühren, sondern ⅛ eines Zolles von einander abstehen, und nur allmälig zusammen schließen, so, daß sie endlich genau auf einander aufliegen, ungefähr 10—12 Zoll von ihrem Rande. Sind nun die Steine auch gut aufgehängt, nachdem man ihre Fläche und Rinnen gründlich berichtigt hatte, so werden sie auf die vortheilhafteste Art Weitzen mahlen; der Weitzen kann bei der vollkommensten Einrichtung der Fläche des Steins nicht unzermalmet entkommen, und da alle Ecken recht scharf sind, so kann das Korn zum feinsten Mehl (Flour) gemahlen werden, und zwar mit dem möglichst geringen Drucke.

Beim Aufhängen des Mühlsteins darf ja nicht außer Acht gelassen werden, daß er würklich im Gleichgewicht mit der Haue des Mühleisens d) (cock-head) verbunden ist. Erfolgt das Gleichgewicht nicht gehörig, so muß man ihn hinein zu bringen suchen, dadurch, daß man ihn nach der leichtesten Seite hinschiebt. Es muß hierauf ganz besonders Rücksicht genommen werden; denn wenn jeder entgegen gesetzte Theil den andern nicht balancirt, so bleibt die Pfanne des Steges oft nur wenige Stunden enge, da sie hingegen bei andern Steinen, wo das Mühleisen gut ist, und die Steine, wenn sie in Ruhe gebracht, wohl balanciren, mehrere Monate den engen Zustand behält.

d) Die Haue ist gewöhnlich ein starkes Eisen von Gestalt zweier in der Mitte vereinigter Schwalbenschwänze, welches, auf der Spitze des Mühleisens befestigt, den Läufer trägt, und diesen Mühlsteln zugleich mit umtreibt.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

96tes Stück.

Montag, den 2ten December 1799.

Erziehungs- und Schulwesen in Frankreich *).

Da ich selbst seit sechzehn Jahren Mitarbeiter an drei Lehr- und Erziehungsanstalten gewesen bin, und schon seit mehr als zwanzig Jahren der Jugend Unterricht ertheile, so wird man mir in Frankreich nicht vorwerfen können, daß ich wie der Blinde von der Farbe spreche. Möchte meine schwache Stimme dazselbst einige Besserung veranlassen.

Die Centralschulen sind eine Art von Gelehrtenschulen oder Gymnasien, wo Professoren für die lateinische und griechische Sprache, für die allgemeine Sprachlehre (das heißt, die Logik; andere Theile der Philosophie werden nicht vorgetragen), für die Mathematik, Naturlehre, Scheidekunst, Naturgeschichte, die schönen Wissenschaften und Künste, die Geschichte

*) Der obige Aufsatz ist zwar schon in dem letzten Octoberstück des neuen deutschen Merkurs, als Bruchstück einer Reise in Frankreich gegen das Ende des Jahrs 1798., gemacht von L. L. Lenz zu Schnepfenthal, bekannt gemacht; allein er ist nicht blos für die eigentliche Lesewelt, sondern für jeden Hausvater, dem das Wohl und Weh seiner Kinder und Enkel am Herzen liegt, von sehr großer Wichtigkeit, und dessen Verfasser wird es daher nicht misbilligen, wenn er auch in dieses Magazin eingerückt wird.

Jeder unbefangene und unpartheiische Mann gesteht jetzt wohl dem andern zu, daß die französische Revolution über Frankreich selbst und die damit angesteckten Länder physisches und moralisches Elend und Jammer aller Art gebracht habe. Allein noch giebt es gutmüthige Schwärmer, die, mehr in Katheedertheorien, als in dem wirklichen Leben, bewandert, in dem Wahn stehen, daß die guten Früchte dieser Revolution erst von der künftigen Generation würden eingeerndet werden. Für diese wird der obige Aufsatz gewiß eine heilsame Arznei seyn. Denn gegen die vollkommene Glaubwürdigkeit des Zeugens wird, nach der genauesten Untersuchung und Prüfung, kein unpartheiischer Mann etwas einzuwenden haben. Ohnedin

schichte und die Wissenschaft der Gesetzgebung — nicht aber für die Sittenlehre, noch weniger für die Religion — angestellt sind, und die von jungen 12 bis 16jährigen Leuten besucht werden.

Ausser den Centralschulen, deren jedes Departement der untheilbaren französischen Republik Eine hat, oder doch haben soll, und ausser einigen wissenschaftlichen Unterrichtsanstalten zu Paris, für gewisse besondere Wissenschaften und Künste, an denen ebenfalls nur Jünglinge Theil nehmen können, giebt es in ganz Frankreich, so viel ich wenigstens erfahren konnte, bis heute gar keine, oder doch gewiß nur einige sehr wenige öffentliche Schulen irgend einer Art; am allerwenigsten öffentliche Mädchenschulen. Die Kinder der vormals sogenannten niedern Stände, für die noch immer keine Primärschulen da sind, ja auch die Kinder der unzähligen Verarmten in vormals mittlern und höhern Ständen bleiben ohne alle öffentliche Unterweisung. Die Kindheit und Jugend der, dort selbst fast unglaublich unwissenden und unaufgeklärten, über dies aber auch noch während der letzten zehn Jahre sittlich so sehr verwilderten gemeinen Bürger, lernen nicht einmal rechnen, lesen und schreiben, geschweige denn sonst etwas. Von den Pflichten des Menschen und Bürgers, von Tugendlehre, Religion und Christenthum hören sie, wenigstens in öffentlichen Anstalten, gar nichts mehr. Kurz, sie wachsen auf wie die Thiere des Feldes, die nur zur Erde sehen, und ihr Haupt nie zu den Gestirnen des Himmels erheben. Der moralische Zustand dieser Millionen Unglücklichen und so unverantwortlich Versäumten ist über allen Ausdruck traurig; und welche Aussicht, wenn einst diese junge Generation herangewachsen seyn wird, für Frankreich und für den Erdkreis!

Schon

---

träät der ganze Aufsatz an und für sich selbst das unverkennbare Gepräge der Wahrheit. Auch bei unsern jetzigen in ihrem göttlichen Ich, gleich Zeus, über den Wolken einher schreitenden Weisen, wird vielleicht das, was der Verfasser von der Nothwendigkeit der christlichen Religion sagt, einen und den andern Zweifel gegen die Brauchbarkeit ihres transcendenten Pflichtsystems für die Menschen, wie sie einmal sind, und auch wohl bleiben werden, erregen, wenn sie es über sich erhalten können, einige Augenblicke in die Region des gemeinen Menschenverstandes herab zu steigen, so wie vielleicht der in stiller Bescheidenheit vor sich hinwandelnde Menschenfreund sich dadurch in dem Gedanken, das wahres, reines, von allen Menschensatzungen gesondertes Christenthum der jetzt so hochgepriesenen Humanität am Ende doch Richtung, Haltung und festes Ziel verleihen müsse, wenn sie etwas mehr, als höchstverfeinerte Brutalität seyn soll, bestärkt fühlen wird. =

Schon jetzt waren die Kinder des gemeinen Mannes an andern Orten, wo ich sie näher beobachten konnte, eine wahrhafte Höllenbrut, und, wie es mir schien, ohne alles Menschengefühl. Den ganzen Tag leben sie auf der Straße; und ihre Hauptbeschäftigung das ganze Jahr hindurch besteht im Soldatenspiele. Ein von den kleinen Republikanern selbst erwählter, 10 bis 14jähriger Knabe, ist Feldherr. Diesem „Bürger" gehorchen sie meist sehr streng. Fällt Unordnung vor, so bittet er die jungen Bürger und Bürgerinnen (an vielen Orten marschiren unaufgefordert auch die kleinen Mädchen mit auf) um Ordnung und Zucht; schlagen darf er so wenig, als im französischen Heere ein Officier. Man macht auf Befehl des Heerführers vielerlei Schwenkungen und Stellungen, und marschirt auf allerlei Weise. Es ist zu bewundern, wie viele Kenntnisse und Geschicklichkeit sich diese Kinder von vier (denn so kleine ziehen schon mit hinten nach) bis 14 Jahren durch sorgfältiges und liebevolles Anschauen der wirklichen Waffenübungen und tägliches Nachahmen derselben erworben haben.

Allerdings kann dies eine unbezwingbare Generation geben; und diese Kinder, denen von allen Seiten Heldenmuth, oder vielmehr Tollkühnheit, Gefühllosigkeit, Blutdurst und Nichtachtung ihres und fremden Menschenlebens so früh eingeflößt wird, könnten einst Welteroberer werden, voll Löwenmuth und Kriegskunst, als man noch keine sah; aber auch, wenn nicht bald geistige und sittliche Bildung dieser jungen schon so verwilderten Herzen veredelt, vielleicht ärgere Geißeln der Menschengeschlechts, als Attila's Hunnen waren.

Diese Kriegsübungen sieht man sehr gerne, und begünstigt sie. Die Municipalität in Städten und Dörfern schenkt oft eine große und schön polirte messingene Trommel dazu. Der Trommelschläger von 12 Jahren, welcher sie kaum schleppen kann, schlägt sie trotz unsern bärtigen Deutschen. Die Flinten und Degen kosten nichts; jenes sind Knittel, diese von Holz; und Helme mit einer Kokarde verfertigt man von Pappe oder Papier. Die dreifarbige Nationalkokarde sieht man ohnehin schon an den Hüten und Mützen dreijähriger, noch lallender Republikaner. Oft schreiet und lallt die kleine Compagnie auch den Marseiller und andere blutdürstige Schlachtgesänge. Zuweilen macht man zwei Partheien, und liefert sich ein Treffen. Erst fliegen Schneeballen oder Erdklöße; der Schmerz der Getroffenen erbittert zur Wuth und Rach', und der rohe Ehrgeiz der zum Weichen gebracht, läßt sie nun Steine werfen. Die Gegenparthei hält sich dann berechtigt, ein gleiches zu thun. Aufsicht von erwachsenen Personen ist nicht da.

Endlich greift die kühne Parthei mit Schwerdtern an; die Kinder werden handgemein; es giebt blutige Köpfe und Hände. Gemeine Bürger oder Bauern sehen mit innigem Vergnügen zu, ermuntern noch zur größern Tapferkeit, und einer ruft aus: Bravo! das giebt einst wackere Vertheidiger des Vaterlandes!

Solch ein blutiges Treffen, das mördertisch aussah, wurde in St. Florentin (einem Städtchen zwischen Paris und Dijon) auf einem freien Platze, unter meinem Fenster, von Knaben geliefert, und ich hörte dabei den angeführten Ausruf. Mein Bitten an Erwachsene, dem Unwesen zu steuern, war vergebens, und wurde belächelt. Den Fremden aber, wenn er sich darin gemischt hätte, würden die wüthenden Buben wahrscheinlich mit einem Steinregen empfangen haben. Unaufhörlich ertönt übrigens der Mund der Kinder von gräulichen Flüchen und Schwüren. Kinder von 3 und 6 Jahren nennen und rufen sich ernstlich „Bürger und Bürgerinnen."

Eine Folge von dem gänzlichen Mangel an niedern Stadtschulen, an Bürger- und Mädchenschulen ist unter andern, daß unzählige Expriester, Exmönche und Exnonnen, um sich vor dem grausamen Hungertode zu schützen, dem man diese Unglücklichen preis giebt, geheime Winkelschulen halten, und daß, wer noch Geld und Pflichtgefühl genug hat, um seine Kinder unterrichten zu lassen, sie dem gedachten Leuten ins Haus schickt. Da lernen sie denn gewöhnlich Unsinn aller Art im reichlichsten Maaße, häufig auch Bigotterie Fanatismus und Haß gegen die republikanische Staatsverfassung. In die neu eingerichteten Centralschulen schicken, aus Haß gegen die jetzige Staatsverfassung und ihre Anstalten, auch weil kein Christenthum in denselben gelehrt wird, verhältnißmäßig nur äusserst wenige Aeltern ihre Söhne, die sie lieber ohne allen Unterricht aufwachsen oder in den gedachten Winkelschulen unterweisen lassen. Und in der That, wer kann es den Leuten verdenken, daß sie ihre Kinder in die geheimen Hausschulen des männlichen und weiblichen Exklerus schicken? Warum läßt man in öffentlichen Schulen keinen gereinigten und praktischen, fürs wirkliche Leben anwendbaren Unterricht in der tröstenden und beseligenden Lehre Jesu ertheilen? Gott bewahre doch alle Nationen in Gnaden vor derjenigen Freiheit, bei der man sich und seine Kinder nicht mehr im Christenthum unterrichten lassen soll! O Freiheit, heilige Freiheit wie hat dich ein Volk, oder dessen Regierung, die dich der Welt proklamirte, gemißhandelt, geschändet, ausgerottet!

Man spricht noch immer viel von Errichtung der Schulen und von Einrichtung eines öffentlichen Unterrichtes für alle Volksklassen. Aber gesetzt,

es wäre Geld da, und würde wirklich hiezu verwendet, so kann doch vor der Hand noch gar nicht viel Kluges und Zweckmäßiges herauskommen. Denn man treibt es noch immer noch nicht ernstlich genug, Schullehrerseminarien einzurichten, um erst Lehrer zu bilden; ich meine nicht, ihnen Kenntnisse und Wissenschaften vorzutragen (was sie in die Seminarien größtentheils schon mitbringen müßten), sondern sie in der Methodik zu unterrichten, und sie, in den besten Lehrarten des Schul- und Jugendunterrichts, an Kindern in einer Seminarienschule zu üben. Diese Pflanzschulen nebst ihren Seminarienschulen sind das Eine, was der französischen Republik noth thut.

Die Lehrer der Schulseminaristen — etwa Elsasser, die das Deutsche vollkommen verstehen — müßten aber erst mehrere Jahre hindurch auf Kosten der Republik die besten Schulen, Erziehungsanstalten, Arbeitsschulen und Seminarien Deutschlands, Dänemarks und Böhmens besuchen, um selbst Methodik zu lernen, die in Frankreich noch in der Kinderwiege schlummert. Auch möchten sie doch des unvergleichlichen Theschedik zu Szarwasch in Ungarn vielleicht alles Aehnliche übertreffendes praktisch-ökonomisches Industrialinstitut *) benuzzen. Aber an die Errichtung der so heilsamen Industrieschulen scheint, obgleich Deutschland, Böhmen ꝛc. deren längst schon eine Menge hat, in Frankreich noch niemand gedacht zu haben.

Aber es fehlt jetzt in Frankreich nicht mehr am guten Willen, sondern an

*) Man sehe: Freimüthige Bemerkungen eines Ungars über sein Vaterland ꝛc. 1799. Seite 96 bis 113, und 339 bis 345, zum deutschen Merkur 1797. im Decemberstück, S. 211 bis 224, muß bemerkt werden, daß der König von Ungarn Theschediks eingegangenes Institut neulich wieder hergestellt, es zu einer öffentlichen Schule erhoben, und ihm eine ansehnliche Unterstützung angewiesen hat. Schon steigt es wie ein Phönix aus seiner Asche hervor. Nie lernte ich einen Pädagogen kennen, der Besseres ausgedacht, Größeres, Heilsameres wirklich ausgeführt, unermüdlicher ohne Lohn gearbeitet, mehr Undank erfahren und mehr aufgeopfert hätte, als dieser Edle. Lese, wer sich verschaffen kann: „An das ungarsche Publikum detaillirte „Erklärung der Ursachen des Entstehens und Einschlafens des Instituts zu „Szarwasch, von seinem Stifter Samuel Theschedik. 1798.“ Man wird erstaunen, was ein Mensch zu wirken vermag; anscheinende Wunder, die mir aber von vielen ungarischen Augenzeugen vollkommen bestätigt worden sind. Auch Theschediks zu früh für diese Erde entschlummerte Gattin kannte ich persönlich, ein Weib in bescheidener Stille, so groß, so ehrwürdig und thatenvoll als ihr Mann, der nur mit einer Beihülfe, wie die ihrige war, solche Dinge unternehmen und ins Werk richten konnte. In Schlichtegroll's Nekrolog aufs Jahr 1791. ist sie geschildert.

an — Geld zu allen solchen Anstalten. Nicht ohne innige Wehmuth denkt es der Menschenfreund, daß die Capitalien und liegenden Gründe der Schulen, Universitäten, Klöster und Kirchen eingezogen, zu ganz andern Dingen bereits verwendet, und nun für Jugendunterricht und öffentliche Gottesverehrung auf immer verloren sind.

Das Wenige ausgenommen, was in den Centralschulen, in den pariser Schulen für einzelne Wissenschaften und durch die theophilantropische Gottesverehrung (welches unter des Reveilliere-Lepeaux Directorate die von der Regierung begünstigte und gewissermaaßen herrschende Kirche war) geschieht, ist Jung und Alt der dreißig Millionen Einwohner der großen Frankenrepublik fast ohne alle öffentliche Unterweisung und Religionsübung!!

Was wird, was muß aus solch einer Nation werden! Die wenigen Kirchen, welche zu Paris und an einigen andern Orten für den römisch-katholischen Kultus (dermalen die ecclesia pressa) noch offen stehen, können hier beinahe in keinen Betracht kommen. Auch sah ich selbst in Paris in den katholischen Kirchen einen Gottesdienst, der sonst nur für's Auge, nicht aber für Verstand und Herz berechnet war; ich hörte, ungeachtet ich ihn einen Monat lang in den meisten pariser Kirchen fleißig besuchte, selten etwas zur Lehre, Besserung und Beruhigung abzweckendes. Doch strömten Schaaren aus allen Ständen zu diesem geistlosen Ceremoniendienste, und hörten mit scheinbar großer Andacht die lateinischen Messen und Gebete, von denen sie kein Wort verstanden, mitten im strengsten Winter Viertel- ja halbe Stunden lang auf den eiskalten Steinen knieend. In ganz großen Departements wird nicht eine Kirche mehr für die christliche Gottesverehrung geöfnet!

Universitäten giebt es (ausser gewissen Schulen in Paris für die Zeichenkunst und die gesammten Naturwissenschaften) in der ganzen Republik nicht mehr, und die Anstalt, wo die Schüler der Centralschulen ihre Studien fortsetzen und vollenden könnten, sind — fromme Wünsche.

Es bleibt also das öffentliche Unterrichts- und Studienwesen lauter elendes, unzusammenhängendes und unvollendetes Flick- und Stückwerk; denn es fehlen auch solche Schulen, worin die Knaben für den schon etwas höhern Unterricht der Centralschulen vorbereitet und empfänglich gemacht werden. Das Schulwesen ist jetzt in Frankreich ein Rumpf ohne Kopf und Füße, ein Gebäude ohne Grund und Dach.

Die zwölf- bis vierzehnjährigen Knaben kommen in die Centralschulen

len, welches gelehrte Gymnasien für höhere Wissenschaften und die beiden alten Sprachen seyn sollen, meist ohne alle Vorkenntnisse, und unwissend wie deutsche Knaben von sieben bis zehn Jahren. Die Professoren müssen daher die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften und alten Sprachen lehren. Vorbereitungsschulen zum Uebergange in die Centralschulen giebt es nirgends. Man hat alles verkehrt gemacht, das heißt, zuerst Centralschulen (des Collèges) eingerichtet, statt daß man hätte von unten herauf anfangen sollen.

Die Professoren der Centralschulen sind zum Theil neu angestellt, und dann nur zu oft unwissende Jacobiner; zum Theil wahrhaft gelehrte und kenntnißreiche alte (anciens) Professoren der ehemaligen Gymnasien (Collèges). Aber bei letztern findet man oft noch die allerunvernünftigsten Methoden der vorigen Jahrhunderte und der Mönchsscholastik. Eben so sind noch die unsinnigsten uralten Lehr- und Lesebücher und Sprachlehren beibehalten. Nur selten giebt es hie und da einzelne rühmliche Ausnahmen von der Regel.

Hier nur zwei Beispiele, an welchen wohl jeder genug haben wird:

Ich sah, wie der bejahrte und wirklich gelehrte ancien Professeur das todten Sprachen einer namhaften Centralschule die Hälfte der einzigen griechischen Lehrstunde damit hinbrachte, daß er die 13 bis 15jährigen Jünglinge jeden Tag eine ganze Seite aufgegebener und zu Hause gelernter griechischer Wurzelwörter, die in unglaublich abgeschmackte französische Knittelverse gebracht waren, aus einem uralten Büchlein hersagen ließ. Der Titel hieß ungefähr: Toutes les racines de la langue Grecque mises en vers. Ich sah, wie an eben dieser Anstalt ein jüngerer Mann und ausgezeichnet eifriger Republikaner, der neu angestellte Professor der Geschichte, in seinen Lehrstunden schlechterdings nichts weiter that, als täglich dreiviertel Stunden alt-römische Geschichte in die Feder dictiren; und diese von den Jünglingen zu Hause Wort für Wort auswendig gelernt, ihnen den folgenden Tag dreiviertel Stunden lang abfragte, wobei sie kein Wort verändern durften. Ja selbst die Fragen, welche er morgen an sie thun wollte, dictirte ihnen der Professor am Ende der Lehrstunde dazu. Und das war eine hochgepriesene (fameuse) Centralschule, wie man versichert, eine der besten ganz Frankreichs, in welche ein altes berühmtes Collegium umgeschaffen worden war.

Da sie einige vortreffliche Lehrer hat, und selbst die beiden so eben erwähnten übrigens gründliche Männer in ihren Fächern, mündige und nur mit den Verbesserungen der Lehrart nicht bekannte Docenten sind, so genug

nenne ich den Ort nicht. In eben dieser Centralschule wird täglich (die Dekaden und Halbdekaden ausgenommen) sechs Stunden lang, Vormittags drei und Nachmittags drei Stunden, Unterricht ertheilt; aber es sind täglich nur vier Lehrstunden, indem jede Lection anderthalb Stunden in einem fortdauert. Dabei konnte ich mich des Schlummers nicht erwehren, und blieb endlich, um der Jugend kein übles Beispiel zu geben, aus den Lehrstunden weg. Ueberdies ist zwischen beiden letztern kein kurzer Zwischenraum zur Erholung der Lernenden. Eingeheitzt war, ausser im Zeichensaale, wo eine Menge Knaben von einem bejahrten Professor ungemein viel gelernt hatten, in den sehr hohen, gewölbten und mit Stein gepflasterten Lehrzimmern nirgends; ja selbst der Ofen fehlte, ungeachtet es jetzt, zu Ende Novembers, eine grimmige Kälte war. Ich zitterte in den Lehrstunden, und dennoch kam ein bejahrter, über den Verlust des Einheizens bitter klagender Professor nie anders, als in Schuhen und dünnen seidenen Strümpfen dahin. Die Citoyens-ecoliers, die in den weiten tönenden Klostergängen und gepflasterten Schulsälen mit ihren klappernden Sabots einen unerträglichen Lärm machen, setzen während des Unterrichts zum Theil ihre Hüte und Mützen auf, und benehmen sich auch sonst nicht zum anständigsten; wogegen bei der mißverstandenen Freiheit und Gleichheit ein Professor nicht viel thun kann.

Das vormals sehr reiche Klostergymnasium hatte jetzt, als Centralschule, kein Geld mehr zu Holze; und obgleich von zweien Professoren einer Mitglied der Centralverwaltung und der andere Mitglied der Municipalität war, auch der Bürgerkrieg mit seinen Verwüstungen nie in jene gesegnete Gegend der Republik gedrungen war, und die Centralschule in einer der beträchtlichsten und reichsten Handelsstädte liegt, so müssen doch Professoren und Schüler fast erfrieren; daneben hatten sie sowohl, als der wackere Bibliothekar, in vollen acht Monaten keinen Sols Gehalt ausgezahlt bekommen. Sie standen am Rande der Verzweiflung, da ihnen Niemand mehr etwas borgen wollte, und sie zum Theil fast ihre letzten Bücher und Geräthschaften (jene für ein Spottgeld) verkaufen oder verpfänden mußten. — Ein Professor klagte gegen mich hierüber, wie über die Kälte der Lehrzimmer, wo sein und seiner Schüler Geist und Thätigkeit zugleich mit dem Körper erstarre; fügte aber hinzu: „Nach dem Frieden wird sich das alles schon geben. Diese unglückliche Nation lebt jetzt noch zum großen Theile einzig und allein von der — Hofnung. Du, mein deutsches Vaterland, kaufe nie solche Hofnung für solchen Preis ein.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

97tes Stück.

Freitag, den 6ten December 1799.

Erziehungs- und Schulwesen in Frankreich.

(Schluß.)

Das Klostergebäude der Centralschule war übrigens gut unterhalten; und die wichtige Bibliothek, die dazu gehörte, und aus den Kloster-Bibliotheken und Schlössern des ganzen Departements bereichert worden war, enthält über vierzig tausend Stück Bücher, war aber noch nicht geordnet.

Hinter der hoch liegenden Schule ist ein Baumgarten mit reizender Aussicht hinab auf den Strom und in die Thäler; vor derselben ein grosser schön geebneter und mit Mauern umschlossener Raserplatz, auf dem sich die Schüler so wild und unvorsichtig herumtummeln, daß man glauben sollte, sie müßten sich die Hälse brechen. Dies wäre ein herrlicher Platz für absichtlich anzustellende und kunstgerecht zu lehrende Körperübungen; so wie der Fluß hinter dem Gebäude zum Schwimmen. Allein so zweckdienlich auch die Einführung der Gymnastik zur Bildung einer körperlich starken, tapfern und kriegerischen Nation wäre, und so viel man auch in der neuen Republik von Leibesübungen spricht, so wenig oder gar nichts geschieht doch für sie in den Schulen, und so wenig kennt man daselbst eine wahrhaft pädagogische Gymnastik *).

Mögte doch in allen Centralschulen nicht etwa blos für eine lebende Sprache

*) In dieser Hinsicht müßte ein pariser oder straßburger Buchhändler unsers Guts-Muths Gymnastik (Schnepfenthal 1793.), körperliche Spiele (ebendaselbst 1796.), und Schwimmkunst (Weimar, Industr. Comtoir 1798.) abgekürzt zu einem einzigen Werke für Frankreich verarbeiten, und aus Vieth's Encyclopädie der Leibesübungen (Berlin, Hartmann 1795. 2 Bde.) vervollständigen lassen.

che (was wirklich beschlossen war, aber in den meisten noch nicht geschieht), sondern eine Anzahl der gebildetsten und an guten Schriften reichsten Sprachen gelehrt werden!

Die Centralschulen sollen nach des Ministers Vorschlage (Seite 212.) Seminarien für, wohl zu merken, Dorfschulmeister seyn. Die Lehrer der Ackerleute sollten also dort todte Sprachen und höhere Wissenschaften lernen!! Von der Feld- und Hauswirthschaft hört man ja dort wenig oder gar nichts; und was von allen dem Bauer nützlichen und nothwendigen Kenntnissen vielleicht gelegentlich einmal vorkommt, wird doch nicht auf die Art von den Professoren vorgetragen, wie es dem Landmann beigebracht werden müßte. Wer lehrt die Dorfschulmeister in den Centralschulen ihre Methode, wie sie für den Landmann paßt? und wer übt sie in dieser? Antwort: Die Professoren. Wer aber von den Professoren versteht denn diese? Ueber dergleichen Vorschläge (wie vollends gar über den Seite 212, daß die Bauern selbst diese gelehrten hohen Gymnasien häufig frequentiren sollten) bedarf es in der That unter Kennern des Landvolks keines Worts weiter. —

Der sechzehn- bis achtzehnjährige Jüngling, der die Centralschule verläßt, soll (S. 223) durch eigenes Privatstudium und Lesen, ohne weiter mündliche Lehren zu erhalten, völlig ausstudiren. O wie wenig muß man den Jüngling und Menschen kennen, um das von mehr als höchstens einigen wenigen zu erwarten! Doch, man erwartet es auch wohl nicht ernstlich. Aber, wie gesagt, die Universitäten und ihre Fonds sind vernichtet, und es ist keine Aussicht da, sie wieder herzustellen.

Die Zeichenkunst, die mathematischen und Naturwissenschaften, die zu Paris ihre Professoren in Menge und eine wahre vortrefliche Universität haben, ausgenommen, wird daher in Absicht auf die höhere und höchste Ausbildung der Nation und auf tief eindringende Gelehrsamkeit wahrscheinlich in der Regel alles eitel Stümperei bleiben. — Uebrigens enthält auch jenes Ausschreiben des Ministers manche goldene Wahrheiten.

Mögen seine Nachfolger mit eben so viel gutem Willen mehr pädagogische Einsichten besitzen! Mit dem bloßen exaltirten Republikanismus ist ja bei weitem nicht Alles gethan.

Ueber

Ueber Gildezwang.

Vom Herrn Stadtsyndicus Lüders in Hameln.

Bei den verschiedenen Rechten, die den Gilden oder Zünften in Deutschland zustehen, bei den oft sich durchkreuzenden Befugnissen der Gilden unter sich selbst, ist die Entscheidung des Streitpunkts vielen Schwierigkeiten unterworfen, bis zu welchen Gränzen der Gildezwang ausgedehnt werden müsse, welcher Standpunkt bestimmt werden soll, wo das Publikum seiner natürlichen Freiheit sich bedienen könne.

Die Sache interessirt jeden Mitbürger des Staats, und wird die öffentliche Untersuchung solcher Frage nicht überflüssig machen.

Ueber den Vortheil und Nachtheil der Gilden für das Publikum ist viel untersucht und viel geschrieben.

Daß der Staat ohne Aemter und Gilden bestehen könne, lehren die kultivirtesten Völker des Alterthums, Griechen und Römer, in den neuern Zeiten England und Holland, und in unsern Zeiten Frankreich. Allein ihre Existenz ist zu genau mit der deutschen Staatsverfassung verwebt, als daß die Aufhebung der Zünfte, aus zureichend erwogenen, hier nicht aufzuzählenden Gründen, vorjetzo nicht anzurathen, und nicht zu hoffen ist, vielmehr muß man die Sache nehmen, wie sie ist, und nicht wie sie seyn sollte.

Die Aemter, Gilden, Zünfte, Handwerks-Innungen, und wie sie nach den verschiedenen Provinzen Deutschlands mit verschiedenen Namen benannt werden mögen, sind alle deutschen Ursprungs, deren Entstehung in die rohen Zeiten des Faustrechts fällt, indem vor der Mitte des 12ten Jahrhunderts keine sichere Spur davon aufgefunden wird.

Die Römer, deren weise Gesetze die Deutschen als ein Hülfsrecht annahmen, wie bei der steigenden Kultur, und den daraus entstehenden verschiedenen Fällen, das einfache deutsche Herkommen und der Sachsen- und Schwabenspiegel nicht mehr zureichten, die Streitigkeiten zu entscheiden, kannten diese Einrichtungen nicht, mithin finden ihre in mehrerm Betracht sonst so vollkommene Gesetze auf die Rechte und Befugnisse unserer Gilden, nur eine geringe, aus der Analogie hergenommene Anwendung.

Die allgemeinen deutschen Rechte sind eben so unzureichend, als es den verschiedenen Provinzialverordnungen an den hinreichenden Bestimmungen fehlt. Endlich giebt es verschiedene Gilden, denen es an Gildebriefen oder Privilegien mangelt, weil sie entweder keine gehabt, oder solche durch Krieg, durch Brand und den Lauf der Zeiten verlohren haben, also

die Observanz und die Rechte ähnlicher Gilden in andern Städten, blos zur Norm ihrer Befugnisse nehmen, und darauf ihre Ansprüche und Rechte gründen.

Bei dieser Lage der Sache müssen die Streitigkeiten der Gilden, ihre Rechte und Verpflichtungen, größtentheils aus dem Herkommen beurtheilt werden, jedoch lassen bei dem Mangel an positiven Gesetzen, vielleicht allgemeine Principia sich auffinden, worin Gildezwang bestehe, wie weit er gehe, und wo er aufhöre.

Die natürliche Freiheit, das heißt, alles zu thun und alles zu unterlassen, was nicht mit der Vernunft, den Gesetzen und den guten Sitten streitet, ist das edelste Kleinod der Menschheit, die nur in so geringer Maaße eingeschränkt werden darf, als die Verfassung des Staats, und das Glück dessen einzelner Bewohner, es nothwendig macht.

Vermöge dieser Freiheit ist es zum Beispiel einem jeden überlassen, seine Schuh bei einem Meister seines Orts machen zu lassen, oder von Paris zu verschreiben, den Kaffee von seinem Nachbar oder von Hamburg zu kaufen. Soll jemand also gehalten seyn, die Verfertigung der Schuh einem Meister seines Orts zu überlassen, den Kaffee von niemandem anders, als von einem Kaufmann, der sein Mitbürger ist, zu kaufen; so ist dies eine Einschränkung der natürlichen Freiheit, mithin eine Beschwerde des Publikums, wovon es keinen Nuzzen hat.

Wo an der einen Seite Befugnisse obwalten, müssen an der andern Seite Verpflichtungen seyn, wenn Despotismus vermieden werden soll.

Ein Amt, eine Gilde, oder eine Zunft, ist eine unter öffentlicher Auctorität errichtete Gesellschaft von Meistern, die nach überstandenen Lehr- und Reisejahren durch ein verfertigtes Meisterstück Proben ihrer Kenntnisse abgelegt haben, und unter obrigkeitlicher Aufsicht jeden andern an der Ausübung ihres Gewerbes zu hindern berechtigt sind. Einer, der ein solches Gewerbe zur Nahrung treibt, ohne Mitglied der Gilde zu seyn, wird ein Bönhase genannt. Ein Pfuscher ist einer, der das Handwerk ausübt, gleichviel, ob er Mitglied der Zunft ist oder nicht, aber sein Handwerk nicht versteht, oder schlechte Arbeit macht, daher die Benennung: verpfuschern, Pfuscherarbeit, für verderben, schlechte Arbeit.

Nach der Natur der Sache, nach der Analogie aller Gildebriefe, ist jede Zunft befugt, alle Bönhasen, das sind alle, die keine Mitgenossen des Amts sind, von der Ausübung ihres Gewerbes auszuschließen, selbigen die Arbeit zu hindern und solche Bönhasen zu jagen, d. h., in Gegenwart eines Unterbedienten des Gerichts, bei selbigen nach solcher Arbeit zu visitiren, die gefundenen Sachen wegzunehmen, zur obrig-

obrigkeitlichen Entscheidung ins Gericht zu liefern und von den confiscirten Sachen, oft auch von der erkannten Geldstrafe ihren Antheil zu verlangen. Hierin besteht die Gränze des Gildezwanges.

Es ist also zwar Niemand berechtigt, an einem Orte, wo eine Schneidergilde existirt, für Bezahlung Kleider zu verfertigen; aber jeder Einwohner ist befugt, seine Kleider machen zu lassen, wo er will, in oder ausser der Stadt, bei einem Meister oder bei einem Bönhasen.

Wird letzterer von der Gilde gejagt, die verfertigte Arbeit confiscirt: so hat der Eigenthümer das Recht, seine hergegebenen Materialien zurück zu fordern und die Schadensersetzung von dem Bönhasen zu verlangen, indem er sich zu bekümmern nicht schuldig ist, ob der Verfertiger des Kleides zu der Ausübung dieses Gewerbes berechtigt ist oder nicht.

Leidet der Eigenthümer des Kleides aber zufälligen Schaden, entstehen Verdrießlichkeiten oder Prozesse: so muß er dieses, als einen Mangel seiner Vorsicht, als Einrichtung des Staats tragen, und gegen so viele überwiegende Vortheile des gesellschaftlichen Lebens in Abrechnung bringen, jedoch ist er auf keinen Fall strafbar.

Hieraus läßt sich auch leicht der Fall beurtheilen, in wie fern die von einem Bönhasen verfertigte Arbeit confiscirt werden kann.

Der Bürger einer Stadt z. B. hat das Recht, einen Schrank bei einem Tischler auf einem Dorfe machen zu lassen; dieser hat aber nicht das Recht, Tischlerarbeit in der Stadt zu verkaufen. — Durch die Ablieferung wird das Eigenthum an jemand übertragen; bringt der Tischler den Schrank nach der Stadt, so ist er noch der Eigenthümer, mithin das Tischleramt berechtigt, den Bönhasen zu jagen und den Schrank durch das Erkenntniß der Obrigkeit zu confisciren. Läßt der städtische Bewohner aber den Schrank abholen, wird er durch die Ueberlieferung der verfertigten Sache an dem Wohnorte des Bönhasen Eigenthümer der bestellten Arbeit, so läßt ein Rechtsgrund sich nicht denken, der die Einschränkung der natürlichen Freiheit entschuldigen, den die Tischlergilde zu Rechtfertigung einer prätendirten Confiscation anführen könnte.

Zu einer mehrern Erläuterung dieser, manchen vielleicht auffallenden Behauptung, mag folgendes erwogen werden:

In den mehrsten Städten ist der Weinhandel für schwere Abgaben verpachtet, und doch werden die Einwohner nicht verhindert, ihren Wein zu kaufen, wo sie es für gut finden.

Die Weinhändler entrichten also die Pacht nicht deswegen, daß jeder Bürger seinen Wein von ihnen kaufen soll, sondern, daß kein Verkäufer den

den Markt mit dieſer Waare neben ihnen beziehen darf.

Für das ausſchließende Privilegium, jeden Nichtmeiſter an der Ausübung des Handwerks zu hindern, iſt die Gilde aber verpflichtet, die von ihr oder von einem einzelnen Meiſter verlangte Arbeit gut, billig und promt zu verfertigen, ſie hat nicht das Recht, die Arbeit für dieſen oder jenen zu verweigern oder aufzuhalten, widrigenfalls die Obrigkeit die Gilde durch Geld ſtrafen, zur Erfüllung ihrer Schuldigkeit anhalten läßt, oder die Erlaubniß ertheilt, die Arbeit bei jedem Bönhaſen verfertigen zu laſſen.

Wie jede Sache, ſo hat auch der oben beſtimmte Gildezwang und die obwaltende natürliche Freiheit ihre Ausnahme, die noch eine kurze Berührung erfordern.

Durch ein ſpecielles Privilegium der geſetzgebenden Macht des Staats wird zu Zeiten einer einzelnen Perſon die Ausübung einer Kunſt gewöhnlich für ſie allein, ohne Hülfe von Geſellen, erlaubt, die alsdann aber ſo frei als ein Amtsmeiſter zu arbeiten berechtigt iſt, und den Namen Freimeiſter oder Conceſſionirt führt.

Meſſen und Jahrmärkte, die ehender zum Beſten des Publikums, oder der Käufer, als zum Vortheil der Verkäufer eingeführt zu ſeyn ſcheinen, ſtellen die natürliche Freiheit wieder her, wo Gildezwang wegfällt, und jeder an Jahrmarktstagen verkaufen kann, was er will.

Die Aemter und Gilden haben bei den aufs Jahrmarkt gebrachten Waaren weiter keine Befugniſſe, als darauf zu ſehen, daß ſolche von untadelhaften Materialien gut und dauerhaft verfertigt ſind.

Die wichtigſte Einſchränkung der natürlichen Freiheit verurſachen aber die Aemter und Gilden, die ihre Produkte nach einer von Obrigkeits wegen feſtgeſetzten Taxe verkaufen müſſen, nemlich Bierbrauer, Bäcker und Fleiſcher. — Haben dieſe Geſellſchaften die Verpflichtung übernommen, das Publikum mit derjenigen erſten Bedürfniſſen des menſchlichen Lebens, Bier, Brod und Fleiſch, ſtets zu verſorgen, die dem Verderben durch warme Witterung, durch den Ablauf einiger Tage, ſo ſehr unterworfen ſind, oder im Falle des Mangels, oder der ſchlechten Qualität ſcharfer Polizeiverfügungen ſich blos zu ſtellen; haben ſie auf die Befugniß Verzicht gethan, gleich ihren Mitbürgern, ihre Waaren ſo theuer oder ſo wohlfeil zu verkaufen, als es durch Concurrenz oder Contract beſtimmt iſt, haben ſie ſich gefallen laſſen, den Werth ihrer Waaren durch einen dritten, die Obrigkeit, feſtſetzen zu laſſen; ſo haben ſie auch für dieſe Opfer gegründeten Anſpruch auf eine größere Einſchränkung der natürlichen Freiheit von Seiten des Publikums zu

drin-

bringen; so ist es obrigkeitliche Pflicht, den Verkauf solcher verderblichen Waaren nach Möglichkeit zu befördern; so ist es positive Schuldigkeit jedes Einwohners, diese Waaren von niemandem anders zu kaufen, nicht auswärts kommen zu lassen, vorausgesetzt, daß sie in der Stadt zu haben sind, wenn auch gleich die Waaren in der Stadt aus manchen Localursachen theurer bezahlt werden müssen, als sie auswärts gekauft werden können. — Beispiele, die jedem in die Augen fallen, werden diese letztere paradox scheinende Behauptung erläutern.

Der Besitzer eines mit einer Braugerechtigkeit zum feilen Verkauf versehenen Ritterguts erntet sein Korn selbst, hauet das Holz zum Brauen in seinen Forsten, vielleicht ganz frei in den herrschaftlichen Wäldern, bezahlt davon keinen Schoß, bequartirt keinen einzigen Soldaten, ist wegen Mangel am Bier keiner Strafe ausgesetzt, ist wegen Güte und Preis keiner Polizeiverfügung unterworfen. — Der Brauer in der Stadt hingegen muß sein Holz zum Brauen bezahlen, er muß seinen Brauschoß entrichten, zween Soldaten Quartier geben, statt der Nichtbrauberechtigte nur einen Mann bequartiert, muß wegen vieler Fälle obrigkeitliche Verfügungen und Polizeistrafen fürchten, die seinem Privatinteresse zuwider laufen.

Ganz unmöglich ist es daher, daß der städtische Brauer sein Bier von gleicher Güte und unter gleichen Umständen so wohlfeil verkaufen könne, als der Edelmann, nicht unbillig blos, sondern offenbar ungerecht und den wechselseitigen Verbindungen zuwider laufend würde es seyn, wenn daher der städtische Bewohner sagen wollte: da ich das Bier auswärts wohlfeiler haben kann, so will ich mich meiner natürlichen Freiheit bedienen und das in der Stadt gebrauete nicht kaufen. Oder der Bauer könnte das Pfund Fleisch des von seiner Kuh gefallenen Kalbes um 4 pf., vielleicht um 1 gr., wohlfeiler verkaufen als der Fleischer; allein ersterer liefert nicht zu jeder Zeit Fleisch, er braucht die Hunde mit dem verdorbenen Fleische nicht zu futtern, wozu der Fleischer oft gezwungen ist, er hält auf diese Arbeit keine Gesellen. — Ungerecht würde es also seyn, dem Publikum unter solchen Umständen die Freiheit zu lassen, das benöthigte Fleisch zu kaufen, woher es solches für gut findet, oder am wohlfeilsten haben kann.

Aus diesen augenfälligen Gründen sind Brod, Fleisch und Bier keine Jahrmarktswaaren, dürfen nicht zu Markte gebracht, nicht feil geboten werden.

Bei dem Verkaufe des Fleisches kommt oft die, selbst bei Juristen, zweifelhafte Frage vor: Ob ein Bürger berechtigt sey, von seinem Kalbe seinem Mitbürger für Geld einen Theil zu überlassen? Die Entschei-

dung

dung wird, wie in den mehrsten Fällen, also auch hier, auf die Präcision der Grundsätze auf die Bestimmung der Begriffe ankommen.

Das Zusammentreten mehrerer Personen in einen Societätscontract, eine Sache auf gemeinschaftliche Gefahr und Kosten zu kaufen, alle Kosten zu berechnen und alsdann von den gekauften Sachen jedem seine Portion zu überlassen, heißt in diesem Verstande theilen. Verkaufen nennt man aber, einem dritten sein Eigenthum für einen durch die Uebereinkunft festgesetzten Preis überlassen.

Nach diesen, auf positive Gesetze sich stützenden Definitionen, wird es einigen Einwohnern einer Stadt, der Rechte der Fleischer unbeschadet, unverwehrt seyn, einen Societätscontract zu errichten, dessen zufolge ein Stück Vieh zu kaufen und das Fleisch zu theilen; allein, es kann keinem Einwohner erlaubt seyn, eine Quantität Fleisch von seinem eingeschlachteten Viehe einem dritten für einen gewissen Werth zu überlassen, und dieses Verfahren alsdann mit dem Namen von Theilen zu bemänteln, da es im Grunde nichts anders, als wahrer Verkauf ist.

Die wahre Natur des Contracts, ob es ein Societäts- oder ein Kaufcontract, wird durch die Frage sogleich sich bestimmen lassen: Was kostet das Pfund? Bezahlt der Empfänger des Fleisches solches Pfundweise, so ist es nichts anders, als ein erbotener Verkauf, bezahlt er den Antheil der Auslage in dem Verhältnisse, als er an der Societät Theil genommen, so ist es ein in allem Betracht erlaubter Vorgang.

Das Resultat dieser Untersuchungen mögte also darin bestehen, daß die Gränzen des Gildezwanges durch den Grundsatz sich bestimmen lassen: Ein Amt, oder eine Gilde, hat das Recht, jedem Nichtmeister an der Treibung des Handwerks in ihrer Stadt gewöhnlich auch in der umliegenden Gegend zu hindern; aber jeder Einwohner hat die Befugniß, seine Bedürfnisse zu kaufen und verfertigen zu lassen, wo er will, nur mit Ausnahme von Bier, Brod und Fleisch, welches blos von Meistern des Orts gekauft werden darf.

Hannöverisches Magazin.

98tes Stück.

Montag, den 9ten December 1799.

Ueber die Art und Weise, beim Mahlen das feinste und schönste Mehl zu erhalten, nach dem Verfahren der geschicktesten Müller in Amerika.

(Fortsetzung.)

(S. das 95ste Stück.)

Die Ursache, warum ein Stein, der in Ruhe gebracht dalag, eilt, oft bei der Bewegung nicht im Gleichgewicht ist, wird folgende seyn: wenn die obere Kante des Steins schwerer ist, als die untere an einer Seite, und an der gegenüberliegenden die untere Kante schwerer, als die obere, so kann der Stein im Gleichgewicht seyn, wenn er in Ruhe ist. Wenn er aber in Bewegung gesetzt wird, so ziehen sich die schwersten Theile wegen der Centrifugalkraft mehr aufwärts, welches den Stein aus dem Gleichgewichte bringen muß, wenn er in Bewegung gesetzt wird.

Recht sehr muß man darauf bedacht seyn, nicht blos das Mühleisen perpendikulair nach der Fläche des Untersteins zu richten, sondern auch die Fläche des Laufers mit der größten Genauigkeit nach dem Laufer. d)

Die Menge Getreide, und das Wasser beym Mahlen zu reguliren.

d) Herr Evans beschreibt nun endlich das Verfahren, wie man das Obige bewerkstelligt. Da dies nun ohnehin den Müllern schon bekannt seyn muß, so hielt ich es für überflüssig, die nun folgende Beschreibung zu übersetzen. Nur so viel will ich melden, daß man das ungleiche Wallen des Laufers, und des Mühleisens mittelst des Steges verbessert, der in der Tragebank so eingezapft ist, daß man ihn nach der Länge der Tragebank verschiebra, und in seinem Zapfenloche verrücken kann. Hängt nun der Laufer etwas nach der rechten Seite zu, so verschiebt man den Steg links, und umgekehrt. Denn mit dem Stege wird zugleich das Mühleisen gerichtet, und also auch der Laufer.

Wenn der Stein gut aufgehängt ist, so gehe man zum Mahlen über. Nachdem nemlich die Vorrichtungen dazu gemacht sind, so führe man so viel Wasser herbei, als man für hinreichend hält. Man beobachte darauf die Bewegung des Steins, indem man gemau auf das Schütteln des Schuhes c) sieht, und dann fühle man das Mehl an. Ist es zu grob, und die Bewegung des Steins zu geringe, so gebe man weniger Getreide auf, und es wird feiner gemahlen werden, und die Bewegung geschwinder seyn. Wird das Korn aber doch noch zu grob gemahlen, und geht der Stein noch zu langsam, so führe man noch etwas mehr Wasser herbei. Wenn sich das Mehl aber so anfühlt, als wenn es zu klein gemahlen ist, und die Bewegung ist übrigens recht, so hebe man den Stein ein wenig, und gebe ihm etwas mehr Nahrung. Ist letztere und die Bewegung zu groß, und das Mehl zu klein gemahlen, so lasse man einen Theil des Wassers ab. Hat man aber wenig Getreide aufgeschüttet, und die Bewegung ist zu langsam, so führe man mehr Wasser herzu. Durch viele Versuche sollten eigentl. die Müller die Menge Wassers bestimmen können, die ihrer Mühle am angemessensten ist, um durch ein Merkmal beim Aufziehen der Schußbretter, immer eine richtige Quantität Wasser herbei zu führen. Hiebei muß der Müller aber auch in Erwägung ziehen, daß nur ein gewisser Theil Getreide zur Aufnahme der Steine nöthig ist, wenn das Mahlen gut einschlagen soll, welcher nach Verhältniß der Größe, Geschwindigkeit und Schärfe der Steine bestimmt werden muß. Uebersteigt man diesen Theil, so wird man Schaden davon haben, weil denn das Mahlen nicht gut von Statten geht. Diesen Theil des Getreides zu bestimmen, kann aber keine Regel angegeben werden; die Erfahrung muß hier die beste Lehrmeisterin seyn. Sind die Steine zu sehr überladen, so ist es nicht möglich, daß die Kleie gut ausgemahlen werden kann, weil die scharfen Ecken auf der Fläche des Steins, die gemacht sind, die Kleie reine auszumahlen, daran durch die Menge Mehl verhindert werden, die zwischen den Steinen ist.

So wie man durch die Erfahrung die richtige Menge Getreide zum Aufschütten kennen lernen muß, eben so muß durch sie die Kunst von der rechten Feinheit des Mehls zu urtheilen, gelernt werden. Indessen kann ich doch solche Regeln und Anweisungen dazu geben, die dem Anfänger gute Dienste thun werden.

Regeln, vom guten Mahlen zu urtheilen.

Man

c) Damsel, Jungfer, nennt ihn der Engländer. Er befindet sich unter dem Rumpfe, und auf ihn wird das Getreide geschüttet. D.

Man nehme die Hand voll Mehl, so wie es aus den Steinen fällt, und fühle es leicht an zwischen den Fingern und dem Daumen; wenn es sich nun fein und nicht ölig oder klebrig anfühlt, und nicht viel an der Hand hängen bleibt, so ist das ein Zeichen, daß es fein genug ist, und daß die Rinnen scharf sind. Wenn keine Theile sich gröber anfühlen, als die andern, sondern alle von einer Feinheit, so beweist es, daß eine gute Fläche da war, die das Getreide zermalmte, daß die Rinnen nicht zu vielen Zug haben, so, daß nichts ungemahlen entkömmt.

Fühlt sich aber das Mehl sehr fein und ölig an, und bleibt viel davon an der Hand hängen, so zeigt das, daß das Mehl zu klein gemahlen ist, daß es zu stark gedrückt wurde, und daß die Steine stumpf waren.

Wenn es sich aber theils ölig, theils grob und klumpig angreift, und viel an der Hand hängen bleiben will, so ist das ein Beweis, daß die Steine mit Getreide überladen, oder daß sie stumpf und schlecht facettirt sind, oder einige Rinnen haben, deren Zug zu groß ist, oder die zu tief sind, auch vielleicht am Hinterende zu steil, weil ein Theil des Getreides ungemahlen entkommen ist, ein anderer zu stark gedrückt und zu klein geschnitten werden.

Man nehme die Hand voll, und halte die flache Hand auf; darauf schüttele man sie geschwind; wenn denn der gröste Theil Mehl zwischen den Fingern davon fliegt, so zeigt dies, daß es sich in einem feinen und guten Zustande befindet, daß die Steine scharf sind, die Kleie dünne, und das Sichten oder Beuteln gut von Statten gehen wird. Je gröber aber die Quantität ist, die in der Hand bleibt, desto mehr findet das Umgekehrte statt.

Man thue eine Hand voll Mehl in ein Sieb, und sichte das Mehl rein aus der Kleie; dann fühle man es an. Wenn es sich nun weich und stöbernd angreift, oder elastisch und dünne, nichts inwendig hängen bleibt, keine Theile dicker als die übrigen gefunden werden, so beweist dies, daß die Steine scharf sind, und das Mahlen gut gerathen ist. Ist es aber platt und steif, und die inwendige Seite des Siebes weiß, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß die Steine stumpf, und mit Getreide überladen waren. Findet man einige Theile, die dicker und härter als die übrigen sind, z. B. halbe oder Viertelkörner, so beweist dies, daß einige Rinnen zu viel Zug haben, daß sie zu tief, oder am hintern Ende zu abschüssig sind; man muß daher weniger aufschütten, als die Tiefe der Rinnen, und die Geschwindigkeit des Steins vertragen kann.

Von der rechten Zubereitung und dem Schärfen der Steine wenn sie stumpf sind.

Man weiß, daß, wenn die Stei ze stumpf sind, sie von einander genommen und geschärft werden müssen. Dies zu thun, muß der Müller mit scharfen harten Piken versehen seyn, weil damit die andere Ecke der Rinnen so scharf wie möglich gemacht wird, welches nicht mit weichen stumpfen Piken geschehen kann, da hingegen bei der Zubereitung des Grundes der Rinnen, um ihnen die gehörige Tiefe zu geben, stumpfe Piken gebraucht werden können.

Um die Beschädigung der Finger zu verhüten, nehme man ein Stück Leder, ungefähr 5 — 6 Zoll im Quadrat, mache ein Loch durch die Mitte, stecke es zwischen den Stuhl und die Hand, und befestige eine Schnur an der untern Seite, wodurch man einen Finger steckt, um den niedrigen Theil vom Steine abzuhalten. Der oben genannte gerade Stab muß jetzt auch sorgfältig über die Fläche geführt werden, und sind einige Theile härter oder höher, als die übrigen, so wird etwas vom Mehl daran sitzen bleiben, welches mit vielen Hieben geschwind abgehauen werden muß, um eine gleichförmige gute Fläche zu erhalten. Diese Hiebe bilden auch Ecken, welche dazu beitragen, die Kleie zu reinigen; und je härter und dichter der Stein ist, desto mehr Hiebe muß man ihm geben.

Es ist schon gesagt, daß man eine sehr scharfe Pike haben muß, jetzt will ich auch erinnern, daß die Hiebe parallel mit den Rinnen fallen müssen. Je feuchter das Korn ist, desto mehr muß der Stein gehauen werden, und je trockener und härter, desto ebner muß die Fläche seyn.

Wie wird der der Stein recht geschickt seyn, die Kleie vom Mehle abzusondern, wenn man nicht zuvor etwas Sand gemahlen hat, um alle die kleinen Ecken zu schärfen, die von den Poren der Steine gebildet werden. Der nemliche Sand muß zu mehrern malen tauglich seyn. Die Steine können so geschärft werden, ohne daß man nöthig hätte, sie von einander zu nehmen, oder sie aufzuhaken, wenn man nur folgendes beobachtet: man nimt erst ein halbes Nösel Sand, und hält den Schuh, worauf das Getreide geschüttet wird, vom Klopperen ab, um die Steine leer herum laufen zu lassen. Alsdann schüttet man den Sand ein. Dies wird die Glattheit von der Fläche wegnehmen, und die Ecken schleifen, so, daß sie beträchtlich besser mahlen werden. Doch muß diese Operation recht oft geschehen.

Man muß aber ja Sorge tragen, zu verhindern, daß sich der Sand nachher nicht mit dem Mehle vermische. Man sollte ihn in gemessenen leeren Gefäßen auffangen, während man den Stein ganz leer herum laufen läßt. Das wenige, was dann in den Steinen zurück bleiben wird, würde keinen Nachtheil für das Mehl haben.

Durch

Durch dieses Mittel, die Steine zu schärfen, denke man nun aber ja nicht, daß ich willens wäre, faule Müller darin zu bestärken, das Auseinandernehmen der Steine ganz und gar zu vergessen!

Wenn die Steine aber erst des Mahlens wegen in Bewegung gesetzt sind, so werden sie sich etwas in die Höhe heben, und eine beträchtliche Zeit hindurch gröber mahlen. Die Ursache dieser Begebenheit ist schwer zu bestimmen. Einige wollen sie der Ausdehnung des Mühleisens zuschreiben; meiner Meinung nach aber liegt sie in der wegen der Bewegung der Steine durch die Hitze erzeugten Ausdünstung oder Verdünnung der Luft, welche, da sie keinen vollkommenen freien Ausgang hat, einen Theil von dem Gewichte des Steins in die Höhe hebt. Dies Hinderniß wird sich so lange vermehren, bis die Steine auf den höchsten Grad erhitzt sind.

Es geschieht oft, daß einige Müller die Steine mehrere Monate hindurch laufen lassen, ohne ihre Fächen zu berichtigen; ich bin aber recht gut davon überzeugt, daß diejenigen, welche sich diese Mühe wohl zweimal die Woche nicht verdrießen lassen, dafür hinlänglich belohnt werden.

Ueber den höchsten Grad der Feinheit des Mehls.

Was den besten Grad der Feinheit des Mehls anbetrift, so sind darüber die Meinungen der Müller sehr verschieden. Allein eine große Mehrheit, und darunter viele von der bewährtesten Erfahrung und dem richtigsten Urtheile, kommen darin überein, daß, wenn das Mehl sehr fein und schön seyn soll, es gebeutelt werden muß, wie man sich auszudrücken pflegt, damit es beim Backen nicht in die Höhe gehen, oder so gut gähren könne. Ich habe aber auch verschiedene Müller von guter Beurtheilungskraft sagen hören, daß das gute Mehl nicht zu fein gemacht werden könne, wenn es mit scharfen reinen Steinen gemahlen ist, wo man dafür sorgte, daß sie sich nicht blos auf einander riebru. Und einige von diesen Müllern bringen fast alles das Mehl, was sie aus dem Weizen bekommen, zu der ausserordentlichsten Feinheit. Dadurch erhalten sie nur zweierlei Arten: nemlich superfeines Mehl u. Schrotmehl, — welches der Engländer Pferdefutter nennt. Letzteres Mehl ist das, welches bei der Zubereitung des superfeinen Mehls zurück bleibt, und es ist nicht einmal zur gröbsten Art des Schiffszwiebacks tauglich. Ich versuchte es, so viel von dem Staube des feinen Mehls, welches in der Mühle herum flog, aufzufangen, daß es ein ziemliches Laibbrod gab. Dies wurde mit demselben Hefen zum Gähren gebracht, und in demselben Ofen gebacken, als die andern Brodte, die von dem schönsten Mehle gemacht waren; und da fand es sich, daß das Brod von dem Mehlstaube eben so locker

locker und gut, wo nicht noch beſſer, als alle andern Brodte waren! es waram faſtigſten und wohlſchmeckendſten, obgleich von Mehl gemacht, das ſich, wegen der auſſerordentlichen Feinheit, ſanft wie Oel anfühlte.

Ich ſchlieſſe daher dieſe Bemerkung noch damit, daß es nicht der Grad der Feinheit iſt, welcher die Lebenskraft, oder das Beſte des feinen Mehls zerſtört, ſondern der Grad des Drucks, der im Mahlen angewandt wird. Das Mehl kann alſo zu dem gröſten Grad von Feinheit gebracht werden, ohne Nachtheil der guten Eigenſchaften, wenn man nur dafür ſorgte, daß das Mahlen mit ſcharfen reinen Steinen, und mit wenigem Druck geſchah.

Es mag wohl ſchwer ſeyn, die wahre Urſache anzugeben, warum Druck oder Hitze eine ſolche Wirkung auf das Mehl äuſſern, daß dadurch deſſen Lebenskraft oder der Beſtandtheil, welcher beim Backen das Aufgehen und Gähren verurſacht, zerſtört wird. Ich will aber doch wenige Vermuthungen darüber angeben.

Die Frage wäre erſt: kann dieſe Lebenskraft nicht die vegetative Eigenſchaft ſeyn, welche das Wachſen des Korns zuwege bringt, da es als eine durch Erfahrung ausgemachte Sache bekannt iſt daß, wenn das Korn entweder durch Näſſe, oder auf einen Haufen geworfen, durch Hitze beſchädigt iſt, ſo, daß die Vegetation zerſtört wird, daß alsdenn das davon erhaltene Mehl ſich nicht gut backen laſſen will? und ich behaupte nun, daß, wenn Korn auf irgend eine Art erhitzt iſt, wodurch ſeine vegetative Eigenſchaft zerſtört wurde, es kein feines Mehl geben wird, welches eine leichte Fermentation hat; auch iſt es wahrſcheinlich, daß dieſer Grad von Hitze durch die Art des Mahlens, wenn groſſer Druck angewandt wird, ſich erzeugt, welches nicht vermieden werden kann, wenn die Steine ſtumpf ſind.

Wir müſſen hierbei aber wieder in Erwägung ziehen, daß die meiſten Cörper, wenn ſie auch dicht ſind, und ſich in einem feſten Zuſtande befinden, zum Theil mit aus Luft zuſammen geſetzt ſind, daß dieſe einen verhältniſsmäſſigen Theil ihres Gewichts mit ausmacht, und daß dies Verhältniſs der Lufttheile zu den Theilen des Cörpers bei verſchiedenen Arten der Materie auch verſchieden ſeyn, z. B. von $\frac{1}{15}$ zu 1, bis $\frac{1}{2}$ zu 1 gehen kann. Bei einer Art Weitzen hat man durch Erfahrung gefunden, daß die Luft $\frac{1}{7}$ des ganzen Gewichtes derſelben ausmache; das heiſt: unter 60 Pfund Weitzen fand man 12 Pfund reine Luft. Dieſe Luft wird nun bei der Bewegung durch zweierlei Mittel aufgeſchreckt: durch Hitze und Gährung. Sobald als ſie aufgeſchreckt iſt, verläſt ſie auch augenblicklich den Cörper, und breitet ſich in einen ungefähr millionmal gröſſern Raum aus, als ſie vorher

her in Gestalt eines dichten Cörpers ausfällte. f) Eine reichliche Portion fixe Luft fliegt durch die Gährung davon, und sobald sie weg ist, hört auch die Gährung auf.

Noch hätte man die Frage aufzulösen: ist nicht diese fixe Luft die wahre Seele der Vegetation und Fermentation? und kann nicht der Grad der Hitze, der vom Mahlen durch den großen Druck hervorgebracht ist, sie in Bewegung setzen, und machen, daß sie das Mehl verläßt, dadurch, daß sie nicht blos dessen Lebenskraft zerstört, sondern auch das Gewicht desselben verringert, und zwar letzteres zum großen Schaden des Müllers, welcher, ob er gleich glaubt, durch den starken Druck Profit zu ernten, nur Schaden sammelt? Als eine Bestätigung dieser Hypothese können wir bemerken, daß viele Versuche darüber gemacht sind; indem wir nemlich eine Quantität Weitzen wogen, ehe er gemahlen wurde, und denn jede Sache davon, die man nach geschehenem Mahlen erhielt, so fanden wir, daß davon bei jedem Scheffel ein Gewicht von 1—5 Pfund fehlte, welches auf keine Weise besser erklärt werden kann, als daß man annimmt, der Verlust sey durch das Fortgehen der fixen Luft veranlaßt. Ich schließe nun diese Bemerkung noch damit, daß die Steine eigentlich sich langsam bewegen, und scharf seyn sollten, und daß, je größer sie sind, man sie desto langsamer gehen lassen kann, wo sie alsdann auch desto weniger das Korn pressen können, doch eine hinreichende Quantität mahlen, und das beste feinste Mehl machen.

Vom wilden Knoblauch (garlick) mit Anweisungen, Weitzen zu mahlen, der mit den Körnern jenes Unkrauts vermischt ist, und die Steine dafür zu dressiren.

In vielen Theilen von Amerika findet man eine Art wilder Zwiebeln, die man Knoblauch nennt; g) diese wächst freiwillig mit dem Weitzen. Sie hat einen Kopf, der Saamenzwiebel ähnlich, welcher eine Anzahl Körner enthält, ungefähr von der Größe der Weitzenkörner, beinahe eben so gestaltet, nur etwas leichter. Die völlige Absonderung dieses Knoblauchs von dem Weitzen ist so schwer, daß daran bis jetzt alle unsere Kunst gescheitert ist. Die Körner, welche größer oder kleiner sind, als der Weitzen, können davon durch Siebe leicht getrennt, und die, welche weit leichter sind, durch Blasebälge weggeblasen werden. Die aber mit dem Weitzen von einerlei Größe, und beinahe von einerlei Gewichte sind, können nicht anders davon abgesondert werden,

f) S. Martine philosophia britannica, Leipzig 1775. D.

g) Auch bei uns kennt man dies schädliche Gewächs unter demselben Namen.

den, als daß man den Weizen ins Wasser bringe, wo dieser sinken muß, und die Knoblauchskörner schwimmen werden. Diese Reinigungsmethode ist begreiflich für den Müller zu langweilig. Große Sorge sollten aber die Pächter tragen, daß sich dies verderbliche Gewächs nicht in ihrer Pachtung einwurzele; wenn es dies thut, so ist es fast unmöglich, es je wieder auszurotten, weil es sich sowohl durch Saamen, als Wurzeln fortpflanzt, und äußerst hartnäckig ist.

Die Körner sind von einer klebrigen Substanz, welche beim Mahlen sich sehr bald an die Steine anhängt, und zwar auf solche Art, daß die Ecken davon stumpf werden, und das Mahlen nur unvollkommen von Statten gehen kann. So oft also daher die Steine stumpf werden, muß man den Laufer abnehmen, und das Glatte davon mit Wasser abwaschen, indem man die Flächen mit scharfen Bürsten reine kratzt, und dann das Wasser mit einem Schwamm oder Tuche abtrocknet. Diese mühevolle Operation muß zweimal, auch wohl viermal in 24 Stunden wiederholt werden, wenn ungefähr 10 Körner Knoblauch in einer Hand voll Weizen sind.

Um die Steine in den besten Zustand zu setzen, den mit Knoblauch untermischten Weizen zu mahlen, so müssen sie ganz über ihre Fläche rauh gehackt werden, und um das noch herum mehr offen seyn, damit sie die Körner des Knoblauchs nicht zu schnell zerschneiden, sondern der klebrigen Substanz desselben mehr Zeit geben, sich mit dem Mehle zu schwängern, wodurch es nicht so sehr sich an den Stein anhängt. Je rauher die Fläche ist, desto länger werden die Steine mahlen, weil alsdenn der Knoblauch desto länger alle Ecken fällen wird.

Die beste Methode, den mit Knoblauch vermischten Weizen zu verarbeiten, so wie nur meine Erfindungskunst sie zu entdecken im Stande war, ist folgende: Man reinige ihn zuvörderst verschiedenemale, um allen den Knoblauch heraus zu bringen, welcher durch eine mechanische Vorrichtung weggeschaft werden kann. Dies geht z. B. leicht mit dem Weizenhebel. [a]) Alsdann zerhackt oder mahle man ihn nur halb, wodurch der Knoblauch zerbrochen wird, weil er weicher, als der Weizen ist. Die Feuchtigkeit desselben wird sich nun von selbst durch den zerschnittenen Weizen verbreiten, so, daß sie dem Steine beim zweiten Mahlen nicht so nachtheilig seyn kann.

a) Eine Maschinerie, wo der Weizen in mehrere Behältnisse geschüttet wird, und das Leichtere davon auf dem Wege zurück läßt; ohne Zeichnung kann der Mechanismus einer solchen Maschine nicht gut deutlich gemacht werden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

99tes Stück.

Freitag, den 13ten December 1799.

Ueber die Art und Weise, beim Mahlen das feinste und schönste Mehl zu erhalten, nach dem Verfahren der geschicktesten Müller in Amerika.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise kann eine beträchtliche Menge gemahlen werden, ohne daß man die Steine von einander zu nehmen nöthig hätte. Das Zerschneiden kann mit wenig Mühe und Zeitverlust für 15 bis 20 Schessel in einer Stunde vorgenommen werden, und wird noch ganz besonders erleichtert, wenn man einen Mehlhebel bereit hat, welcher das Getreide wieder zum Rumpfe hinaufführt, wovon es, um es zum zweitenmale zu mahlen, in den Lauf herab geht. Große Sorge sollte man tragen, daß es nicht so fein zerschnitten würde, daß es durch das Schüttern des Schuhes nicht zurück bleibt, welches sehr vielen Nachtheil gewähren müßte; so wie auch, daß es nicht zu grob werde, wenn man den Knoblauch nicht hinlänglich zerbrochen hätte. Wenn das zerschnittene Korn noch eine beträchtliche Zeit liegen könnte, damit der Knoblauch trockne, so würde sich dieser noch viel besser mahlen lassen.

Obgleich man aber alle mögliche Vorsicht und Sorgfalt bei Weitzen anwendete, der voll von Knoblauch ist, so wird demungeachtet die Kleie nicht gehörig gereinigt werden. Ausserdem wird auch das Mehl grob seyn, z. B. Mittelmehl und noch gröberes, welches, um den möglichsten Nutzen aus dem Korne zu ziehen, noch einmal durchgemahlen werden muß, so wie dies aus dem weiter unten gesagten erhellen wird.

Noch will ich, als hieher gehörig, die Erfindung des Timotheus Kirk von Yorkstadt (Pensylvania) anzeigen, die er mir mitgetheilt hat. Sie

besteht nemlich aus einer verbesserten Wanne, zur Reinigung des Weitzens, die mit einer Vorrichtung versehen ist, mittelst welcher auf das Korn mit einem Blasebalge geblasen wird. Dies scheint, nebst noch einigen andern Einrichtungen eine vollkommene Trennung des Knoblauchs von dem Weitzen und aller anderer Substanzen, die leichter als der Weitzen sind, zu bewürken.

Vom Durchmahlen des Mittelmehls, des Schrootmehls und der Kleie, wenn es nöthig ist, um den meisten Vortheil aus dem Getreide zu ziehen.

Obgleich wir das Korn, nach der schon gegebenen Beschreibung, auf die bestmöglichste Art mahlen, so wird sich doch beim Sichten oder Beuteln eine Art grobes Mehl zeigen, Mittelmehl u. Schrootmehl genannt, welches letztere das Mittel zwischen dem sehr feinen Mehle und der Kleie hält, und eine Portion von dem besten Theile des Korns in sich faßt. In diesem groben Zustande aber wird das Mehl sehr grobes Brod von geringem Werth geben. Daher ist es für den Müller oft nützenswoller, dies Mehl noch einmal durchzumahlen und zu beuteln, um es zu superfeinem Mehle und zu superfeinem Mittelmehle zu machen, welches man durch geschickte Handhabung der Beutel leicht bewerkstelligen kann. i)

Das Mittelmehl wird gewöhnlich durch Kübel gehoben, und in den Mehlkasten auf einen schicklichen Platz an das feine Mehl gelegt, bis da eine große Quantität sich gesammelt hat. Wenn nach dem Durchbeuteln sich die erste gute Gelegenheit darbietet, so muß man alles, was fein genug ist, ohne daß sich Kleie damit vermischt, herausnehmen. Das feine Mehl geht durch sein besonderes Tuch, so wie auch das Mittelmehl sein eigenes Tuch hat, damit es rund und schön werde, und in einem guten Zustand zum Mahlen komme, nachdem es von den feinen Theilen befreiet ist. Die kleinen Stücke Kleie, die vorher damit vermischt und leichter, als die reichlichen runden Theile waren, werden nicht durch das Mittelmehltuch, sondern durch das Schrootluch gehen. Auf diese Weise wird das Mittelmehl reichhaltiger, als vorher seyn, und wenn es fein gemacht ist, kann es mit dem gemahlnen Mehle vermischt, und in superfeines Mehl gebeutelt werden.

Das Mittelmehl bringt man über den Lauf der Steine in den Rumpf, woraus es wieder in den Lauf gehen, und

i) Was hier und weiterhin von dem Nutzen der Müller durch gutes vortheilhaftes Mahlen gesagt wird, muß in unserm Lande als Nutzen des Publikums angesehen werden, weil sie, und nicht, wie es wohl in Amerika geschieht, die Müller das Getreide zum Wiederkauf zu mahlen pflegen. D.

und ihn anfüllen wird, so, wie dies der Weitzen thut. Zuvor muß man aber für die gute Einrichtung des Rumpfes sorgen, der zum Ausgange des Mehls ein Loch von ungefähr 6 Zollen hatte. Ein Stab muß das obere Ende des Schuhes unterstützen, das untere muß in das Loch des Steins reichen, nahe auf den Grund, und an die eine Seite desselben sich lehnen, um zu verhindern, daß das Mehl nicht in dem Loche hängen bleibe. Das Loch im Boden des Kaufs darf nicht weniger, als 4 Zoll in Quadrat weit seyn. Nachdem die Sachen so zubereitet, und die Steine scharf und rein und gut gehängt sind, so führte man nur eine geringe Quantität Wasser herbei, (denn Mehl erfordert ungefähr den zehnten Theil weniger, als das Korn nöthig hat,) indem man große Sorge trägt, den Druck zu vermeiden, weil jetzt keine Kleie zwischen den Steinen ist, welche verhinderte, daß sie nicht zu dicht zusammen kamen. Denn, wenn man so viel Gewicht anwendete, als wenn man Korn mahlte, so würde das Mehl gedrückt werden. Sind aber die Steine vortheilhaft aufgehängt, und pressen sie sich gut, so wird das Mehl schön werden, und weit besseres Brod geben, als vorher, da man nicht diese Sorgfalt anwendete. So geschwind, als das Mehl gemahlen ist, muß es auch gebeutelt werden; ein wenig Kleie wird aber doch jetzt nöthig seyn, das Tuch offen zu halten, und alles, was bei dieser Operation durch das sehr feine Tuch geht, kann wie dem, was beim ersten Beuteln das Mittelmehls durchgeht, vermischt, und in superfeines Mehl gebeutelt werden.

Alle diese Mühe und dieser Zeitverlust kann durch einen simplen Mechanismus gespart werden, welcher nur wenige Thaler kosten wird. So wie nun nemlich das Mittelmehl durch das erste Beuteln nieder fällt, so lasse man es dem Loche des Steins wieder zuführen, und mit dem Weitzen mahlen. Dadurch erhält man, ohne irgend einen Zeitverlust, und ohne Gefahr, zu hart gedrückt zu werden, sehr feines Mehl, weil die Kleie die Steine hinlänglich von einander absondert. Ich führte diese Methode zuerst ein, und viele andere Müller haben sie mit Beifall aufgenommen.

Das Schrootmehl, welches noch einen Grad gröber, als das Mittelmehl ist, muß, wenn es zu schlecht zu Schiffsbrod, und zu gut fürs Vieh ist, noch einmal auf eben die Art, wie das Mittelmehl, durchgemahlen werden. Wäre aber auch noch feines Mehl mit dieser groben Sorte vermischt, so müßte es zuvor auch durchgebeutelt werden, wodurch alle feine leichten Theile heraus kommen. Nachdem dies geschehen, so kann man den Theil, welcher durch das Mittel- und Schrootluch geht, mit einander vermischen und zusammen mahlen. Dadurch werden die bessern Theile in feines Mehl verwandelt, welches nach

abermaligem feinem Beutlen ziemlich gutes Brod geben wird. Was durch das Mittelluch geht, wird nur unbedeutendes Schifferbrod geben, und was das Schrootluch durchläßt, nur eine braune Maſſe, Grummet oder Pferdefutter.

Die Kleie und die grummetartigen Theile ſind ſelten die Mühe des Durchmahlens werth, ausgenommen, wenn die Steine ſehr ſtumpf geweſen ſind oder das Mahlen nur ſehr ſchwach geſchah, oder wenn der Weitzen ſehr mit Knoblauch angefüllt war. Alsdann nemlich mußten die Steine ſehr ſcharf ſeyn, und es war hier mehr Waſſer und ein ſtärkerer Druck nöthig, als wenn man reines Korn mahlte. Das feine Mehl, das man denn noch aus der Kleie zieht, iſt gewöhnlich von unbedeutender Güte, da es von dem Theile des Korns gemacht wurde, welcher der Haut am nächſten lag; und ein großer Theil davon iſt die Haut ſelbſt, nur fein geſchnitten.

Der Müller, welcher ſich viel auf die Handlung legt, muß ſich beſtreben, beim Mahlen einen gewiſſen Grad von Sparſamkeit und Vollkommenheit zu erlangen, um einzuſehen, welches ihm bei theuren und wohlfeilen Preiſen den größten Nutzen und meiſten Gewinn bringe.

Von der Eigenſchaft der Mühlſteine, ſo, wie ſie den verſchiedenen Arten des Weitzens am angemeſſendſten ſind.

Erfahrung hat gelehrt, daß verſchiedene Arten von Weitzen eine verſchiedene Art Steine vorausſetzt, um auf die vollkommenſte Weiſe das Mahlen zu verrichten.

Obgleich man mehrere Arten von Weitzen von verſchiedener Güte hat, ſo kann man doch mit Rückſicht auf das Mahlen ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf drei Arten richten:

1) Auf trocknen und harten,
2) auf feuchten und weichen, und
3) auf ſolchen, der mit Knoblauch vermiſcht iſt.

Wenn das Korn, das gemahlen werden ſoll, trocken und hart iſt, ſo, wie es auf hohem lehmigem Lande gezogen, in Scheuern gedroſchen und getrocknet wird; ſo müßten die zum Mahlen deſſelben beſtimmten Steine von feſter und harter Art ſeyn, mit wenig beträchtlichen Poren verſehen, damit ſie dem Korne mehr Fläche darbieten können. Solcher Weitzen, der auf einem gebirgigen, lehmigen Acker erzeugt wird, und zwar in einer Gegend, die ferne von der See und dem fließenden Waſſer liegt, iſt gewöhnlich von einer bräunlichen Farbe, das Korn ſcheint kieſelhart, und inwendig zuweilen durchſichtig, wenn es mit einem ſcharfen Meſſer durchgeſchnitten wird. Dieſe durchſichtige Art Weitzen iſt gemeiniglich ſchwer, und

und mit einer dünnen Haut umgeben; sie wird so viel und so weißes Mehl geben, als man nur von dem weißesten Korne erwarten kann. Da das Korn spröde, und leicht in Stücken zerbrochen ist, so erfordert es mehr Fläche oder ebene Theile, um es zu der erforderlichen Feinheit zu bringen, aus Gründen, die im Anfange dieses Aufsatzes erwähnt sind.

Ist das Korn, das gemahlen werden soll, ein wenig feucht und weich, so, wie es auf leichtem sandigem Boden erzeugt, auf dem Felde ausgestampft, und auf Schiffen zu Markte gebracht wird, welches letztere dazu beiträgt, die Feuchtigkeit zu vermehren; so müssen die Steine lockerer, poröser und schärfer seyn, weil das Korn zähe, schwer in Stücke zu zerbrechen ist, und mehr Schärfe und weniger Fläche (oder ebene Oberfläche) erfordert, um es zu der nöthigen Feinheit zu bringen.

Von der Beschaffenheit ist der Weitzen, der auf allen niedrigen, flachen und sandigen Ländern wächst, in den amerikanischen Gegenden, nahe an der See und an fließenden Wassern, wo es Sitte ist, den Weitzen auf den Aeckern durch Pferde austampfen zu lassen, wo er denn gewöhnlich durch den Regen und Thau, und durch die Nässe des Bodens eine Feuchtigkeit annimmt. Das Korn ist gemeiniglich von schönerer Farbe, und weicher, als bei der ersteren Art; und wenn es gebrochen wird, so ist es inwendig weiß, welches beweißt, daß es dem Zustande der Pulverisirung näher ist, weit eher zu Mehl gemacht werden, und nicht so vielen Druck vertragen kann, als das Korn, welches auf hohem thonigem Boden gezogen ist, oder als solches, welches zerbrochen hart und durchsichtig aussieht.

Wenn mehr oder weniger wilder Knoblauch zwischen dem Weitzen ist, so müssen die Steine lockerer, poröser und schärfer seyn, weil, wie schon weiter oben erwähnt, die klebrige Substanz des Knoblauchs sich an die Fläche des Steins anhängt, und die Ecken stumpf macht, wodurch wenig gemahlen werden kann, wenn die Steine nicht immer aufgenommen und geschärft werden. Und je poröser und schärfer sie sind, desto länger werden sie laufen, und desto mehr mahlen, ohne stumpf zu werden.

Es ist sehr schwer, meine Ideen von der Beschaffenheit der Steine dem Leser mitzutheilen, weil mir ein Mittel fehlt, ihren Grad von Porösität oder Dichtigkeit, Härte oder Weichheit zu messen, oder mit einander zu vergleichen. Die Kenntniß dieser verschiedenen Eigenschaften muß man sich blos durch Erfahrung und Versuche zu erwerben trachten. So viel will ich nur bemerken, daß die Poren nicht größer im Durchmesser seyn müßten, als die Länge eines Weitzenkorns beträgt. Denn wenn sie gröser

ser wären, so würde dies ein Verlust für die Fläche seyn, weil die Ecken das Mahlen thun, deren alsdann nur wenige sind. Alle große Poren sind daher nur nachtheilig. Je größer aber die Anzahl derselben im Steine ist, desto besser ist es, weil dann eine größere Mehrheit der Berührung an der Oberfläche statt findet, und man ein weit feineres Mehl bekömmt.

Die Verfertiger der Mühlsteine müßten hinlänglich mit den wahren Grundsätzen, worauf das Mahlen beruhet, und mit der Kunst, Körner in feines Mehl zu verwandeln, bekannt seyn, damit sie von der Eigenschaft der Steine urtheilen könnten, die der verschiedenen Art Weitzen am angemessensten ist. Eben so müssen sie auch die verschiedenen Theile des Steins von verschiedenen Eigenschaften (bei einem und demselben Mühlsteine) so anzuwenden verstehen, daß sie zu den Verrichtungen der verschiedenen Theile, vom Mittelpunkte des Steins an, bis zum Rande desselben accordiren, so, wie es im Anfange dieses Aufsatzes gewiesen ist.

Gewöhnlich werden die Mühlsteine sehr sorgenlos und leichtfertig beartbeitet, obgleich sie mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit verfertigt werden sollten. Der Laufer muß genau in seiner Mitte im Gleichgewicht seyn, damit jeder correspondirende gegenüber liegende Theil balancire; im entgegen gesetzten Falle würde das Mühleisen in der Büchse nicht enge mehr gehen.

Mehr, als auf alles dies sollte man bei der Erforschung der Eigenschaften des Steins darauf Acht haben, daß sich kein Theil daran befinde, der zu seinem Zwecke ungeschickt wäre, und den Geschicktesten ist es bekannt genug, daß man besser thut, einen hohen Preis für ein ausserordentlich gutes Paar Steine zu geben, als ein unbedeutendes Paar für nichts zu bekommen.

Von Beutelsieben und Tüchern, nebst Anweisungen zum Beuteln, und zur Berichtigung des feinsten Mehls.

Der Zweck, den man beim Sichten oder Beuteln zu erreichen wünscht, ist, die unbedeutenden Arten des Mehls von einander und von der Haut oder Kleie abzusondern. Wir wollen deshalb die würksamsten Mittel untersuchen, wodurch man jenen Zweck erreichen kann.

1) Man nehme an, es würde ein Sieb verfertigt, dessen Maschen so groß wären, daß sie alle Kleie und alles Mehl hindurch liessen; so ist klar, daß man nie zum Endzweck kommen würde, den man von dem Gebrauche des Instruments erwartete.

2) Man versuche ein feineres Sieb, das alles Mehl, aber keine Kleie

Kleie durchgehen ließe; mit diesem könnte man begreiflich die verschiedenen Arten des Mehls nicht von einander absondern.

3) Man versorge sich mit so vielen Sieben von verschiedenen Graden der Feinheit, daß man verschiedene Arten Mehl erhalten könnte, welche man zur Unterscheidung superfeines Mehl, Mittelmehl und Schrootmehl nenne. Das superfeine Sieb muß denn aus Maschen bestehen, so fein, daß sie alles superfeine Mehl, aber kein Mittelmehl durchlassen; das Mittelmehlsieb aus solchen, daß Mittelmehl, aber kein Schrootmehl durchgehe, und das Sieb zu letzterer Mehlart, daß keine Kleie durchkomme.

Jetzt ist es einleuchtend, daß, wenn man die Operation mit jedem Siebe lange genug fortsetzt, indem man mit dem feinsten den Anfang macht, daß man denn eine vollkommene Absonderung des Mehls bewürken kann.

Nach dieser Methode behandelt man auch in England das Korn, man bindet da erst das feine Tuch, und beutelt das Mehl durch dasselbe, wodurch das superfeine Mehl abgesondert wird; dies Tuch wird alsdann weggenommen, und statt dessen dasjenige von dem nächsten Grade der Feinheit hingesetzt, welches das gewöhnliche feine Mehl giebt; und so die nächstfolgenden Tücher von den geringern Graden der Feinheit. Die Tücher haben an jedem Ende Riemen, um die Enden recht fest ziehen zu können.

Wenn man aber die Operation nicht mit jedem Siebe eine hinlängliche Zeit lang fortsetzt, so wird die Absonderung des Mehls nicht genau erfolgen. Denn ein Theil des superfeinen wird zurück bleiben, und mit dem Mittelmehle durchgehen; ein Theil von diesem mit dem Schrootmehle u. s. w. und dies würde denn auch eine mühsame und langweilige Arbeit seyn, wenn es mit der Hand ausgerichtet werden sollte. Um daher das Geschäft zu erleichtern, hat man mancherlei Verbesserungen anzubringen gesucht, worunter das kreisförmige Beutelsieb eine der ersten ist. Zuerst drehte man dies mit der Hand, hernach erfand man auch Mittel, es durch Wasser in Bewegung zu setzen.

Ansehnlich waren indessen die Fehler bei der Anwendung dieser Maschine, entweder weil man die Zeuge zu grob hatte, wodurch das Mittelmehl und die kleinen Stücken Kleie mit dem superfeinen Mehle durchgingen, ein Theil der Kleie mit dem Mittelmehl; oder, weil die Zeuge, wenn auch fein genug, doch zu kurz waren, so, daß die Operation nicht hinlänglich lange fortgesetzt werden konnte, um alles superfeine Mehl heraus zu nehmen, ehe es an das Mittelzeug kam, und alles Mittelmehl abzusondern, ehe das Schrootzeug dessen Stelle vertrat.

Die

Die letzten Verbesserungen, die man mit den Beuteln vorgenommen, sind überhaupt folgende:

1) Wandte man feinere Zeuge an, man fand aber, daß sie sich verstopften, wenn sie an kleine Siebe von 22 Zoll im Durchmesser, angebracht wurden.

2) Als man den Durchmesser der Siebe bis auf 27½ Zoll vergrößerte, so erhielt das Mehl eine größere Weite zum Fallen, welches verursachte, daß es härter gegen das Tuch anschlug, wodurch es offen erhalten wurde.

3) Durch die Vergrößerung des Tuchs konnte die Operation lange Zeit hindurch fortgesetzt werden.

4) Man konnte nun einen größern Theil feines Mehl durchbeuteln, als es vorher geschehen war.

Wenn das Mehl gemahlen ist, muß es in den Mühlkasten gehoben werden, wo es dünne ausgebreitet und oft umgerührt wird, damit es kalt und trocken, und zum Beuteln vorbereitet werde. Nachdem es gebeutelt ist, so muß der Theil des superfeinen Mehls, welcher zuletzt durchfällt, und zu voll von Kleientheilen ist, als daß er für superfeines Mehl passiren könnte, wieder aufgehoben, mit dem gebeutelten Mehle vermischt, und mit demselben wieder durchgebeutelt werden. Dies Heben, Ausbreiten und Vermischen erzeugte indessen einen großen Theil schwerer Mühe, wenn es mit der Hand geschehen sollte. Da man dies aber durch einen Mechanismus, vom Wasser in Bewegung gesetzt, ausrichten kann, so hat man begreiflich eine überaus große Erleichterung.

Daß der Müller auf irgend eine Weise sich eine Kenntniß von den allgemeinen Eigenschaften des Korns erwerben muß, um auf dem Markte gut weg zu kommen, ist leicht einzusehen. — Man halte ein Stück eines reinen Bretts unter den Beutel, und bewege es von einem Ende bis zum andern, so, daß man damit eine verhältnißmäßige Menge Mehl an jeder Stelle des Bretts auffange, so weit man es für superfeines Mehl hält. Sieht nun das Mehl dunkler aus, als man nach der Beschaffenheit des Korns erwartete, so zeigt dies an, daß das Mahlen zu hoch, und das Beuteln zu nahe geschehen sey, weil, je feiner das Mehl ist, desto weißer seine Farbe. Daß dieser Schluß vernünftig sey, sieht man daraus, daß viele dunkelfarbige und durchsichtige Substanzen weiß werden, wenn man sie pulverisirt, und gewöhnlich ist ihre Weiße proportionirt nach dem Grade der Zerpülverung. Als Beweis darf man nur sein Augenmerk auf das Salz, den Alaun, und viele Arten Steine, besonders auf den Schiefer richten. Pulverisirtes Eis ist so weiß wie Schnee; und durchsichtiger Weizen giebt das schönste Mehl.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

100tes Stück.

Montag, den 16ten December 1799.

Ueber die Art und Weise, beim Mahlen das feinste und schönste Mehl zu erhalten, nach dem Verfahren der geschicktesten Müller in Amerika.

(Schluß.)

Diese Art erfordert aber schon gute Kenntniß; es ist daher die beste Weise für den Müller sich Vortheil zu verschaffen, darnach zu trachten, daß er sein Mittelmehl und Schrootmehlzimmer noch in feineres Mehl verwandele, und den meisten Nutzen daraus ziehe. Die Eigenschaft dieses Mehls wird aber in verschiedenen Mühlen auch verschieden seyn; denn alle die Müller, welche die letzten Verbesserungen des Beutelns, des Durchmahlens der schlechtern Mehlsorten u. s. w. schon angewandt haben, können fast alles Mehl zu superfeinem Mehle machen. Diejenigen, die Erfahrung haben, werden den Unterschied schon einsehen, der in Ansehung des Nutzens statt findet. Fühlt sich das Mehl weich und ölig an, und ist es zugleich weiß, so sind nothwendig die Steine stumpf gewesen, und es ist zu viel Druck angewandt. Sieht es aber lebhaft aber doch dunkel aus, so weiß man, daß die Steine zu rauh und zu scharf gewesen sind, und daß das Mehl zu kurz gemahlen und gebeutelt ist.

Anweisungen, wie der Müller seine Mühle und sein Geschäft in gutem Stande erhalten soll.

Es muß vorausgesetzt werden, daß die Mühle nach einem guten Plane vollkommen vollendet ist; sie muß mit einem hinlänglichen Vorrath von Getreide versehen seyn, wenn der Müller merkantilische Geschäfte treibt, und mit Mehlfässern, mit Rägeln, Bärsten, Piken, Schaufeln, Waagen, Gewichten u. s. w., wenn der Müller seine Pflicht beobachten will.

Wenn zwei Leute im Stande sind, Wache zu stehen, oder Aufsicht über

die Mühle zu halten, so kann die Zeit etwa auf folgende Art eingetheilt werden: Am Tage besorgen sie beide das Geschäft, einer aber hat die besondere Direction. Die Nacht wird in zwei Wachen eingetheilt; die erste endigt sich um 2 Uhr des Morgens. Sollte der Meister über seine Wache antreten, und sie bis am Morgen behalten, so kann er desto besser andere Hände zu ihrem Geschäfte anordnen. Das erste, was er thun sollte, wenn seine Wache anfängt, wäre zu sehen, ob die Steine gut mahlen, und das Zeug gut beutelt.

Alle beweglichen Theile der Mühle zu untersuchen, zu sehen, ob einer von ihnen geschmiert werden muß ꝛc. Jwei zweitens die nächste Sorge während seiner Wachens. Jedes Mahl, so laufen die Sachen oft trocken, und werden heiß, welches schweren Zeitverlust und viele Verbesserungen verbesserhalten kann, dem hernach ist oft das Abkühlen zum größten Schaden der Steine u. s. zu spät. Hernach müsse der Müller zusehen, wie groß die Menge des Getreides über den Steinen ist, und sie alsdann gehörig regulieren.

Nachdem alles dies berichtigt ist, so hat er blos noch nach der Maschinerie zu sehen, und einmal in der Stunde nach dem Mahlen und Beuteln. Zwischendurch hat er denn noch reichliche Zeit, sich die langeweile mit Lesen und dergl. zu vertreiben, welches ungleich besser ist, als zu schlafen, weil daraus mancher Schaden entspringen kann.

Früh am Morgen sollten alle Böden gefegt, und das unbrauchbarste Mehl zusammelt werden. Das Ausmessen, Packen u. s. w. kann so gut an, daß es in der ersten Hälfte des Tages vollendet werde. Dies die Nachtwache anstehen zu lassen, ist nur die Sache eines Faulen, der sein Geschäft außer der Ordnung verrichtet. Denn sollte sich hernach etwas Unvorhergesehenes ereignen, so hat man Zeit dazu, es nachzusehen und zu verbessern.

Sollen die Steine geschärfet werden, so muß man alles dazu vorbereiten, ehe die Mühle angehalten wird, damit so wenig Zeit als möglich verloren gehe; die Picken, nicht weniger als zu an der Zahl, müssen recht scharf seyn. Dann muß werden die Steine aufgenommen. Man setze eine Hand auf jeden, und dresse sie so bald als möglich, damit sie wieder ins Werk gesetzt werden können, nachdem man aber nicht vergessen hatte, die Büchse und den Fuß des Mühleisens zu schmieren.

Jm letzten Theile des Tages muß eine hinreichende Menge Korn bereitet werden, um die ganze Nacht die Steine damit zu versorgen, weil es besser ist, in der Nacht nichts zu thun, als

als denn auf das Mahlen, Beuteln u. s. w. immer sehen zu müssen.

Besondere Zufälle, wodurch die Mühle in den Stand gesetzt werden könnte, Feuer zu fangen.

1) Es sind viele bewegliche Theile in der Mühle; wenn daher irgend ein Stück Holz wo herunter fällt, und sich an ein bewegliches Rad, oder an eine Welle anlegt, so wird es Feuer erzeugen, und vielleicht die Mühle verzehren.

2) Viele Leute gebrauchen hölzerne Leuchter, die auf einen Kasten, eine Bank, oder Gang gesetzt werden. Das Licht brennt hinunter, setzt den Leuchter, den Kasten, die Bank in Feuer, welches vielleicht nicht eher gesehen wird, bis die Mühle in Flammen steht.

3) Sorglose Müller stecken zuweilen ein Licht auf einen Kasten oder Pfosten, und vergessen, es abzunehmen, bis es ein Loch in den Pfosten brennt, und den Kasten in Feuer setzt.

4) Eine große Menge Korn bringt oft den Boden, so, daß die Eckſteine gegen das Ende der aufrechtſtehenden Welle drücken, und Feuer erzeugen; ausser wenn jene Raum haben, sich in die Höhe zu heben, so wie sich der Boden setzt. Mühlenbauer sollten hierauf Rücksicht nehmen, und beim Bauen eine Einrichtung treffen, die jenes Unglück verhüten muß.

5) Sorglos niedergelegtes Brandeisen, wenn es heiß ist, und man es verläßt, kann auch etwas in Feuer setzen.

6) Ich habe von Kleie gehört, die von dem Ende eines Beutels um eine Welle herum sich, durch die Friction derselben entzündete sie sich und brannte die Welle ab. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß durch solche Ursachen die Mühlen oft Feuer gefangen haben, und in die Asche gelegt wurden, wenn sie niemand entrathsein konnte.

Bemerkungen über die Verbesserung der Mühlwohnungen.

Ich will diese Abhandlung mit wenigen Bemerkungen über die Verbesserung der Mühlwohnungen endigen. Die Verbesserung derselben mit 1000 Pfund (6000 Rthlr.) Unkosten, ist ein Unternehmen, welches wohl einer reiflichern Ueberlegung werth ist, da verkehrte Verfahrungsarten diese Kosten noch bis auf 1100 Pfund (6600 Rthlr.) vermehren können, während eine richtige Ueberlegung sie bis auf 900 Pfund (5400 Rthlr.) verringern, und die Wohnung doch vollkommen gut machen kann.

Unerklärbar scheint es, und doch ist es wahr, daß die, welche nicht die geringste Erfahrung im Mühlenwesen haben, gewöhnlich die besten und vollkommensten Mühlen bauen. Die Ursachen sind einleuchtend, wenn man folgendes weiß:

Der erfahrne Müller ist an sein altes System gebunden; er verläßt

sich auf sein eigenes Urtheil beim Anlegen aller seiner Plane, während der unerfahrne Mann, der sich seiner Schwäche bewußt ist, freier handelt. Vollkommen entfernt von allen Vorurtheilen, scheut er sich nicht, seine Freunde anzusprechen, und alle die Verbesserungen zu sammeln, die vorhanden sind.

Ein Kaufmann z. B. welcher nur wenig von des Müllers Kunst, oder von der Struktur und dem Mechanismus der Mühle weiß, wird natürlich zu folgenden Schritten verleitet. Er ruft verschiedene von den erfahrensten Müllern und Mühlenbauern zusammen, die Wohnung einzeln anzusehen, und die Stelle für das Mühlhaus, für den Deich oder Damm u. s. w. auszusuchen. Die gesammten Meinungen vergleicht er dann, und zieht ein Resultat heraus. Der erste bestimmt vielleicht eine sehr ebene Stelle für das Mühlhaus, und einen gewissen Felsen, den die Natur dazu bereitet zu haben scheint, die Brust des Deiches zu unterstützen u. s. w. Der zweite geht vor diesen Stellen vorbei, ohne darauf zu achten; er erforscht den Strom nach der Wasserwage, bestimmt einen andern Platz, den einzigen, wie er glaubt, von der Natur zum Bauen eines dauerhaften Dammes untersetzen, die Grundlage zu einem dichten Felsen, der nicht von dem durchlaufenden Wasser unterminirt werden kann; er bestimmt eine unebene Stelle für das Haus, indem er seine Gründe darauf stützte, daß man mit auf die Zukunft sehen müsse. Er wird denn von der Meinung des andern unterrichtet, gegen die er die kräftigsten Gründe aufgestellt.

Der Mühlenbauer, Zimmermann und Maurer, die das Bauen verrichten, werden jetzt zusammen gerufen, um die Wohnung, die Stelle für das Haus, für den Deich u. s. w. zu besichtigen. Nachdem auch ihre Meinung und Gründe gehört sind, werden sie von der andern ihren benachrichtigt; alle treten zusammen, und die Plätze werden angegeben. Sie müssen dann eine vollkommene Zeichnung für die Anlage des Hauses, des Deiches u. s. w. machen, und dürfen keine Mühe sparen, alles auf die beste Art einzurichten. Darauf kann denn wohl eine Woche hingehen, besonders da auch eine vollkommene Liste über jedes Stück Zimmerarbeit, über die Menge Bretter, Steine, Kalk u. s. w. über das Eisenwerk, die Anzahl Räder, ihre Durchmesser, Anzahl der Kämme im ganzen Werke u. s. w. ausgefertigt werden muß. Ein jeder für sich kann denn seinen Anschlag machen, und die Kosten berechnen. Jede Art der Materialien kann mit einander verglichen, und die Zeit bestimmt werden, worin sie geliefert werden können.

So wird das Werk gewöhnlich gut von Statten gehen, und nach vollkommener Vollendung werden zum wenigsten von 10 0 Pfund (6000 Rthlr) 100 Pfund (600 Rthlr.) gerettet seyn.

Etwas über die Frage:
Wenn endiget sich unser jetziges Säculum? *)

In dem 30sten Stück des Magazins dieses Jahrs hat ein ungenannter Hr. N. sich über die Frage geäussert, zu welcher Zeit das jetzige Säculum vollendet sey, ob den 31. Dec. 1799. oder den 31. Dec. 1800. Er widerlegt den Hrn. Price, und behauptet das letztere. Ich muß gestehen, daß ich der Meinung des Hrn. Price beipflichte, jedoch mit einer kleinen Veränderung: ich behaupte nemlich, daß am 1sten Jan. 1800. volle 1800. Jahre seit dem 1sten Jan. des Geburtsjahres Christi nach der angenommenen Zeitrechnung verflossen sind, und folglich von dieser Zeit an ein neues Säculum anfange. Herr N. nennt zwar dieses eine Grille und lächerliche Posse; allein, so wie nicht alles, was glänzt, Gold ist, so ist auch nicht allemal dasjenige lächerlich, was belacht wird. Ich wage es daher, die Gründe, welche meiner Meinung das Wort sprechen, und mir unwiderleglich scheinen, vorzutragen.

Hr. N. nimt an, daß unsere Zeitrechnung auf solche Weise eingeführt worden, daß dabei vorausgesetzt werden müsse, das Geburtsjahr Christi sey mit der Jahrzahl 1 bezeichnet worden. Die Gründe, die dieses erweisen sollen, laufen blos darauf hinaus, diese Meinung sey der allgemeinen Gewohnheit und dem Sprachgebrauch gemäß, es sey widersprechend, ein 0 Jahr anzunehmen, und zugleich dasselbe als 1 zu zählen; auch wäre es unsinnig, die Jahrzahlen als vollendete Jahre zu betrachten, und selbige dennoch das ganze Jahr hindurch beizubehalten u. s. w. Diese Beweise mögten den Chronologen wohl schwerlich hinlänglich scheinen, wenn sie auch gegründet wären, welches doch im geringsten der Fall nicht ist. Wenn ich sage: mein Sohn ist heute auf seinem Geburtstag 14 Jahr alt, so glaubt ein jeder, ich wolle behaupten, er habe völlige 14 Jahre zurück gelegt, und gehe in das 15te, dieses ist der allgemeinen Gewohnheit und dem Sprachgebrauch gemäß, will ich nun während des laufenden Jahres das Alter meines Sohnes blos mit ganz

*) Der Raum dieser Blätter verstattet nicht, alle über die obige Streitfrage eingegangene Abhandlungen abdrucken zu lassen. Blos um des audiatur et altera pars willen, wird nur noch der gegenwärtige Aufsatz eingerückt, der die Gründe für die Meinung, daß das Säculum mit dem ersten Jenner 1800 sich endige, kurz zusammen faßt. Uebrigens bleibt es der Willkühr unserer Leser völlig überlassen, ob, auch welchen Tag und mit welchen Solennitäten sie das Ende dieses die Menschheit in ihren Grundfeilern selbst so schrecklich erschütternden Jahrhunderts feiern wollen. H.

ganzen Zahlen bemerken, so werde ich die Zahl 14, ungeachtet sie ganz vollendete Jahre bezeichnet, dennoch das ganze Jahr beibehalten müssen, und sagen, er sey 14 Jahr alt, bis ein ganzes Jahr von neuem zu Ende ist. Hieraus fließt aber, daß wir uns der Jahrzahlen, wenn sie auch vollendete Jahre bezeichnen, dennoch das ganze laufende Jahr hindurch nothwendig bedienen müssen, weil wir nach ganzen Zahlen rechnen, und die Brüche vermeiden wollen. Dieses, denke ich, ist vernünftig, und ich begreife gar nicht, wie dies Verfahren unsinnig genannt werden könne.

Wenn wir in der Geschichte lesen, diese oder jene Begebenheit habe sich in dem 16ten Jahrhundert zugetragen, so ist es wohl niemand eingefallen, die Zwischenzeit vom J. 1501. anzufangen, sondern wir gedenken uns selbige vom 1sten Jan. 1500. bis dahin 1600.

Diese Beispiele zeigen hinlänglich, daß die allgemeine Gewohnheit und Sprachgebrauch, besonders bei Berechnung der Geburtsjahre, welches doch hier der Fall ist, der Meinung des Hrn. N. nicht so günstig sey, als er vorgiebt; allein, wenn dieses auch wäre, so würde doch dadurch das Problem nicht aufgelöst werden, denn Hrn. N. kann es nicht unbekannt seyn, daß unsere jetzige Zeitrechnung nicht willkührlich und auf gerathewohl eingeführt worden, sondern daß sie sich auf astronomische Rechnungen gründe, damit sie, so viel möglich, mit dem Lauf der Sonne und des Mondes übereinstimmen möge. Ich will daher ein Paar ganz allgemein bekannte Resultate derselben anführen, welche der Sache gänzlich den Ausschlag geben.

Wenn sollen nach Hrn. N. die Schaltjahre eintreffen? Nach der jetzigen Berechnung wird vorausgesetzt, das Geburtsjahr Christi sey ein Schaltjahr gewesen, folglich trafen die Schaltjahre nach Christi Geburt auf die Jahre 4, 8, 12, 16 u. s. w. eine jede Jahrzahl also, welche mit 4 dividirt aufgeht, zeigt ein Schaltjahr an. Soll aber, nach Hrn. N. das Geburtsjahr Christi mit der Jahrzahl 1 bezeichnet werden, und sind unsere Jahrzahlen hiernach eingerichtet, so müssen die Schaltjahre auf andere Jahre fallen; alsdenn erfolgten selbige nach Christi Geburt Anno 5, 9, 13, 17 u. s. w., so wäre das verflossene 1796ste Jahr kein Schaltjahr gewesen, sondern das folgende. Dies kann aber nicht angenommen werden, weil es mit dem Lauf der Sonne nicht übereinstimmt. Damit nun diese Uebereinstimmung erfolge, so geben die Chronologen dem Geburtsjahre Christi keine Jahrzahl; sie ist also 0, und fangen erst an zu zählen, wenn ein ganzes volles Jahr verflossen ist, verfahren also auf eben die Weise, wie wir gewöhnlich mit unsern eigenen Geburtsjahren.

Dio-

Dionyſius exiguus, welcher unſere Zeitrechnung eingeführt haben ſoll, behauptet, daß im erſten Jahre vor Chriſti Geburt die goldene Zahl 19, die Indiction im 3ten Jahre vor eben dieſer Epoche 15, und im 9ten Jahre gleichfalls vor Chriſti Geburt das Jahr des Sonnencyeles 28 geweſen. Alle Chronologen und Aſtronomen haben dieſe Zahlen rückwärts von gänzlich vollendeten Jahren verſtanden, und ſie glauben noch bis dieſe Stunde, daß ſie mit den Jahren nach Chriſti Geburt auf eben die Weiſe verfahren müſſen; daher ſie denn, um die Jahre dieſer Cyclen zu finden, zu einer jeden unſerer Jahrzahlen ſo viel Zahlen addire, als Dionyſius angegeben, und dividiren ſie denn mit dem Cycle.

Damit ich nicht zu weitläuftig werde, will ich bei der erſten Zahl des Dionyſius ſtehen bleiben. Im erſten Jahre alſo vor Chriſti Geburt war die goldene Zahl 19; folglich hatte das Geburtsjahr ſelbſt die Zahl 1 erhalten; iſt dies gegründet, ſo iſt es unrichtig, vor der Diviſion zu einer jeden Jahrzahl 1 zu addiren, um die güldene Zahl zu finden; die Addition muß alsdenn gänzlich unterbleiben, alsdenn wäre der 1ſte Januar 1799. die goldene Zahl 13., die gregorianiſche Epacte 12, und die julianiſche ohne Correction 23. Vergleicht man aber dieſes mit dem Laufe des Mondes, ſo findet ſich ein Fehler von ganzen 5 Zeichen, welche der Mond mehr durchlaufen hat, als es nach dieſer Rechnung ſeyn ſollte, wird hingegen die Zahl 1 addirt, ſo iſt die goldene Zahl 14, und dieſes iſt dem Laufe des Mondes angemeſſen. Hieraus folgt aber, und es iſt Luce clarius, daß die Aſtronomen dem Geburtsjahre Chriſti keine Jahrzahl geben, ſondern anfangen zu zählen, wenn ein ganzes Jahr abgelaufen iſt, und hiernach haben ſie unſere Jahrzahlen eingerichtet; kurz, ſie verfahren auf eben die Weiſe, wie wir mit unſern Geburtsjahren. Iſt jemand den 1ſten Januar 1700. gebohren, ſo iſt er (nicht den 31ſten Dec. 1799.) den 1ſten Jan. 1800. volle 100 Jahre alt. Dies iſt die gewöhnliche und ganz natürliche Weiſe, die Geburtsjahre zu berechnen, welche denn auch die Chronologen in Anſehung der Jahre nach Chriſti Geburt beibehalten haben.

Aus dieſem allen ziehe ich den endlichen Schluß, daß unſer jetziges Säculum den 1ſten Januar 1800. gänzlich abgelaufen ſey, und wir von dieſer Zeit an in das 1801ſte treten, folglich alsdenn ein neues Säculum ſeinen Anfang nehme.

Ueber die Rumfordschen Sparfeuerheerde.

Daß bereits in mehrern hiesigen Privatküchen holzersparende Feuerheerde von mancherlei Einrichtung angelegt sind, ist mir bekannt, und auch in meiner Küche habe ich durch den in dieser Arbeit sehr geschickten, an der herrenhäuser Allee wohnenden Maurergesellen Bruns einen solchen Heerd vorlängst anlegen lassen, wodurch ich nicht nur weit mehr als die Hälfte der sonst nöthigen Feuerung erspare, sondern auch noch den grossen Vortheil erlangt habe, daß meine Küche, bei der ich mit vielen Kosten alle nur möglichen Künsteleien bisher vergeblich versucht, das Rauchen darin zu verhüten, gar nicht mehr raucht.

Ob hier aber auch bereits nach des Herrn Grafen v. Rumfords Grundsätzen eingerichtete Sparheerde existiren, weiß ich nicht.

Sollte sich hieselbst ein dieser Sache völlig gewachsener Ouvrier befinden, der es hinlänglich verstehet, ohne beträchtliche Fehler dabei zu begehen, dergleichen Rumfordsche Feuerung ersparende Heerde anzulegen, auch solche bereits angelegt und eingerichtet hat, und derselbe sich entschließen, gegen eine Belohnung und Erstattung aller Kosten zu Anlegung mehrerer solcher Heerde in Privatküchen in einer nicht weit von hier belegenen Stadt, wo mehrere Honoratioren wohnen, eine Reise dahin zu machen, so ersuche ich ihn, sich baldigst schriftlich oder mündlich bei mir zu melden, und mir die Bedingungen zu eröffnen, unter welchen er sich dieser Arbeit unterziehen will.

Gewünscht wird übrigens noch, daß ein solcher Künstler sich auch zugleich mit Feuerung ersparenden Stubenöfen befasse, und es zugebe, daß ein dortiger Maurer ihm zur Hand gehe, und die Anlegung dieser Anstalten gründlich von ihm erlerne. An Handwerkern, die dem Künstler mit ihrer Arbeit hiebei behülflich seyn können, befinden sich dort Klein- und Grobschmiede, auch Maurer, welche sich mit Ofensetzen nach gewöhnlicher Art abgeben. Blechschläger, Messingarbeiter und Töpfer, dagegen sind nicht anders, als 2 Meilen von den Orten zu Nienburg, Verden oder Hoya zu finden. Die zu den Rumfordschen Sparheerden nöthigen schüsselförmigen irdenen Roste würde der Künstler wohl am besten aus Hannover mit bringen.

Hannover G. J. Wehrs.

Hannöverisches Magazin.

101tes Stück.

Freitag, den 20ten December 1799.

Gekrönte Preisschrift.

Beantwortung der von der Königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen aufgegebenen Frage:

Hat die Inoculation der Pocken bei den Schaafen wahren Nutzen, sichert sie wider die Ansteckung, und was für Regeln sind alsdann dabei zu beobachten?

von Herrn J. C. H. Salmuth, Med. Dr.,

Cammerrath und Physicus der Grafschaft Wormsdorf im Anhalt-Cöthenschen.

Excinduntur facilius, quam temperantur.

Im Jahre 1797. zeigten sich die Schaafpocken wieder in hiesiger Gegend, nachdem man 5 Jahre hindurch nichts davon gehört hatte. Es wurde dabei mein Vorsatz: sobald sie in unserm Orte zum Vorschein kommen würden, an meiner Schäferei die Inoculation, um die Erfahrung zu machen, ob sie bei diesen Thieren von gleichem Nutzen wie bei den Menschen sey, vorzunehmen.

Im Frühjahre 1798. erfuhr und sahe ich, daß auf einer hiesigen Schäferei sich die Pocken wirklich eingestellt hatten. Meine Schäferei bestand damals hier aus

330 alten Schaafen und
120 Lämmern.

Hiezu suchte ich das benöthigte Eiter zu bekommen. Es war aber nicht anzuschaffen, weil die gutartigen Pocken, die wirklich Eiter fassen, zugleich zu sparsam, zu klein sind, und zu geschwind austrocknen, als daß man viel Eiter davon nehmen könnte.

Ueberdem war die anfangende Epidemie bösartig, und daher wenig gutes

Pockeneiter anzutreffen. Ich nahm deshalb zu andern Mitteln meine Zuflucht. Von einem Schaafe, welches viele Schärfe an sich hatte, aber eben nicht die besten Pocken gehabt hatte, indem sie stellenweise zusammen geflossen waren, nahm ich eine große Menge derselben, welche einzeln standen, ab, und schnitt diese noch in 2 bis 4 Theile, so viel als sich wollte thun lassen, und dabei doch zu vermuthen war, daß sie noch hinreichend seyn würden, die Ansteckung zu bewirken.

Ferner öfnete ich einen Abscess, welchen ein Schaaf, wo die Pocken abgetheilt waren, am Kopfe hatte, und erhielt daraus eine beträchtliche Menge, jedoch faules und stinkendes Eiter.

Mit diesen beiden Arten von Pockengiften fing ich den 1ten Mai in Gesellschaft eines Chirurgi Morgens 6 Uhr an zu inoculiren.

Die Haut wurde inwendig an der nackten Stelle der Lenden, zwischen Hüfte und Kniegelenke in der Mitte, in eine Falte in die Höhe gezogen, mit einem Bistörie ein kleiner Einschnitt gemacht, in die Wunde ein Theil eines Schorfes mittelst eines kleinen dazu gefertigten Stäbchens eingeschoben, und darüber ein klein länglichtes Heftpflaster gelegt.

Auf diese Art wurden mit Schorfen inoculirt:

370 Stück. Diese wurden nicht besonders gezeichnet.

20 Stück wurden mit Eiter aus dem Abscess inoculirt, und ihnen ein gelbes Zeichen in ihr Ohrmal gebunden.

30 Stück mit frischem Blute, von einem Schaafe genommen, wo die Pocken im Ausbruche waren, und ihnen ein rothes Zeichen eingebunden.

30 Stück mit Nasenschleim, von einem Schaafe, welches starken Speichelfluß, geschwollnen Kopf und bösartige Pocken gehabt hatte. Diesen wurde ein weißes Zeichen eingebunden.

In diesen verschiedenen pockigten Feuchtigkeiten wurden kurzgeschnittene baumwollene Fäden, die in der Mitte zusammen gelegt waren, mit ihrer Mitte eingetaucht, alsdann ein Faden in eine Heftnadel und damit durch die Haut, die auf der nemlichen Stelle, wo die Einschnitte gemacht waren, in die Höhe gehoben wurde, durchgezogen, und alsdann so fest gebunden, daß die eingetauchte und vergiftete Stelle des Fadens fest unter der Haut liegen bleiben mußte.

Mit dem Eiter aus dem Abscess wären wahrscheinlicher Weise mehr inoculirt worden, als in ein mir nachgelaufner Hühnerhund, hatte, als ich es gebrauchen wollte, schon davon

Ge-

Gebrauch gemacht, und die gröſste und beste Portion, wohl zwei Unzen, zum besten der Schaafe, wie sich hernach zeigen wird, zu sich genommen, ohne daß ihm der geringste Nachtheil dadurch erwachsen wäre.

Zwei Ziegenböcke, die sich während der Operation auf dem Hofe sehr lustig machten, wurden, der Gesellschaft wegen, gleichfalls an ihren Lenden mit Eiter aus dem Abscesß inoculirt.

Nachmittags 3 Uhr war die Verrichtung geschehen.

Am zweiten Tage fingen schon einige Lämmer an, sehr stark zu hinken. Bei Besichtigung derselben fand sich: daß die Impfstellen äusserst heftig entzündet waren und brandig aussahen. Die brandigen Stellen wurden aufgeschnitten, und mit Weinessig ausgewaschen.

Am dritten Tage wurden alle Schaafe einzeln besehen, und die Pflaster abgenommen. Die Impfstellen bildeten mancherlei und sehr, ihrer Form und Farbe nach, verschiedene Erhabenheiten.

Bei vielen Lämmern waren die Stellen, worunter der Schorf eingeschoben war, brandig, die sämtlich aufgeschnitten und mit Weinessig ausgewaschen wurden. Bei verschiedenen alten Schaafen hatten sich die Impfstellen völlig geschlossen, und war gar keine Entzündung zu bemerken.

Am vierten Tage hatte bei einem Lamme, das mit einem Schorfe inoculirt war, der Brand an der Impfstelle so zugenommen, daß es den Fuß gar nicht mehr gebrauchen konnte; indem sich die Fäulniß über die ganze Lende schon bis an den Bauch erstreckte, und die ganze Fetthaut durch faule Luft ganz aufgetrieben war. Es starb noch denselben Tag.

Am fünften Tage starben auf gleiche Art zwei Lämmer, wovon eins mit Schorf und das andere mit Nasenschleim inoculirt war.

Am siebenten Tage starb ein kleiner Hammel gleichfalls am Brande, der an der Impfstelle seinen Ursprung genommen und sich bis zum Unterleibe verbreitet hatte. Dieser war mit Eiter aus dem Abscesß inoculirt.

Am achten Tage starb ein Schaaf und ein Lamm an den brandigen Impfstellen. Das Schaaf war mit Eiter, das Lamm mit Nasenschleim inoculirt worden. — Mir wurde nicht wohl dabei.

Am neunten Tage wurden sämtliche Schaafe wieder genau besehen. Sie hatten gröſstentheils alle Fieber, welches sich deutlich durch vermehrte Pulsschläge und Hitze verrieth. Einige schwitzten am ganzen Körper, diese hatten das heftigste Fieber.

Bei allen mit weniger Ausnahme hatten sich die Impfstellen sehr heftig entzündet, und waren dicht um die

Impfstellen im Kreise schon viele kleine vorläufige Pocken zu sehen. Dieses war der Fall bei allen Inoculirungsarten. Daß eine besser wie die andere gewirkt hätte, konnte nicht bemerkt werden. Die mit dem Eiter aus dem Abscess inoculirt waren, hatten aber bei weitem die übelsten Wunden; sie bildeten faule Geschwüre, die den Thieren äusserst schmerzlich und lästig waren. Zum Glück waren nicht viel Lämmer zu dieser Inoculirungsart gekommen; diese würden sonst bei ihrer größern Geneigtheit zum Brande, oder geringern Kräften, ihm zu widerstehen, weit übler weggekommen seyn. Die bösen Geschwüre waren Folge der alles zerstörenden Kraft des faulenden Pockengifts, welches die nahe um sich liegenden Theile in einem Zirkel um sich her gleichartig gemacht hatte. Bei den Lämmern verbreitete sich diese Fäulniß leicht über den ganzen Körper und hatte den unausbleiblichen Tod zur Folge. Die alten Schafe widerstanden besser, und war um die faulen Geschwüre schon bestimmte Räthe, das todte von den lebenden abzusondern, dabei die Stellen hinter dem rothen Ringe schon mit kleinen guten Pocken besetzt.

Wo die Sache ein so übles Ansehen durch das bösartige Pockengift, oder durch die besondere Beschaffenheit einiger einzelnen Schafe, bekommen hatte, war doch nur Ausnahme. Bei dem großen Haufen war die böse Nebeneigenschaft des Pockengifts ohne Wirkung geblieben, und im Ganzen ging die Sache vortrefflich und erwünscht. Die Thiere blieben bei ihrem Pockenfieber munter, so, daß sie nicht vom Futter abgingen; nur einige, welche zu heftig davon angegriffen wurden, legten sich, während die andern fraßen, nieder.

Am 14ten Tage wurden wieder alle Schafe in die Hand genommen, um zu sehen, ob sie alle Anschlag bekommen hätten.

Um die Impfwunden her hatten sie alle einige kleine Pocken. Am übrigen Körper konnte man nur mit Mühe, und nach vielem Suchen zwischen der Wolle die einzelnen Pocken entdecken. Einige hatten indessen auch viele Pocken, daß die Geschwulst an den Gesichtern ihnen gewissermaaßen an dem Fressen hinderte. Daß hierbei die besondere Inoculirungsart Einfluß gehabt hätte, konnte nicht bemerkt werden; es war dieses blos Folge der besondern Eigenschaft einzelner Schafe. Man konnte jetzt der Schäferei im Ganzen nicht anmerken, daß sie die Pocken hatte.

Am 20ten Tage wurde sie nochmals nachgesehen, und die Impffäden, welche bis dahin liegen geblieben waren, durchschnitten und ausgezogen, und dabei dann wirklich gefunden, daß die ganze Schäferei, mit einiger kleinen zweifelhaften Ausnahme, die Pockenkrankheit überstanden hatte,

hatte, wo während den 11 Hauptagen derselben auch nicht Ein Schaaf krepirt war. Bei dem Hunde war das Gift, welches der Schaafnatur so schnell Brand und gänzliche Zerstörung drohete und verursachte, eine gesunde Nahrung geworden, bei den Ziegenböcken hatte es nicht gewirkt, und konnte nichts wahrgenommen werden, als was die Folge der Einschnitte war. Ein Beweis, wie sehr weit bei der anscheinenden nahen Verwandschaft, die Thiere hauptsächlich durch das eigene sich ausgearbeitete Lebensprincip von einander unterschieden sind, und wie unsicher sich, von der Wirkung eines Mittels auf ein Thier, für das andere schließen läßt.

Die übeln Vorfälle bei der Inoculation würden höchst wahrscheinlich nicht erfolgt seyn, wenn die anfangende Epidemie, von der ich das Gift nehmen mußte, nicht so bösartig gewesen, und ich in der Art der Inoculation meinen Vorgängern nicht gefolgt wäre. Es ist offenbar unrecht, so schwer vergiftete Wunden und diese bis aufs Zellgewebe zu machen. Es giebt dieses Veranlassung: daß das Gift nicht lange genug local liegen bleiben, und dem Körper gewissermaaßen vor der Mittheilung gleichartig gemacht werden kann, und sich zu geschwind über den ganzen Körper verbreitet, welches, zumal wenn das Gift, wie das meinige, einen faulen Nebencharakter hat, von den übelsten Folgen ist. Es ist unnöthig, zu besorgen, daß die Inoculation bei geringern und leichtern Wunden ohne Wirkung bleiben werde. Daß es nicht geschieht, sehen wir bei den unbemerkbaren Wunden der Kinderblattern-Inoculation, des tollen Hundebisses, Bienenstichs und dergl. mehr, wo die aller kleinsten angebrachten Giftheilchen nichts weniger als ohne Wirkung bleiben.

Auf diese Erfahrungen gestützt, unternahm ich eine zweite Inoculation an 50 Jährlingen, welche ich besonders auf einem Vorwerke hatte. Ich machte drei ganz feine, kaum bemerkbare Einschnitte mit einer Lanzette dicht neben einander, zog diese etwas aus einander, und strich an 25 mit der Lanzettenspitze etwas gutes reifes Pockeneiter ein, bei den übrigen 25 rieb ich in die Einschnitte Nasenschleim, legte überall Hipsplaster darüber, und zeichnete jede Sorte besonders.

Diese Inoculation lief völlig nach Wunsch ab. Die Schaafe bekamen alle zur gesetzlichen Zeit gute und leichte Pocken. Man sahe dabei den Thieren keine Krankheit an, auch erlebte ich die bösen Zufälle an den Inoculationsstellen nicht, und starb nicht eins davon.

In der Folgezeit nahm ich diese Jährlinge unter meine übrige Heerde, wo die natürlichen Pocken unter den

Ge-

Gemeindeschaafen, die mit den meisigen in einem Haufen ausgetrieben werden, schrecklich zu wüthen anfingen. Von 80 Stücken starben daran im Monat Julius und August 20. Die Schäferei, von der ich das Gift genommen hatte, verlor von 1000 Stücken im Monat Mai und Junius 150. Eine andere, die auch im Orte ist, im Monat Julius und August von 1000 Stücken 200. Eine dritte, welche sich noch im Orte befindet, im Monat August und September von 500 Stücken 50.

Im ganzen Amte gingen von 13000 Stücken 1600 verloren, die ganzen Ställe voll Blinde, Schiefe Taube und Lahme nicht mit gerechnet.

Manche Schäferei verlor das 5te, manche das 6te, manche das 10te. Im Ganzen ging das 8te verloren.

Wo die Epidemie den Winter hinkam, weiß ich Schäfereien, die von 1000 Stücken nur 100 durchbrachten, wozu die Strenge des Winters und hernach der hohe Stand des Wassers aber das seinige beitrug. Indessen ist die Krankheit des Winters am fürchterlichsten und bringt allemal auf viele Jahre nicht zu überwindenden Schaden.

Bei meiner Inoculation verlor ich von 500 Stücken 6, und diese durch Umstände, die höchst wahrscheinlich bei künftigen Inoculationen vermieden werden können. Meine Schaafe blieben ein halbes Jahr mit pockigten Schaafen in einer Heerde gemischt, und von den Pocken befreiet. Zehn Stücke wurden indessen doch noch bemerkt, daß diese in der Folgezeit Pockenausschlag bekamen, davon starben 3 den kläglichen Tod des lebendigen Verfaulens, welches der gewöhnliche Tode aller, die von der natürlichen Ansteckung hingerafft werden, ist.

Ein Nachbar, einer der ersten Erzieher und feststen Stammhalter edler Schaafe in hiesiger Gegend, inoculirte während er schon die Pocken in seiner Heerde, und bereits von 299 natürlich angesteckten 35, folglich das 8te verloren hatte, seine übrige Heerde 471 und verlor davon nicht eins, auch blieb dieser Hause in der Zukunft von den Pocken gänzlich verschonet.

In . . . wurde gleichfalls die ganze Schäferei durch die Inoculation gerettet *).

Es

*) Die nähern Ereigniſſe und Beweiſe dieſer beiden Inoculationen finden ſich in Hinke Beſchreibung der Pockenkrankheit der Schaafe und der Wirkung einer Inoculation der Pocken auf dem Rittergute Löbitz. Halle, bei Gebauer, 1798. Die eine hat der Herr Geh. Rath Meckel in Dieskau und die andere der Herr Amtsverwalter Fink in Löbitz angeſtellt.

Es bleibt also wohl kein Zweifel übrig, daß die Schaafpockeninoculation nicht für eben so wichtig und nützlich, als die Kinderblatterninoculation zu halten wäre; sollte es auch nur seyn, den Schaafen die Krankheit zur schicklichen Jahrszeit geben zu können, so erwächst daraus nur für Deutschland ein fast nicht zu berechnender Vortheil, weil im Winter und in den heißesten Sommermonaten sehr oft ganze Schäfereien zu Grunde gerichtet werden.

Es wird darauf ankommen, die Schäfereibesitzer von ihrem bisher oft wiederholt unnöthig erlittenen Schaden, und von dem aus der Pockeninoculation für sie entspringenden großen Vortheil zu belehren, ferner die Sache so leicht und ausführbar zu machen, daß sie jeder Schäfer verrichten kann, um die so nützliche und große Sache allgemein zu machen.

Ein Instrument nach Art der Schröpfeisen gemacht, welches nur drei leichte Wunden neben einander in die Haut schlüge, und in welche der Schäfer (welches er durch das beständige Einreiben der Grundlaugen recht gut versteht) blos das Eiter oder den Nasenschleim einzureiben brauchte, würde die Sache gewiß recht sehr erleichtern. Vielleicht ist schon hinreichend, die Ansteckung zu bewirken, mit einer vergifteten Nadel einige kleine Stiche in die Haut zu geben. Leichteres ließ sich denn, den großen Zweck zu erreichen, nicht denken; und könnte mit einer Wenigkeit Eiter eine große Menge Schaafe durch die Krankheit geholfen werden.

Am besten ist aber wohl: darauf zu denken, die Schaafpocken in hiesiger Welt ganz auszurotten.

Es ist ausgemacht gewiß, und kann sich leicht ein jeder, wer auf den Gang der Krankheit Acht haben will, überzeugen; daß bei ihr, wie bei den Kinderblattern, ein eignes Gift zum Grunde liegt, welches sich in unserm Klima nicht erzeugt hat, und auch nicht erzeugen wird, das sich blos durch eine beständig erneuerte Ansteckung, indem es von einer Heerde zur andern schleicht, erhält und ernährt, und auf eine unerhörte Art ungestört — mordet. Sobald in hiesiger Welt eine neue Ansteckung auf ein Viertel- oder ein halb Jahr verhindert werden könnte, so würde die gänzliche Ausrottung so gut als geschehen seyn.

Die Möglichkeit läßt sich denken, sobald sich Fürsten und Völker vereinigen, die strengsten Maaßregeln dagegen, wie gegen die Menschen- oder Rindviehpest, nehmen, und ausführen zu lassen.

Weit ausführbarer ist die Sache, als die Kinderblatternausrottung, weil zu einer Distriktsinoculation, die dabei hülfreiche Hand leisten könnte, der Aeltern Erlaubniß nicht erforderlich

lich ist, und die Subscriptionen zu den Isolierhäusern schon gesammelt und diese bereits erbauet sind. Ferner, ein jeder Strich Landes für sich die nützliche Sache sogleich anfangen, alle Zwangsmittel, hauptsächlich das Todtschlachten der ersten pockigten Schaafe, und das Verscharren derselben, und alles, was dahin zweckdienlich, einrichten und befehlen kann, ohne dabei erst seinen Nachbar um Rath fragen zu müssen. Denn gesetzt, daß auch die Sache, aller Mühe und Sorgfalt ungeachtet, durch die gesetzten Gränzen, in das vernünftige Land einbräche, so würde dadurch der Schaden nicht größer werden, als er bis jetzt beständig Jahrhunderte hindurch gewesen ist. Das tolerirte Uebel trift allemal alle fünf, sechs Jahre ein neues für sich zum Morden erzogenes und dargestelltes Geschlecht an; davon mordet es, so viel es mag und kann, und ist dabei bisher weiter nichts geschehen, als daß nach gemeiniglicher Schlacht die Felle auf dem Boden und die auf dem noch lebenden Thieren gezählt worden sind.

Von der Zukunft hoffe ich: daß sie sich wenigstens die Verpflegung schaffen wird, guten Willen, dem großen Unglücke Einhalt zu thun, gezeigt zu haben, und daß die baldige Schaafpockenausrottung ein glücklicher Vorbote der Kinderblatternausrottung werden wird.

Salzgurken auf russische Manier.

(Aus dem Französischen.)

Man legt in eine Tonne eine gewisse Anzahl Gurken, und gießt so viel kaltes Wasser darauf, so, daß sie damit bedeckt sind; ferner wirft man 4 oder 5 Hände voll Salz, einige Eichenblätter und Blätter von schwarzen Johannisbeeren, nebst ein wenig Knoblauch und einige Zwiebeln darauf. Die Tonne setzt man an einen kalten Ort, und läßt sie daselbst 24 Stunden stehen. Man gießt dann auf die Brühe ab, setzt 4 oder 5 Hände voll Salz zu, und erwärmt sie. Ist sie erkaltet, so gießt man sie wieder auf die Gurken, verschließt die Tonne genau mit einem Deckel und bewahrt sie an einem kalten Orte auf. In drei oder vier Tagen sind die Gurken eßbar.

Göttingen. C. J. A. Müller.

Hannöverisches Magazin.

102tes Stück.

Montag, den 23ten December 1799.

Etwas über Schulstuben.

Ein Beitrag für medicinische Polizei.

Von J. C. Strenberg, Dr.

Ex volumine tuo effe.

Jüngst rühmte mir der Schullehrer einer untern Classe die Reinlichkeit seines Schulzimmers, und versicherte mich, daß es ihm beinahe gelungen sey, den üblen Dunst zu tilgen, der gewöhnlich die Schulstuben verpest. Ich war neugierig das Zimmer zu sehen, und er führte mich hinein. Nun, ich kann nicht leugnen, ich fand, zu meiner großen Freude, das, was mir der Mann eben gesagt hatte, zum Theil bestätigt; aber trotz dem, daß nach alle Fenster geöfnet waren, war dennoch der fast spezifike Geruch eines solchen Zimmers mir, der ich nicht daran gewöhnt war, nur zu auffallend, und veranlaßte mich zu einem Nachdenken über den daraus entspringenden Nachtheil. Es sey mir erlaubt, einige Betrachtungen hier mittheilen zu dürfen; die Sache scheint mir nichts weniger als unwichtig, nein, mich dünkt, sie sey ein Gegenstand, den die medicinische Polizei näher bey herzigen sollte.

Scrofeln, Atrophie, Rachitis und dergleichen Krankheiten, zeigen fast mit jeder Generation mehr ein; wahrscheinlich würden sie es nicht, wenn man sich mehr Mühe gäbe, den mancherley Quellen ihres Ursprungs und ihrer Vervielfältigung nachzuspüren, sie wo möglich zu verstopfen. Es ist freylich, leider nur zu wahr, daß ihr erster Grund in einer erblichen Anlage liegt, womit das Kind geboren wird, aber eben so gewiß ist es auch, daß die jetzige Erziehung, lebens-

Lebensart, Sitten und Gebräuche ihr Quantum in übertrieblichem Maaße zur Vermehrung derselben beitragen. Man sieht ja täglich, wie schwer es der Arzneikunst wird, sie zu heilen, wenn nicht das äussere diätetische Verhalten die Wirkungen der Mittel unterstützt. Reinlichkeit, öfterer Genuß der frischen Luft, Bewegung u. s. w., sind dies nicht Dinge, in deren Mangel der Arzt eine alleinige oder mitwirkende Ursach dieser Krankheiten sehr, und die er, als zur Cur durchaus nothwendig, neben dem Gebrauch der Arzneimittel nachdrücklich empfiehlt? —

Aber es ist nicht genug, daß man seinen Blick darauf heftet, ob das Kind im Hause seiner Aeltern diesen Gesetzen gemäß gehalten wird, nein, auch ausser denselben kann vieles liegen, was der Aufmerksamkeit nicht entgehen darf. Und hieher gehören denn unstreitig auch wohl — die Schulstuben, vorzüglich die der niedern Classen in kleinen Städten und Flecken und die auf Dörfern.

Welch ein ekelhaftes Bild, das die meisten dieser Hörsäle darbieten! — Nicht zu gedenken, was manche, hie und da, vorzüglich in Dorfschulen eingerissene Unordnungen nach sich ziehen (z. B. daß die Schulstube gar oft ausser den Lehrstunden einer Glückhenne mit ihren Küchlein zum Aufenthalte angewiesen wird; daß die Hausehre sich besondere Rechte darauf anmaßt, sie zum Trocknen und Plätten der Wäsche, den Ofen nicht selten als Bratofen benutzt, u. s. w.) so treffen doch schon mehrere Umstände zusammen, die den täglichen Aufenthalt in einem solchen Zimmer der Gesundheit gefährlich machen. Sechs bis acht Stunden lang ist täglich in einem meist sehr engen Raume eine oft sehr beträchtliche Menge Kinder zusammen gedrängt, deren größtentheils sehr schmutzige, und wenn das Kind einen weiten Weg zur Schule hat, vom Regen oft ganz durchnäßte Kleidungen den sehr üblen Duft beträchtlich vermehren, den die Ausdünstungen der vielen Körper selbst, mitunter auch eine Wirkung schlechter, gährender Speisen hervorbringen. Der Präceptor, an eine so verderbte Athmosphäre schon gewöhnt, empfindet das Unbehagliche derselben nicht mehr, es fällt ihm wohl nicht einmal ein, Abends ein Fenster zu öffnen, und so wird die Luft fast mit jedem Tage verderbter. Hiezu kommt noch, daß die meisten Schulstuben der ältern Schulgebäude an der Erde, ja oft halb in der Erde liegen, und sehr niedrig gebaut sind, was die Verderbnisse der Luft nicht nur begünstigt, sondern auch dazu beiträgt, daß sie mehr auf den Körper wirken kann. — Und in einem solchen Aufenthalte muß so manches atrophische, scrofulose, oder an ähnlichen Krankheiten leidende Kind Morgens und

Nach-

Nachmittags mehrere auf einander folgende Stunden auf einem und eben demselben Flecke in einer und eben derselben Stellung verweilen, muß alle die oft scheußlichen Ausdünstungen einathmen, die um und neben ihm hervordusten! Unmöglich kann dabei die Krankheit der Genesung entgegen rücken. — Und nun auch der Präzeptor selbst, wie kann sein Körper unter diesen Umständen einer dauerhaften Gesundheit geniessen? Jahr aus, Jahr ein, athmet er den größten Theil des Tages über in den Lehrstunden die verdorbte Luft, gewöhnt sich gar oft so daran, daß er sie auch selbst in seinem Wohnzimmer gleichgültig erträgt, seinen Geist quälen ob der kärglichen Einnahme nicht selten gegründete Nahrungssorgen! Daher kommt es denn auch, daß diesen Leuten ein bleiches, cachectisches Ansehen, eine cachymische Diathesis der Säfte, Hypochondrie und dergleichen Krankheiten, sast durchgehends mehr oder weniger eigen sind, und daß sie selten ein gar hohes Alter erreichen.

Nicht selten geschiehts auch, daß durch die Schulstube eine ansteckende Krankheit weiter verbreitet wird, wie z. B. die Krätze, die schon oft durch Schulkinder ganzen Familien mitgetheilt wurde, die sonst wahrscheinlich davon verschont geblieben wären. — Es schicken, leider! sehr viel arme heute ihre Kinder nur zur Schule, weil es einmal so Gebrauch bei ihnen ist, oder damit ihnen das Kind nicht bei ihren Geschäften beschwerlich falle, und bekommt nun dasselbe die Krätze, dann sind sie vollends froh, wenn sie es nicht immer um sich haben dürfen.

Aber auch den bessern Theil, der seine Kinder wirklich des Erlernens halber zur Schule schickt, pflegt es nicht zu ahnden, oder nicht zu kümmern, daß er eine Krankheit verbreiten helfe. Andere versäumen aus falscher Schaam, noch andere aus Dürftigkeit medicinische Hülfe, kurz alle sich eben ihre Kinder nach wie vor zur Schule. Und daß nun hier der ansteckende Krankheitsstoff nicht weiter verbreitet werden sollte, ist beinahe unvermeidlich; denn in den Lehrstunden selbst sitzen ja die, nicht immer an Reinlichkeit gewöhnten, mitsin auch für Ansteckung empfänglichen Kinder gedrängt neben einander, und ausser denselben treiben sie ungewarnt ihre Spiele mit einander fort.

Nun auch noch ein Wort von der Einrichtung der Lehrstunden, in sofern sie Einfluß auf die Gesundheit der Schulkinder hat.

Am Morgen wie am Nachmittage dauren sie gewöhnlich drei bis vier Stunden, und den bei weitem größten Theil dieser Zeit bringt das Kind in einer und ebenderselben Stellung zu! Schon die Einförmigkeit in einer Stellung, sie sey auch welche sie wolle,

ist dem Körper nicht zuträglich, am allerwenigsten ist es aber anhalt nden Sitzen. Hat vollends das Kind einen Tisch vor sich, dann pflegt es sich mit der Brust dagegen zu lehnen, und so wird die Stellung noch nachtheiliger, indem zugleich die freie Ausdünstung der Lungen behindert, ihr Druck auf die Eingeweide des Unterleibes überflüssig vermehrt, und somit die schädliche Wirkung des Sitzens noch unterstützt wird. Dies muß um desto mehr üble Folgen nach sich ziehen, da bei den meisten chronischen Kinderkrankheiten (wenigstens doch ohne Zweifel bei Atrophie, Rachitis ꝛc) die Ursach im Unterleibe liegt, und überhaupt Kindern wegen der größern Dehnbarkeit und Zusammenziehungskraft ihrer Muskeln, Gefäße u. s. w. alles weit leichter als Erwachsenen schadet, was den freien Umlauf der Säfte in den Gefäßen der Eingeweide des Unterleibes stört, und die Action dieser Eingeweide selbst, mithin auch das Verdauungs- und Ernährungsgeschäft erschwert.

Nach Verlauf jeder Stunde pflegt nun zwar der Hr. Präceptor sich und seinen Zöglingen ein Viertelstündchen Ruhe zu gönnen, und während seiner Entfernung macht sich das junge Völkchen, wenn der Herr Präceptor anders gutwillig genug ist, das zu verstatten, einige Bewegung auf Tischen und Bänken umher. Doch der Ruhen dieses Erholungs-Viertelstündchens verliert viel, wenn es den Kindern nicht verstattet wird, während dieser Zeit der frischen Luft genießen zu dürfen, sondern sie in der Schulstube und also auch in der verderbten Atmosphäre bleiben müssen.

Ganz besonders tadelnswürdig ist es aber, wenn es den Kindern nicht einmal vergönnt wird, nach Verlauf jeder Stunde von ihren Bänken aufstehen und einige Augenblicke im Zimmer umherwandern zu dürfen. —

Doch alles dies überwiegt noch der Nachtheil, der daraus entspringt, wenn das Kind kurz nach dem Mittagessen wieder in die Schulstube zurück muß. Der Mehlbrei, der Pfannkuchen von Rockenmehl und Rüböl, die Kartoffeln mit geschmolzenem Speck, und alle die übrigen Speisen, mit denen arme Leute ihre Kinder zu ernähren pflegen, sind noch lange nicht verdauet, und schon muß das Kind in seine sitzende Stellung zurück, darf sich wenigstens einer ganzen Stunde lang nicht rühren, wenn es nicht den schwanken Scepter seines Theophron fühlen will!

Zu verwundern wäre es unter solchen Umständen wirklich, wenn hartnäckige Kinderkrankheiten, deren Ursach in einem verderbten Zustande des Unterleibes liegt, seltener wären, als sie es sind.

Dem größten Theile dieser Uebel ließe sich nun, wie mich dünkt, ziemlich gut abhelfen, da es nur von einigen Vorrichtungen abhienge, die getroffen werden könnten, ohne aber großen Kostenaufwand zu erfordern, ohne die übrige Einrichtung des Schulwesens irgend merklich zu verändern, und überhaupt ohne Unmöglichkeiten möglich machen zu wollen. — Es sey mir erlaubt, einige Materialien zu Vorschlägen dieser Art beizufügen zu dürfen.

Was die Verderbniß der Luft in einer Schulstube betrift, so scheinen mir vorzüglich folgende Vorrichtungen erforderlich. — Nicht genug, daß jeder Präceptor gehalten seyn muß, nach jedesmaliger Endigung der Schulstunden die Fenster zu öffnen, und überhaupt für die Reinlichkeit des Zimmers bestmöglichst zu sorgen, nein, auch während der Schulstunden selbst muß der Zutritt der frischen Luft auf alle mögliche Art befördert und erhalten werden.

Dies ließe sich wohl am besten durch folgende Mittel bewirken:

1) durch Luftlöcher, die ungefähr einen halben Fuß unter der Decke in die äussern Wände des Zimmers angelegt würden. Der Nutzen dieser Löcher, die nicht über einen Viertelfuß im Durchschnitt zu haben brauchten, und deren nach der Weite oder Höhe des Zimmers und der Menge der Schulkinder mehr oder weniger seyn müßten, würde vielleicht noch erhöhet werden, wenn sie nicht ganz in Horizontallage, sondern etwas schräge Richtung, so, daß die äussere Oeffnung höher stände als die innere, in der Mauer eingebrochen würden. Vor dem Eindringen des Regens, dem solche Luftlöcher freilich mehr ausgesetzt wären, könnte man sie zwar leicht durch ein kleines Wetterdach schützen. Liege das Schulzimmer so, daß es auf zweien Seiten der freien Luft ausgesetzt ist, desto besser: denn kann man auf diesen beiden Seiten Luftlöcher anlegen, und der dadurch entstehende Luftzug, von dem man übrigens nicht den mindesten Nachtheil zu befürchten hätte, würde dem Zwecke dieser Oeffnungen noch mehr entsprechen. Außer den Luftlöchern würde

2) ein Ventillator unstreitig das wirksamste Mittel seyn, die Dünste aus dem Zimmer hinaus, und frische Luft hinein zu schaffen; und mich dünkt, er würde eher für eine Schulstube als Pfarrzimmer. Ein Ventillator ist eben nicht eine so kostbare Maschine, daß ihr Preis ihrer Einführung in Schulstuben hinderlich seyn könnte, indem brauchte ja ein solcher Ventillator nicht sauber und elegant gearbeitet zu seyn. — Je größer, desto besser. Aber ich möchte denn doch rathen, ihn nicht in einem Fenster, sondern hoch oben in der

Wand anzulegen. Seine Activität und mit ihr sein Nutzen würden durch den hiedurch verstärkten Luftzug gewiß erhöhet, auch würde er denn nicht leicht die Augen der Kinder von den Büchern abziehen können.

3) Die Heizung durch Kaminfeuer, oder auch allenfalls durch Windöfen, statt der gewöhnlichen Stubenöfen, würde gleichfalls sehr viel zur Erhaltung reiner Luft beitragen. Da indeß dies schon weit beträchtlichere Kosten verursache, so möchte es wohl schwerlich geschehen, daß aus vielen Schulstuben die Oefen weggerissen und Kamine an ihre Stelle gemauert würden. Aber wenn ein Schulgebäude neu erbauet wäre, so ließen sich doch Kamine eben so gut, ja vielleicht noch mit weniger Kosten anlegen, als Oefen.

Ausserdem müßte nun, wie gesagt, jeder Präceptor gehörig angewiesen werden, daß er nach jedesmaliger Endigung der Lehrstunden die Fenster öfnete, sie in den Ferienzeiten beständig offen erhielte, für die äussere Reinlichkeit des Zimmers auf jede Art bestmöglich sorgte, im Winter nie zu stark heizen ließe u. s. w. Es giebt freilich viele unter diesen Männern, die dies, auch ohne Vorschriften darüber erhalten zu haben, aus eigenem Antriebe beobachten, aber auf die, welche sich darin nachläßig bezeigten, müßte die Schulinspection sorgfältig achten, und sie, wenn es nöthig wäre, selbst durch Strenge anhalten, das zu befolgen, was geschehen muß; die vorhin angeführten Nachtheile für sie selbst und ihre Schulkinder zu verhüten.

Ich habe vorhin gesagt, daß mancher ansteckende Krankheitsstoff durch die Schulstube ganzen Familien mitgetheilt wird, und das ist vorzüglich mit der Krätze schon oft der Fall gewesen. Dieser Gefahr für die Zukunft vollkommen vorzubeugen, möchte wohl schwerlich gelingen, denn es stellen sich hier weit größere Schwierigkeiten entgegen, da auf eine beträchtliche Menge verschieden gesinnter, zum Theil vorurtheilvoller, zum Theil halsstarriger Menschen, auf die Aeltern der Schulkinder besondere Rücksicht genommen werden muß, und also der größte Theil der zu hebenden Ursachen ausserhalb der Schulstube liegt. Der Lehrer ist auch bei dem besten Willen nicht immer im Stande, jene Krankheit an einem Knabe zu bemerken, und entdeckt ihm auch der Zufall ein räudiges Schäfchen unter seiner Heerde, was kann er dann eben thun, die weitere Verbreitung der Krätze in seiner Schulstube zu hindern? zumal wenn bereits schon mehrere Kinder angesteckt sind. —

Hier mögten vielleicht unter andern folgende Vorkehrungen nützlich seyn:

Man

Man sorge dafür, daß die Kinder nicht so gedrängt nebeneinander sitzen. Schlimm genug, wo das wegen Mangel am Raum, oder zu beträchtlicher Anzahl der Kinder, nicht ausführbar wäre; aber da, wo es sich thun ließe, sollte man sie so weit aus einander setzen als möglich; was zugleich noch den Nutzen hätte, daß sich die mancherlei Ausdünstungen nicht so concentriren könnten. Wo aus Dürftigkeit medicinische Hülfe versäumt würde, da müßte die Obrigkeit mit Unterstützung herbei eilen, dagegen aber auch verordnen, daß jeder, der ein Kind zur Schule schickte, es bei einer gewissen Strafe sofort dem Lehrer anzuzeigen habe, wenn er eine Ausschlags-Krankheit an demselben bemerkte.

Vielleicht ungleich leichter noch würde der hiedurch beabsichtigte Zweck erreicht werden, wenn eine Casse errichtet würde, zu der jedes Schulkind einen wöchentlichen geringen Beitrag, und wer gegen jene Verordnung verstoßen hätte eine bestimmte Strafe liefern müßte, und woraus dann die Kurkosten solcher Krankheiten bei Kindern völlig unvermögender Aeltern zum Theil bezahlt werden könnten. Wie übrigens eine solche Casse eingerichtet werden müßte, um wahrhaft nützlich und dauerhaft zu werden, das gehört nicht hieher. —

Sobald nun dem Präceptor auf irgend eine Art die Krankheit eines seiner Schulkinder bekannt wird, muß er es ungesäumt gehörigen Orts berichten, damit für das Weitere gesorgt werden kann. Uebrigens müßten zugleich dem Präceptor die nöthigen Vorsichtsregeln bekannt seyn, die er hierbei seinen Schulkindern mittheilen könnte. Daß endlich ein mit Ausschlag behaftetes Kind, wenn es während der Kur noch immer zur Schule gehen soll, hier von den übrigen abgesondert sitzen müsse, versteht sich ja wohl schon von selbst.

Vielleicht werde ich hierüber nächstens an einem andern Orte meine Ideen aufführlicher mittheilen, denn der Gegenstand scheint mir allerdings der Zeit und Mühe werth, die man auf seine Behandlung verwendet.

Was nun endlich das Arrengement der Lehrstunden betrift, so ist es gar nicht lobenswerth, daß der Nachmittagsunterricht so schnell auf die Mittagsstunde folgt. Weit besser würde es seyn, wenn der Unterricht am Morgen früh seinen Anfang nähme, Mittags also früher geschlossen würde, und Nachmittags nicht gleich nach der Mittagsstunde fortgesetzt würde.

Der frühe Anfang der Lehrstunden nöthigte das Kind, zeitig aufzustehen, (ein Vortheil, der bei kränklichen Kindern, denen Uebermaaß im Schlaf doch immer schadet, nicht zu übersehen

hen ist) und der größere Zwischenraum zwischen den Morgens und Nachmittagslectionen würde auch den Nachtheil des anhaltenden Sitzens um ein großes mindern. Auch würde dies die Verderbniß der Luft verhüten helfen, indem während der Zwischenzeiten durch Oefnung der Fenster ꝛc. immer wieder frische Luft genug ins Zimmer geschaft werden könnte.

Uebrigens sollte man auch nach Endigung jeder Lehrstunde ein Viertelstündchen Erholung in freier Luft den Kindern nicht versagen. Auf den Fleiß der Kinder würde diese Abänderung im Arrengement der Lehrstunden durchaus keinen Nachtheil haben, im Gegentheil würde vielleicht manches, das sonst ungern zur Schule ging, nun lieber mit seinen Büchern fortwandern, da es die Einförmigkeit vermißte, die ihm zuvor die Schulstunden verleidete.

Genug für jetzt! Ich wollte hier nur Winke, nur Materialien liefern, nicht aber einen völlig ausgearbeiteten Plan, und schließe daher mit dem herzlichen Wunsche, daß künftig auch die medicinische Polizei zur Verbesserung des Schulwesens sich nicht unthätig bezeigen möge. Verbesserungen wären hier, wie ich gezeigt zu haben glaube, nichts weniger als unmöglich, ja zum Theil ohne große Schwierigkeit zu Stande zu bringen, und wer sich nicht von ihrer Nothwendigkeit überzeugen kann, der gehe nur hin und prüfe, und wenn sein Herz warm für Menschenwohl klopft, wird er gewiß meinen Wunsche beistimmen!

Verfertigung der limburger Käse zum Nachmachen.

Ihre vorzügliche Güte schreibt man den fetten Wiesen jener Gegend zu, die auf den Hügeln von steten Bäumen beschattet, ein süßes Gras tragen; aber auch die Verfertigung derselben trägt viel zu ihrer Güte bei. Man nimt die Milch, so wie sie von der Kuh kömmt, und thut, um sie zu scheiden, etwas Kälbermagen hinein. Das Dicke oder die Matten wird in eckige hölzerne Formen, die unten zum Abfluß der Molke Löcher haben, gethan, so lange bis die Formen gefüllt sind. So entsteht der Käse, welchen man bald aus der Form nimt, auf einem Brett trocknen läßt, fleißig wendet, oft mit Bier abwäscht, und dann weit und breit verführt. Diese Art Käse haben den Namen: ganze Milchkäse.

Hannöveriſches Magazin.

103tes Stück.

Freitag, den 27ten December 1799.

Ueber die Cultur des Meerrettigs,

(*Cochlearia armoracia Linn.*)

Dieſe Pflanze wächſt in Europa in den Waſſergräben und an kleinen Bächen wild; ſie iſt aber wegen ihrer genießbaren Wurzel und ihrer Arzeneikräfte, welche ſie enthält, a) in unſere deutſchen Gärten mit aufgenommen worden. Nur iſt es zu bedauern, daß dieſes ſo ſchätzbare Produkt nicht in jedem Boden gut gedeihet. Das, dieſer Pflanze angemeſſene Erdreich muß lehmig und nur mit etwas ſchwarzer, fetter Erde vermiſcht ſeyn, auch gedeihet ſie in ſchwarzer fetter Erde allein, wenn dieſe nur nicht zu naß iſt; doch in kalkigtem, kreidigtem und kießigtem Boden wächſt ſie nicht leicht, und wenn ſie ja durch viele Bearbeitung zum Wachsthume gebracht wird, ſo werden die Wurzeln doch nicht ſo ſtark, auch nicht ſo nahr- und ſchmackhaft, als im erſten Erdreiche.

Denn erſtlich können die Wurzelfaſern (deren zwar nicht viele, die aber jedoch zum Wachsthume der Hauptwurzel unumgänglich nothwendig ſind) in kieſigtem Boden keine hinreichende Nahrung einſaugen, wodurch alſo die Hauptwurzel viel leiden würde; und zweitens leidet die Wurzel noch mehr, wenn ein trocknes Frühjahr einfällt, in kalkichtem und kreidigtem Boden, weil die Blätter noch nicht ſo groß gewachſen ſind, daß ſie die Erde vor Austrocknung ſchützen können, wodurch folglich die Wurzel in ihrem Wachsthume gehemmt wird, indem ſchon die Erde an ſich hitzig iſt, und alſo die Wurzel keine hinreichende Nahrung erhält. Hiezu kömmt noch ein Uebel, welches ſich jedoch auch in gutem Boden häufig zeigt, nemlich: es ſetzen ſich hier und da Knoten an die Hauptwurzel an,

a) S. Batſch Geſchichte der Pflanzen, Theil 2. S. 164.

welche, wie ich glaube, blos daher entstehen, wenn die Säfte in der Wurzel, wenn auch nur auf kurze Zeit, gehemmt werden, und nachher wieder auf einmal zu stark eintreten, durch deren Pressung sich also dergleichen Knoten anlegen, welche zuletzt in Fäulniß gehen, und der Wurzel faule Flecken mittheilen. Ob nun solche Knoten durch schädliche Insekten auch entstehen können, darüber lasse ich Kenner entscheiden, und berufe mich jetzt nur darauf, daß ich dergleichen Knoten an den Meerrettigwurzeln in kalkigtem Boden mehr gefunden habe, als in dem ihm angemessenen Erdreiche, und dies kömmt wahrscheinlich daher, weil letzteres immer die gehörige Feuchtigkeit enthält, und folglich die Wurzel ununterbrochen fort wachsen kann. Man beobachte kalkigten, kreidigten und kiesigten Boden bei dürren Sommermonaten gegen thoniges oder lehmiges Erdreich, und man wird finden, daß ersterer weit tiefer austrocknet, und durch seine hitzigen Bestandtheile der Wurzel sehr viel Nachtheil zuzieht; dahingegen bei letzterem die Dürre nicht so tief eindringen kann. Zwar wird das thonige oder lehmige Erdreich hiedurch etwas fester, jedoch schadet dieses den Meerrettigwurzeln nicht, weil die Erde nur auf der Oberfläche austrocknet.

Auch würkt das Erdreich, die Lage und das Klima sehr auf den Geschmack der Meerrettigwurzel. Man findet öfters, daß diese Wurzeln in einer Flur von geringem Umfange an Größe und Geschmack verschieden sind, ob sie gleich einerlei Behandlung genossen haben. Z. B. in Jena, wo sehr viel Meerrettig gebauet wird, soll der, welcher auf den Gartenländern vor dem Johannisthore gezogen wird, sowohl an Größe als auch am Geschmack weit besser seyn, als derjenige, welcher auf der Insel vor dem Saalthore gebauet wird, obgleich in letzterm Erdreiche andere Küchengewächse sehr gut gerathen.

Kann man aber nicht vermeiden, den Meerrettig in ein hitziges, kalkiges, kreidiges oder kiesigtes Erdreich zu pflanzen, so muß dasselbe erst einige Jahre vorher sehr gut gedünget werden. Auch kann man Rasenerde zum Meerrettigbau tauglich machen; man muß sie aber, nachdem man sie abgestochen, zuvor ein Jahr liegen lassen, und in der Zeit einigemal umarbeiten. Diese mit verfaulter Misterde vermischt, kann in Ermangelung des thonigen oder lehmigen Bodens zum Meerrettigbau gebraucht werden.

Herr Miller empfiehlt folgende Methode den Meerrettig anzubauen und fortzupflanzen. b)

„Der Meerrettig, sagt er, wird „aus Schnittlingen oder Seitenschossen

b) S. Millers Gartenlexicon, Theil 1. S. 771.

„schossen der alten Wurzeln gezo„gen, und die beste Zeit hiezu ist „der October und Februar. Die „Art und Weise, wie man ihn er„zieht, ist folgende: man muß sich „mit genugsamen Nebenschossen, „die an ihrer Krone ein Treibauge „haben, versehen. An ihrer Kür„ze ist nichts gelegen, und also „kann man den obern Theil der „Wurzel, welchen man verbraucht, „etwa 2 Zoll lang mit dem Treib„auge abschneiden. Sodann macht „man eine 20 Zoll tiefe Grube, in „welche man die Wurzeln 4 oder „5 Zoll weit von einander mit dem „Auge über sich, setzt, und die aus „der Grube genommene Erde wie„der darum häuft, hierauf macht „man auf gleiche Weise eine zweite „Grube, und so fähret man fort, „bis das ganze Feld bepflanzt ist. „Uebrigens muß der Boden, worin „man den Meerrettig pflanzet, recht „fett seyn, sonst gedeihen die Wur„zeln nicht sonderlich.“

Die Behauptung des Hrn. Millers, daß zur Erzeugung des Meerrettigs ein fettes Land erforderlich sey, ist vollkommen gegründet; allein die Fortpflanzung und überhaupt die ganze Behandlung dieses Gewächses habe ich an verschiedenen Orten auf eine andere Art gesehen, und diese nachher durch eigene Versuche für tüchtiger befunden, als die Methode des Herrn Millers.

„Hat man zum Meerrettigbau ein schickliches Feld aufgefunden, so wird „dasselbe im Herbst sehr reichlich mit „Kuhdünger belegt, und nachher etwa „zwei Spadenstiche tief umgegraben. „(Ein wildes unbebauetes Feld hinge„gen muß ein Jahr vorher 4 Fuß tief „rajolt werden, ehe es auf obige Art „behandelt wird.) Um nun das Land „in der Zeit nicht unbenutzt zu lassen, „kann man einige Gemüsesorten darauf „pflanzen, doch müssen es solche seyn, „deren Wurzeln nicht tief in den Bo„den eindringen, sondern nur durch ih„ren Anbau das Land locker erhalten, „und wo nachher das Meerrettigland „noch zweimal gegraben werden kann. „Ist dieses geschehen, so wird im März „oder zu Anfange des Aprils c) das „Land in 4 oder 5 Fuß breite Beete, „und in der Mitte jedes Beetes zwei „1½ Fuß weit von einander entfernte Li„nien abgetheilt, und die Wurzeln, „(welche den Winter über im Gewölbe „aufbewahrt werden, und nachher zum „Einlegen gehörig zubereitet sind, und „1 Fuß Länge haben, mit einem Pflanz„holze in gedachte vorgezeichnete Linien, „6 Zoll weit von einander entfernt, ge„pflanzt

c) An vielen Orten legt man im Herbst, zu der Zeit, wenn die Wurzeln zum Gebrauch ausgehoben werden, die Meerrettigpflanzen wieder in die Erde.

pflanzt. Dieſes Pflanzholz muß eben ſo lang, als der Schnittling (die Wurzel) iſt, ſchief in die Erde, und die Wurzel ſogleich mit der Spitze voran hinein geſteckt werden, und zwar ſo, daß das obere Ende nicht über die Erde hervorragt, ſondern mit der obern Fläche der Erde gleich iſt. Die Erde wird ſodann mit dem Fuße feſt getreten. Auf dieſe Art fährt man fort, bis die Linien und Beete völlig bepflanzt ſind.

Man legt die Wurzeln oder Stecklinge deswegen ſchief in die Erde, damit ſie, weil ſie ſich von ſelbſt wieder eine gerade Richtung verſchaffen, ſogleich in die Erde eindringen können, und folglich gezwungen ſind, mehr in die Länge zu wachſen, wodurch ſie nicht zu viele Nebenwurzeln austreiben, als wenn ſie ſogleich ſenkrecht in die Erde geſteckt werden. Ich habe dies mehr als einmal auf beiderlei Art verſucht, muß aber aufrichtig geſtehen, daß diejenigen Pflanzen, denen ich eine ſchiefe Richtung gab, weit ſtärkere Wurzeln lieferten, als die ſenkrecht gepflanzten.

Hr. Miller meint, daß die Nebenſchoſſen, oder die dazu tauglichen Stecklinge an ihrer Krone oder am obern Theile der Wurzel mit einem Treibauge verſehen ſeyn müßten, bevor ſie zur Fortpflanzung gebraucht werden könnten; allein ich habe bemerkt, daß dieſes eben nicht nöthig iſt, ſondern wenn die Stecklinge von den Wurzeln abgeſchnitten ſind, ſo können dieſelben, ohne mit Blätterknoſpen verſehen, wieder in die Erde gelegt werden. Die Wunde verhärtet, und der Kern oder das Mark der Wurzel bringt ſogleich neue Blätterknoſpen hervor. Hat man aber eine Menge ſolcher Wurzelſproſſen, welche mit Blätterknoſpen verſehen, und doch zum Gebrauch in der Küche zu ſchwach ſind, ſo kann man dieſelben auch mit gutem Erfolg zur Fortpflanzung aufnehmen.

Der Meerrettig liegt gewöhnlich 2 Jahre, an manchen Orten aber auch 3 Jahre, je nachdem das Land gut oder ſchlecht iſt, ehe derſelbe zum Gebrauch wieder aus der Erde genommen werden kann. Das Land, auf welches Meerrettig gepflanzt wird, iſt die Zeit über doppelt zu benutzen, denn man kann in den Zwiſchenreihen mancherlei Sorten Gemüſe bauen. Ich habe ſogar an vielen Orten zwiſchen denſelben Kartoffeln und Runkelrüben angetroffen, welche von ziemlicher Größe waren. Auch können an den Seiten der Beete Bohnen gepflanzt werden.

Im Frühjahre muß ein Meerrettigland, eben als wie ein Spargelland gegraben, um die grünen Blätterknoſpen herum die alten faulen Blattſtiele vom vorigen Jahre abgeputzt, und die Erde behutſam wieder um dieſelben herum gelegt werden. Zu der Zeit aber friſchen Dünger auf das

Land

Land zu bringen, um den darauf gepflanzten Produkten Wachsthum zu verschaffen, ist nicht rathsam und auch nicht nöthig, weil erstlich das Erdreich, ehe der Meerrettig darauf gepflanzt wird, mit Dünger reichlich versehen seyn muß, folglich den andern Produkten, ungeachtet die Meerrettigwurzeln viel Nahrung bedürfen, dennoch so viel, als zu ihrem Wachsthume nöthig ist, zu Theil wird. Zweitens ist der frische Dünger den Meerrettigwurzeln in so fern mehr schädlich als nützlich, weil derselbe unverwest an die jungen Blattknospen zu liegen kömmt, wodurch dieselben der Fäulniß ausgesetzt werden, und nachher die Wurzeln selbst anstecken.

Kömmt nun das zweite und letzte Jahr heran, in welcher der Meerrettig aus der Erde genommen werden soll, so müssen im Frühjahre solche Gemüßsorten zwischen denselben gepflanzt werden, die im Monat Aug. ihre völlige Reife erhalten, und um diese Zeit wieder abgeräumt werden können. Ist dies geschehen, so wird die Erde um jede Meerrettigwurzel einen Fuß tief weggeräumt, und die Wurzeln mit einem wollenen Tuche abgerieben, wodurch die feinen Fasern ohne Beschädigung der Hauptwurzel weggenommen werden. Sobald man dieses Geschäft vollbracht hat, so häuft man die Erde ganz locker wieder um die Wurzeln auf, und läßt diese ungestört bis im September oder October liegen, wo sie sodann zum Gebrauch ausgegraben, abgeputzt und getrocknet werden.

Das Abreiben der Fasern mit einem wollenen Tuche geschieht größtentheils darum, weil die Wurzelfasern doch abgenommen werden müssen. Geschähe dieses erst, wenn man den Meerrettig ausgräbt, so würden durch das Abschneiden der Fasern an den Hauptwurzeln Wunden entstehen, welche nicht wieder zuheilen können. Wird nun der Meerrettig in die Gewölbe gebracht, so entstehen durch die Ausdünstung an den Wurzeln Moder und faule Flecke, welche einen unangenehmen Geschmack und mehrere üble Folgen verursachen. Wenn man aber den Meerrettig nach obiger Vorschrift behandelt, so verwachsen die Wunden in einem Monate völlig, und man hat weiter nichts Widriges an denselben zu befürchten.

Die Blätter des Meerrettigs können, so wie sie ausgewachsen haben, abgebrochen werden, und man kann nur die jungen, welche ihre völlige Größe noch nicht erreicht haben, stehen lassen. Dies Abblatten kann den Sommer hindurch einigemal geschehen. Wie diese Blätter auf eine oder die andere Art benutzt werden können, und ob sie zur Fütterung des Viehes anwendbar sind, davon werde ich in der Folge einmal mehr sagen, und zugleich meine Versuche, die ich mit denselben anstellen werde, den Lesern dieses Magazins mittheilen. Sollten sie gelingen, so würde dadurch der Nutzen des Meerrettigbaues noch

mehr

mehr einleuchten, weil die Meerrettigblätter, wenn das Erdreich gut ist, in Menge zum Vorsch in kommen.

Der Meerrettig ist, wie schon gedacht, sehr schädlich, besonders steht er bei dem gemeinen Manne in grossem Ansehn, blos weil sich derselbe lange hält, und weil er im Frühjahre, wenn die Gemüse angenehm werden, von dem Landmanne viel genossen wird. Wird nun derselbe gut behandelt, so bringt er viel Geld ein; in Jena wird jährlich sehr viel davon verkauft, und zwar das Schock für 12 und 14 gr., je nachdem die Wurzeln gross sind. Man berechne nun, wie viel Schock auf einem Acker gebauet, und in die Gegenden, wo das Klima und das Erdreich zum Anbau nicht tauglich sind, verkauft werden können, und man wird leicht finden, daß sich der Gewinn davon sehr hoch beläuft, und die darauf verwandte Mühe und Unkosten reichlich ersetzt. Vorzüglich könnte der Meerrettigbau den von Hannover wohnenden Gartenleuten von sehr großem Vortheile seyn, indem in Hannover wie bekannt, jährlich eine große Menge Meerrettig consumirt wird, welcher größtentheils von auswärtigen Landleuten dahin gebracht und verkauft wird.

In einer Obstplantage ist es übrigens nicht rathsam, Meerrettig zu ziehen, weil die Wurzeln der Bäume bei dem Herausheben der Meerrettigwurzeln leicht Schaden leiden können. Am schicklichsten sind solche Länder, worauf schon Gemüse gebauet, wird, weil dasselbe zwischen dem Meerrettig noch nebenher sehr gut gezogen werden kann.

Eine Methode, den Meerrettig zu trocknen, zu pulverisiren, und den Sommer über zu gebrauchen, empfiehlt Herr Riem in seiner monatlichen praktisch-ökonomischen Encyclopädie Band 2. S. 532.; allein da dieses Buch nicht in jedermanns Händen seyn mögte, so will ich dessen Methode hieher setzen:

„Den Meerrettig, (Cochlearia armoracia) den man bis zum October im Lande hat stehen lassen, mache man jetzt noch zeitig aus, und trockne sich einen ziemlichen Vorrath für den Winter ab. Die oben abgeschnittenen Keimen und andern Seitenprossen hebt man zum neuen Setzen auf. Man verfährt damit nach Eisens Unterricht von der allgemeinen Kräuter- und Wurzeltrocknung Th. 1. S. 103. u. f. w. auf folgende Art: nachdem der Meerrettig, wozu die kleinsten Wurzeln, die man sonst nicht so leicht nutzen kann, aber doch noch taugen, gereinigt worden, so zerschneidet man ihn entweder in die Länge oder in die Quere; alsdann trocknet man ihn schnell auf einem Ofen, oder hat man dessen viel, in dem Kräuterofen oder einem andern Obstdarrofen (Statt letzterer kann man die Kartoffeldarren brauchen, die in den Abhandlungen der ökonomischen Gesellsch. zu Bern vom Jahr 1772. Th. 2. Tab. II. III. beschrieben sind) zerstößt ihn zu einem Mörser zu Pulver, das man durch ein

ein Sieb schlagen, und in Flaschen wohl verpfropft aufbewahren kann. Will man dergl. Meerrettigpulver um die Zeit, wenn kein frischer mehr taugt, gebrauchen, so feuchtet man eine Portion mit frischem Wasser an, läßt solche einige Minuten damit ste-

hen, so bekömmt der Meerrettig seine alte Stärke wieder, wornach man ihn mit Milch oder Fleischbrühe kochen, oder kalt mit Essig oder Zucker, so wie das gedörrte Rettigpulver, zum Sallat nehmen kann.

E. L. W—m.

Fernere Anzeige,
die Fortsetzung des gemeinnützigen Volksblatts der Königl. Preuß. Märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam betreffend,

Als die Königl. Preuß. Märkische ökonomische Gesellsch. zu Potsdam sich vor 2 Jahren entschloß, ein gemeinnütziges Wochenblatt herauszugeben, kündigte ich solches in diesem Magazin dem Publikum an, und die Herren Buchhändler, Gebr. Hahn hieselbst, die so gerne alles Gute mit befördern helfen, waren auf mein Ersuchen so gefällig, Pränumeration darauf anzunehmen, welche denn auch sehr erwünscht ausfiel.

Die beiden nun geschlossenen Jahrgänge des gemeinnützigen Volksblatts haben das Publikum hinlänglich überzeugt, wie sehr die Märkisch ökonomische Gesellschaft es sich angelegen seyn läßt, gemeinnützige Sachen und praktische Erfahrungen bekannt zu machen, um dadurch den Bürger und Landmann zu unterrichten, und dessen Wohlstand in moralischer Hinsicht zu befördern. Se. Majestät der König von Preußen hat auch sein höchstes Wohlgefallen über die Arbeiten der Gesellschaft nicht nur zu erkennen gegeben, sondern auch erlaubt, daß dieses Volksblatt aus den Kirchen- und Cämmereicassen zur bessern Ausbreitung der darin enthaltenen Vorschläge u. Verbesserungen in der Stadt- und Landwirthschaft angeschaft werden könne. Die mehrsten Cämmereien und Kirchen im Preußischen haben es gethan, und ich wünsche, daß sich auch recht viele im hiesigen Lande dies gemeinnützige Volksblatt anschaffen mögen, zumal da die geringe Ausgabe von einem Thaler jährlicher Pränumeration, wohl nicht leicht beschwerlich fallen kann. Die Deputation der Märk. ökonom. Gesellschaft hat den Verlag besagten Volksblatts der Horvathschen Buchhandlung in Pots-

Potsdam überlassen, und die Pränumeration mit einem Thaler für das Jahr 1800., welche die Herren Gebr. Hahn für die hiesigen Lande annehmen, da ich solche wegen meiner Berufsgeschäfte nicht selbst übernehmen kann, steht bis zum 1sten Febr. offen; nachher tritt der Ladenpreis von 1 Thaler 12 ggr. ein.

Wer auf den Jahrgang 1800. pränumeriren, und die beiden vorigen Jahrgänge dazu haben will, bekömmt diese für den Pränumerationspreis. Einzelne Jahrgänge werden nicht andere, als für 1 Thl. 12 ggr. gegeben.

Hannover

Daß bei dem Verlage dieses Volksblatts auf kaufmännischen Vortheil keine Rücksicht genommen worden, beweiset der so sehr geringe Preis desselben hinlänglich, wofür keine einzige Monatsschrift in Deutschland geliefert wird. — Auf 10 Exemplare wird das 11te gratis gegeben.

Von den Annalen der V. P. Märk. ökonom. Gesellsch. ist des 2ten Bandes 2tes Heft erschienen, und für 6 ggr. zu bekommen. Alles, was bis jetzt davon heraus ist, kann man in allen Buchhandlungen für 4 Thl. haben.

Georg Friedrich Wehrs,
ordentliches Mitglied der Königl. Preuß. Märkischen ökonomischen Gesellschaft in Potsdam.

Verbesserung.

Im 100ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre Seite 1609. Zeile 25. von oben herunter, lese man nach den Worten: folglich hatte das Geburtsjahr selbst die goldene Zahl 1. Nun behauptet Hr. N., das Geburtsjahr Christi habe die Jahrzahl 1. erhalten; ist dies gegründet ꝛc.

Hannöverisches Magazin.

104tes Stück.

Montag, den 30ten December 1799.

Uebersicht der allgemeinen Armenpflege des K. Ch. Armencollegiums zu Hannover von Michaelis 1798. bis 1799.

Unser wohlthätiges Publikum hat, aus eigener Bewegung, in dem letzten harten Winter von 1798. bis 1799. unsere öffentlichen Armenanstalten mit der ansehnlichen Summe von

817 Thl. 16 mgr. 6 pf. Cass. M.

ausserordentlich unterstützt.

Diese Summe ist verwand:

1) Zur Speisung von einhundert Armen, binnen 8 Wochen, mit Suppe, Gemüse und Fleisch, unter täglicher Aufsicht der Armenärzte, Doctoren Mühry und Nolte, auf die Beschaffenheit der Speisen, wovon die Armen ihre tägliche Portionen theils selbst, unter gehöriger Controle, abholten, theils ihnen, wenn sie es bedurften, überbracht wurden, auch zur Anschaffung von Victualien für solche, welche dieses wünschten,

mit 467 Thl. 24 mgr. C. M.

2) So wie zur Anschaffung von 130 wollenen Decken für die Hülfsbedürftigsten, mit

221 Thl. 33 mgr. 1 pf. C. M.

3) Und endlich, für die Mühwaltung derer, welche die Vertheilung des Lagerstrohes, der Decken und Speisung, nach dem Befehl und Auftrag des Königl. Armencollegiums, bei den Armen besorgt haben, zur Belohnung dieser untersten Subalternen mit 17 Thl. 33 mgr. C. M.

4) Den Ueberschuß von 110 Thl. Cass. M.

hat Königl. Armencollegium, zur ausserordentlichen Unterstützung armer, von den Armenärzten empfohlener, kranker Personen, mit Suppe in gehöriger Quantität und Qualität, so lange dieser ausserordentliche Fond währte, angewand.

Seit dem Jahre 1797. haben unsers allergnädigsten Königs und Herrn Majestät, auf den Antrag hiesiger hoher Königl. Churfürstl. Landes-Regierung, geruhet, ausser dem, aus allerhöchst Ihro hiesigen Cassen bereits vorhin erfolgenden beträchtlichen jährlichen Beitrage, annoch vorerst auf sechs Jahre lang, eine Beisteuer von jährlich Fünf Hundert Thaler allerhuldreichst zu bewilligen.

Die hochlöbliche Calenbergische Landschaft hat den bisherigen Quartalbeitrag zur hiesigen Armencasse von Vierzig auf Funfzig Thaler erhöhet.

Nach dem, unter Sr. Königl. Majestät unmittelbarer, allerhöchsten Genehmigung, von hoher Königl. Churfürstl. Landes-Regierung festgesetzten Regulativ, soll das Schulgeld für die Kinder der dürftigen Einwohner beider Städte, aus ihren geistlichen Aerarien, von jeder, für ihre armen Einwohner, zu ihrem Theil, in Zukunft gestanden werden. Da, nach der Landesherrlichen Armenordnung d.d. Han-

nover den 6ten December 1702. (in den Calenbergischen Landesordnungen Theil I. Seite 963 und 64) bei einem jeden Einwohner auch Handgenossen zur Versorgung der Armen wöchentlich gesammelt werden, und die Sammler nicht allein die herrschaftlichen Civilbedienten, Bürger und Hausflinge heute um solche Almosen ansprechen sollen; sondern auch bei einquartirten Officieren und denjenigen, die sich bei einem und andern eingemiethet, auch insonderheit in den Wirthshäusern bei den Fremden und Durchreisenden sich deshalb zu melden angewiesen sind; so ist von hoher Königl. Churfürstl. Landes-Regierung das hiesige Publikum durch ein gedrucktes Avertissement zu verhältnißmäßiger Bewilligung und Vermehrung der bisherigen freiwilligen Beiträge im Jahre 1797. ermuntert.

Es haben im abgewichenen Rechnungs-Jahre, von Michaelis 1797. bis dahin 1798., die freiwilligen Gaben aus Privat- und Wirthshäusern 74 Thl 9 mgr. 5 pf. mehr, als im vorigen Jahre betragen.

Ob gleich die gegenwärtigen menschenfreundlichen, die unentgeltliche Armenmedicinalpflege besorgenden Herren Aerzte, sich rühmlichst bemühen, durch Verordnung möglichst einfacher Arzneimittel, auch diese sonst so beträchtliche Ausgabe der Armencasse, nach Möglichkeit zu mindern, so haben dennoch die Armenarzneikosten im letzten Jahrgange

257 Thl. 15 mgr. 3 pf. C. M.

mehr als in dem vorhergehenden betragen, welches

1) Theils in der Anzahl mehrerer Kranken, welche die vorjährige um 157 übersteigt, seinen Grund hat.

2) Theils auch und vorzüglich, durch eine, nach dem übereinstimmenden Urtheil und Bemerkungen der Aerzte, so auffallend und allgemein beobachteten, ausser andern Ursachen hauptsächlich von der seit dem Herbst vorigen Jahrs herrschenden nachtheiligen Witterungs-Beschaffenheit, herbeigeführte neruse Grundlage der Krankheiten verzeichnet worden ist, deren gehörige und zweckmäßige Behandlung einen Theils eine besondere, jener Grundlage angemessene Curart erforderte, andern Theils aber auch nicht immer eine so schnelle fortschreitende Heilung tuliet, als man in andern Zeiten und bei günstigern Umständen, sicher und mit Recht erwarten durfte. Aus dieser Ursache war diesmal, auch bei der sorgfältigsten Auswahl der Arzneimittel, ein höherer Kostenaufwand nicht wohl zu vermeiden.

Eine wohlthätige Gesellschaft hat im verflossenen Jahre wieder, wie in dem vorhergehenden, der dürftigen Classe hiesiger Einwohner auf Alt- und Neustadt, durch sich menschenfreundlich angenommen, daß überhaupt über 40 Personen und darunter 11 von den unter unserer näheren Obhut stehenden Reconvalescenten, in Hinsicht des Unterhalts, Quartiers und Fuhrlohns bei dem Zimmer Schwefelbade bis auf einen Nachschuß der Armencasse von 15 Thaler, freigehalten worden sind.

Durch alles dieses und durch die übrige möglichste Beschränkung der Ausgabe der Armencasse im verflossenen Jahre, hat es keines Zuschusses aus dem Capitalfond zu den currenten Ausgaben bedurft, vielmehr ist man im Stande gewesen, einen Ueberschuß von 887 Thalern zu erspahren.

Für dieses alles sey den Wohlthätern der Armen der herzlichste Dank geweiht.

Bei diesen neuen rührenden Beweisen der Allerhöchsten Landesväterlichen Huld, der hohen Vorsorge Königl. Churfürstl. Landesregierung und menschenfreundlicher Milde unserer vermögenden Mitbürger, dürfen wir, unter dem Göttlichen Beistande, hoffen, die seit dem Jahre 1779. eingetretene ansehnliche Erweiterung der Armenpflege nicht wieder einschränken zu müssen, sondern ferner in bestreiten zu können.

Uebrigens wird bei dem hiesigen Armenwesen nach folgenden Grundsätzen gehandelt:

Die

Diejenigen, welche sich auf eine beglaubte Art als Arme qualificiren, erhalten eine Unterstützung an Gelde; keinem der hiesigen Armen wird eine höhere Unterstützung als zween Thaler monatlich an baarem Gelde verwilliget. Dagegen wird den Kranken freie Cur und Medicin gegeben. Die armen Schulkinder erhalten nebst freier Schule, Bücher auch Kleidung, sobald sie zur Schule gehen. Wenn es an Arbeit fehlt, dem wird Gelegenheit zum Verdienst geschaffet. Nothdürftige Reisende bekommen, da die Straßenbettelei nicht geduldet wird *), eine nothdürftige Gabe von den Armengefällen, zur Fortsetzung ihrer Reise. Rechnet man hierzu die beträchtlichen Kosten des im Jahre 1779. angelegten Arbeits- u. Erziehungshauses, worin bereits 1042 Personen theils erhalten sind, theils noch erhalten werden; so wird man einräumen müssen, daß zur Bestreitung aller dieser Ausgaben ansehnliche Summen nöthig sind, deren Belang dadurch nothwendig sehr vermehrt ist, daß durch die im Jahre 1784. in der ganzen Stadt angeordnete Armenväter zeitiger und häufiger die Armendirection von den Bedürfnissen der Nothleidenden benachrichtigt wird, und die allgemeine Armen- Medicinal- und Chirurgische Pflege, nebst dem damit verbundenen Kostenaufwande für Arznei, zum Besten dürftiger Kranken, dadurch sehr erweitert ist, daß mehrere Herren Aerzte nach den, sieben Distrikten der Stadt, in welche man diese unentgeltliche Arzneipflege vertheilt hat, die Aufsicht über die Kranken unter der Armuth führen, und, eben dadurch, die Wohlfahrt des Dürftigen sorgfältiger wahrgenommen wird.

Da von allen Classen der Armen vorzüglich zwo der ganz besondere Aufmerksamkeit und Vorsorge der Armendirection bedürfen, nemlich die Classe der Kranken

*) Um das sogenannte Fechten und Betteln, so weit es durch öffentliche Anstalten möglich ist, zu verhüten, werden solchen einpassirenden reisenden Fußgängern, von welchen dergleichen zu besorgen ist, folgende Warnungszettel an den Thoren, von dem wachthabenden Unterofficier, nach Untersuchung ihrer Kundschaften und Passe, und Einzeichnung ihres Namens, unter der Bedeutung mitgetheilt, dieselben bei ihrer Abreise, an dem Thore, wo sie auspassiren, wieder abzuliefern;

Warnungszettel für Handwerker:

Vorzeiger dieses ist dato zum vom gebürtig, und von Profession ein Thore hereinpassirt, und demselben, jedoch daß er sich alles Bettelns und Fechtens bei harter Gefängnißstrafe bei Wasser und Brodt enthalte, nirgends anders als auf der Herberge seiner Profession logiere, den Abend von Michaelis bis Ostern nach 5 Uhr, von Ostern bis Michaelis nach 6 Uhr, nicht mehr von der Herberge ausgehe, zween Tage zu seinem Aufenthalt hieselbst verstattet. Im Fall er aber binnen solcher Frist keine Arbeit allhier bekommen sollte, so hat er sich alsdenn ohne längeren Aufenthalt, und zwar bei Vermeidung nachdrücklicher Strafe, sofort von hier wieder weg zu begeben, zuförderst aber diesen Zettel von dem Herbergsvater unterschreiben zu lassen, und solchen in dem Thore, wo er herauspassirt, wieder zurück- und abzugeben.

Für andere:

Empfängern dieses wird bei Gefängnißstrafe verboten, in hiesiger Stadt fechten und betteln zu gehen.

Auf den Straßen sind unter der Aufsicht des Armenobervogts und dessen Gehülfen Armenvögte als bestimmten Revieren der Stadt, zur Wahrnehmung der Bettelei und Einführung der dabei betretenen vertheilt. Für jede Einführung, deren in diesem Jahre 207 vorgefallen sind, wird eine Belohnung von Sechs Mariengroschen aus der Armencasse den Unterbedienten, ausser ihrem übrigen Gehalt, bezahlt. Die Eingeführten werden der Armendirection zum Verhör und Bestrafungsverfügung sistiret, und in der Wohnung des Armendirectoriums ist von Morgens 6 bis Abends 10 Uhr ein Armenvogt gegenwärtig, um die in einem Privathause etwa angehaltene Bettler, auf geschehene Anzeige, abzuholen.

und die der untergezogenen Kinder, weil diese beide die hülflosesten und Hülfe bedürftigsten sind; so hat man die Unterstützung dieser beiden Classen ansehnlich erweitern müssen, hiernach ist der Ertrag der Armenkassen

Im Jahre	1795.	–	1344	Thl.	8	mgr.	6 pf.
=	1796.	–	1344	=	8	=	6 =
=	1797.	–	1036	=	20	=	4 =
=	1798.	–	1335	=	24	=	5 =
=	1799.	–	1593	=	4	=	– =

und die

a) der Alimentation armer Kinder unter zwei Jahr alt:

Im Jahre	1795.	—	180	Thl.	6	mgr.	
=	1796.	—	131	=	9	=	
=	1797.	—	84	=	18	=	
=	1798.	—	40	=	12	=	
=	1799.	—	51	=	15	=	

b) so wie der nothdürftigen Kleidung sämtlicher armer Kinder, bis zur Confirmation derselben:

Im Jahre	1795.	–	665	Thl.	27	mgr.	1 pf.
=	1796.	–	798	=	13	=	7 =
=	1797.	–	699	=	30	=	3 =
=	1798.	–	794	=	2	=	4 =
=	1799.	–	871	=	22	=	3 =

Durch diese letztere Vorsorge wird nicht nur für den physikalischen Wohlstand der Kinder gesorgt, sondern auch den wirklichen und Pflegeältern der Vorwand der Nachsicht bei den Schulversäumnissen der Kinder benommen.

Die Einrichtung der hiesigen wöchentlichen Sammlungen auf Bücher ist diese: die ganze Stadt Hannover, Alt- und Neustadt, ist in 92 Distrikte von 15 bis 30 Häusern, so wie deren Lage es rathsam gemacht, abgetheilt. Ein jeder Distrikt sammelt unter sich, statt der montägigen Büchsen, nach diesem Buche; und das Armendirectorium wünschte, daß es, wie in andern großen Städten, es mit Nutzen geschiehet, auch hier die Sammlung nach der Reihe, von dem Hausherrn, oder Hausinhaber, zum Besten der Armuth selbst besorgt werde. Bei Behinderung des einen oder andern übernimt der Nachbar die Sammlung. Sollten aber auch dabei Schwierigkeiten eintreten, so wird das Armendirectorium dafür sorgen, daß die Sammlung geschehe. Der Betrag der wöchentlichen Sammlung wird an den Armenregistrator Warnecke abgeliefert, und der Empfang von ihm im Sammlungsbuche wöchentlich quitirt. Ein jeder, sowohl Hausherr als Miethsmann, zeichnet, oder läßt durch den Sammler in das Buch zeichnen, wie viel er gegeben. Der Ertrag dieser Sammlungen ist gewesen:

Im Jahre	1783.	–	6633	Thl.	24	mgr.	– pf.
=	1784.	–	6675	=	21	=	– =
=	1785.	–	6137	=	14	=	3 =
=	1786.	–	5990	=	5	=	7 =
=	1787.	–	5895	=	23	=	7 =
=	1788.	–	5449	=	18	=	4 =
=	1789.	–	5300	=	5	=	3 =
=	1790.	–	4978	=	17	=	1 =
=	1791.	–	4921	=	13	=	1 =
=	1792.	–	4781	=	8	=	2 =
=	1793.	–	4681	=	9	=	7 =
=	1794.	–	4420	=	16	=	– =
=	1795.	–	4189	=	6	=	1 =
=	1796.	–	4341	=	25	=	3 =
=	1797.	–	4663	=	29	=	– =
=	1798.	–	4808	=	22	=	4 =
=	1799.	–	4872	=	9	=	– =

Dagegen haben vom Capitalfond der Königl. Armencasse zu Bestreitung der nöthigen Ausgaben verwendet werden müssen, vom Jahre 1784. bis 1796:

9897 Thl. 2 mgr. 3 pf. Cass. M.

Alle zur Verbesserung der Armenanstalten gereichende, thunliche Vorschläge werden der Armendirection von jedem, insonderheit aber von den bestellten Armenvätern, willkommen seyn, welchen letztern man, wenn sie es begehren, über die Verwendung der Armengelder jederzeit nähere Auskunft zu geben bereit ist, auch gegenwärtig die Bilanz der Einnahme und Ausgabe der Haupt-Armencasse, von Michaelis 1798. bis 1799. beigefügt wird.

Das Armendirectorium hieselbst.

Verzeichniß der Armenväter der Alt- und Neustadt Hannover, mit den beigefügten Nummern der Distrikte.

A. In der Altstadt.

Leinstraße.

1) Hr. Bürgercorporal Sachse.
2) " Hofjuwelirer Wilhelmi.
3) " Registrator Prieser.
4) " Goldarbeiter Hinrichs.
5) " Kaufmann Pormann, jun.
6) " " Detert.
7) " Diaconus Prieser.
8) " Gerichtschr. Stockregen.
9) " Materialieninspector Borchers.
10) " Senator Schmidt.
11) " Bürgercorporal Schick.
12) " Buchbinder Liebermann.
13) " Hofgürtler Bökeler.
14) " Bürgercorporal Masch
15) " " Buchholz.
16) " Schneideramtsmeister Marxhausen.

Röbelingerstraße.

1) Hr. Chirurgus Schmith
2) " Maueramtsvorsteher Schilling.
3) " Bürgercorporal Schnabel.
4) " Hockenamtsvorsteher Stoltze jun.
5) " Knochenhaueramtsvorsteher Bieste.
6) " Bürgercorporal Metzler.
7) " Gürtler Bökeler, jun.
8) " Bürgercorporal Voß.
9) " Schusteramtsmeister Grove.
10) " Diaconus Pormann, sen.
11) " Knochenhauer Cruß.
12) " Schusteramtsmeister Albrecht.
13) " Ruhmeister Hunstock.
14) " Hokenamtsvorsteher Beuermann.
15) " Fischer Rotermund.
16) " Uhrmacher Sebaum.
17) " Klempner Juß jun.

Marktstraße.

1) Hr. Senator Schär.
2) " Bürgercorporal Strübel.
3) " Kaufmann Stakemann.
4) " Diaconus Segar.
5) " Bürgercorporal Hornemann.
6) " Kaufmann Hildebrand.
7) " Spediteur Steinwedel.
8) " Schusteramtsmeister Beckmann.
9) " Stadtchirurgus Mohrmann.
10) " Registrator Meyer.

Aegidienneustadt.

1) Hr. Hofgerichtsassessor Ifland.
2) " Soltmann.
3) " Bürgercorporal Jüchling.
4) " Tischler Frischgesell.
5) " Büchsenschifter Reif.

Osterstraße.

1) Hr. Bürgercorporal Stoltze.
2) " Hufschmidt Mannegold.
3) " Brauknecht Mortelke.
4) " " Schmidt.
5) " Sattleramtsvorsteher Martin.
6) " Maurergeselle Meyer.
7) " Braumeister Knocke.
8) " " Lampe.
9) " Tischler Kuhlmann.
10) " Bürgercorporal Ahrens.
11) " Senator Wedekind.
12) " Zimmergeselle Ahrens.
13) " Diaconus Droste.
14) " Hokenamtsgenosse Hofmann.
15) " Hofkupferschmidt Krüger.
16) " Brauverwalter Bode.
17) " Brauergildevorsteher Wegener.

B. In der Neustadt.

Lange Straße.

1) Hr. Schatzeinnehmer Haase.
2) " Zinngießer Taberger.
3) " Kaufmann Ziemann.
4) " Knochenhauer Walter.

Wallstraße.

1) Hr. Schusteramtsmeister Segers.
2) " Bürgercorporal Grieß.

Bockstraße.

1) Hr. Kaufmann Tacke.
2) " Bürger Wynecke.

Bergstraße.

1) Hr. Schneideramtsmeister Bertram.
2) " Gotschmiedeamtsvorsteher Eckard.

Baderstraße.

1) Hr. Schusteramtsmeister Meyer.
2) " Kaufmann Hormann.
3) " Hokenamtsvorsteher Mensing.
4) Hr. Senator Hänel.
5) " Gastwirth Wolperding.

Calenbergerstraße.

1) Hr. Negocians Langefeld.
2) " Kaufmann Bünning.
3) " Stadtchirurgus Hischbeck.

Brandstraße.

1) Hr. Hofbauschmidt Otten.
2) " Hofofenseger Lüders.
3) " Schmidt Seelmeyer.
4) " Regierschreiber Haase.
5) " Böttcher Hormann.

Kleine Duvenstraße.

1) Hr. Hofporer Mencke.

Große Duvenstraße.

1) Hr. Hillebrand.

Rothe Reihe.

1) Hr. Diaconus Wedekind.

Bi-
der Einnahme
der Hannöveriſchen Armencaſſe,

Einnahme.	In Caſſenmünze Rthlr.	gr.	pf.
I Ueberſchuß vom vorigen Jahre —	952	17	6
II. Einkünfte:			
1) aus Caſſen,			
A. Seiner Königl. Majeſtät,			
1. aus der Rentcammer, — —	600	—	—
auſſerordentlicher Zuſchuß — — —	400	—	—
2. aus der Kloſtercaſſe — —	600	—	—
auſſerordentlicher Zuſchuß — — —	100	—	—
3. aus der Invalidencaſſe — —	240	—	—
4. = = Kriegscaſſe — —	200	—	—
5. = = Licentiraſſe — —	40	—	—
6. = = Hofküchenbube wegen des Fürſtenhofes —	93	—	—
B. Calenbergiſcher Landſchaft — —	200	—	—
C. Cämmerei,			
a. der Altſtadt — —	50	—	—
b. der Neuſtadt — — —	20	—	—
2) an eingegangenen Capitalien — —	933	12	—
3) an Zinſen — — —	389	21	—
4) aus Sammlungen,			
A. aus denen nach der Landesherrlichen Armenordnung eingeführten 92 Allmoſenbüchern —	487	9	—
B. in Kirchen — —	747	17	—
C. aus Büchſen in Jahrmärkten, Wirthshäuſern und ſonſt — —	25	27	4
D. beim groſſen Umgang der Armen Oſtern und Michaelis — — —	536	13	7
5) an Hausmiethe — — —	46	—	—
6) an wiedererſtattetem Schulgelde bürgerl. Kinder —	269	17	4
7) an wiedererſtatteten Auslagen für Bücher —	52	12	4
8) Insgemein, aus einzelnen wilden Zuflüſſen, und verwechſelter ſchlechter Silber- und Kupfermünze —	287	32	2
9) an Reſtanten — — —	44	28	6
Summa der Einnahme —	11670	29	1
Hievon die nebenſeitige Ausgabe ab mit —	10785	15	5
Iſt in dieſem Jahre Ueberſchuß —	885	13	4

lance
und Ausgabe
von Michaelis 1798. bis dahin 1799.

Ausgabe.	In Cassenmünze Rthlr.	gr.	pf.
I. Vorschuß vom vorigen Jahre — —	—	—	—
II. Austheilungen an Arme: welche theils monatlich, theils wöchentlich geschehen			
1) an einheimische:			
a. im Civil, an 280 Personen —	2576	24	4
b. im Militair, an 64 Personen — —	628	18	—
2) an Durchreisende — — —	141	19	4
III. Auslagen für Arme:			
1) Zuschuß an das Arbeitshaus — —	1100	—	—
2) zu Verpflegung und Erziehung 84 armer Kinder —	608	24	—
3) Schulgeld für 296 arme Kinder — —	331	22	—
4) für Kleidung — — —	871	22	3
5) = Bücher — — —	88	16	4
6) = Arznei und chirurgische Hülfe — —	1593	4	—
7) Begräbnißkosten — — —	33	21	—
8) behuf Unterhaltung der eingeführten 207 Bettler, und Belohnungen der Armenvögte die sie eingeführt haben — — —	119	10	4
IV. Zur Erhaltung der Verfassung der Armenanstalt:			
1) Besoldung:			
a. für fünf Mitglieder des Collegiums, 2 Rechnungsofficialen und 2 Armenbücheraufseher, —	648	—	—
b. für den Obervogt, 1 Gehülfen und 11 Armenvögte — — — —	696	—	—
2) Belohnungen an 15 Aufseher und 15 Träger der Büchsen beim halbjährigen großen Umgange der Armen — — —	20	—	—
3) Copialien *) — — — —	70	33	—
4) Schreibmaterialien — — —	31	1	2
5) Insgemein, worunter die aus den Kirchen und sonst bei der Armencasse eingegangene, jedoch nach der Absicht der Wohlthäter sofort an dürftige Personen wieder verabreichte milde Gaben, ausserdem auch die wegen der dem K. Armencollegio zustehenden beiden Häuser vorgefallenen Reparationskosten ꝛc. mit begriffen sind —	293	3	—
V. Belegtes Capital — — —	933	12	—
Summa der Ausgabe —	10785	15	5

*) Weil dieses Jahr drei Register ausgefertigt sind.

Vergleichung der Einnahme und Ausgabe gegen voriges Jahr.

In der Einnahme ſind plus:

An Ueberſchuß	—		560 Thl.	10 gr.	6 pf.
Aus der Hofküchſtube	—		1 =	— =	— =
An eingegangenem Capital	—	933 =	12 =	— =	
= Zinſen	—	—	27 =	26 =	3 =
Aus den Almoſenbüchern	—	63 =	22 =	4 =	
= Büchſen in Jahrmärkten ꝛc.	—	8 =	23 =	1 =	
An Auslage für Bücher	—	18 =	31 =	2 =	
Insgemein	—	—	110 =	8 =	1 =
		Summa —	1723 Thl.	26 gr.	1 pf.

Dagegen ſind minus:

An Sammlungen aus Kirchen	—	104 Thl.	26 gr.	3 pf.
Aus den Umgängen	287 =	9 =	7 =	
An Schulgelde	— 54 =	6 =	5 =	
	— —	446 =	6 =	7 =

Abgezogen, bleibt in der Einnahme plus — 1277 Thl. 19 gr. 2 pf.

In der Ausgabe ſind plus:

An Civilarme	—	—	275 Thl.	6 gr.	— pf.
= Durchreiſende	—	42 =	13 =	4 =	
Für Verpflegung armer Kinder	—	41 =	— =	— =	
An Schulgelde	—	—	2 =	33 =	2 =
Für Kleidung	—	—	77 =	19 =	7 =
= Bücher	—	—	45 =	11 =	4 =
Arznei und chirurgiſche Hülfe	—	257 =	15 =	3 =	
Begräbnißkoſten	—	—	9 =	18 =	— =
Für Copialien	—	—	53 =	25 =	— =
= Schreibmaterialien	—	2 =	23 =	2 =	
Insgemein	—	—	42 =	2 =	2 =
Belegtes Capital	—	—	933 =	12 =	— =
		Summa —	1783 Thl.	— gr.	— pf.

Dagegen ſind minus:

An Militairarme	90 Thl.	12 gr.	— pf.	
= Zuſchuß fürs Arbeitshaus	— 321 =	3 =	4 =	
Für Unterhaltung der Bettler ꝛc.	— 16 =	33 =	— =	
= Aufſeher und Büchſenträger	10 =	— =	— =	
		438 =	12 =	4 =

Nach der Vergleichung bleibt Ausgabe plus — 1344 Thl. 23 gr. 4 pf.

Das Plus der Einnahme von dem Plus der Ausgabe abgezogen, bleibt plus Ausgabe — 67 Thl. 4 gr. 2 pf.

Ziehet man dieſe von dem Ueberſchuß des vor. Jahrs ab — 052 = 17 = 6 =

Digitized by Google

Digitized by Google

Forrestal
ANNEX
1986

Digitized by Google

Digitized by Google